This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,748

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:
DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
DR. S. WAHRMANN, DR. A. WEISBACH, DR. J. N. WOLDŘICH.

Redactions-Beirath:
DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:
FRANZ HEGER.

XXII. BAND.

(Der neuen Folge XII. Band.)

Mit 4 Tafeln, 9 Textseiten-Illustrationen und 200 Textfiguren.

WIEN.
In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1892.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Niederle, Dr. Lubor. Die neuentdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformirte prähistorische Schädel aus Böhmen. (Mit 12 Text-Illustrationen.) 1

Stolpe, Dr. Hjalmar. Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker. Eine ethnographische Untersuchung. (Mit 58 Text-Illustrationen) . . 19

Makowsky, Alexander. Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Mit Funden aus der Mammuthzeit. (Mit 3 Tafeln.) 73

Török, Dr. Aurel v. Neuere Beiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels in Bezug auf die craniometrische Analyse der Schädelform. (Mit 11 Text-Illustrationen.) 85

Meringer, Dr. Rudolf. Studien zur germanischen Volkskunde. Nachtrag zu Bd. XXI, S. 101 ff. (Mit 7 Text-Illustrationen.) 101

Hoernes, Dr. Moriz. Die ornamentale Verwendung der Thiergestalt in der prähistorischen Kunst. (Mit 15 Text-Illustrationen.) 107

Ter-Mowsesjanz, Parsadan. Das armenische Bauernhaus. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Armenier. (Mit 55 Text-Illustrationen.) 125

Wlislocki, Dr. Heinrich v. Tod und Todtenfetische im Volksglauben der Magyaren 172

Romstorfer, Carl A. Typen der landwirthschaftlichen Bauten im Herzogthume Bukowina. (Mit 9 Textseiten-Illustrationen und einer Textfigur.) . . . 193

Heger, Franz. Goldgeräthe von den Philippinen. (Mit einer Tafel in Lichtdruck) 216

Literaturberichte.

Amira, Karl v. Thierstrafen und Thierprocesse 71

„Český lid." Sborník věnovaný studiu lidu českého v Čechách, na Moravě, v Slezsku a na Slovensku 122

Duhn, F. v. Die Benützung der Alpenpässe im Alterthum 66

Falchi, Isidoro. Vetulonia e la sua necropoli antichissima 181

Gerland, Dr. Georg. Atlas der Völkerkunde 186

Goodyear, H. Wm. The grammar of the lotus, a new history of classic ornament as a development of Sun worship 121

Groot, J. J. M. de. The Religions System of China, in ancient forms, evolution, history and present aspect, manners, customs and social institutions connected therewith. Vol. I, Book 1 188

Gsell, Stéphane. Fouilles dans la nécropole de Vulci 182

Seite

Hagen, Dr. Bernh. Anthropologische Studien aus Insulinde 221

Hein, Alois Raimund. Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika . . 120

Hesselmeyer, Ellis. Die Pelasgerfrage und ihre Lösbarkeit 68

Holm, G. Ethnologisk Skizze of Angmagsalikerne . . . 190

Inscriptions de l'Orkhon. Recueillies par l'expédition finnoise 1890 224

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens. VII. Jahrgang 70

Krause, Ernst (Carus Sterne). Thuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat 67

Kříž, Dr. Martin. Kůlna a Kostelík. Dvě jeskyně v útvaru devonského vápence na Moravě. Bádání a rozjímání o pravěkém člověku 119

Lissauer, Dr. A. Alterthümer der Bronzezeit in der Provinz Westpreussen und den angrenzenden Gebieten. I Die Bronzen 63

Los restos de D. Francisco Pizarro, conquistador del Perú 63

Ossowski, Gottfried. O ceramice domowej w okresie grobów kamiennych skrzynkowich 69

— — Wykopaliny z kurhanu w Hromówce 70

Pizzighelli, G. Handbuch der Photographie für Amateure und Touristen 192

Radloff, Dr. W. Vorläufiger Bericht über die Resultate der mit Allerhöchster Genehmigung von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ausgerüsteten Expedition zur archäologischen Erforschung des Orchon-Beckens. — Arbeiten der Orchon-Expedition 222

Ratzel, Friedrich. Die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos 189

Sarasin, Dr. Paul, und **Sarasin, Dr. Fritz.** Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften. Erste Lieferung 187

Saussure, Henri de. Antiquités mexicaines. Ier fascicule 190

Společnost přátel starožitností českých v Praze. První a druhá výroční správa, 1889 a 1890 69

Stevens, Hroif Vaughan. Materialien zur Kenntniss der wilden Stämme auf der Halbinsel Malâka . . . 188

Wlislocki, Dr. Heinrich v. Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier 72

— — Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. 72

Woslasky, Mauritius. Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel. Seine Erbauer und Bewohner. Dritter (Schluss-) Theil 119

Zibrt, Dr. Č. Skřítek v lidovém podání staročeském . . 121

Eingelangte Druckschriften.

Seite

[35], [83], [108]

Todesnachrichten.

Aberle, Dr. Karl . . . . . [43], [44]
Braun Ritter v. Fernwald, Dr. Karl . . . . . [18]
Brücke, Dr. Ernst Ritter v. . . . . . [1]
Hunfalvy, Paul . . . . . [17]
Kopernicky, Dr. Isidor . . . . . [13], [17]
Makanec, Dr. Julius . . . . . [18]
Meynert, Dr. Theodor . . . . . [111]
Miklosich, Dr. Franz Xaver Ritter v. . . . . . [17]
Muhr, Dr. Josef . . . . . [17]
Paull, Hugo . . . . . [18]
Polak, Dr. Jakob Eduard . . . . . [17]
Quatrefages de Breau, Armand . . . . . [4], [5]
Sokolecki, Louis . . . . . [17]
Spötti, Ignaz . . . . . [18]
Tandler Ritter v. Tannlagen, Josef . . . . . [18]
Tischler, Dr. Otto . . . . . [17]
Wedl, Dr. Karl . . . . . [18]

Sitzungsberichte.

Ausschuss-Sitzung am 12. Januar 1892 . . . . . [1]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [1]
2. Cyclen gemeinverständlicher Vorträge . . . [1]
Monats-Versammlung am 12. Januar 1892 . . . . . [1]
1. **Tomaschek, Dr. Wilhelm.** Die Urbevölkerung Kleinasiens . . . . . [1]
2. **Haberlandt, Dr. Michael.** Eine Hausurne von den Liukiu-Inseln . . . . . [4]
Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1892 . . . . . [4]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [4]
2. IX. internationaler Amerikanisten-Congress . [4]
3. Internationaler Orientalisten-Congress . . . [4]
4. Feier zur 400jährigen Entdeckung Amerikas . [4]
5. Cyclen gemeinverständlicher Vorträge . . . [4]
Monats-Versammlung am 9. Februar 1892 . . . . . [5]
1. **Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v.** Nachruf auf Quatrefages . . . . . [5]
2. **Szombathy, Josef.** Bericht über seine im Jahre 1891 unternommene Reise nach Süd-Dalmatien [6]
3. **Heger, Franz.** Goldgeräthe von den Philippinen [7]
4. **Heger, Franz.** Zwei neue Bronzepauken aus China . . . . . [7]
5. **Windischgrätz, Ernst Fürst zu.** Eisenwaffen aus St. Michael . . . . . [7]
6. **Hoernes, Dr. Moriz.** Bemerkungen über die neuen Funde von St. Michael . . . . . [7]
7. **Houdek, Victor.** Auszug aus: Sprawozdanie drugie z wycieczki paleoetnologicznej po Galicyi (w roku 1890) przez G. Ossowskiego . . . [11]
Houdek, Victor. Auszug aus G. Ossowski's: O grobach niecialopalnych w Myszkowie . . . [13]
8. **Ossowski, Gottfried.** Dr. Isidor Kopernicki . [13]
9. **Matiegka, Dr. Heinrich.** Gräber mit zusammengekrümmten Skeletten in Böhmen . . . . [14]
Berichtigung . . . . . [16]

Seite

Ausschuss-Sitzung am 4 März 1892 . . . . . [17]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [17]
2. Rechnungsabschluss und Voranschlag . . . [17]
Jahres-Versammlung am 8. März 1892 . . . . . [17]
1. **Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v.** Jahresbericht . . . . . [17]
2. **Müller, Dr. Otto.** Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1891 . . . . . [30]
3. Wahlen . . . . . [31]
4. **Petter, Dr. Alexander.** Bericht über die Thätigkeit auf anthropologischem Gebiete im Jahre 1891 im Herzogthume Salzburg . . . . . [31]
5. **Hauser, Karl Freiherr v.** Liste der vom historischen Museum im Jahre 1891 gemachten Funde von Frögg in Kärnten . . . . . [31]
6. **Moser, Dr. L. Karl.** Bericht über vorgeschichtliche Funde in der Höhle von Zgonik bei Prosecco im österreichischen Litorale . . . [31]
7. **Richly, Heinrich.** Bronzedepôtfund bei Obercerekvo in Böhmen . . . . . [32]
8. **Schneider, Ludwig.** Verschiedene Funde aus vorgeschichtlicher Zeit im nordöstlichen Böhmen [33]
9. **Trapp, Moriz.** Prähistorische Funde in Mähren im Jahre 1891 . . . . . [34]
10. **Koudelka, Florian.** Bericht über die im Verlaufe des Jahres 1891 im politischen Bezirke Wischau gemachten prähistorischen Funde . . . . . [34]
11. **Hein, Dr. Wilhelm.** Die Verwendung von Menschen- und Thiergestalten in slawischen Stickereien . . . . . [35]
12. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [35]
Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien . . . . . [36]
Ausserordentliche Versammlung am 18. März 1892 . . [42]
Hoernes, Dr. Moriz. Ueber Begriff und Aufgaben der prähistorischen Forschung . . . . . [42]
Ausschuss-Sitzung am 12. April 1892 . . . . . [43]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [43]
2. Subventionen . . . . . [43]
3. Bukowinaer Landesmuseum . . . . . [43]
4. Schriftentausch . . . . . [43]
5. Cyclus gemeinverständlicher Vorträge . . . [43]
6. Excursion . . . . . [43]
Monats-Versammlung am 12. April 1892 . . . . . [44]
1. Nachruf auf Aberle . . . . . [44]
2. **Weisbach, Dr. Augustin.** Die Deutschen Niederösterreichs . . . . . [44]
3. **Pošepný, Franz.** Alte Goldbergbaue in Dacien [44]
Cyclen gemeinverständlicher Vorträge . . . . . [45]
Gemeinverständlicher Vortrag am 23 April 1892 . . [45]
Meringer, Dr. Rudolf. Zur Einführung in die Erforschung des Bauernhauses. I. Bisheriger Stand unseres Wissens . . . . . [45]
Gemeinverständlicher Vortrag am 30. April 1892 . . [45]
Meringer, Dr. Rudolf. Zur Einführung in die Erforschung des Bauernhauses. II. Aufgaben und Methode der Erforschung des Bauernhauses . [45]

Seite

Gemeinverständlicher Vortrag am 7. Mai 1892 . . . [45]
Haberlandt, Dr. Michael. Ueber die menschliche Wohnung . . . . . [45]
Meringer, Dr. Rudolf. Das deutsche Bauernhaus . . . . . [46]
Meldahl, F. Ueber die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben. [Uebersetzt v. J. C. Poestion] [51]
Bancalari, Gustav. Vorgang bei der Hausforschung [57]
Ausschuss-Sitzung am 10. Mai 1892 . . . . . [67]
1. Neue Mitglieder . . . . . [67]
2. X. internationaler Orientalisten-Congress in Lissabon . . . . . [67]
Monats-Versammlung am 10. Mai 1892 . . . . . [67]
1. **Woldřich, Dr. Johann Nep.** Ueber Steppen Mitteleuropas in der Vorzeit . . . . . [67]
2. **Müller, Dr. Otto.** Auszug aus: „Archaeologiai Értesitő", Band IX . . . . . [67]
3. **Zimmermann, Hugo.** Ueber den Stickstoff- und Phosphorsäuregehalt diluvialer Säugethierknochen . . . . . [79]
4. **Matiegka, Dr. Heinrich.** Beiträge zur Kenntniss der körperlichen Beschaffenheit der Einwohnerschaft des nordwestlichen Böhmens . . . . [81]
5. **Niederle, Dr. Lubor.** Die Schädel von Senftenberg . . . . . [82]
6. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [83]
Bancalari, Gustav. Ausflug, veranstaltet von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5 und 6. Juni 1892 . . . . . [85]

Seite

Ausschuss-Sitzung am 8. November 1892 . . . . . [89]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [89]
2. Versammlungsabende 1892/93 . . . . . [89]
3. Schriftentausch . . . . . [89]
4. Correspondirende Mitglieder . . . . . [89]
Monats-Versammlung am 8. November 1892 . . . . [89]
1. Wahl des Dr. Radloff zum corresp. Mitglied [89]
2. **Bancalari, Gustav.** Ueber seine Hausforschungs-Fussreise in Tirol, Oberitalien u. Innerösterreich [89]
3. **Hirth, Dr. Friedrich.** Aufzeichnungen über die Wilden Formosas . . . . . [91]
4. **Heierli, Jakob.** Tène-Gräber im Canton Graubündten . . . . . [92]
5. **Peiter, W.** Erzgebirgische Gebräuche und Sitten [94]
6. **Endl, Louis v.** Nachtrag zu dem Aufsatze: Die Baduwis auf Java . . . . . [98]
7. **Benedict, Dr. Moriz.** Die Benennungsfrage in der Schädellehre . . . . . [101]
8. **Müller, Dr. Otto.** Eine vierte Urne mit ornamentalen Zeichnungen menschlicher Figuren vom Burgstall bei Oedenburg . . . . . [105]
Monats-Versammlung am 13. December 1892 . . . . [106]
1 **Haberlandt, Dr. Michael.** Ueber die Malaien von Formosa . . . . . [106]
2. **Hermann, Dr. Anton.** Volksthümliches aus Dobschau (Oberungarn) . . . . . [106]
3. **Blasius, Dr. Wilhelm.** Die neuen Funde in der Baumannshöhle bei Rübeland am Harz . . [107]
4. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [108]
Verzeichniss der Tauschschriften . . . . . [110]
Hofrath Dr. **Th. Meynert** † . . . . . [111]

Autoren-Register.

Seite

Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v. Jahresbericht . [17]
— — Nachruf auf Quatrefages . . . . . [5]
Bancalari, Gustav. Ausflug, veranstaltet von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6. Juni 1892 . . . [85]
— — Ueber seine Hausforschungs-Fussreise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich . . . . . [89]
— — Vorgang bei der Hausforschung . . . . . [57]
Benedict, Dr. Moriz. Die Benennungsfrage in der Schädellehre . . . . . [101]
Blasius, Dr. Wilhelm. Die neuen Funde in der Baumannshöhle bei Rübeland am Harz . . . . . [107]
Ende, Louis v. Nachtrag zu dem Aufsatze: Die Baduwis auf Java . . . . . [98]
Haberlandt, Dr. Michael. Eine Hausurne von den Liukiu-Inseln . . . . . [4]
— — Literaturberichte 71, 72, 186, 187, 188
— — Ueber die Malaien von Formosa . . . . . [106]
— — Ueber die menschliche Wohnung . . . . . [45]
Hauser, Karl Freiherr v. Liste der vom historischen Museum im Jahre 1891 gemachten Funde von Frögg in Kärnten . . . . . [31]
Heger, Franz. Geldgeräthe von den Philippinen . . 216 [7]

Seite

Heger, Franz, Literaturberichte 189, 190, 222, 224
— — Zwei neue Bronzepauken aus China . . . . . [7]
Heierli, Jakob. Tène-Gräber im Canton Graubündten . [92]
Hein, Dr. Wilhelm. Die Verwendung von Menschen- und Thiergestalten in slawischen Stickereien . . . [85]
— — Literaturbericht 70
Hermann, Dr. Anton. Volksthümliches aus Dobschau (Oberungarn) . . . . . [106]
Hirth, Dr. Friedrich. Aufzeichnungen über die Wilden Formosas . . . . . [91]
Hoernes, Dr. Moriz. Bemerkungen über die neuen Funde von St. Michael . . . . . [7]
— — Die ornamentale Verwendung der Thiergestalt in der prähistorischen Kunst 107
— — Literaturberichte 181, 182
— — Ueber Begriff und Aufgaben der prähistorischen Forschung . . . . . [42]
Houdek, Victor. Auszug aus G. Ossowski's: O grobach niecialopalnych w Myszkowie . . . . . [13]
— — Auszug aus: Sprawozdanie drugie z wycieczki paleoetnologicznej po Galiczyi (w roku 1891) przez G. Ossowskiego . . . . . [11]
— — Literaturberichte 69, 70, 121

Seite

Karásek, Josef. Literaturbericht 122
Koudelka, Florian. Bericht über die im Verlaufe des Jahres 1891 im politischen Bezirke Wischau gemachten prähistorischen Funde . . . . . [84]
— — Literaturbericht 119
Makowsky, Alexander. Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Mit Funden aus der Mammuthzeit . . . 73
Matiegka, Dr. Heinrich. Beiträge zur Kenntniss der körperlichen Beschaffenheit der Einwohnerschaft des nordwestlichen Böhmens . . . . . [81]
— — Gräber mit zusammengekrümmten Skeletten in Böhmen . . . . . [14]
Meidahl, F. Ueber die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben. [Uebersetzt von J. C. Poestion] . . . . . [51]
Meringer, Dr. Rudolf. Das deutsche Bauernhaus . . . [46]
— — Studien zur germanischen Volkskunde 101
— — Zur Einführung in die Erforschung des Bauernhauses [45]
Moser, Dr. L. Karl. Bericht über vorgeschichtliche Funde in der Höhle von Zgonik bei Prosecco im österreichischen Litorale . . . . . [31]
Much, Dr. Matthäus. Literaturbericht 119
Müller, Dr. Otto. Auszug aus: „Archaeologiai Értesitő", Band IX . . . . . [67]
— — Eine vierte Urne mit ornamentalen Zeichnungen menschlicher Figuren vom Burgstall bei Oedenburg [105]
— — Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1891 . . . . . [30]
Niederle, Dr. Lubor. Die neu entdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformirte prähistorische Schädel aus Böhmen 1
— — Die Schädel von Senftenberg . . . . . [82]
Ossowsky, Gottfried. Dr. Isidor Kopernicki . . . . [13]
Peiter, Wenzel. Erzgebirgische Gebräuche und Sitten . [94]
Penka, Karl. Literaturberichte 67, 68

Seite

Petter, Dr. Alexander. Bericht über die Thätigkeit auf anthropologischem Gebiete im Jahre 1891 im Herzogthume Salzburg . . . . . [31]
Poestion, J. C. Uebersetzung von F. Meldahl's: Ueber die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben . . . [51]
Pošepný, Franz. Alte Goldbergbaue in Dacien . . . [44]
Richly, Heinrich. Bronzedepôtfund bei Obercerekvo in Böhmen . . . . . [32]
Riegl, Dr. Alois. Literaturberichte 120, 121
Romstorfer, Carl A. Typen der landwirthschaftlichen Bauten im Herzogthume Bukowina 193
Schneider, Ludwig. Verschiedene Funde aus vorgeschichtlicher Zeit im nordöstlichen Böhmen . . . . [33]
Stolpe, Dr. Hjalmar. Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker 19
Szombathy, Josef. Bericht über seine im Jahre 1891 unternommene Reise nach Süd-Dalmatien . . . [6]
— — Literaturberichte 63, 66, 192
Ter-Mowsesjanz, Parsadan. Das armenische Bauernhaus 125
Török, Dr. Aurel v. Neuere Beiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels in Bezug auf die craniometrische Analyse der Schädelform . . . 85
Tomaschek, Dr. Wilhelm. Die Urbevölkerung Kleinasiens [1]
Trapp, Moriz. Prähistorische Funde in Mähren im Jahre 1891 . . . . . [84]
Weisbach, Dr. Augustin. Die Deutschen Niederösterreichs [44]
— — Literaturberichte 63, 221
Windischgrätz, Ernst Fürst zu. Eisenwaffen aus St. Michael [7]
Wlislocki, Dr. Heinrich v. Tod und Todtenfetische im Volksglauben der Magyaren 172
Woldřich, Dr. Johann Nep. Literaturbericht 69
— — Ueber Steppen Mitteleuropas in der Vorzeit . . [67]
Zimmermann, Hugo. Ueber den Stickstoff- und Phosphorsäuregehalt diluvialer Säugethierknochen . . . [79]

Druckfehler-Verzeichniss.

Seite 45, Spalte 1, Zeile 17 von oben, lies: aber, statt: eben.
„ 61, „ 1, „ 10 „ „ „ Axtornamentik statt: Altornamentik.
„ 61, „ 1, „ 4 „ unten sind die Nummern der Figuren, welche die „Tangarōa-Ornamentik" repräsentiren, weggefallen. Es soll heissen: „die sich in meinen Figuren 58—63 offenbart . . . ."
„ 62, „ 2, „ 8 und 7 von unten, lies: Fig. 34 und 37, statt: Fig. 44 und 47.
„ 189, „ 2, „ 2 von unten, lies: Berechtigung, statt: Berichtigung.
„ 190, „ 1, „ 15 „ oben, „ berührte, statt: bereitete.
„ 191, „ 1, „ 5 „ unten, „ Kajaks, statt: Kojaks.
„ [88], „ 2, „ 20 „ „ „ Trumsee, statt: Traunsee.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXII. Der neuen Folge XII. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1892.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 12. Januar 1892.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [1]. — 2. Cyclen gemeinverständlicher Vorträge; S. [1].
Monats-Versammlung am 12. Januar 1892. 1. Tomaschek, Urbevölkerung Kleinasiens; S. [1]. — 2. Haberlandt, Hausurne von den Liukiu-Inseln; S. [4].
Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1892. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [4]. — 2. IX. internationaler Amerikanisten-Congress; S. [4]. — 3. Internationaler Orientalisten-Congress; S. [4]. — 4. Feier zur 400jährigen Entdeckung Amerikas; S. [4]. — 5. Cyclen gemeinverständlicher Vorträge; S. [4].
Monats-Versammlung am 9. Februar 1892. 1. Andrian, Nachruf auf Quatrefages; S. [5]. — 2. Szombathy, Reise nach Süd-Dalmatien; S. [6]. — 3. Heger, Goldgeräthe von den Philippinen; S. [7]. — 4. Heger, Bronzepauken aus China; S. [7]. — 5. Windischgrätz, Eisenwaffen von St. Michael; S. [7]. (Mit 25 Text-Illustrationen.) — 6. Hoernes, Bemerkungen zu den vorigen; S. [7]. — 7. Houdek, Zweiter Bericht von Ossowski etc.; S. [11]. — 8. Ossowski, Biographie von Kopernicki; S. [13]. — 9. Matiegka, Gräber mit zusammengekrümmten Skeletten in Böhmen; S. [14].

Ausschuss-Sitzung am 12. Januar 1892.

Vorsitzender: Herr k. und k. Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Gestorben ist das wirkliche Mitglied Herr Hofrath Dr. Ernst Ritter von Brücke in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Franz Hanamann, Oekonomie-Adjunct in Seelowitz bei Brünn;

Hugo Pauli, Buchhändler in Wien;

Hugo Stubenvoll, Ingenieur in Vukovar, Slavonien.

2. Ein Antrag auf Abhaltung von Cyclen gemeinverständlicher Vorträge über Themen der physischen Anthropologie, Urgeschichte und Ethnographie wird erörtert; eine Beschlussfassung wird auf die nächste Sitzung vertagt.

Monats-Versammlung am 12. Januar 1892.

Vorsitzender: Herr k. und k. Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Herr Universitäts-Professor Dr. **Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag über

Die Urbevölkerung Kleinasiens.

Hochgeehrte Versammlung!

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen in Kürze meine Ansichten über die Urbevölkerung Kleinasiens vorzulegen und erwarte, dass durch gegenseitigen Austausch der Ansichten, beziehungsweise durch Bekämpfung meiner Meinungen, über einzelne Fragepunkte eine Art Klärung zu Stande komme.

Kleinasien nimmt in seinen Randgebieten an den Naturverhältnissen des mediterranen Gürtels Theil; auch in ethnischer Hinsicht steht das Land im Zusammenhange mit der ägäischen Inselwelt und mit der griechischen Halbinsel. Ich will diesen ethnischen Zusammenhang zuerst in aller Kürze erörtern.

Alle Anzeichen sprechen dafür; man kann fast sagen, wir wissen es jetzt, dass die Griechen nicht von jeher ihr Gebiet eingenommen haben, sondern als Einwanderer aus einer nördlicheren Heimat zu betrachten sind. Vor ihnen hausten in ganz Mittelgriechenland und im Peloponnes Aboriginer, welche die Sage mit dem generellen Ausdruck Leleger belegt hat. Nach H. Kiepert war leg-leg ein im Munde der Pelasger und Phöniker lebendiger Ausdruck, welcher soviel wie βαρβαρόφωνος bedeutet hatte. Ueber die Pelasger und die denselben nahestehenden Minyer, welche Beide vorzugsweise in den fruchtbaren Alluvialgebieten der Ostseite von Hellas angesiedelt waren, sowie über die sporadisch auftretenden Tyrrhener will ich hier nicht weiter handeln; über die Leleger hingegen muss ich Einiges hinzufügen. — Der Umstand, dass der Leleger-Name ostwärts bis nach Pisidien, also in die Nähe der semitischen Solymer (bez. Τζέλυμοι) reicht, schliesst Kiepert's Meinung, dass die Leleger überwiegend illyrischer Herkunft gewesen seien, von vornherein vollständig aus. Die Illyrier müssen wir für eine Nation halten, welche im Rücken der Griechen, auf deren Nordseite, ausgebreitet war und die selbst einmal auf die Griechen treibend und vorwärts schiebend eingewirkt hat; die von den Illyriern nach Süden gedrängten Griechen haben hier ein durchaus allophyles, physisch schwächeres Volksthum vorgefunden, das weder mit den Indogermanen im Allgemeinen, noch mit den nordischen Illyriern im Besonderen verwandt war. Diese Barbaren des Südens oder die Leleger stammten aus Kleinasien, einer vagina gentium barbararum; auf der ganzen Westküste des kleinasiatischen Festlandes bis nach Pisidien und die lykische Milyas, sowie auf der ägäischen Inselwelt sind Leleger bezeugt; von da hatten sie sich in vorgeschichtlichen Zeiten über die westliche oder griechische Halbinsel verbreitet, wo ihre Spuren bis in die epirotische Landschaft Molossis reichen. Sie waren höchst wahrscheinlich die nächsten Stammverwandten der Lykier oder Tramele und bildeten eben die am weitesten gegen Westen vorgeschobene Abtheilung der kleinasiatischen Aboriginerwelt. Die primitive lelegische Cultur hat namentlich auf den Inseln (Thera etc.) zahlreiche Spuren zurückgelassen; die kyklopischen Steinbauten in Hellas waren lelegische Werke; viele Ortsnamen des alten

Hellas gehen unstreitig auf die Leleger zurück, z. B. die Namen auf ησσός, die wir auch in Attika und Boeotien finden. Am genauesten sind wir jedoch über die Religion der Leleger unterrichtet; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Apollon und Artemis (zugleich Namen, welche jeder Deutung aus indogermanischen Sprachmitteln spotten) lelegische Gottheiten waren, dass die ältesten Orakelstätten und clithonischen Culte Griechenlands auf die Leleger zurückgehen und dass selbst ethisch wohl ausgebildete Mysterien, wie die von Andania in Messene (vergl. Andania, lelegischer Name für den karischen Hafenort Bargylia; Andine, Ort auf Chios; Andania, alter Name für die molossische Landschaft) von den Lelegern begründet wurden. Die Griechen haben die vorgefundenen Culte und Cultusstätten geschont; vielleicht auch aus dem lelegischen Sprachschatze manche Ausdrücke für südliche Natur- und Culturgegenstände sich angeeignet (denn gar Vieles im Griechischen lässt sich aus dem alten indogermanischen Sprachbefund nicht erklären); das barbarische Volksthum jedoch, dem sie weitaus überlegen waren, haben sie nicht bestehen lassen, sondern sich entweder auf gütlichem Wege assimilirt (so bei den Achäern) oder gewaltsam unterdrückt (wie es die Dorier mit den Lakonen oder Heloten thaten).

Traurig war das Los der Leleger auch in ihrer eigenen ältesten Heimat, im südwestlichen Kleinasien; hier fielen sie der Botmässigkeit zunächst ihrer eigenen stärkeren Stammesverwandten anheim; nur die Lyker oder Tramele erhielten lange Zeit ihre nationale Selbstständigkeit unter gleichzeitiger Bewahrung ihrer barbarischen, durchaus nicht-indogermanischen Sprechweise; aber die übrigen Leleger erlagen den aus dem taurischen Berglande vorgedrungenen Karern und Pisidern. Wie schwer das Joch der Knechtschaft auf ihnen lastete, ersehen wir am besten aus folgender Nachricht (Plut. Quaest. Gr. 46): „Im karischen Tralles galt das Gesetz: wenn ein Vollbürger einen Minyer oder einen Leleger tödtet, so trifft ihn keine Strafe, er zahlt blos den Verwandten des Erschlagenen einen Scheffel Erbsen.“

Die Karer bildeten eine zweite, ursprünglich mehr binnenländische Volksschichte der kleinasiatischen Aboriginerwelt; sie nahmen im Laufe der Zeit den Lelegern allen Boden ab, machten sie dienstbar, besetzten die ägäischen Inseln und setzten sich an den Küsten des saronischen Golfes fest (in Megara, Epidauros, auch in Mykenä?). Sie waren als Seeräuber gefürchtet, als Söldner gesucht. Sie fuhren mit ihren Fahrzeugen an den lybischen Küsten herum und trieben selbst im Pontus Handel mit thrakischen, scythischen, kaukasischen und paphlagonischen Völkerschaften; wir finden sie namentlich im Nildelta, wo sie ständige Quartiere besassen; mit Recht reden daher die Chronisten von einer karischen Thalassokratie. Kurzum, die Karer waren in allen Stücken die Nachtreter der Phöniker und die Vorgänger der ionischen Milesier. An den Küsten ihrer Heimat erlagen sie jedoch frühzeitig selbst den eingewanderten Ionern und Dorern; ihre Kraft und Unternehmungslust erlahmte, nur im Inlande hielten sie noch lange ihre meist auf Hügeln gelegenen Burgen besetzt. Schon Homer nannte die Karer βαρβαρόφωνοι; wenn bei ihm der karische Kämpe in den Kampf zieht, so klimpert Alles — denn er ist überladen mit Tand und Schmuck, wie ein Mädchen. Die vormals räuberischen und kriegstüchtigen Karer zeigen sich später sehr verweichlicht und herabgekommen; ihre Volksweisen klangen traurig; gern bestellte man zu Leichenfeiern karische Klageweiber; und wenn der karische Rhetor griechisch sprach, so that er dies, wie Cicero sagt, mit weinerlichem Pathos und mit asiatischer Nunation.

Die Pisider, Homonaden, Oroander, ferner die Lykaonen waren ziemlich rohe, aber kräftige Berg- und Hirtenstämme, die, bevor sie, wie alle Kleinasiaten, dem Hellenismus anheimfielen, die längste Zeit unter dem Einflusse des phrygischen Volksthums gestanden waren; in ihren Familien- und Gauverbänden herrschte ein primitives, patriarchalisches System; ihre Gesetze waren streng; vom Patriarchat, das bei den Termiten bestand, findet sich bei ihnen keine Spur. Die benachbarten räuberischen Isaurer spielen erst zur Zeit der römischen Herrschaft und unter den oströmischen Kaisern Anastasius und Zeno eine hervorragende Rolle. In Isauria und Cilicia Trachea finden wir eine besonders reich ausgeprägte alteinheimische Personen-Namengebung, welche der lykischen, karischen und pisidischen durchaus nahe steht — ein Beweis dafür, dass alle diese Volksthümer durch ein gemeinsames Band der Verwandtschaft verknüpft waren.

Typisch für alle Aboriginergebiete Kleinasiens sind auch die Ortsnamen, welche theils auf -άνδα, oder ίνδα, theils auf -ασσός, -ησσός oder -ωσσός ausgehen; diese Ausgänge, von denen der erstere uns noch später beschäftigen wird (zu dem zweiten vergleicht sich allerdings das armenische Ortssuffix -ots; aber dieses selbst kann aus den Mitteln der verwandten Sprachen nicht erklärt werden und ist gewiss Reception aus einem autochthonen kleinasiatischen Dialect), lassen sich weder aus indogermanischen noch aus semitischen Sprachmitteln genügend erklären, sie gehören eben dem aboriginen Sprachelemente an und da sie sich über ganz Kleinasien erstrecken, sind sie wohl auch ein Beweis dafür, dass dieses Sprachelement, trotz mannigfacher Zersplitterung in Dialecte, im grossen Ganzen eine einzige Sprachsippe dargestellt hatte. Aber das Gebiet der kleinasiatischen Aboriginer, das einst die ganze Halbinsel umfasst hatte, erlitt im Laufe der Zeiten starke Einschränkungen theils durch das massenhafte Eindringen indogermanischer Volksstämme und durch die schliessliche Hellenisirung, theils durch die Eroberungen orientalischer Mächte. Zu jenen müssen wir vor Allem die Armenier und Phryger zählen. Die Phryger galten zwar einigen Geschichtsschreibern des Alterthums für eines der ältesten Völker; dies ist aber nur in relativem Sinne zu nehmen, weil die Herrlichkeit der phrygischen Hausmacht der lydischen und persischen voranging. Es mangelt nicht an Nachrichten, welche die Herkunft der Phryger aus der Haemus-Halbinsel bezeugen; sie

sollen über den Bosporus und Hellespont gesetzt und die Gebiete am Sangarius erobert, allmälig sodann nach allen Richtungen sich verbreitet haben, als Skaïer in die Troas, als Mäoner nach Lydien, als Kabalier zwischen Karien und Lykien, und ostwärts erreichten sie den Halys und Kappadokien. Die geringen Reste phrygischer Sprechweise, die sich in alten Glossen und auf Inschriften erhalten haben, zeigen deutlich wenigstens so viel, dass dieselbe europäischen Charakter trug und der hellenischen ziemlich nahe stand. Die Psyche dieses eingedrungenen Eroberervolkes hat sich allmälig asiatisirt: die ehemaligen Kriegergeschlechter wurden friedliche Acker- und Weinbauer; ihre religiösen Culte trugen einen orgiastischen und mystischen Charakter und waren sichtlich von den hittitischen Culten beeinflusst. Der Hellenisirung leisteten diese Phryger den mindesten Widerstand. Nach den Phrygern waren auch noch andere Stämme aus der Haemus-Halbinsel eingedrungen, z. B. die Myser, hierauf die thrakischen Bithynen und Trerer und zuletzt, in späthistorischer Zeit, die Galater.

Den Phrygern sehr nahe in Volksthum und Sprache standen die Armenier. Das Gebiet, wo die Armenier oder Haiq später auftreten, war ursprünglich von den Alarodiern besetzt gewesen — ein Name, der von den Orientalisten gleich Ararat und dem Lande Urartu der assyrischen Keilinschriften erachtet wird; diese Alarodier hatten ein Glied der Aboriginerbevölkerung gebildet, die in den Keilinschriften vom Van-See eine Spur ihres Daseins hinterlassen hat; die Armenier dagegen waren Einwanderer aus Europa. Die Sprachforschung hat den europäischen Charakter der armenischen Sprache, die man lange Zeit wegen der iranischen Lehnwörter für einen iranischen Dialect gehalten hatte, glänzend erwiesen; aber der Geschichtsschreiber vermag bis jetzt noch nicht die Frage zu beantworten: wann haben die Armenier vom Lande Ararat Besitz ergriffen? Geschah dies vielleicht im Jahrhundert der kimmerischen Völkerstürme? Der Halys trägt einen armenischen Namen: Ali, „der Salzige"; vom Mündungsgebiete dieses Stromes mögen die Armenier durch das lange Thal des Gail-get oder Λύκος zum oberen Frât und Araxes vorgedrungen sein und zuletzt das Volksthum der Alarodier sich assimilirt haben; dabei hat die armenische Sprechweise selbst, wie früher von der kleinasiatischen, so zuletzt von der alarodischen sehr viel angenommen, im Lautsystem sowohl wie in der Flexion, und gewiss auch im Wortschatz.

Was die orientalischen Gegenströmungen betrifft, so setze ich die Kunde von den assyrischen und persischen Eroberungen, von den Kämpfen mit den Arabern, endlich vom Eindringen der Türken, Turkmanen und Kurden bei den verehrten Zuhörern voraus; ich will nur einige Worte über die ältesten orientalischen Cultureinflüsse hier vorbringen, d. h. über die hittitische Periode in Kleinasien. Die Hittim oder Cheta waren einst ein mächtiges und hochbegabtes Volk im nördlichen Syrien, vielleicht ursprünglich auch Aboriginer, in geschichtlicher Zeit jedoch entschieden aramäischen Schlages, mit einer Cultur, welche babylonisches Gepräge trägt, aber doch auch viel Eigenthümliches besitzt. Man schreibt jetzt diesen Hittim ein eigenartiges Alphabet sowie zahlreiche Sculpturen und Bauwerke zu, die sich an vielen Orten, namentlich an den Hauptpassagen Kleinasiens, vorfinden, und nimmt an, dass die Hittim nicht nur die geistige und religiöse Cultur Kleinasiens beeinflussten, sondern hier auch politisch mächtig waren, z. B. in Lydien, wo die heraklidische Dynastie als eine hittitische betrachtet werden kann. Vieles ist noch unaufgeklärt und hypothetisch. Doch — kehren wir noch einmal zu den Aboriginern zurück.

Gerade mitten in Kleinasien, im Bereiche der in trachytischen Tuff eingehauenen kappadokischen Höhlenwohnungen westlich von Argaeus und nördlich vom Taurus, sowie im Gebiete von Faraš südlich vom Antitaurus, hat sich bei den dortigen Griechen eine Mundart erhalten, welche überaus viele alt-kappadokische Sprachbestandtheile zu enthalten scheint (vergl. Καρολίδης, Γλωσσάριον συγκριτικὸν Ἑλληνο-καππαδοκικῶν λέξεων, Smyrna 1885, 223 Seiten). Ich will meine verehrten Zuhörer nicht mit Vorführung eines umfassenden Sprachmateriales behelligen; ich begnüge mich mit dem Hinweise auf die staunenswerthe Thatsache, dass sich in diesem Dialecte noch einige Zahlwörter erhalten haben, die dem uralten kleinasiatischen Sprachelemente eigen waren, nämlich: „sechs" lingir, „sieben" tatli oder tutli, „acht" matli oder mutli, „neun" danjar oder tsankar. Die genannten Zahlausdrücke finden in keiner Sprache der Erde einen Anhalt zur Vergleichung, also gerade so wie im Etruskischen, wo die Numeralia z. B. hud „vier", cezp „acht" u. s. w. ohne jede Vergleichung dastehen; ein hinlänglicher Beweis für die Isolirtheit beider Sprachsippen. Auch im Lykischen ist keine Spur der indogermanischen und semitischen Zahlausdrücke nachweisbar, wie denn auch die übrigen deutbaren Wörter dieser Sprache (z. B. tobäs „Gatte", lada „Frau", öne „Kind", tedäeme „Sohn", zzemaza „Tochter", ddäde „Bruder", mäläeme „Greis", atla „selbst" etc.) gänzlich isolirt dastehen, wenngleich einige Sprachforscher den verzweifelten Versuch gemacht haben, auch die Sprache der Tramele in den Kreis der indogermanischen Sprachen zu ziehen — ein Versuch, der auch für das Karische wiederholt wurde (Bezzenberger's Beiträge X, 147—202), der aber kläglich gescheitert ist (vergl. Sayce, Transact. of soc. Bibl. archeol. IX, 112—154). Ich selbst habe es einmal versucht, den Sprachschatz des Georgischen, Mingrelischen und Lazischen für das Lykische heranzuziehen, ohne Erfolg.

Wie weit hat sich das autochthone Sprachgebiet Kleinasiens gegen Osten erstreckt? Vielleicht gibt darüber Auskunft die geographische Verbreitung der Ortsnamen auf -άνδα u. dgl. Diese finden sich auch noch in ganz Kilikien bis zum Amanus, also bis zur Grenze der Hittim, dann nordwärts bis zum oberen Halys und sporadisch (vergl. Τεβένδα, Gagonda) bis in die Provinz Pontus Polemoniacus. Hier finden wir im Alterthum das Volk der Τίβαροι oder Τιβαρανοί;

aber auch am Westabhang des kilikischen Amanus gab es, wie Cicero bezeugt, Tibarani; das sind die Tubal der mosaischen Völkertafel, Tabala der assyrischen Keilinschriften. Aber noch heutzutage finden wir im Gebiete von Trapezunt Orte wie Serando, Masorando, Segarando, Curibando, Bobalando, Mirisando; ich glaube jedoch, dass diese letzteren nicht herangezogen werden dürfen, da sich dazu aus dem Georgischen eine Erklärung bietet: hier tritt an Patronymina auf -ani, z. B. Guriani, das Suffix des Gen. plur. -tha, also Guriantha „Ort der Familie Guri". Die alten Stämme der Makronen und Mossynoeken, die einst das Gebiet von Trapezunt bewohnten, mögen demnach schon zu den kaukasisch-iberischen Aboriginern gerechnet werden, für uns bilden die Tibarener die äusserste kleinasiatische Aboriginersippe gegen Osten.

Anthropologen werden freilich einwenden: Beweise aus der Sprache allein besitzen keine entscheidende Geltung; nur das Rassenmerkmal gibt den Ausschlag. Ich bemerke dazu: Selbst wenn man die Sprache als ein nebensächliches Moment hinstellt, so befindet sich doch diesmal ausnahmsweise der sprachliche Beweis in vollständigem Einklange mit dem physischen Momente. Bekanntlich hat Dr. v. Luschan gegen 3000 Schädel von Kleinasiaten und Armeniern gemessen und gefunden, dass dieselben einen durchaus gleichartigen brachycephalen Bau aufweisen, ein Beweis für die Homogenität der kleinasiatischen Urbewohner. Wenn derselbe Forscher ausserdem bei den lykischen Schädeln aus dem Gebiete von Adalia überraschende Analogien mit den Schädeln der Bewohner des Libanon festgestellt hat, so hat das seinen historischen Grund: zur byzantinischen Zeit sind nämlich syrische Mardaïten in Masse aus dem Libanon nach dem Thema von Adalia versetzt worden oder ausgewandert. Was die Armenier betrifft, so müssen wir bedenken, dass sie wahrscheinlich, bevor sie die Araratregion in Besitz nahmen, sehr lange Zeit in den nördlichen Ufergebieten Kleinasiens gesessen und sich mit den dortigen Aboriginern stark gemischt hatten; vielleicht haben sie ihre brachycephale Schädelbildung schon aus der Haemus-Halbinsel mitgebracht; ihre nächsten Verwandten, die Thraker, müssen ebenfalls brachycephal gewesen sein, wenn anders die heutigen Rumänen, welchen Brachycephalie anhaftet, als Nachkommen der Thraker betrachtet werden dürfen.

Ich schliesse mit der Hoffnung, dass so Vieles, was noch jetzt ein Räthsel bildet, in den nächsten Decennien in Folge intensiver Forschung sowohl auf archäologischem und linguistischem wie auf anthropologischem Gebiete seine Erledigung finden wird. Ich stelle nur noch die Bitte, dass kundige Zuhörer gegen meine Darlegung ihre Einwendungen erheben möchten.

2. Herr Dr. **Michael Haberlandt** gibt Mittheilungen über

Eine Hausurne von den Liukiu-Inseln.

Unter den Objecten von den Liukiu-Inseln, welche sich in der Siebold'schen Sammlung (im Besitze der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums) befinden, ist wohl das bemerkenswertheste Stück eine aus Steingut verfertigte Graburne mit Deckel, welche sich als Nachahmung eines Hauses darstellt, also in eine Reihe mit den aus Nord- und Südeuropa bekannten Hausurnen zu stellen ist. Nachdem der Vortragende sämmtliche ihm erreichbare Daten über derartige Urnen der Liukiu-Insulaner mitgetheilt hat, bespricht derselbe die vorliegende Urne, welche wohl schwerlich auf die Hausform auf Liukiu selbst zurückzuleiten ist, vielmehr unverkennbare Anklänge an buddhistische Grabbauten sowie den Stil der japanischen Burgen zeigt und nur in der Ausschmückung mit Thier- und Fratzenköpfen vielleicht auf die Sitte der Liukiu-Bewohner, ihre Häuser mit Thierschädeln zu verzieren, zurückgeht. Das vorgezeigte Stück, welches von Heinrich Freiherrn v. Siebold zu Nawa auf Okinawa erworben wurde, erscheint ein Unicum in europäischen Museen.

Der Vortrag wird, von Abbildungen unterstützt, in den Abhandlungen erscheinen.

Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1892.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Gestorben ist das Ehrenmitglied A. de Quatrefages in Paris (siehe den folgenden Nachruf in dem Berichte über die Monats-Versammlung).

Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen:
Dr. Robert Sieger, Gymnasial-Supplent in Wien.

2. Zur Vorlage gelangt eine Einladung zur Betheiligung an dem IX. internationalen Amerikanisten-Congresse, welcher in den Tagen vom 7. bis 11. October d. J. in dem Kloster Santa Maria de la Rabida, Provinz Huelva (Spanien) stattfinden wird. Der Präsident des Organisations-Comités für diesen Congress ist Herr Antonio María Fabié, der General-Secretär desselben Herr Justo Zaragoza in Madrid (Ministerio de Ultramar). Die Cotisation beträgt 12 Francs, und kann die Einsendung derselben sowie die Anmeldung zur Betheiligung an den letztgenannten Herrn erfolgen.

3. Eine weitere Einladung gilt für den Internationalen Orientalisten-Congress, welcher in den Tagen vom 1. bis 6. October 1892 im Alcazar zu Sevilla stattfinden wird [1]).

4. Zur Vorlage gelangt ein Programm der in diesem Jahre in Spanien stattfindenden Feier der vor vierhundert Jahren erfolgten Entdeckung Amerikas. Aus diesem Anlasse wird in Madrid eine grosse Ausstellung veranstaltet, welche sich nicht nur auf die Einwohner des präcolumbischen Amerikas, sondern auch auf deren Nachkommen sowie auf den Culturzustand Spaniens im XV. und XVI. Jahrhundert erstrecken soll. Diese Ausstellung soll während der Monate October, November und December d. J. stattfinden.

5. Die Abhaltung mehrerer Cyclen gemeinverständlicher Vorträge wird beschlossen und soll mit denselben demnächst begonnen werden.

[1]) Nach einer späteren Mittheilung des Herrn Universitätsprofessors Dr. J. Karabacek soll dieser Congress nicht stattfinden.

Monats-Versammlung am 9. Februar 1892.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende gedenkt des Verlustes, welchen die Gesellschaft durch das am 12. Januar d. J. erfolgte Ableben ihres Ehrenmitgliedes, des Herrn Armand Quatrefages de Breau, erlitten hat. 1810 geboren, wurde Quatrefages am 29. November 1829 Docteur ès Sciences mathematiques, 1832 Doctor der Medicin, übernahm jedoch 1832 den Curs der Zoologie an der „Faculté des Sciences à Toulouse". 1840 kam er nach Paris, wo er sich besonders Milne Edwards anschloss. 1842—1853 unternahm er theils allein, theils in Gesellschaft von Milne Edwards zahlreiche Reisen an die französischen Küsten und nach Sicilien. Eine durch 20 Jahre fast ununterbrochen fortlaufende Reihe von Abhandlungen in den Annales des sciences naturelles stellte ihn in die erste Reihe der französischen Zoologen. Dieser Epoche entstammen u. A. auch die vielgelesenen Souvenirs d'un naturaliste. Auch angewandte Zoologie hat ihn vielfach beschäftigt. Ausser seinen Arbeiten über Fischzucht, Vertilgung der Termiten seien seine Schriften über die Krankheit des Seidenwurmes (1860) erwähnt. 1866 erschien dessen Histoire naturelle des Annélides et des Gephyriens.

1850 wurde Quatrefages Lehrer der Naturgeschichte am Lycée Henri IV., 1855 erhielt er die Lehrkanzel für die Naturgeschichte der Menschen am Musée d'histoire naturelle. An der Gründung der Anthropologischen Gesellschaft 1859 war er ebenfalls betheiligt.

Von den anthropologischen Arbeiten des verewigten Gelehrten seien folgende hervorgehoben: De l'angle pariétal 1856; croisement des races humaines 1860; traité de l'espèce humaine 1861; metamorphoses de l'homme et des animaux 1862; observations sur la mâchoire de Moulin-Quignon 1863; observations sur la mâchoire humaine dans le diluvium d'Abbeville 1863; sur trois têtes d'Esthoniens et sur le prognatisme chez les Français 1866; les Polynésiens et leurs migrations 1866; Leçons professées au Museum (Rev. des cours scientifiques 1864—1869); programme d'une histoire générale des races humaines; rapport sur les progrès de l'Anthropologie en France 1867; cinq conférences sur l'histoire naturelle de l'homme 1867—69; Charles Darwin et ses précourseurs français 1870; la race prussienne 1871; les races humaines en Europe, Congr. Intern. Bruxelles 1872; étude sur les Mincopies 1873; races humaines im Dict. encyclop. des sc. medic. 1873; l'espèce humaine 1876; craniologie de la race Tasmanienne 1879; craniologie de la race Papoua 1878; Crania ethnica 1873—1881; l'homme fossile de Nice 1881; nouvelles études sur la distribution géographique des Negritos; hommes fossiles et hommes sauvages 1884; les Pygmées 1887; Histoire générale des races humaines 1889.

Diese gewiss sehr unvollständige Liste gibt immerhin ein Bild der umfassenden Thätigkeit des Anthropologen Quatrefages. Er war unablässig bemüht, das reiche, in stetem Wachsen begriffene Material des ihm unterstehenden Museums, sowie der anderen wissenschaftlichen Anstalten in Paris zu verwerthen und mit Hilfe seiner aussergewöhnlichen Beherrschung der ausländischen Literaturen zu einem Gesammtbilde der Menschenrassen zu ergänzen. Die „Crania ethnica" sind ein Quellenwerk ersten Ranges, welches eine hohe Bedeutung für die Kenntniss der Naturvölker nach Virchow's gewichtigem Ausspruch für lange Zeit bewahren wird. Die Zwergvölker Asiens und Afrikas bilden, sowie die schwarzen Rassen des grossen Oceans, ein Hauptthema der Forschungen von Quatrefages. Allerdings ist ihm die Association mit einem so exacten und eifrigen Craniologen, wie es Herr Hamy ist, vielfach zugute gekommen. Quatrefages hat dies selbst am lautesten anerkannt. Er hebt hervor, dass die eigentliche Arbeit bei den „Crania ethnica" grösstentheils von Hamy geleistet wurde und ist auf das Aengstlichste bemüht gewesen, Hamy's Autorschaft bei der Arbeit über die tasmanische Rasse zu wahren.

Wie sehr Quatrefages auch von der grossen Bedeutung der Craniologie für die Bestimmung der Menschenrassen durchdrungen war, so hat sich doch in seinen eigenen Arbeiten der Zoologe niemals verleugnet. Er ist der eminente Vertreter der „zoologischen Anthropologie" im Sinne P. Broca's. Stets verglich er den Menschen mit den anderen Organismen und forderte für das Studium der Menschenrassen die Methode der Zoologen und Botaniker und die Anerkennung der Allgemeingiltigkeit der physiologischen Gesetze. Sein Standpunkt als „monogéniste classique", wie ihn Topinard nennt, seine Ueberzeugung von der Realität der Arten, entsprangen aus seiner Thätigkeit als beschreibender Naturforscher „qui a pratiqué laborieusement l'espèce". Die Aufstellung von verschiedenen Arten von Species (espèces d'espèces), wie sie die amerikanischen Polygenisten versuchten, wäre nach Quatrefages einem Botaniker oder Zoologen niemals in den Sinn gekommen. Er war unermüdlich in der Zusammenstellung der Thatsachen, welche die unbeschränkte Fortpflanzung der Menschenrassen im Gegensatze zu den hybriden Producten der Artenkreuzung beweisen. Seine Ansichten über die Diffusion der quaternären Menschenrassen sind sichtlich durch Lartet's Arbeiten über die Wanderungen der Säugethiere während der Eiszeit beeinflusst. Für eine Classification der Menschenrassen fordert er die Anwendung der „natürlichen Methode" von Jussieu, bei welcher die Gesammtheit der physischen und ethnischen Eigenschaften jeder Gruppe nach Massgabe ihrer Allgemeinheit und Beständigkeit ihren Ausdruck findet. Allerdings standen ihm dabei die physischen Charaktere im Vordergrunde. Doch kann man nicht behaupten, dass er die ethnischen, besonders die linguistischen Momente darüber ausser Augen gelassen hätte.

Bei aller Anerkennung der grossartigen Persönlichkeit Darwin's, trotz seiner rückhaltlosen Zustimmung zu dessen Auffassung vom Kampf um's Dasein und der sich hieraus ergebenden Zuchtwahl, glaubte Quatrefages doch, die weitere Ausbildung des Darwi-

nismus zum Transformismus, zur Lehre einer nahezu schrankenlosen Veränderlichkeit der Organismen ablehnen zu müssen, da dieselbe seiner Meinung nach den Boden der exacten Beobachtung zu Gunsten von unbewiesenen Hypothesen verlasse. Den Anthropologen, welche den Ursprung der Menschen vom Affen annehmen, warf er vor, „qu'à force de songer aux animaux, ils ont fini pas oublier l'homme". Insbesonders wies QUATREFAGES auf den Widerspruch hin, wenn, was sehr oft der Fall ist, die Transformisten zugleich Polygenisten sind. Ich brauche wohl kaum Sie daran zu erinnern, dass diese Anschauungen von gewichtiger Seite getheilt werden und dass uns sehr nahestehende Forscher auch auf den anthropologischen Congressen dieselben vertreten haben. Die Polemik von QUATREFAGES gegen diesen erweiterten Darwinismus blieb stets sachlich und interessant, so dass der begeisterte Darwinianer OSCAR SCHMIDT an der deutschen Bearbeitung seines Werkes „l'Espèce humaine" sich betheiligt hat. Angesichts des leidenschaftlichen Tones, der manchmal gegen ihn angeschlagen wurde, durfte QUATREFAGES mit Recht sich auf einen Ausspruch von DARWIN selbst etwas zugute thun, er wolle lieber von QUATREFAGES kritisirt, als von Anderen gelobt werden.

QUATREFAGES sucht bekanntlich die Wiege des Menschengeschlechtes im hohen Norden Asiens, welcher zur Tertiärzeit ein mildes Klima besass. Die Eiszeit hat den Menschen nach dem Süden getrieben. Von diesem Standpunkte aus müssen die Wanderungen der Menschengruppen, deren Acclimatisation, Localisirungen zu besonderen Rassen unter dem Einflusse der länger festgehaltenen Milieus, endlich deren Kreuzungsproducte ganz besondere Bedeutung gewinnen. Um alle diese Fragen hat QUATREFAGES mit grösserem oder geringerem Erfolge sich emsig bemüht. Auch die Gegner seiner Grundanschauungen räumen ein, dass seine Untersuchungen über die Wanderungen der Melanesier und Polynesier eine wesentliche Vertiefung der Anthropologie Oceaniens gebracht haben. Geringeren Anklang haben seine Hypothesen über die weniger klar erkennbaren Völkerschichtungen des amerikanischen Continents gefunden. Nicht minder hat sein letztes grosses Werk „Histoire générale des races humaines" von mancher Seite scharfen, zum Theile über das berechtigte Mass hinausgehenden Tadel erfahren. Wer, wie QUATREFAGES, nahezu sechzig Jahre im Dienste der Wissenschaft zugebracht hat, darf wohl erwarten, aus der Gesammtheit seiner Anschauungen heraus beurtheilt zu werden und nicht nach heute unvermeidlichen Divergenzen in einzelnen Detailfragen.

Eine der wichtigsten Divergenzen mit der deutschen Schule bildet allerdings die durch QUATREFAGES mit Vorliebe gepflegte ethnische Bestimmung der prähistorischen Rassen Europas. Wenn BROCA für die Feststellung der Mittelmaasse einer Menschenrasse wenigstens 20 normale Schädel verlangte, so hat sich QUATREFAGES mit weniger begnügt. Schon seine Aufstellung von lebenden „reinen Rassen" wird von französischen Forschern auf ungenügendes Material zurückgeführt. Die allbekannten Einwendungen gegen die Aufstellung einer „Rasse von Cannstatt" bedürfen hier keiner Wiederholung. Wer sich über die Zulässigkeit einer voreiligen Zuweisung der verschiedenen in den Höhlen Belgiens gefundenen Schädelformen an differente Stämme oder Rassen, sowie einer Annahme der Persistenz prähistorischer Typen bis in die Jetztzeit näher informiren will, sei auf VIRCHOW's Abhandlung „Ueber alt- und neubelgische Schädel" im Bd. VI des Archivs für Anthropologie, 1873, verwiesen. Auch die BROCA'sche Schule hat sich ziemlich kühl, zum Theile direct ablehnend diesen Rassenbestimmungen gegenüber verhalten.

In den letztgenannten, der Beobachtung weit vorauseilenden Anschauungen liegen die Prämissen zu der vielbesprochenen Schrift „la race prussienne". Unter den Eindrücken des Krieges ist QUATREFAGES der Versuchung unterlegen, seine anthropologischen Hypothesen in den Dienst der Politik zu stellen und seinem früher ausgesprochenen Grundsatze untreu zu werden, „que les applications de l'anthropologie à la politique reposent presque inévitablement sur des erreurs, et qu'en substituant l'idée de race à l'idée de nation elles ne peuvent qu'engendrer la guerre et éterniser les haines". Es ist RUDOLF VIRCHOW nicht allzu schwer geworden, seinen Gegner auf den Boden der positiven Thatsachen zurückzuführen und ihm nachzuweisen, dass an seiner Construction einer preussischen Rasse das Wahre nicht neu, das Neue dagegen vollkommen unbewiesen sei. Uebrigens hat QUATREFAGES sehr bald die politischen und völkerpsychologischen Folgerungen aus dieser Theorie aufgegeben und später auch zugestanden, dass man zur Zeit der Abfassung seiner Schrift sehr wenig über die Finnen wusste. Gerade mit diesem Argumente hatte aber VIRCHOW die wissenschaftliche Unzulässigkeit der Theorie von QUATREFAGES begründet. Ich freue mich, hinzufügen zu können, dass nach VIRCHOW's Mittheilungen QUATREFAGES in den letzten Jahren seines Lebens wiederum freundliche Beziehungen mit dem verehrten Meister der deutschen Anthropologie angeknüpft hat.

QUATREFAGES war ein Naturforscher grossen Stils, in welchem die Traditionen einer glänzenden Epoche französischer Wissenschaft fortlebten. Seine universelle Bildung, seine Gabe der Generalisation, seine gewandte Darstellung, eine durch seltene Gaben des Geistes und Gemüthes hervorragende Persönlichkeit stempelten ihn zum anerkannten Vertreter der von ihm zum Theil geschaffenen Wissenschaft in der Akademie, in zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften wie gegenüber der ausländischen Gelehrtenwelt. Dem gebildeten Publicum hat er die wichtigsten Fragen der Anthropologie viele Jahre hindurch in der „Revue des deux Mondes" vermittelt. Die späteren Generationen werden seinen Namen gewiss stets in Ehren halten.

2. Herr Custos **Josef Szombathy** erstattet einen

Bericht über seine im Jahre 1891 unternommene Reise nach Süd-Dalmatien.

Derselbe wird in den Abhandlungen veröffentlicht werden.

3. Herr Custos **Franz Heger** spricht über

Goldgeräthe von den Philippinen.

Der Vortragende zeigt eine Anzahl höchst interessanter Goldobjecte vor, welche zum Theil von den Batanen (einer kleinen Inselgruppe im Norden von Luzon), theils von Nord-Luzon stammen. Dieselben sind ein Geschenk unseres Mitgliedes Dr. Alex. Schadenberg in Manila an die ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Eine eingehende Beschreibung der Objecte nebst Abbildungen wird in den Abhandlungen erfolgen.

4. Herr Custos **Franz Heger** bespricht

Zwei neue Bronzepauken aus China.

Der Vortragende verweist auf seine in der Monats-Versammlung vom 11. Mai 1891 (siehe Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Sitzungsberichte pag. [53]) gemachten Aeusserungen über ähnliche Bronzepauken aus Ostasien. Die zwei neuen Stücke wurden jüngst der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zum Geschenke angetragen und gleichen vollkommen dem einen Stücke, welches dieses Museum seinerzeit vom Herrn k. u. k. Consul Josef Haas in Shanghai zum Geschenke erhielt, sowie einem anderen Stücke, welches vor Kurzem in das Museum für Völkerkunde in Berlin kam. Letzteres soll von den Lolo herstammen. Eine eingehende Beschreibung dieser und ähnlicher Pauken wird in den Abhandlungen gegeben werden.

5. Se. Durchlaucht **Prinz Ernst zu Windischgrätz** zeigt und bespricht

Eisenwaffen aus St. Michael.

(Mit Fig. 1—25 auf Seite 9.)

Es handelt sich um den bekannten Fundort bei Adelsberg in Krain, von dessen Nekropolen und Wallbauten schon wiederholt in diesen Mittheilungen die Rede war. Diesmal sind es nicht Gräber, sondern ein merkwürdiges Waffendepôt, aus welchem die Funde stammen. Die vorliegenden 25 Stücke (siehe die umstehenden Abbildungen, Fig. 1—25) bilden eine Auswahl aus vielen Hunderten, welche der Vortragende theils selbst ausgraben liess, theils von anderen Ausgräbern erwarb. Sie lagen sämmtlich bunt durcheinander in einer tiefen Grube, welche von den Anwohnern das „Waffenloch“ genannt wird. Es sind zumeist Schwerter und Speereisen, letztere von verschiedener, oft enormer Länge, dann Pfeilspitzen, meist verbogen und verkrümmt, ausserdem übersintert und durch reichliche Kalksinterkrusten mit grösseren und kleineren Steinfragmenten verkittet, so dass die Wiederherstellung der Formen mühsame Proceduren nöthig macht. Auch ein Helm befand sich bei den übrigen Waffen; derselbe war von einem Schwert durchstossen und ist derzeit noch nicht ganz restaurirt. Die Wurfspiesse (Fig. 1—5) haben meist kleine Spitzen und lange stabförmige Hälse; unten sind sie verschieden geformt, die einen (Fig. 1) laufen in konische Düllen aus, die anderen (Fig. 2—5) in breite Zungen, zu deren Aufnahme das obere Schaftende einen Spalt besitzen musste. Unter den Schwertern (Fig. 6, 7) ist eines mit radförmigen Fabriksmarken (Fig. 6) bemerkenswerth. Schliesslich verdienen ein Paar Brandpfeile hervorgehoben zu werden. Bei diesen seltenen Stücken (siehe Fig. 8) theilt sich der Hals in drei Stäbe, welche einen zur Aufnahme leicht entzündlicher Substanzen (in Pech getränktes Stroh oder dergleichen) geeigneten Hohlraum bilden.

Der Vortragende bekennt sich zu der Ueberzeugung, dass die umwallte und über mehrere Hügel sich erstreckende Ansiedelung von St. Michael das alte Metullum gewesen sei, welches Cäsar Octavianus am Schlusse seines Feldzuges gegen die Japuden (35 v. Chr.) bezwang, und wo er den erbittertsten Widerstand dieses illyrischen Volkes fand. Die Beschaffenheit der Localität, an welcher kein anderer alter Name haftet, stimmt mit der genauen Beschreibung, die uns von den Historikern überliefert ist. Wir besitzen ferner die Nachricht, dass die in Metullum eingeschlossenen Japuden, als sie den ferneren Widerstand für aussichtslos erkannten, sich dem Tode weihten, um der römischen Knechtschaft zu entgehen. Aus diesem Entschlusse erklärt der Redner jenes Vorhandensein so zahlreicher absichtlich unbrauchbar gemachter Waffen in einem Versteck, wo sie vor den Händen der Römer geborgen waren. Man hat bisher Metullum an verschiedenen anderen Orten gesucht, welche durch die Aehnlichkeit ihres Namens die Erinnerung an die alte Japudenstadt wachriefen. So in Metule, einem Dorfe der Gemeinde Oblak (Gerichtsbezirk Laas in Krain), wo aber niemals auch nur der geringste prähistorische Fund gemacht wurde. Ferner bekanntlich in Möttling (slav. Metlika), einem Orte der Bezirkshauptmannschaft Tschernembl. Aber auch hier fehlen einschlägige archäologische Zeugnisse. Es erscheint sonach unzweifelhaft, dass Metullum mit der Wallburg von St. Michael identificirt werden müsse.

6. Herr Dr. **Moriz Hoernes** erbittet sich das Wort zu einigen

Bemerkungen über die neuen Funde von St. Michael.

Es muss dahingestellt bleiben, ob das alte Metullum in der Gegend von St. Michael gesucht werden dürfe [1]). Auf jeden Fall haben wir dem Vorredner sehr dankbar zu sein, dass er uns neuerdings Gelegenheit verschafft hat, uns mit Funden von dieser interessanten Localität zu beschäftigen. Prinz E. zu Windischgrätz war es ja seinerzeit, dem wir die erste Anregung zu Nachgrabungen unserer Gesellschaft in St. Michael verdankten, welche dann sehr erfolgreich ausgefallen sind.

[1]) St. Michael liegt zu weit westlich, um für das alte Metullum gelten zu können. Das ist die Hauptschwierigkeit bei jener Verknüpfung. Das Unternehmen Oktavians begann im kroatischen Küstenlande bei Zengg und endete in Pannonien bei Sissek, welche Stadt der Triumvir zum Waffenplatz für einen späteren Feldzug gegen die Daker erkor. St. Michael liegt landeinwärts von Triest, so nahe an Aquileja und der Grenze Italiens, dass er ohne gewaltigen, kaum erklärbaren Umweg auf jenem Feldzuge, der östlich von Istrien begann und sich gegen die untere Save hinzog, nicht erreicht worden sein kann.

Bekanntlich wurden dort an mehreren Stellen ältere und jüngere Flachgräber aufgedeckt, von welchen die ersteren rein hallstättische, die letzteren eine Mischung von Hallstatt- und La Tène-Typen enthielten. Nun handelt es sich um eine dritte Schichte, in welcher, wie es scheint, eine Mischung von keltischen und römischen Formen vorliegt. Ausgesprochene La Tène-Formen zeigen die drei Schwerter und die drei Beile mit einseitigen Schaftlappen, ferner die beiden Stücke (Fig. 24 u. 25): das hakenförmige Endglied einer Schwertkette und der bügelförmige Beschlag vom Mündungstheil einer Schwertscheide. Erstere haben ihre nächsten Verwandten in den Gräberfunden von St. Michael selbst, die letzteren (Fig. 9—11) sind ganz analog den Werkzeugen gebildet, welche Custos J. Szombathy aus den La Tène-Gräbern von Idria di Bača erhoben hat. Hier wie dort laufen die Klingen bald in Schneiden, bald in Spitzen aus und sind in letzterem Falle als Pickelbestandtheile anzusehen. Das übrige Material ist zum grössten Theile jüngeren Charakters. Wir unterscheiden hier: dreitheilige, meist längere Speereisen, die sich in Blatt, Stange und Schafttheil gliedern, und andere, kürzere, die blos aus einer stets vierseitig-pyramidalen Spitze und einer konischen Dülle bestehen. Die ersteren reihen sich ihrer Art nach dem römischen Pilum und dem germanischen Angon an, dürfen aber doch mit keiner dieser beiden Speerformen ohneweiters identificirt werden. Lindenschmit, der die Verwandtschaft der letzteren nachwies und aus Schriftquellen das Vorhandenhandensein ähnlicher Waffen auch bei den Bastarnen und Thrakern, wie bei den Kelten und Lusitanern constatirte, ist doch geneigt, dieselben nicht über das III. bis II. Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung zurückreichen zu lassen und demnach ihr Vorkommen bei den Barbaren überall auf römischen Einfluss zurückzuführen. (Von einigen Schriftstellern wird die Erfindung des Pilums den Samniten zugeschrieben, und auch die Etrusker besassen dasselbe nach dem Zeugniss alter Cäretaner Gräberfunde schon vor den Römern.) Jener Annahme stehen nun zwar nicht die hier vorliegenden stangenförmigen Speereisen im Wege, wohl aber die ähnlichen Wurflanzenspitzen, welche wir in den jüngeren Gräbern von St. Michael neben Certosafibeln und anderen aus der Hallstatt-Cultur hervorgegangenen Typen gefunden haben. Sie erreichen allerdings nicht die ansehnliche Länge unserer heute vorliegenden Stücke (das längste misst nur 54·4 cm, während die letzteren zum Theil nahezu oder über 1 m lang sind), stehen ihnen aber im formellen Principe ganz gleich und können mit Rücksicht auf die geringere Entwicklung der Stange und die etwas grössere Breite des Blattes an den Anfang dieser ganzen Reihe gestellt werden, wohin sie auch der Zeit nach gehören. Somit brauchen wir wenigstens für die mit einfacher konischer Dülle versehenen „stangenförmigen" Speereisen nicht auf das römische Pilum als Stammform zurückzugreifen und können den neuen, meterlangen Exemplaren von St. Michael autochthone, vielleicht vom römischen Beispiel beeinflusste Entwicklung zugestehen. Nur für jene Stücke, welche unten in eine oblonge, zuweilen mit Seitenlappen versehene, in den gespaltenen Schaft einzuklemmende Zunge auslaufen, können wir keine prähistorischen Vorbilder nachweisen, und diese werden auf das römische Pilum zurückzuführen sein. Sie haben vierseitig-pyramidale oder flache, mit Widerhaken versehene Spitzen und sind von sehr verschiedener Länge (14·5—73 cm). Bei einem 53 cm langen Stück ist die Spitze vierseitig und mit vier Widerhaken ausgestattet. Die Seitenlappen der Schaftzunge stehen, wo solche vorhanden sind, rechtwinkelig ab und zeigen dadurch, dass der Schaft an der Verbindungsstelle zwischen dem hölzernen und dem eisernen Theile, am „Knauf" der Lanze, vierseitig war, wie wir das auch vom römischen Pilum wissen. Bei dieser Befestigungsart gingen zwei lange Nägel quer durch Schaft und Zunge, kürzere waren zuweilen durch die erwähnten Seitenlappen eingeschlagen. Eine Verbreiterung der Schaftzunge nach unten, wie sie Lindenschmit am rheinischen Pilum beobachtet hat, ist nicht wahrzunehmen. An dem längsten derartigen Stücke (Fig. 2) befindet sich oberhalb der Zunge noch ein quadratischer Eisenring von 8 mm Breite und 3 cm Seitenlänge. Er diente sicherlich dazu, das gespaltene Schaftende oberhalb der Zunge zusammenzuhalten [1]). Beim römischen Pilum versah diese Function eine konische Röhre, welche über das Schaftende geschoben war, so dass bei dieser classischen Schäftungsart das Princip der Dülle und das der Schaftzunge vereinigt war. (Siehe Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit. Braunschweig 1882, S. 12 ff.)

Die Brandgeschosse sind doppelter Art: die einen (Fig. 8) haben ein ausgesprochenes Blatt mit Widerhaken und einen von drei Spangen gebildeten Hohlraum für den Brandkörper; die anderen (Fig. 13) laufen ohne Verbreiterung der Spitze in ein stachelförmiges Ende aus und haben nur ein Oehr, welches zur sicheren Befestigung umgewickelter Wergfasern oder eines ähnlichen Brennstoffes gedient haben mag. Im Kriegswesen des Alterthums wurden die Brandpfeile mehr zur Vertheidigung als zum Angriff fester Plätze verwendet. So vertheidigen sich die Saguntiner gegen Hannibal (Liv. XXI, 8, Sil. I, 343 ff.), die Tyrier gegen Alexander (Arr. II, 21), die Alexandriner gegen Cäsar (Hirt. B. A. 14) mit Brandpfeilen. Vegetius beschreibt die Brandgeschosse in dem Capitel (IV, 18), welches von den Mitteln zur Verbrennung der Belagerungsthürme handelt („quemadmodum ambulatoria turris possit incendi"). Dieser Kriegsschriftsteller unterscheidet Malleolos und Falaricas. Beide Sorten von Brandgeschossen werden mit Ballisten geschleudert. Der Malleolus gleicht einem Pfeil, die Falarica aber einer Lanze. Zwischen Schaft und Eisen wird der Brandstoff (incendiarium), bestehend aus Schwefel, Harz, Pech, in Oel getränktem Werg, angebracht. Die genauere Beschreibung, welche Ammian XXIII, 4 von den Malleolis gibt, kommt unseren ersterwähnten Brandpfeilen von

[1]) Ein spiralig zusammengewundenes Eisenband von 8 mm Breite (Fig. 12) gehörte wahrscheinlich ebenfalls einem solchen Lanzenknaufe an. Vgl. Lindenschmit, Alt. u. heidn. Vorz., Bd. II, Heft 8, Taf. 4, Fig. 13.

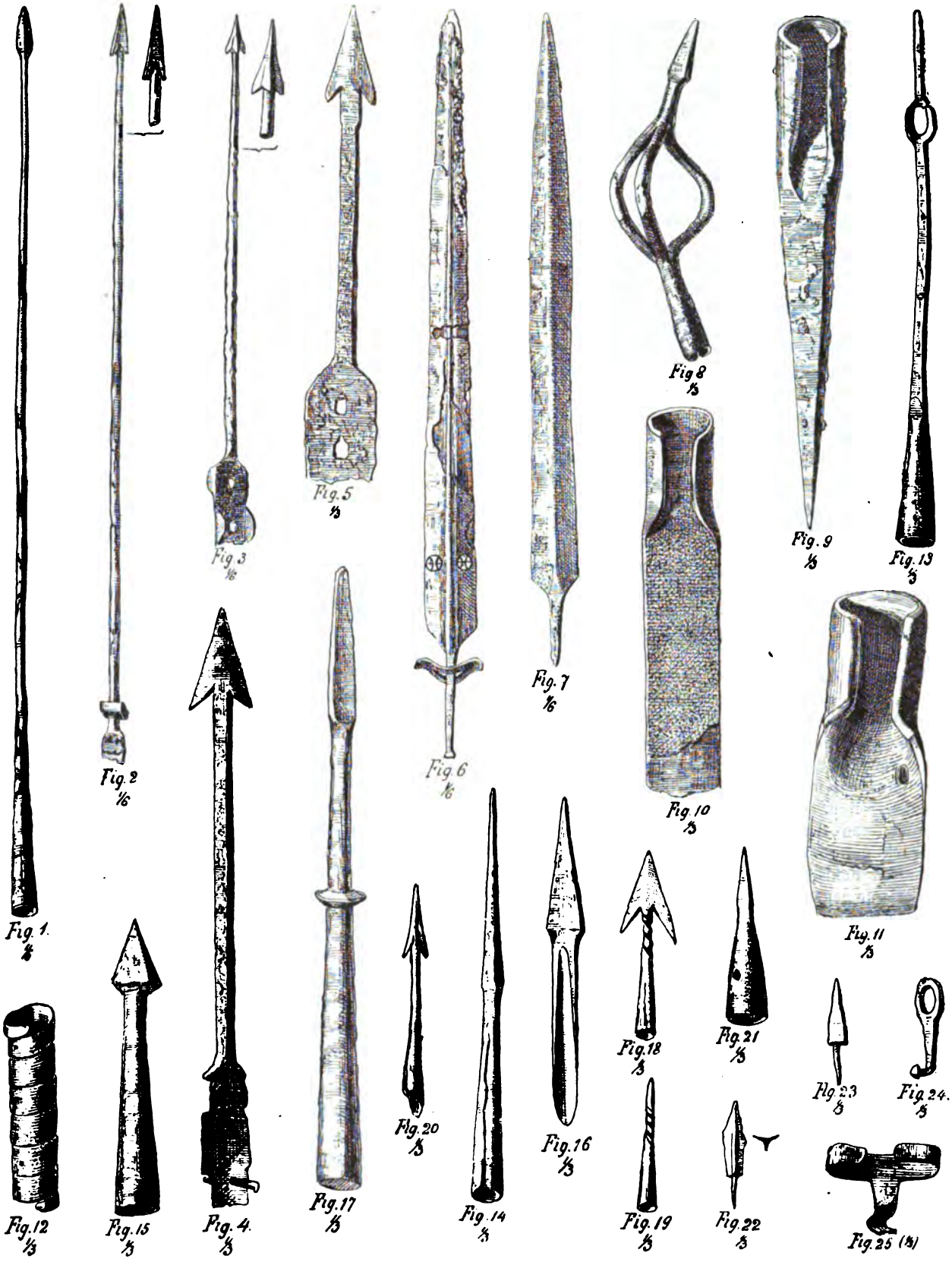


Fig. 1—25. Eisenwaffen von St. Michael.

St. Michael ganz nahe. Er sagt: „Der Schaft des Pfeiles ist von Rohr; zwischen diesem und der Spitze befindet sich eine Rundung aus mehrfach gespaltenem Eisen, die einem Spinnrocken ähnlich ist, mit zahlreichen kleinen Oeffnungen, und diese Höhlung ist mit dem brennenden Zündstoff gefüllt. Wenn ein solcher Pfeil, von einem etwas schlaffen Bogen (denn bei schnellem Fluge erlischt der Zunder) abgeschossen, irgendwo hängen bleibt, so brennt er mit kaum zu tilgender Flamme. Durch Uebergiessen mit Wasser wird der Brand nur heftiger und kein anderes Mittel hilft, als darauf geschütteter Staub“ [1]).

Die Falarica beschreibt uns hinwider Livius l. c.: „Ein Wurfgeschoss mit langem, durchaus rundem Schaft, ausgenommen das Ende, an welchem das Eisen befestigt war. Hier war der Schaft, wie bei dem römischen Pilum, viereckig, und hier wurde er mit Werg umwunden und mit Pech bestrichen. Das Eisen war 3 Fuss lang, so dass es Schild und Mann durchbohren konnte. Doch wenn es auch im Schilde stecken blieb und in den Körper nicht eindrang, so verbreitete es Schrecken, da es angezündet abgeschossen wurde und durch den Flug noch heftiger entflammt zum Fallenlassen des Schildes zwang und den Krieger unbedeckt den nachfolgenden Schüssen blossstellte“ [2]). Es scheint demnach, dass zur Falarica leicht irgend ein beliebiger pilumartiger Wurfspiess gedient haben kann, nur musste er in diesem Falle, statt aus freier Hand, von der Ballista entsendet werden. Die Beschreibung, welche Silius Italicus l. c. von der Falarica gibt, strotzt von dichterischer Uebertreibung.

Wenn St. Michael auch nicht das alte Metullum war, so zeugt das Vorhandensein von Brandkolben (denn dieses Wort dürfte der Bedeutung von „malleolus“ entsprechen), die wir nach unseren Begriffen als Schiessbedarf für Positionsgeschütze ansprechen müssen, von einer gewissen fortificatorischen Bedeutung des Platzes. Mommsen (Röm. Gesch. V, S. 9) hat aus der Ueberlieferung von dem Japudenkrieg des Jahres 35 den Eindruck gewonnnen, dass es kein grosser Krieg mit namhaften Feldschlachten gewesen sei. „Aber die Gebirgskämpfe gegen die tapferen und verzweifelten Stämme und das Brechen der festen, zum Theil mit römischen Maschinen ausgerüsteten Burgen waren keine leichte Aufgabe.“ Hier bekennt sich der Historiker Roms zu dem Glauben an die (in freilich etwas unklarer Fassung gebrachte) Nachricht Appian's III. 19, nach welcher die Japuden durch die Wirren der Bürgerkriege in den Besitz römischer Festungsgeschütze gekommen seien. Es bedarf übrigens gar nicht der letzteren Erklärung, um uns in einer so vorgeschrittenen Zeit die barbarischen „arces Alpibus inpositas tremendis“ (Hor. Od. IV, 14, 11, vgl. Epist. II, 1, 253), deren Sturz regelmässig unter die Ruhmestitel des Augustus gerechnet wird, auch in dieser Hinsicht wohlverwahrt vorzustellen. Wenn die classischen Völker irgendwo bei den Barbaren in unerwarteter Weise vorgeschrittene, ihren eigenen Culturmitteln ähnliche Erscheinungen antrafen, so lag es für sie nahe, dieselben an ihnen bekannte historische oder mythische Ereignisse anzuknüpfen, ohne dass wir deshalb an eine solche Erklärung gebunden wären. Das gilt von Göttertypen, gesetzlichen Formen und auch von den Formen der materiellen Cultur.

Damit soll nicht gesagt sein, dass unsere Brandpfeile von St. Michael und überhaupt die Gesammtheit der dortigen, nicht aus Gräbern stammenden Waffenfunde unbedingt der Zeit vor der Gründung des römischen Pricipates angehören müsse. Dass sie in dieser Epoche hinterlegt worden sind, ist nur eine Möglichkeit, welche durch das Mitvorkommen ausgesprochener La Tène-Typen allerdings stark gestützt erscheint. Wurfspeereisen mit flachen Schaftzungen sind meines Wissens in keltischen und keltisch-illyrischen Gräbern der Ostalpen niemals beobachtet worden. Auch in St. Michael fehlten sie bisher. Sie können ebensogut aus römischer, wie aus unmittelbar vorrömischer Zeit stammen. Das muss man auch für die Schwerter und die „einseitigen“ Palstäbe gelten lassen. Die barbarischen Waffen und Werkzeugformen verschwinden natürlich nicht mit einem Schlage nach der römischen Occupation und auch die sicher römischen Typen sind nicht erst seit der Aufrichtung der römischen Herrschaft im Lande eingeführt worden. Das lehren unter Anderem die Gräberfunde von Idria di Bača mit ihrem Gemisch von La Tène- und römischen Sachen. Ausser den eben besprochenen finden wir noch zwei Typen von kürzeren Wurfspeer- oder Pfeilspitzen in ziemlicher Zahl vertreten. Bei dem einem Typus (Fig. 14—17) geht das Eisen von der Dülle mit schwächerem oder stärkerem Absatz in eine vierseitig-pyramidale Gestalt über, wie bei den von Lindenschmit in den Alterth. u. heidn. Vorz., Bd. I, Heft 11, Taf. 4 dargestellten Waffen. Beim anderen (Fig. 18 und 19) befindet sich zwischen der Dülle und dem flachen, mit langen Widerhaken ausgerüsteten Blatte ein kurzer, schraubenförmig gedrehter Hals, wie bei Lindenschmit, l. c. Bd. II, Heft 9, Taf. 5, Fig. 4, 8, 13. Die ersteren Stücke sind schwer, 9—15 cm lang und sicher römisch; die letzteren sind leicht und haben ihre nächsten Verwandten in fränkischen Gräbern des Rheingebietes. Sie werden auch in Krain der Völkerwanderungszeit angehören, und ich vermuthe daher, dass sie nicht aus demselben „Waffendepôt“ stammen, wie die übrigen Stücke. In dieser Vermuthung

[1]) Malleoli autem teli genus figurantur hac specie: sagitta est cannea, inter spiculum et arundinem multifido ferro coagmentata, quae in muliebris coli formam, quo nentur lintea stamina, concavatur ventre subtiliter et plurifariam patens atque in alveo ipso ignem cum aliquo suscipit alimento. Et si emissa lentius arcu invalido (ictu enim rapidiore exstinguitur) haeserit usquam, tenaciter cremat, aquisque conspersa acriores excitat aestus incendiorum, nec remedio ullo quam superjacto pulvere consopitur.

[2]) Falarica erat Saguntinis, missile telum, hastili oblongo et caetera tereti praeterquam ad extremum unde ferrum extabat; id sicut in pilo quadratum stuppa circumligabant, linebantque pice; ferrum autem tres in longum habebat pedes, ut cum armis transfigere corpus posset. Sed id maxime etiam, si haesisset in scuto nec penetrasset in corpus, pavorem faciebat, quod cum medium accensum mitteretur, conceptumque ipso motu multo majorem ignem ferret, arma omitti cogebat, nudumque militem ad insequentes ictus praebebat.

bestärkt mich der Umstand, dass solche Pfeilspitzen mit schraubenförmig gedrehtem Halse, desgleichen auch andere Eisenobjecte der römischen und der Völkerwanderungszeit, schon vor der Entdeckung des „Waffenloches" in St. Michael als zerstreute Funde nicht eben selten vorkamen, wie ich in diesen Mittheilungen Bd. XVIII, S. 239 f., detaillirt nachgewiesen habe.

7. Herr Ministerial-Vicesecretär **V. Houdek** übersendet einen Auszug aus dem jüngst erschienenen Werke:

Sprawozdanie drugie z wycieczki paleoetnologicznej po Galicyi (w roku 1890) przez G. Ossowskiego.

Zweiter Bericht G. Ossowski's über seine palaeoethnologische Forschungsreise in Galizien im Jahre 1890. Mit 5 Tafeln und 36 Text-Illustrationen. Krakau 1891.

Herr Ossowski hat schon im Jahre 1889 die Forschungen in dem östlichsten Theile Galiziens, zwischen den Flüssen Sereth und Zbrucz, der die Grenze gegen Russisch-Podolien bildet, begonnen und setzte dieselben im Jahre 1890 fort. Jener Landstrich umfasst die Bezirke Skalat, Husiatyń, Czortków, Borszczów und Zaleszczyki.

Ossowski gibt I. eine Topographie (nämlich eine kurze Beschreibung) der dortigen Höhlen: bei Wieniatyńce, Szczytowce, Gródek und Bilcz-Złoty. Die vorläufige oberflächliche Untersuchung dieser letzteren, bereits im Jahre 1878 von A. H. Kirkor theilweise durchforschten Höhle ergab Skelette, zwei dolichocephale Schädel und eine Menge gemalter Scherben, über welche jedoch noch nichts Näheres berichtet wird.

II. Prähistorische Ansiedelungen wurden von Ossowski constatirt:

1. bei Jurkowce, Bezirk Husiatyń; dieselbe enthielt Gefässscherben, Steinartefacte, Thonperlen; aus Bronze nur einen Ohrring und ein defectes Stück irgend eines Schmuckes;

2. bei Siekierzyńce, Bezirk Husiatyń; dieselben Funde, Bronzesachen häufiger; Ossowski fand jedoch aus Bronze nur einen halbmondförmigen Ohrring;

3. bei Szczytowce, Bezirk Zaleszczyki; die gleichen Funde;

4. Feldflur Peczenyja bei Gródek, Bezirk Zaleszczyki; nur Scherben und Steinartefacte.

Burgwälle verzeichnet Ossowski:

1. bei Kolendziany, Bezirk Czortków, zwei Burgwälle, der grössere mit zwei- beziehungsweise dreifachem Walle; gefunden wurden nur primitive Scherben und Steinhaufen;

2. die „Rozbita Mogiła" bei Kociubińczyki, Bezirk Husiatyń, ist dem Namen nach zwar ein „zertrümmerter Grabhügel", nach Ossowski sind es jedoch Reste einer Befestigung. Die Durchgrabung eines Walles ergab Gefässscherben.

III. Sodann gibt Ossowski eine Topographie der Grabhügel jener Gegenden. Es befinden sich:

1. bei Chłapówka, Bezirk Husiatyń, drei;

2 bei Kociubińczyki, Bezirk Husiatyń: *a*) in der Feldflur Na Zadach zwei, welche 1880 theilweise abgegraben wurden; in einem fanden sich verkohlte Holzstücke, im anderen nur mehrere Fuhren von Steinen; *b*) ein Grabhügel in der Feldflur Na Księżem polu enthielt Scherben;

3. Krzyweńkie, Bezirk Husiatyń, ein Grabhügel;
4. Berestki, Bezirk Husiatyń, zwei Grabhügel;
5. Hadyńkowce, Bezirk Husiatyń, ein Grabhügel;
6. Głęboczek, Bezirk Borszczów, zwei Grabhügel;
7. Myszków, Bezirk Zaleszczyki, ein Grabhügel;
8. Gródek, Bezirk Zaleszczyki, vier Grabhügel;
9. Szczytowce, Bezirk Zaleszczyki, zwölf Grabhügel.

IV. Skeletgräber.

In Uwisła befand sich ein Steinkistengrab. Es enthielt das Skelet eines auf dem Rücken liegenden Hockers, bei dessen Füssen die Knochen sammt den Schädeln von zwei anderen Skeletten lagen. Alle Skelette hatten am Gürtel Schnallen aus Bein. In der rechten Hand hielt das erstere Skelet ein Feuersteinmesser; sonst enthielt dieses Grab drei Gefässe.

In Rakówkąt, Bezirk Husiatyń, fanden sich vier Skeletgräber mit Steinumfassungen.

1. Das erste (schon 1866 entdeckt) enthielt ein Flachbeil aus durchscheinendem Feuerstein und einen Steinhammer.

2. Im zweiten, welches Ossowski schon geöffnet vorfand, lagen zwei Skelette; als Beigaben fanden sich zwei Bronzenadeln mit spiralförmig zu einer Fläche gewundenem Ende, zwei Paar Ohrringe, zwei Paar andere Anhängsel und ein Bronzering.

3. Das dritte und vierte Grab war vereint; aus der Construction der Steinumfassung ergab sich, dass man wahrscheinlich bei der Anlage eines Grabes zufällig auf ein älteres Grab stiess, dessen eine Hälfte zerstört wurde, wobei die zwei Skelette, die darin lagen, auf einen Haufen zu den Füssen des neu begrabenen liegenden Hockers aufgeschichtet wurden. Dieses Skelet hielt in den erhobenen Händen eine Lanzenspitze aus Eisen, daneben lag ein Bronzering; in dem älteren Grabe befanden sich eine einfache Bronzenadel und mehrere kleine Bronzeringe.

Steingrab in Uwisła. Das Skelet hatte einen Halsschmuck, bestehend aus einem Paar Schneckenschalen (Cypraea pantherina L.), den beiden Hälften des Unterkiefers von einem Fische und dem Eckzahne eines Ebers; Alles war an einem Eisendraht aufgehängt. Weiters lag bei diesem Skelet eine Bronzefibel von ungewöhnlicher Form, deren Nadel — anstatt der ursprünglichen bronzenen — aus Eisen ist; schliesslich ein Beinkamm.

Das Skeletgräberfeld in der Feldflur Peczenyja bei Gródek. Ossowski öffnete hier eilf Gräber; das Feld umfasst deren jedoch noch bei weitem mehr. Die Skelette lagen am Rücken ausgestreckt, mit dem Gesichte nach oben, mit dem Kopfe nach Südwest. Reste von Holz lassen auf Holzsärge schliessen. Mit Ausnahme eines einzigen sind alle Schädel dolichocephal. Vier andere Gräber derselben Beschaffenheit im Felde Na wygonie bei Gródek ergaben dasselbe Resultat.

Schliesslich constatirte Ossowski bei Uwisła zwei Gräberfelder ohne Steinplatten; er öffnete sieben Gräber, fand durchwegs dolichocephale Schädel, die Skelette auf dem Rücken liegend, in derselben Richtung wie bei Gródek.

V. Brandgräberfelder.

Das Gräberfeld mit vereinzelten Urnen bei Uwisła. Ossowski fand hier drei grössere Urnen (21—30 cm hoch), eine mit einer Reihe von Löchern knapp am Rande; in einer zweiten, unverzierten fanden sich zwei einfache Bronzenadeln, etliche Bruchstücke verschieden gewundenen Bronzedrahtes, mehrere Hundert ganz kleiner Thon- (Ossowski vermuthet Kaolin-) Perlen, mehrere grössere Thonperlen von verschiedener Form und etliche durchlöcherte Schneckenschalen (Cyclonassa neritea L.), ausserdem drei kleinere, nicht ornamentirte Gefässe.

Gräberfelder, deren Gräber mit gebrannten Lehmziegeln eingewölbt sind:

1. In Wygnanka, Bezirk Czortków. Die meisten Urnen zerstört. Ein Grab enthielt zwei Gefässe: einen henkellosen, mässig ausgebauchten Topf von 9 cm Höhe, mit mehrfachen rothbraunen Linien bemalt; derselbe stand in einer unverzierten Schüssel, in welcher eine Feuersteinspitze lag. Aus den übrigen Gräbern konnten nur noch drei kleine Gefässe reconstruirt werden: Eines ganz ähnlich in Form und Bemalung dem eben erwähnten; überdies ist der Boden aussen mit einem Spiralornamente bemalt. Das zweite Gefäss ist 13 cm hoch, bauchig, mit engem Hals und kleinem Boden. Es war ursprünglich ganz mit parallelen, geschweiften, rothbraunen Linien bemalt, von welchen sich jedoch nur ein Theil erhalten hat. Das dritte Gefäss ist dem ersten ganz ähnlich, 16 cm hoch. Auch die sonstigen Scherben zeigen dieselbe Maltechnik.

2. In Bilcz-Złoty, Bezirk Borszczów. Bereits 1889 wurden daselbst Gräber geöffnet und aus den Scherben Gefässe reconstruirt: ein 62 cm hohes, doppelkonisches Gefäss mit zwei kleinen Henkeln unterhalb des Halses; dann ein 35 cm hohes, fast kugelrundes, henkelloses Gefäss; die Hälfte eines Doppelgefässes von 18 cm Höhe; dann ein henkelloses, doppelkonisches Gefäss griechischen Charakters von 12 cm Höhe, dessen obere Hälfte auf rothem Grunde schwarzbraun wellenförmig bemalt ist; ähnlich, jedoch bauchiger ist ein anderes Gefäss mit ähnlicher Wellenlinie nach griechischer Art auf seiner oberen Hälfte; eine Schüssel, auf deren Aussenseite nach allen vier Richtungen Gruppen von 4—6 parallelen geraden Linien vom Boden zum Rande laufen; eine zweite Schüssel, deren Aussenseite eine vierblättrige Rosette zeigt, die von einem vermeintlichen Blätterkranze umgeben ist. Schliesslich ein beinahe vollständiges, bodenloses Doppelgefäss; ein jedes von diesen Gefässen besteht aus zwei Schüsseln, die durch eine Hohlkugel miteinander communiciren; es zeigt Spuren von Bemalung. Dazu zwei schöne Feuersteinschaber. (Dies waren die älteren Funde.)

Ossowski öffnete hier fünf Gräber, die von einander je $^1/_2$ m entfernt waren. Jedes war in Form eines aus unförmlichen gebrannten Lehmziegeln bestehenden Gewölbes gebildet.

Im ersten Grabe stand ein henkelloses, um den Bauch mit sechs schwarzen Bogenlinien bemaltes Gefäss in einer tiefen Schüssel. Im zweiten stand ein umgestülpter Topf mit sehr breiter Oeffnung von 23 cm Höhe, am Rande mit senkrechten Linien und um den Bauch mit punktirten Linien verziert; darunter lagen zwei räthselhafte Thongegenstände. Im dritten Grabe stand ein doppelkonisches, henkelloses Gefäss ohne Verzierung, auf dem ein zweites, breiteres Gefäss aufgestülpt sass, dessen untere Partie sammt Boden abgeschlagen war, offenbar zu dem Zwecke, um jenes engere Gefäss in dieses stecken zu können. Der Bauch dieses äusseren Gefässes ist mit fünf Spirallinien schwarz bemalt, die eine rotirende Bewegung anzeigen; dabei ein Feuersteinmesser mit starken Brandspuren. Im vierten Grabe befand sich eine Schüssel von ganz origineller Form: der Boden flach, die plötzlich und ziemlich steil aufsteigenden Wände gerade, der Rand ebenfalls plötzlich horizontal umgelegt, an zwei Seiten ziemlich breit, an den zwei anderen diametralen Seiten fast verschwindend eng. Das fünfte Grab barg die Scherben von zwei Gefässen, von denen das kleinere in dem Halse des grösseren stak, beide ohne Verzierung. Daneben ein umgestülptes Schüsselchen. In jedem dieser Gräber fand sich nur ein einziges Knochenstückchen mit Brandspuren. Auch an der Oberfläche des Gräberfeldes fand Ossowski einige bemalte Scherben.

Das Gräberfeld in Szczytowce, Bezirk Zaleszczyki, konnte Ossowski wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit nicht mehr untersuchen.

VI. Steinbauten.

1. Touste. In einer Grube ein Steinhaufen, daneben Scherben mit Kohlen vermengt.

2. Nowosiółka. Ein Steinhaufen, auf dessen Basis (0·8 m unter der Erdoberfläche) drei Gefässe standen: eines zertrümmert, ein ganzer henkelloser Topf von 26 cm Höhe und eine Schüssel; alle ohne Verzierung.

3. Szydłowce. 22 Steinhügel in zwei Gruppen auf einem Terrain von 1 km Länge und $^1/_2$ km Breite. Die meisten $^1/_2$—1 m, ausnahmsweise auch 2 m hoch und 8—10 m im Durchmesser. Ossowski untersuchte drei Hügel.

Der erste zeigte eine kreisrunde, 80 cm starke Umfassungsmauer von grossen Steinen, an deren südlichem inneren Rande das Skelet eines kleinen Kindes in einem Steingrabe lag; am Halse derselben befand sich eine durchlöcherte Thierkralle. Inmitten der Umfassungsmauer unter dem Niveau eine viereckige längliche Grube von 3·5 m Länge und 2·5 m Breite, mit Humus ausgefüllt; in deren Mitte ein Häufchen verbrannter Knochen; sonst fand sich nur ein Eisenmesser, $1^1/_2$ m tief. In den vier Ecken der Grube je eine kleine, runde, mit Steinen umfasste und ebenfalls mit Humus ausgefüllte Grube.

Der zweite Hügel ergab eine ähnliche, kreisrunde Steinmauer, in deren Mitte eine mit einer Steinplatte gedeckte Schüssel auf Kohlen stand. Der dritte

geöffnete Hügel zeigte dieselbe Construction, enthielt aber nur Scherben.

VII. Von Einzelfunden aus der Gegend zwischen Sereth und Zbrucz werden von Ossowski angeführt und abgebildet: ein grosses Feuersteinmesser, ein Bronzecelt und eine Bronzespange.

G. Ossowski: **O grobach niecialopalnych w Myszkowie.** Ueber Skeletgräber in Myszków, Krakau 1891.

Myszków liegt im Bezirke Zaleszczyki am Flusse Sereth. Im Jahre 1888 fand der dortige Gutsbesitzer Herr Kęplica Gräber, die in den folgenden zwei Jahren von ihm und von Ossowski durchforscht wurden. Man fand zweierlei ganz nahe beieinander liegende Gräberfelder.

In dem einen Gräberfelde waren die Skelette in verfaulten Holzsärgen beigesetzt und die Gräber durch je sechs, im Kreise von 3 m Durchmesser gelegte Steinblöcke markirt. Die Skelette, 1·25—1·5 m tief, lagen auf dem Rücken, ausgestreckt, mit dem Kopfe gegen Westen.

Derart construirte Gräber waren bisher in Galizien unbekannt. Im Ganzen fand man drei solche Gräber.

Im ersten lagen an den Seiten des Schädels ein Paar Ohrgehänge aus Bronze, die derart construirt waren, dass an einem kleineren Ringe ein grösserer hing, der von drei verzierten Hohlkugeln unterbrochen war.

Im zweiten Grabe befand sich eine sehr dünne, goldene Hohlkugel von 4 mm Durchmesser, die eine andere silberne umhüllt; Ossowski hält sie für ein Anhängsel. Ausserdem mehrere Thonperlen, ähnlich jenen von Uwisła.

Im dritten Grabe befand sich wieder ein Ohrgehänge aus mäanderartig gewundenem Bronzedraht.

In dem zweiten Gräberfelde waren die Skelette ohne irgend welche Umhüllung in der Erde begraben. Man fand fünf solche Skelette; als Beigaben fand man:

Im ersten Grabe einen einfachen Bronzeohrring und ein unverziertes bauchiges Gefäss.

Im zweiten Grabe ein Paar Ohrgehänge, sehr ähnlich jenen, die im ersten der vorerwähnten Steinkreisgräber gefunden wurden.

Im dritten Grabe einen halbmondförmigen Fingerring aus Bronze und ein krugförmiges Gefäss mit zwei schlanken Henkeln, die sich in plattem Bogen von der Oeffnung bis zum Bauche hinziehen.

Bei dem vierten Skelete befand sich eine schön geformte und geschmackvoll ornamentirte Schüssel, um deren Ausbauchung sich ein Streifen zieht, bestehend aus kleinen doppeltconcentrischen Kreisen.

Bei dem fünften Skelete lag nur ein einfacher Ohrring aus Bronzedraht.

8. Herr **Gottfried Ossowski** in Krakau übersendet folgende Biographie unseres verstorbenen correspondirenden Mitgliedes

Dr. Isidor Kopernicki.

Dr. Isidor Kopernicki wurde am 17. April 1825 in Czyżowka (Kreis Zwinogródka) in der Ukraine geboren. Er besuchte anfänglich das Gymnasium in Złotopol (1835—1838), hierauf in Kiew (1838 bis 1839) und endlich in Winnica (Gouvernement Podolien) (1839—1841). Nach Absolvirung des Gymnasiums studirte er die Medicin an der Kiewer Universität, wo er im Jahre 1849 den Grad eines Arztes erlangte. Während des Orientkrieges (1853—1856) verweilte Kopernicki als Militärarzt bei der Armee am Dunaj in der Krim und in Sebastopol und war dort besonders in den Ambulanzen bei Oltynica, Silistrya, Inkerman und Sebastopol als Chirurg thätig. Im Jahre 1857 verliess Kopernicki den Militärdienst und fungirte als Prosector an dem Lehrstuhle der descriptiven Anatomie der Universität Kiew bis zum Jahre 1863, in welchem er zum Doctor der Medicin promovirt wurde. Als Prosector hielt er Vorträge sowohl über vergleichende Anatomie, als auch über Splanchnologie und Aciurgie.

Im Jahre 1863 sah sich Kopernicki gezwungen, seinen Posten als Prosector zu verlassen. Er begab sich in das Gouvernement von Kalisz und hierauf 1864 nach Paris, wo er eifrig Medicin studirte, indem er die Vorträge von Claude Bernard und Quatrefages besuchte und sowohl an den Sitzungen der chirurgischen wie auch der anthropologischen und biologischen Gesellschaft theilnahm. Im Juni dieses Jahres übersiedelte Kopernicki nach Serbien und bald darauf nach Bukarest, wo ihm auf Grund eines Vertrages mit der rumänischen Regierung im Laufe der nächsten sechs Jahre die Bildung eines anatomischen Museums überwiesen wurde. Im Jahre 1871 beendigte er diese Arbeit und übergab der neuerrichteten medicinischen Facultät 380 anatomische und 300 zootomische Präparate. Erst 11 Jahre später (1880) verlieh ihm der rumänische König für die Bildung dieser Sammlung eine Medaille bene merenti I. Classe.

Im Jahre 1871 liess sich Kopernicki in Krakau nieder und unternahm im Jahre 1876 eine wissenschaftliche Reise nach Belgien, Holland und Deutschland. In demselben Jahre erlangte er nach abgelegten Prüfungen an der Krakauer Universität den Grad eines Doctors der gesammten Heilkunde. Zwei Jahre später habilitirte er sich als Privatdocent der Anthropologie und wurde im Jahre 1886 zum ausserordentlichen Professor dieses Faches ernannt. In der Hoffnung, dass es zur Creirung eines anthropologischen Institutes an der Krakauer Universität kommen werde, opferte er zu dem Zwecke seine anthropologischen Sammlungen und seine Bibliothek. Die Schenkungsurkunde überreichte er dem akademischen Senate am 27. April 1888.

Neben der Thätigkeit an der Universität wirkte Kopernicki als Mitglied und Secretär der anthropologischen Commission und anfänglich als correspondirendes und später als wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Krakau auf dem Gebiete sowohl der vorgeschichtlichen Anthropologie wie auch der Archäologie des Landes. Seine Arbeiten veröffentlichte er in den Publicationen der Krakauer Akademie: Zbiór wiadomości do antropologii krajowej (Beiträge zur Kenntniss der Landesanthropologie), deren Redacteur er war, wie auch in den Denkmälern der

III. Classe der Akademie der Wissenschaften. Er befasste sich auch viel mit Ethnographie; namentlich beschäftigte er sich während seines Aufenthaltes in Bukarest mit der Ethnographie der Zigeuner.

Seine hauptsächlichsten Arbeiten in diesen Richtungen sind:

1. Czaszki z kurhanów Pokuckich (Schädel aus den Kurhanen in Pokutien), Pam. Wyd. mat. przyr. Ak. Um. t. II. 1876 (Denkmäler der naturwissenschaftlich-mathematischen Classe der Akademie der Wissenschaften in Krakau).

2. O kościach i czaszkach z kurhanów w Radzyminie, oraz z wykopalisk na Podolu galicyjskim. (Ueber die Schädel und Knochen aus den Kurhanen in Radzymin, wie auch aus den Ausgrabungen auf dem Gebiete von Galizisch-Podolien.) (Zbiór wiad. do antr. t. II.)

3. Opis czaszek ze Słaboszewa w Poznańskiem, tudzież z grobów rzędowych w Tczewie, w Prusiech Zach., i z pow. Ostrowskiego na Wołyniu. (Beschreibung der Schädel aus Słaboszewo im Grossherzogthum Posen sowie aus den Reihengräbern bei Tczew in Westpreussen und aus dem Ostrower Kreise in Wolhynien.) (Ebenda Bd. III.)

4. Poszukiwania archeologiczne w Horodnicy nad Dniestrem. (Archäologische Untersuchungen in der Horodnica am Dniester.) (Ebenda Bd. II.)

Zusammen mit Prof. Dr. Majer publicirte Kopernicki Materialien zur physischen Charakteristik der galizischen Bevölkerung, welche im VII., VIII. u. IX. Bde. des Zbiór wiadomości do antr. kraj. erschienen sind.

Um die Ethnographie seines Landes machte sich Kopernicki durch Sammlung von zahlreichen Materialien verdient, die viel zur Kenntniss der Bevölkerung in der Gegend von Rabka, der ruthenischen und der Beskiden-Bergbewohner beitrugen. (Ebenda Bd. I, XII u. XIII.)

Zu seinen craniologischen Arbeiten von mehr allgemeiner Bedeutung gehören zwei Arbeiten: Ueber die Schädel der Aïno, welche im VII. u. XII. Bde. der Denkmäler der naturwissenschaftlichen Classe der Krakauer Akademie der Wissenschaften erschienen sind, und die Arbeit über den Bau der Zigeunerschädel. Vergleichend craniologische Untersuchungen finden sich im Archiv für Anthropologie 1872, Bd. V in Quart, S. 267—324 mit 4 Taf., welche von der Pariser Anthropologischen Gesellschaft mit dem Godardpreise (Prix Godard) ausgezeichnet wurde.

Alle Arbeiten, die Kopernicki in polnischer, böhmischer, russischer, deutscher, französischer und englischer Sprache veröffentlichte und deren Zahl 48 beträgt, erschienen in den Zeitschriften: Roczniki Towarzystwa naukowego Krakowskiego; Pamiętnik Wydziału matematyczno pryrodniczego Akad. Um.; Zbiór wiadomości do antropologii krajowej; Wisła; Pamiętnik IIgo Zjazdu lekarzy i przyrodników polskich; Encyklopedyja wychowawcza; Ateneum, Przegląd lekarski; Tygodnik lekarski; Nowa Reforma; Památky archaeologické a místopisné; Uniwiersiteckija izwiestija (Nachrichten der Kiewer Universität); Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris; Revue d'Anthropologie; Archiv für Anthropologie (Braunschweig); Anthropological Review; Journal of Anthropologie u. Journal of the Anthropological Institute.

In den letzten Jahren seines Lebens machte Kopernicki sehr interessante Untersuchungen auf dem Gräberfelde in Lipica (Ost-Galizien) und brachte dort bedeutende Funde zutage, die er aber leider nicht mehr zu beschreiben im Stande war.

Rühmlichst bekannt durch seine Arbeiten, war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Krakau, der anthropologischen Gesellschaften in Paris, Wien, London, Berlin, Florenz, Brüssel und des Musealvereines in Časlau; der Aerztegesellschaften in Lemberg, Krakau, Lublin, Wilna und Warschau.

Er starb am 20. September 1891.

9. Dr. **Heinrich Matiegka** in Lobositz übersendet einen Auszug aus seinem in czechischer Sprache in der Zeitschrift „Česky lid", Jahrgang I, erschienenen Aufsatze:

„**Gräber mit zusammengekrümmten** (liegend hockenden und hockenden) **Skeletten in Böhmen.**"

(„Hroby se skrčenými kostrami v Čechách.") Prag 1892.

1. Taf. I, Fig. 1, 2, 3 stellen den Querschnitt und die Anordnung zweier Gräber ohne Steinfassung dar, die in der Ziegelei Reiser bei Lobositz aufgedeckt wurden und in denen die Skelette in hockender Stellung, auf der linken Seite ruhend (die eine Hand geballt und erhoben), gelagert waren. Um die Skelette fand man: A: 1 Beinmeissel (Fig. 4), 1 Schiefersteinmeissel (Fig. 5), 1 Jaspisstück (Fig. 6), 1 Spinnwirtelfragment (Fig. 7), Gefässe und Scherben (Fig. 8—12). B: 1 Beinmeissel (Fig. 13), Gefässe und Scherben (Fig. 14—20). Gefässe aus freier Hand geformt, schlecht gebrannt; Fingertupfenornamente, Ansätze und Henkel. Das Gräberfeld gehört zweifellos in die neolithische Periode. Der eine Schädel wies einen Index = 74·17 auf.

2. Etwa 350 m nordwestlich vom ersten Fundorte, befindet sich knapp vor der Stadt Lobositz (bei der Rübendörre Tschinkl) eine Begräbnissstätte, auf der A. auf der rechten Seite liegende Skelette mit stark angezogenen Beinen (Hocker) gefunden wurden, mit Steinen bedeckt und umgeben (dabei ein Mühlstein und ein geschnitztes Beinfragment, Taf. II, Fig. 3 vielleicht eine Handhabe?). Schädelindex = 70·32 und 75·69. Der letztere Schädel zeigt am Scheitel Brandspuren; es scheint also beim Kopfe der Leiche ein Opfer gebrannt worden zu sein. — B. Verstreut unter den Skeletten fanden sich Aschengruben, von denen mehrere sicher Brandgräber (Kesselgräber) vorstellen. In denselben fand man nebst reinster Asche constant runde Kieselsteine (die wohl erhitzt und in's Wasser zum Erwärmen desselben geworfen wurden, worauf auch folgender jüdischer Brauch hinweist: vor dem „langen Tage" erhitzt die jüdische Hausfrau einige schöne Kieselsteine im Feuer und wirft sie in ein Gefäss; nachdem sie in diesem mehrmals hin- und hergeschwenkt wurden, werden sie in ein zweites u. s. w. überschüttet, bis alle Gefässe auf

diese Weise „gereinigt“ wurden; das dazu nöthige Wasser fehlt dabei allerdings); weiters Webstuhlgewichte (Fig. 4), Feuersteinsplitter (Fig. 2), geschliffene Steinwerkzeuge (Glättstein Fig. 1), Sandsteinstück mit Querfurchen (Fig. 5), ein Thonlöffel (Fig. 6, der abgebogene Griff ähnelt einem Fuss, ähnliches vgl. in Lengyel), Gefässe und Scherben (Fig. 7—20 mit Henkeln und Buckeln, dabei sehr häufig innen wie aussen graphitirte Schalen, Schüsseln und Töpfe). Das Gräberfeld verlege ich in die frühe Bronzezeit.

3. In der Ziegelei zwischen Čižkovic und Jenčic (unweit Lobositz) wurden bisher etwa 40 Skelette (soweit man sich erinnert, immer in zusammengekrümmter Lage) gefunden, dazwischen nie Brandgräber oder Aschenlöcher; anstossend aber (Süd-Ost) Gruben (Wohnungsreste). Gräber, unregelmässig zerstreut, so weit ich sah, das Skelet stets auf der linken Seite zusammengekrümmt liegend, Beine stark angezogen, Kopf nach Norden, gewöhnlich ohne Steinbelag. Grab 1: das Skelet hatte an Hals und Brust Hunderte von aus Flussmuscheln geschliffenen und perforirten Plättchen (Taf. III, Fig. 1), mit dazwischen vertheilten durchbohrten Hunde- oder Wolfszähnen (1 b), wenigen Bronzeblechperlen (1 c) und kurzen Bronzedrahtgewinden (1 d); zu beiden Seiten des Kopfes und der Füsse je ein Gefäss (im Ganzen vier); Fig. 2 (mit vier Hals- und zwei Bauchhenkeln; das Fischgrätenornament, abwechselnd von rechts nach links resp. von oben nach unten und umgekehrt laufend) und Fig. 3. — Grab 2 enthielt Fig. 4, 5, 6 (aus weichem Kalkstein = Votivgegenstand?), 7 (Schiefer) und einen Sandstein (Schleifstein) mit stark ausgeschliffenen Flächen. — Grab 3: Fig. 9, 10, 11. — Grab 4: Fig. 12, 13 (Doppellinie, Strichornament, am Hals und Bauch je eine Punktreihe); darin Feuersteinsplitter; daneben Fig. 14 (Schiefer). — Grab 5 mit drei Steinplatten bedeckt (Fig. 16). — Grab 6: beim Kreuz des Skeletes Schale (Fig. 15) mit zwei zusammenhängenden perforirten Höckern. Aus früheren Funden sind bekannt: Gefäss 17 und der Rand eines grossen Gefässes mit vier Henkeln (wie Fig. 2 nicht ornamentirt).

Das Gräberfeld gehört in die früheste Bronzezeit, erinnert namentlich mit seiner Keramik an die Steinzeit (vgl. die Identität und Aehnlichkeit mancher Gefässe mit jenen in Dr. H. Götze's: Gefässformen und Ornamente der neolithischen Schnurverzierung, Keramik im Flussgebiete der Saale, Jena 1891, abgebildeten). Graphitirte Gefässe fehlen ganz; auch in der Lagerung der Skelette und dem Fehlen der Steinfassungen ähneln diese Gräber mehr jenen der ältesten Zeit (Gräberfeld I bei Lobositz).

Die Gräber mit zusammengekrümmten Skeletten wurden bei uns von B. Jelínek, in Italien von Chierici, in Ungarn von Wosinsky mehr gewürdigt. Zu unterscheiden sind die „auf der Seite liegenden zusammengekrümmten Skelette“ (nach Jelínek unpassend „liegende oder ruhende Hocker“, von Much „Schläfer“ genannt) von den eigentlichen (sitzenden) Hockern; ausserdem gibt es seltenere atypische Lagen zusammengekrümmter Skelette. Beide Arten sind über die ganze Welt bei ausgestorbenen und noch lebenden Rassen verbreitet, daher Jelínek's Ansicht, dass sie vielleicht alle einer Rasse oder einer Secte angehören sollten, unrichtig ist. Wosinsky's Vergleich der Lage der Skelette mit jener des Fötus im Mutterleibe und seine Deutung dieser Begräbnissweise durch Annahme gewisser religiöser Vorstellungen (Lage in der Mutter Erde bis zur Wiedergeburt) erscheinen unbegründet (ähnliche Ansichten von Letourneau, Nadaillac, Sacken, Samokwassow; andere Ansichten: Waitz und Hoernes).

Bei Urvölkern ist das Hocken sehr gebräuchlich, bei civilisirten Völkern höchst selten: der Wilde bietet seinem nackten Körper in dieser Lage den grössten Schutz gegen alle äusseren Einflüsse, Kälte, Regen etc.; weniger geschützt ist das Sitzen, frei, aber ungeschützt, ist das Stehen (vgl. Prof. Dr. E. Herrmann in Mitth. der Anth. Gesellschaft in Wien 1889, XIX. Sitzungsber.); der Wilde ruht hockend, an einen Baumstamm gelehnt, hockt im „Rathe der Weisen“ und schläft mit zusammengekrümmtem Körper auf der Seite liegend, so sich am besten erwärmend und schützend. Auch Kinder hocken viel und schlafen gerne, auf der Seite liegend, mit angezogenen Beinen. So erscheinen mir die „liegenden Hocker“ wirkliche „Schläfer“ (die unter den Kopf gelegte Hand lässt keinen Zweifel darüber): ihre Lage charakterisirt sie besser für den Urmenschen als die gestreckte. Die eigentlichen Hocker stellen ruhende oder im „Rathe der Weisen“ oder im Familienkreise um das Herdfeuer hockende Abgestorbene dar. Beide Lagen sind ganz natürlich und erklärt diese Deutung auch die weite Verbreitung dieses Begräbnissgebrauches. — „Schläfer“ und „Hocker“ kommen im Paleolith, Neolith, in der Bronze- und in der La Tène-Periode vor. Ja, man berichtet auch von Funden aus der Uebergangsperiode (Burgwallperiode).

Böhmen betreffend, finden wir verzeichnet:

1. Hocker. A. Neolith: Ploscha, Sullowitz, Solan. B. Bronzeperiode: Chodoulic, Chotiněves, Schallan-Vebschan-Vteln, Chudeřic, Petersburg, Saaz. C. Cultur der Duxer Fibeln und Buckelarmringe: Moravěves, Nehasic, Velemyšleves, Saaz. D. Burgwallperiode: Hrázsko, Kopidlno (?), Tasnowic, Zakolan, Zbuzan. In dieser Periode blos vereinzelt zwischen gestreckten Leichen. Aus unbestimmter Zeit: Pfohlsfeld, Bezno, Radim, Předboj.

Der Gebrauch, die Leichen hockend zu bestatten, kommt also in Böhmen von der Neolithzeit bis in die Burgwallperiode (da vereinzelt) vor; eigentliche grössere Gräberfelder bilden die Hocker vielleicht blos in der Bronzeperiode (Chodoulic, Moravěves, Nehasic etc.).

2. Zusammengekrümmte, auf der Seite liegende Skelette. A. Neolith: Lobositz I (siehe oben), Jičín, Hospozín, Křinec. B. Frühe Bronzeperiode: Lobositz II (siehe oben). Čižkovic (siehe oben), Bechlín, Slupy, Braník-Hodkovičky, Schallan (N. B. Hospozín und Čižkovic bilden eigentlich den Uebergang von A zu B). C. Blüthezeit der Bronze-

periode: Unětic, Čičovičky, Ledec, Zájezd, Brandeis a. E., Brazdím, Veliš, Zvoleňoves, Zlonic, Lobositz $\frac{608}{I}$, Lobositz (f. Ziegelei), Dobřichovic, Řehnic, Přemyšlení, Klecan, Nymburk, Korno. D. Cultur der Duxer Fibeln und Buckelarmringe: Teplitz-Schönau (vereinzelt).

Mit dem Auftreten des Eisens verschwindet der Gebrauch, die Leichen in dieser Lage zu begraben. Wir kennen keinen typischen Fall aus der eigentlichen La Tène-, Merovinger- oder Burgwallperiode. (Auf dem Gräberfelde zu Liebshausen [La Tène] wurde ein Skelet in ähnlicher Lage gefunden, das ich nach den Skeletresten als das eines stark buckeligen Mannes entlarvte, das wegen des Buckels eben nicht auf den Rücken gelegt werden konnte und so ein zusammengekrümmtes, auf der Seite liegendes Skelet vortäuschte! Vereinzelte Fälle erregen immer Verdacht!)

Während also die „Hocker" in der Bronzezeit und in der „Periode der Duxer Fibeln und Buckelarmringe" die grösste Verbreitung erlangen, beschränken sich die „zusammengekrümmt liegenden Skelette" auf die Neolith- und eigentliche Bronzeperiode. Die Grabstätten dieser letzteren Art zeigen auch eine Reihe von Vergleichspunkten:

1. Der Schädeltypus: Bisher wurde unter 9—10 Fällen kein Brachycephale, blos ein Mesocephale (75·69) gefunden, was aber kein Beweis ist, dass alle Begräbnissstätten einer Rasse angehören müssten; sie stammen eben aus einer Zeit, wo in Böhmen Brachycephalie zu den grössten Ausnahmen gehörte.

2. Lage der Skelette: In den neolithischen Grabstätten sind die Leichen auf der linken Seite, später rechts wie links, endlich in der Bronzeblüthezeit ausschliesslich rechts gelagert.

3. Steinfassungen fehlen bei den älteren Gräberfunden, sind aber Regel bei den jüngeren.

4. Verschiedene Begräbnissweisen: Nur in der Zeit der ersten Bronzeperiode scheinen Gräber mit „liegenden Hockern" neben Brandgräbern vorzukommen (Lobositz II, Braník-Hodkovička, Bechlin, Hospozin).

5. Asche in Gräbern: Asche wurde häufig gefunden; manchmal scheint am offenen Grabe ein Feuer unterhalten worden zu sein, so dass selbst der Schädel (Lobositz II) oder eine Hand (Braník-Hodkovičky) dadurch Schaden litt. (Wosinsky fand ebenso Brandspuren an Schädeln); auch bedeutendere Aschenmengen traf man an (vgl. Wosinsky: Lengyel), jedoch nie konnten solche als ursprüngliche Wohnungsreste gedeutet werden. (Manche Wilde begraben die Leichen in ihrem eigenen Hause.)

6. Beigaben: Auf älteren Gräberfeldern (Neolith und Frühbronze) kommen Gefässe sehr häufig vor (gewöhnlich mehrere in einem Grabe), seltener auf jenen der Bronzeblüthezeit (in 56 Gräbern von Unětic blos 24 Gefässe). „Während jene Begräbnissstätten mit zusammengekrümmten Skeletten aus den ältesten Zeiten in ihren Beigaben (Gefässe, knöcherne und steinerne Werkzeuge, wenig Bronzeschmuck) nicht nothwendigerweise auf irgend eine gemeinsame oder verwandte Cultur hinweisen, überrascht uns eine Reihe von Begräbnissstätten, welche wir in die Blüthezeit der Bronzeperiode verlegten, durch die völlige Gleichheit ihres Inventars. Unětic, Čičovičky, Ledeč, Zájezd, Dobřichovic, Lobositz, Nymburk, Zlonic, Brandeis, Brazdim, Klecan, Zvoleňoves, Veliš, Řehni und Přemyšlení, alle weisen dieselben Beigaben auf: Uněticer Nadeln mit Oehr (ich glaube, vorwiegend oder nur bei weiblichen Skeletten gefunden), reichlichen Bernsteinschmuck, Bronzegewinde, spiralig gewundene oder in derselben Form zusammengegossene Armbänder, eigenthümlich zusammengerollte bronzene oder goldene Ohrgehänge oder Ringe, Bronzedolche. Diese Reihe von Gräberfeldern stimmt also vollständig in ihren Beigaben, wie kaum eine andere Gruppe und zeigt sich uns als sicher gleichalterig. Einzelne Erzeugnisse dieser Cultur sind scheinbar blos für sie charakteristisch, z. B. die Uněticer Nadeln mit angesetztem Oehr (und abgebogener Spitze) und die gegossenen Spiralarmringe (Lobositz, Brandeis), andere treten (in Böhmen wenigstens) nirgend so häufig und reichlich auf, als bei ihr z. B. die Bernsteinschmucksachen. Diese Cultur, wir benennen sie nach dem bestbeschriebenen Fundort kurz die Uněticer, war im nördlichen und mittleren Böhmen verbreitet und überschreitet nicht, soweit mir bekannt ist, die Grenzen unserer Heimat. Daraus darf man vielleicht schliessen, dass sie nur einem bestimmten Volke oder einem Stamme, von dem sie sich weiter ausbreitete, angehörte; ihren Ursprung musste sie im Lande selbst nehmen und blos das Materiale oder die Motive konnten aus fremden oder älteren Culturen genommen worden sein. So erinnert der Reichthum an Bernsteinschmuck an die Cultur und Zeit der Hallstatt-Gräber, die Nadeln mit Oehr wiederum an die Nadeln mit abgebogenem Köpfchen und mit einem Oehr an der Biegungsstelle, die für Schlesien charakteristisch sind (Undset: Das erste Auftreten des Eisens in N.-Eur., pag. 70, Tab. X, Fig. 11). Theilweise erinnern diese Grabstätten an die Brandgräber in den südböhmischen Grabhügeln, mit denen sie wohl auch im Alter übereinstimmen werden."

Der Gebrauch, Leichen in hockender oder liegendgekrümmter Lage zu begraben, herrschte also auch in Böhmen längere Zeit, ist für keine Zeit, für keine Cultur besonders charakteristisch, wohl aber finden wir unter den Grabstätten der letztgenannten Art eine Gruppe, die nach ihrer einheitlichen Cultur einem auch anthropologisch einheitlichen Stamme oder Volke angehört haben mag. Skeletreste sind leider gerade aus diesen Grabstätten fast keine vorhanden.

Berichtigung. In der letzten Nummer der Sitzungsberichte vom November und December 1891 (Bd. XXI) findet sich auf pag. [68], 2. Spalte, ein sinnstörender Druckfehler. Es soll dort bei Fig. 8 heissen: Eiserne Lanzenspitze.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXII. Der neuen Folge XII. Band.)

Nr. 2. März u. April. Sitzungsberichte. 1892.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 4. März 1892.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [17]. — 2. Rechnungsabschluss und Voranschlag; S. [17].
Jahres-Versammlung am 8. März 1892. 1. Jahresbericht des Präsidenten; S. [17]. — 2. Rechnungsabschlüsse; S. [30]. — 3. Wahlen; S. [31]. — 4. Petter, Bericht über Funde in Salzburg; S. [31]. — 5. Hauser, Funde in Frögg; S. [31]. — 6. Moser, Vorgeschichtliche Funde in der Höhle Zgonik bei Prosecco; S. [31]. — 7. Richlý, Depôtfund bei Obercerekvo; S. [32]. — 8. Schneider, Funde im nordöstlichen Böhmen; S. [33]. — 9. Trapp, Prähistorische Funde in Mähren; S. [34]. — 10. Koudelka, Funde im Bezirke Wischau; S. [34]. — 11. Hein, Menschen- und Thiergestalten in slawischen Stickereien; S. [35]. — 12. Geschenke für die Bibliothek; S. [35].
Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft; S. [36].
Ausserordentliche Versammlung am 18. März 1892. Hoernes, Begriff und Aufgaben der prähistorischen Forschung; S. [42].
Ausschuss-Sitzung am 12. April 1892. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [43]. — 2. Subventionen; S. [43]. — 3. Bukowiner Landesmuseum; S. [43]. — 4. Schriftentausch; S. [43]. — 5. Cyclus gemeinverständlicher Vorträge; S. [43]. — 6. Excursion; S. [43].
Monats-Versammlung am 12. April 1892. 1. Nachruf auf Aberle; S. [44]. — 2. Weisbach, Die Deutschen Oesterreichs; S. [44]. — 3. Posepny, Goldbergbaue in Dacien; S. [44].

Ausschuss-Sitzung am 4. März 1892.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Gestorben ist das wirkliche Mitglied Herr Bezirksarzt Dr. Josef Muhr in Wien.

Als unterstützende Mitglieder werden aufgenommen:

Adalbert Ritter von Lanna, Mitglied des Herrenhauses, Prag;

Dr. Hermann Grünbaum in Wien;

Max Ritter von Gutmann, Berg- und Hütten-Ingenieur in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Gustav Bancalari, k. u. k. Oberst a. D. in Linz;

Dr. Heinrich Baumgartner, Professor in Wiener-Neustadt;

Hermann Elsässer, Ingenieur in Wien;

Dr. Edmund Karl Fuchs in Wien;

Dr. Vratoslav Jagić, k. k. Hofrath und Universitätsprofessor in Wien;

Josef Mattula, Baumeister in Znaim;

Ludwig Mattula, Lehrer in Platt-Zellerndorf, Niederösterreich;

Dr. Alois Riegl, Custos-Adjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien;

Dr. Ferdinand Trentler, k. u. k. Stabsarzt in Wien;

Dr. Theodor Ritter von Weinzierl, Vorstand der Samen-Controlstation der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien;

Dr. Otto Zsigmondy, Zahnarzt in Wien.

2. Der Secretär legt die Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1891, sowie den Voranschlag für das Jahr 1892 vor. Beide werden vom Ausschusse genehmigt.

Jahres-Versammlung am 8. März 1892.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Schriftführer: Secretär Franz Heger.

1. Der Vorsitzende eröffnet die XXII. Jahres-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben. Er übergibt dann dem Schriftführer das Wort. Derselbe verliest den

Jahresbericht des Präsidenten.

Hochverehrte Herren!

Das verflossene Jahr hat die Anthropologie im Allgemeinen, besonders aber unsere Gesellschaft, hart betroffen. Wir beklagen das Hinscheiden hervorragender Fachgenossen, welche zugleich unserer Gesellschaft als correspondirende Mitglieder angehörten, der Herren Paul Hunfalvy, Isidor Kopernicki, Otto Tischler. Die beiden erstgenannten Gelehrten haben einen wesentlichen Antheil an dem Aufschwunge unserer Wissenschaft in Oesterreich-Ungarn. Herr Kopernicki hat im Sinne der Broca'schen Schule das bis dahin wenig bebaute Feld der physischen Anthropologie Galiziens in Angriff genommen. Sie werden in dem nächstens erscheinenden Sitzungsberichte vom 9. Februar d. J. eine Biographie Kopernicki's aus der Feder des Herrn Secretärs der Krakauer Akademie, Herrn Ossowski, finden. Hunfalvy's Bedeutung wurde in der Monats-Versammlung vom 15. December v. J. skizzirt. Mit Herrn Tischler bestand ein inniges Zusammenwirken. Den Theilnehmern an den anthropologischen Congressen in Deutschland und Oesterreich werden die Anregungen dieses die Prähistorie auf breitester Basis verfolgenden Mannes, der unsere Museen wie kaum ein zweiter kannte, in dankbarster Erinnerung bleiben! Obgleich Ritter v. Miklosich die neuere Entwicklung der Ethnologie nur zögernd anerkannte, hat er doch die Sprachforschung vielfach für ethnographische Gesichtspunkte verwerthet und uns noch in den letzten Jahren seines thätigen Lebens mit einer Arbeit über die Blutrache bei den Slawen beschenkt. Wir müssen es dankbarst anerkennen, dass er uns nicht blos durch seine langjährige Mitgliedschaft unterstützte, sondern auch seine kostbare Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten zur Verfügung gestellt hat. In Dr. J. E. Polak verlieren wir einen alten, treuen Freund, einen Gründer unserer Gesellschaft, der sich als Rechnungsführer und Ausschussmitglied vielfach um dieselbe verdient gemacht hat. Herr Louis Sokoloski hat manche grossmüthige Spende unseren

Zwecken gewidmet. Obwohl Herr Spöttl im letzten Jahre seines Lebens nicht mehr zu den Unsrigen zählen wollte, bedeutet das Ableben dieses in seiner Art energischen und opferwilligen Mannes einen empfindlichen Verlust für die Gesellschaft, welcher derselbe noch bei seinem Austritte einen namhaften Beitrag zurückliess. Wir werden der von Spöttl uns geleisteten Dienste stets treu gedenken. Das plötzliche Ableben des Herrn Hugo Pauli, Associés der Firma Gerold & Comp., eines durch Geist und Gemüth ausgezeichneten Mannes, der unsere Interessen warm verfolgte, berührt uns schmerzlichst. Wir freuen uns, dass sein Sohn, Herr Hugo Pauli, auch in unsere Gesellschaft an seine Stelle tritt und durch ihn wie durch Herrn Demuth unsere langjährigen Beziehungen zur Firma Gerold & Comp. fortgesetzt werden. Hiezu treten noch folgende mit Tod im Jahre 1891 abgegangene Mitglieder: Herr Hofrath Dr. Karl Braun R. v. Fernwald, Dr. Julius Makanec, Josef Tandler R. v. Tanningen, Dr. Karl Wedl. Unser Gesammtverlust beträgt somit 3 correspondirende, 2 unterstützende und 7 wirkliche Mitglieder. Wir widmen ihnen Allen ein dankbares Andenken.

Leider muss ich hieran eine weitere Mittheilung fügen, welche uns nicht minder empfindlich trifft. Unser Mitgliederstand weist mit Schluss des Vorjahres ein Minus von 5 ausgetretenen gegenüber den neu eingetretenen Mitgliedern auf; er beträgt 318 gegen 332 im Jahre 1890. Diese bedauerliche Thatsache ist allerdings nicht als Symptom einer abnehmenden Theilnahme für die Anthropologie aufzufassen. Es fehlt nicht an sicheren Anhaltspunkten für die Annahme des Gegentheiles. Wir erblicken darin eher eine Reaction gegenüber den fast übertriebenen Anforderungen, welche die unzähligen Formen der Collectivthätigkeit an die Bewohner der Grossstädte heutigen Tages stellen. Immerhin erwächst für uns hieraus die ernste Pflicht, neue Bemühungen zur Ausgleichung unserer Verluste zu machen.

Unter diesen Umständen schulden wir doppelten ehrerbietigsten Dank Sr. Majestät dem Kaiser für die uns allergnädigst auch in diesem Jahre bewilligten Subventionen, durch welche es uns möglich war, unsere Ausgrabungen und deren Veröffentlichung durchzuführen. Das k. k. Unterrichtsministerium war allerdings im vorigen Jahre (1891) in Folge ausserordentlicher Verhältnisse nicht in der Lage, unserem Gesuche um Gewährung eines Beitrages zu willfahren. Es ist jedoch Hoffnung auf eine nachträgliche Bewilligung desselben vorhanden und die diesjährige Subvention für 1892 erscheint sichergestellt. Dieser wohlwollende Standpunkt der höchsten Unterrichtsbehörde uns gegenüber verpflichtet uns zum lebhaftesten Danke. Fürst Edmund Clary und Herr v. Zwiklitz haben ihre ausserordentlichen Beiträge zu unserem Fonde für praktische Arbeiten im verflossenen Jahre aufrecht erhalten, wofür ihnen unser wärmster Dank hiemit dargebracht wird.

Die von unserer Gesellschaft im verflossenen Jahre durchgeführten Arbeiten auf prähistorischem Gebiete sind folgende:

Herr Custos Szombathy unternahm im Auftrage unserer Gesellschaft eine Recognoscirungsreise in das südliche Dalmatien, auf welcher er die Museen von Zara und Spalato, die Insel Brazza und das dalmatinische Festland von Spalato bis Budua studirte, während er auf der Rückreise, welche durch die Hercegovina und Bosnien ging, das Landesmuseum von Sarajevo, mehrere prähistorische Ansiedelungsstellen in der Nachbarschaft dieser Stadt und die berühmten Fundstellen am Glasinac besuchte.

Ueber seine Wahrnehmungen und die von ihm gemachten Aufsammlungen hat er in der letzten Monats-Versammlung einen Bericht gegeben, aus welchem wir entnehmen, dass das Land durchaus nicht so arm ist an prähistorischen und archäologischen Funden, von den paläolithischen Resten in Höhlen angefangen bis zu den manchmal wahrhaft imposanten Resten aus der römischen Kaiserzeit und dem Mittelalter. Aber wir erfuhren auch, dass es den herrschenden Bodencultur-verhältnissen zufolge nicht leicht sein wird, die Urgeschichtsforschung dort mit grösseren systematischen Grabungen, wie sie den römischen und nachrömischen Alterthümern wohl schon zutheil geworden sind, zu fördern.

Mit dem grössten Danke müssen wir der kräftigen Unterstützung gedenken, welche in Folge unseres Einschreitens die hohe dalmatinische Statthalterei und ihre sämmtlichen Organe, sowie der überaus freundlichen privaten Förderung, welche die an der Landesdurchforschung des Occupationsgebietes betheiligten Mitglieder der bosnisch-hercegovinischen Landesregierung, ferner Monsignore Bulić, der Director des k. k. Staatsmuseums in Spalato, und andere Herren dem Unternehmen des Herrn Szombathy angedeihen liessen.

Herr Prof. Dr. Rudolf Hoernes führte in unserem Auftrage die bereits im Sommer 1890 von den Herren Custos Szombathy, Dr. Moriz Hoernes und Prof. L. Bella mit Erfolg begonnenen Grabungen auf dem „Burgstalle“ bei Oedenburg fort. Aus seinem in dem Sitzungsberichte vom 10. November vorigen Jahres enthaltenen Vortrage ersehen Sie, dass das Resultat dieser Arbeit in qualitativer und quantitativer Beziehung sehr befriedigend ist. Es sind höchst interessante Gefässe mit figuralen Darstellungen gefunden worden, welche ein vollkommenes Seitenstück zu jenen vom Warischberge bei Oedenburg bilden. Herr Bella hat die letzteren in der Sitzung vom 11. November 1890 vorgezeigt. Dazu treten aber noch andere keramische Objecte, ein „Doppelmond“, ein reich verziertes Doppelgefäss, eine grosse Prunkschüssel mit Vogelfiguren, von denen das erste und letztgenannte bisher kein Seitenstück in Oedenburg aufweist. Auch die dabei gefundenen schönen Halsringe aus Bronze waren bisher von dieser Localität nicht bekannt. Die theoretische Bedeutung jener Stücke ersehen Sie schon aus den lebhaften Discussionen, welche dieselben sofort erregt haben. Bezüglich des relativen Alters der Funde verweise ich auf die interessante Darstellung von Herrn Szombathy in der Sitzung vom 15. December.

Zur Darstellung der von anderen Corporationen und Privaten im verflossenen Jahre auf prä-

historischem Gebiete geleisteten Arbeiten übergehend, sei zuerst der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften gedacht. Dieselbe veranstaltete durch Herrn Custos Szombathy eine weitere Nachlese auf den Fundstätten von Podsemel an der Kulpa in Unterkrain, bei welcher neben den der Hallstatt-Periode angehörigen Funden aus den Grabhügeln auch die Reste der späteren Besiedelung während der römischen Kaiserzeit und des frühen Mittelalters näher an's Tageslicht gezogen wurden.

Eine zweite Untersuchung führte die prähistorische Commission in Böhmen, und zwar in der Nähe von Dobrai, westlich von Prag, wo Herr Szombathy in ihrem Auftrage eine Anzahl von bronzezeitlichen Grabhügeln untersuchte.

Endlich ist noch der Fortführung der erfolgreichen Ausgrabungen in der Vypustekhöhle bei Adamsthal in Mähren, welche die prähistorische Commission seit Jahren auf Kosten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein betreibt, zu gedenken.

Aus St. Michael bei Adelsberg in Krain liegen interessante Fundnachrichten vor, aus welchen erhellt, dass dieser ausgedehnte und mehrfach beschriebene Ansiedelungs- und Begräbnissplatz noch immer nicht vollkommen erschöpft ist. Wir verdanken die bezügliche Mittheilung dem Prinzen Ernst zu Windischgrätz, der jene Localität seit langer Zeit als Sammler und Forscher im Auge behält. Diesmal ragen die Funde aus der La Tène-Periode in die römische Zeit hinein und sind zum Theile vielleicht noch etwas jünger. Sie stammen aus einem merkwürdigen Depôt eiserner Gegenstände, welches die Anwohner als „das Waffenloch" bezeichnen. Prinz zu Windischgrätz hat selbst bei 200 Objecte, Schwerter, lange Wurfspeereisen, Lanzen- und Pfeilspitzen, Brandgeschosse u. A. aus jenem Depôt erhoben, und fernere Funde wurden von ihm aus den Händen anderer am Orte ansässiger Ausgräber erworben. Wir bringen darüber an anderer Stelle eine ausführlichere Mittheilung unseres um die Prähistorie Krains so vielfach verdienten Gewährsmannes.

Unter den vielversprechenden Arbeiten, welche in Bosnien-Hercegovina den prähistorischen Fundplätzen gewidmet werden, nehmen auch im abgelaufenen Jahre die Untersuchungen auf dem Glasinac den ersten Rang ein. Geleitet wurden dieselben diesmal von dem k. k. Regierungsingenieur Herrn G. v. Stratimirović, und unser Mitglied Herr Dr. M. Hoernes erhielt, wie in früheren Jahren, von Sr. Excellenz dem Herrn Reichs-Finanzminister v. Kallay den Auftrag, diese Arbeiten zu inspiciren und darüber zu berichten. Die Ausgrabungen erstreckten sich mit ausgezeichnetem Erfolge (s. Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Bd. VI, Notizen S. 132 ff.) über Tumuli und Ansiedelungsplätze. Die Ringwälle von Kusače und Vidrići ergaben ungeahnte Mengen von Wohnstättenfunden, die uns einen vollen Einblick in das tägliche Leben der Tumuluserbauer vom Glasinac gestatten. Die Grabhügel selbst lieferten nebst unzähligen Wiederholungen eine stattliche Anzahl neuer Typen, welche wieder der von Dr. M. Hoernes vertretenen Ansicht günstig sind, dass die Herrschaft der reinen Bronzezeitformen in Bosnien nach der Aufnahme des Eisens nicht so völlig erlosch, wie in vielen anderen Ländern. Besondere Erwähnung verdienen einige feingearbeitete silberne Schmucksachen, welche in rein hallstättischen Schichten immerhin zu den grössten Seltenheiten gezählt werden müssen. Der ausführliche Fundbericht des Herrn v. Stratimirović erscheint demnächst im „Glasnik" des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums, welcher auch sonst seiner Aufgabe rascher Berichterstattung über prähistorische Funde in dankenswerthester Weise nachkommt.

Neben den Ausgrabungen auf dem Glasinac dürfen namentlich jene auf dem zusammenhängenden Terrain mehrerer alter, zum Theile mit Wällen umgebener Ansiedelungsplätze in der nächsten Umgebung von Sarajevo (Sobunar, Zlatište, Debelo-brdo) erwähnt werden. Diese Wohnstätten haben das mit den Wallburgen von Glasinac gemein, dass sie bei grosser Aehnlichkeit der Fundmassen theilweise in ältere Culturperioden zurückzureichen scheinen als die Grabhügel, während sowohl hier wie auf dem Glasinac noch keine Spur jüngerer Besiedelung (etwa in Gestalt typischer La Tène-Funde) nachgewiesen ist.

Ausser den vorstehend angeführten grösseren Arbeiten werden von den Herren Custos Dr. Ć. Truhelka, Berghauptmann W. Radimsky und Official Franz Fiala in Bosnien und der Hercegovina fast unausgesetzt Recognoscirungen und kleinere Ausgrabungen auf urgeschichtlich interessanten Plätzen ausgeführt. Es ist unmöglich, die zahlreichen Localitäten namentlich zu citiren, welche auf diese Art alljährlich durch prähistorische Funde in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtung gezogen werden. Berghauptmann Radimsky unterzieht sich der Mühe, dieselben vollständig in Evidenz zu halten, wovon sein kürzlich erschienenes Buch „Die prähistorischen Fundstätten mit besonderer Rücksicht auf Bosnien-Hercegovina, Sarajevo 1891" beredtes Zeugniss ablegt. Auch interessante Punkte, an welchen die römische Cultur tiefere Wurzeln geschlagen hat, sind in jüngster Zeit aus Bosnien durch Ausgrabungen näher bekannt geworden. So die Station Domavia bei Srbrnica und eine wahrscheinlich mit dem Municipium Bisua (des Geogr. Ravennas) oder Bistue (der Peutinger'schen Tafel) identische Ansiedelung bei Zenica.

Die k. k. Central-Commission hat zum Theile in Folge der von ihr gegebenen Anregung und mit ihrer Unterstützung, zum Theile durch den eigenen Antrieb ihrer Organe eine Fülle von Thatsachen und Gegenständen an's Licht gebracht, welche in hohem Masse geeignet sind, die Kenntniss der prähistorischen Zustände unserer Heimatländer zu vertiefen und zu erweitern.

„In **Niederösterreich** war es vornehmlich der verstorbene Correspondent Ignaz Spöttl, der sich die Erforschung des Landes zur Aufgabe machte. Er untersuchte eine Gräberstätte bei Michelstetten und Schletz mit Beigaben von Knochengeräthen und Feuersteinen; die Gefässe erinnern an jene von Schattau

und Urbau (Uebergang von der Steinzeit in die Bronzezeit). In diese letztere Zeit fällt eine von SPÖTTL aufgefundene Ansiedelung bei Staats; bei Ameis und Stronegg stellte er Gräberstätten fest (Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Jahrg. 1890, S. 253), ebenso in Langenlois, wo Gefässe in Begleitung der sogenannten ungarischen Fibel vorkommen, obgleich sie von denen der benachbarten Gräberfelder von Hadersdorf und Zeiselberg merklich abweichen (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 185).

Mit gleichem Eifer setzte Correspondent Pfarrer L. KARNER seine Forschungen fort. Von hervorragender Bedeutung ist dessen Auffindung einer Bronzesitula mit figuralen Darstellungen, welche jenen der berühmten Situlen von Watsch und Bologna entsprechen. An der Fundstelle bei Statzendorf fanden sich noch eine bronzene Schöpfkelle, ein Schwert und vier Lanzenspitzen aus Eisen nebst Gefässscherben (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 132). Ausserdem gab P. L. KARNER eine Beschreibung eines schon vor mehreren Jahren zu Gross-Harras gemachten Fundes aus der Völkerwanderungszeit (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 55). Baurath HAUSER berichtet über den Fund von Eisenwaffen bei Nussdorf auf derselben Stelle, wo einige Jahre vorher zwei Bronze-Armbänder der La Tène-Zeit gefunden wurden (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 263). Herrn Baurath HAUSER verdanken wir ausserdem die Mittheilung über den Fund von sechs halbkugelförmigen Thongefässen, die bei einem Hausbaue in Guntramsdorf zum Vorscheine kamen (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 118). Milit. Lehrer IG. HOFFMANN berichtete über den Fund von zwei Gefässen, die zu Fischau an der Stelle, wo früher ein römischer Votivstein mit keltischer Inschrift gelegen war, ausgegraben wurden (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 189), und über einen von ihm entdeckten Erdstall zu Wiezendorf (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 125).

Ein ganz eigenthümlich gestaltetes Grab mit verkehrt eingestellten Gefässen, worüber Correspondent Propst KERSCHBAUMER berichtete, wurde zu Mautern a. d. D. gefunden. Die Anlage des ganzen Grabes ist eiförmig, die acht Gefässe sind (mit Ausnahme eines einzigen umgefallenen) auf die Mündung gestellt; im Uebrigen war das Grab mit Scherben und Erde ausgefüllt, Beigaben fehlten (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 117). Endlich berichtete Correspondent L. H. FISCHER über seine im Jahre 1890 erzielten Ausgrabungserfolge auf der paläolithischen Fundstätte bei Willendorf, welche indess noch nicht abgeschlossen sind (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 117).

In der benachbarten **Steiermark** wurde vom Bergrath RIEDL ein sehr reichhaltiges, mit Schwert, Hauwaffen, Bronzespitzen und anderen Beigaben ausgestattetes Grab des jüngsten Abschnittes der La Tène-Zeit eröffnet (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 223). Anlässlich des Baues der Eisenerz-Vordernberger Eisenbahn wurden von der k. k. Central-Commission, wie bei allen derartigen Unternehmungen, die geeigneten Einleitungen getroffen, um etwa zum Vorschein kommende Funde zu sichern. Das Ergebniss war jedoch ein geringes; Spuren alter Eisenbetriebsstätten gaben keinen Anhaltspunkt zu weiterer Verfolgung (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 263). Ein an sich recht hübscher Fund, eine Nadel der reinen Bronzezeit, welche bei Langenwang ausgegraben wurde, gab Veranlassung zu mehrseitigen Untersuchungen, worüber Correspondent Custos SZOMBATHY und Conservator Prof. GURLITT berichteten, ohne dass indess entsprechende Erfolge erzielt worden wären (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 66, 117, 131). Der Letztgenannte berichtete auch über seine Intervention bei der Abgrabung mehrerer Tumuli zu Pikerndorf bei Marburg a. d. Dr. mit spärlichen Funden aus der Zeit der Römerherrschaft (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 128).

In **Kärnten** ist es vornehmlich das Gräberfeld von Frögg gewesen, welches die Thätigkeit des Conservators BARON HAUSER in Anspruch nahm, der die Arbeiten mit Unterstützung der k. k. Central-Commission und von Freunden des Alterthums mit Umsicht und Ausdauer fortführte. Eine Reihe werthvoller Funde und Aufschlüsse, über welche von Seite des Herrn BARON HAUSER (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 24 und 102) eingehende Berichte vorliegen, lohnte die mühevolle Arbeit.

Aus **Krain** ergingen wiederholt Mittheilungen über neu entdeckte Fundplätze in diesem mit prähistorischen Schätzen so reich ausgestatteten Lande. Leider fehlen Kräfte und Mittel, um diese fast überschwängliche Fülle durchwegs systematisch, aber auch rasch zu sichern und sie der hier stets drohenden Raubgräberei zu entziehen. Die häufig einlaufenden Berichte des BARTHOLMÄ PEČNIK sind voll von Nachrichten über neue Funde auf alten und neuen Fundplätzen. So hat der eben Genannte im Jahre 1885 bei Slepšek 100 Gräber der La Tène-Zeit geöffnet, welche reiche Beigaben enthielten, in den Jahren 1886 bis 1888 mehr als 30 bei Ribjak, 1885 bei Walitschendorf, 1888 bei Podzemelj; auch kennt er bei St. Margarethen die Stelle der Gräber der La Tène-Zeit und constatirte auf dem Laibacher Schlossberge eine vorgeschichtliche Ansiedelung aus der Zeit der Gradišče-Bauten. Im Jahre 1890 grub PEČNIK im Gradišče von Zagorje. Conservator RUTTAR hatte die Güte, diese Ergebnisse in eine kurze übersichtliche Ordnung zu bringen. Diese Funde gelangten in das Laibacher Museum (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 70, 123, 135 und 138).

In **Tirol** verfolgt Dr. TAPPEINER trotz seines hohen Alters mit jugendlicher Rührigkeit die Aufgaben seines Amtes als Conservator; wir haben von ihm Berichte über seine Untersuchungen der prähistorischen Wohnstätte auf dem Küchelberge (Hallstatt- und La Tène-Periode), die er mit äusserst lohnendem Erfolge durchführte (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 254, und 1891, S. 54; einen ausführlichen mit Zeichnungen ausgestatteten Bericht wird der Jahrg. 1892 der Mitth. bringen).

Eine grosse Zahl erfolgreicher Arbeiten wurde in **Böhmen** durchgeführt. Hier nehmen unter vielen anderen die Funde aus dem steinzeitlichen Pfahlbau im Franzensbader Moore die Aufmerksamkeit in erhöhtem Masse in Anspruch. Neuere Grabungen ergaben daselbst zufolge der Mittheilung des Conservators Glocker Funde von Stein- und Beingeräth und Knochen vom Pferd, Hund, Rind und Schwein (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 185).

Aus dem Gebiete des Egerthales fliessen überhaupt wie sonst immer reichliche Nachrichten über prähistorische Funde, so aus Leitmeritz über Gefässe vom Burgwall-Typus (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 253), aus Webrutz über mehrhenkelige Gefässe aus schwärzlichem Thon (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 260). In Sobrusan bei Dux wurde eine Reihe eigenthümlicher Gräber aufgedeckt (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 262). Aus dem westlichen Böhmen meldet Conservator Strnad die Aufdeckung mehrerer Gräber bei Lititz mit Bronze- und Eisenbeigaben (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 52) und bei Tschernitz mit verwandtem Inhalte (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 53). Bürgerschullehrer Pohl berichtete über die versuchsweise Oeffnung von Gräbern bei Stab mit Bronzebeigaben, deren weitere Durchforschung höchst wünschenswerth wäre (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 184). Eingehende Mittheilungen über die Gräberstätte der Bronzezeit bei Krtěnow und über neuere Funde daselbst erstattete Conservator Richlý (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 57). Eine der merkwürdigsten Fundstätten prähistorischer Alterthümer ist die Stelle des heutigen Königgrätz, wo insbesondere auf dessen Ringplatze wiederholt sehr beachtenswerthe Dinge zum Vorschein kamen; zu den werthvollsten gehören die eigenthümlichen achterförmigen Spiralen aus Golddraht, die wegen ihres Vorkommens daselbst den Namen der „Königgrätzer Achter" erhalten und schon zur Zeit Wocel's die Aufmerksamkeit erregt haben. Ueber neuere derartige Funde berichtete der vor Kurzem verstorbene hochverdiente Conservator Lüssner, welcher gleichzeitig von einem Urnengrabe in Obřistvy bei Melnik mit Henkelurnen und eisernem Kelt Mittheilung machte (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 73). Derselbe berichtete auch in eingehender Weise über die neueren Untersuchungen auf der bekannten Fundstätte bei Lieben nächst Prag (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 63).

Es ist selbstverständlich, dass auch den vielen Wallburgen Böhmens fortdauerndes Interesse zugewendet wird. Ausgedehnte Grabungen wurden auf dem bekannten Burgwall bei Bukowec nächst Pilsen vom Conservator Strnad vorgenommen, welche zahlreiche Belege, insbesondere der frühslawischen Besiedelung, lieferten (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 233). Conservator Sedlaček theilte bei Beschreibung der Kirche zu Poletitz im südlichen Böhmerwalde mit, dass der sogenannte Raziberg (Hradišt) daselbst von einem Steinwalle umschlossen sei und dass sich derartige Werke auch noch auf dem Berge Kluk bei Chlumeček, dann bei Maidstein und bei Pohlen oberhalb Krumau befinden; ein sehr ansehnlicher Steinwall ist auch zwischen Berlau und Kugelweit erhalten (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 17).

Mit grosser Ausdauer und Sorgfalt wurden die Grabungen auf dem Hradek von Časlau unter Leitung des Conservators Čermak fortgeführt, welcher über die Ergebnisse wiederholt sehr eingehende Berichte vorgelegt hat (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 6, 52, 64). Der Fund eines der bekannten reichverzierten, kelchförmigen Becher am Fusse des Hradek gab dem Genannten Veranlassung zu einer dankenswerthen Studie über diese eigenthümliche, weitverbreitete Gefässform (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 174).

Ebenso zahlreiche Nachrichten über Arbeiten auf prähistorischem Gebiete kamen aus **Mähren**. Hier ist es vor Allem Conservator Dr. H. Wankel, welcher seinem Conservatorenbezirke eine eingehende und mit Illustrationen reich ausgestattete Monographie widmete, die eine Fülle beachtenswerther Thatsachen enthält (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 225). Einer besonderen Mittheilung entnehmen wir die Kenntniss von weiteren Aufschlüssen in dem wegen seiner prähistorischen Funde altbekannten Müglitz (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 122).

Mit besonderem Eifer verfolgen die Herren Sterz und Palliardi im Süden des Landes ihre Aufgabe. Ersterer ist bemüht, die zahlreichen prähistorischen Reste, welche der Boden von Znaim birgt, zu sammeln und dem städtischen Museum daselbst zuzuführen (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 183). Ausserdem gab er Kunde von einer künstlichen Höhle in Alt-Petrein bei Znaim (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 52). Herr Palliardi brachte eine namhafte Zahl von prähistorischen Funden fast aller Zeitalter zu Stande, welche er insbesondere in den Orten Křepic, Hödnitz, Gross-Maispitz, Domčic, Ober-Dannowitz, Niklowitz, Borkenstein und anderwärts theils als zufällig an den Tag gekommene Erscheinungen sammelte, theils eigenen systematischen Ausgrabungen verdankte (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 52 und 118).

Ungeschwächte Aufmerksamkeit widmet auch Conservator Trapp noch immer der Urgeschichte Mährens; ihm verdanken wir Mittheilungen über frühslawische Gräber in Křizanau (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 224), über Funde der La Tène-Zeit in Rohrbach bei Seelowitz (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 265), über Funde von zahlreichen Torques aus Bronze in Austerlitz (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 266, und 1891, S. 54) und in Hodesitz (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 134), endlich über Gräber an der March bei Ungarisch-Hradisch (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 122). Dr. Kříž intervenirte bei der Untersuchung altslawischer Gräber in Steinitz und bei der Sicherung der daselbst erzielten Funde (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 262, und 1891, S. 54). Schliesslich ist noch der Fund von

verschiedenen Bronzegegenständen bei dem Baue der Eisenbahnstrecke Zauchtel-Odrau zu bemerken (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 136).

Eingehende Mittheilungen über prähistorische und frühmittelalterliche Erdbauten in **Galizien** verdanken wir Herrn Conservator Prof. Dr. Szaraniewicz; von ihnen verdienen insbesondere die Bauwerke bei Magierón, Busk, Podhorce, Zwinogrod, Staresiolo, Halicz, Wiktorów, Kosary, Skole und Urycz hervorgehoben zu werden (Mitth. der k. k. Central-Commission 1890, S. 231).

Erfreuliche Bestrebungen sind auch aus der **Bukowina** zu melden. Hier ist es insbesondere Conservator Prof. Romstorfer, welcher mit anerkennenswerthem Eifer ältere und neuere Nachrichten über prähistorische Funde sammelt. Einen ausführlichen Bericht widmet er der Stadt Sereth „als Fundort archäologischer Gegenstände" (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 80), einige Funde bringt er auch aus Czernowitz bei (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 183).

Auch Correspondent R. F. Kaindl berichtet über ältere prähistorische Funde aus der Bukowina, die leider zum grossen Theile wieder in Verlust gerathen zu sein scheinen (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 258). Correspondent W. Schmidt verfolgte die Spuren älterer Goldfunde von Merezeí, ohne jedoch zu einem positiven Ergebnisse zu gelangen (Mitth. der k. k. Central-Commission 1891, S. 123)."

Ich habe den vorstehenden Bericht im Zusammenhange Ihnen vorgeführt, weil derselbe in dieser Gestalt am besten geeignet erscheint, Ihnen ein Bild zu geben der umfassenden Thätigkeit der k. k. Central-Commission auf dem Felde der Prähistorie. Es wird sich nicht verkennen lassen, dass diese Erweiterung des ursprünglichen Programms dieses Staatsorganes unter besonderer Bethätigung unseres langjährigen Freundes und Arbeitsgenossen Herrn Dr. M. Much, dem wir auch vorliegende Arbeit verdanken, von sehr segensreichen Wirkungen für die wachsende Beachtung prähistorischer Objecte aller Art von Seiten der Bevölkerung begleitet gewesen ist. Im Anschlusse hieran folgen einige uns direct zugekommene Mittheilungen, welche sich als willkommene Ergänzung jenes werthvollen Berichtes darstellen. Eine Anzahl derselben finden Sie als specielle Mittheilungen in dem Berichte über die heutige Sitzung.

In archäologisch-anthropologischer Hinsicht hat auf Anregung und mit Subvention der anthropologischen und archäologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau Herr G. Ossowski, Mitglied und Delegirter der genannten Commissionen, das Flussgebiet des Zbrucz und Sereth im ganzen Bezirke Husiatyn sowie in einem Theile der Bezirke Skałat, Czortków und Borszczów erforscht. Er entdeckte daselbst Spuren von zahlreichen prähistorischen Ansiedelungen, zahlreiche Kurhane (Tumuli) und einige Höhlen, die sich zu einer gründlichen Erforschung eignen, und untersuchte hierauf die Gräberfunde sowohl der Brandgräber als auch der Skeletgräber. Die wichtigsten wissenschaftlichen Resultate wurden aus der Erforschung der Steinkisten und Steinblockgräber in Uwisła und Rakówkąt des Bezirks Husiatyn erzielt. Aus diesen Gräbern wurden prähistorische Denkmale aus der Stein- und Bronzezeit ausgehoben, unter welchen sich namentlich stattliche Knochenschmuckgegenstände und ein Halsband aus Schneckenschalen der Gattung Cypraea pantherica, aus einem Eberstosszahne und der Kinnlade eines Fisches, auszeichnen. Aus Brandgräberfeldern mit sogenannten Ziegelgräbern wurden die zahlreichsten Funde in den Gräbern von Wygnanka bei Czortków und in Bilcze Złote (Bez. Czortków) erzielt. Es wurden dort ausser Geräthen aus Feuerstein und gewöhnlichem Steine zahlreiche gemalte Schmuckgefässe gefunden, die der Keramik auf dem paläoethnologischen Gebiete Galiziens, in Pokutien und Podolien einen eigenthümlichen Charakter verleihen.

Herr Ossowski hat ferner gemeinsam mit dem Gutsbesitzer Herrn M. Kemplicz die Skeletgräber in Myszków (Bezirk Zaleszczyki) erforscht. Zwei Kategorien solcher Gräber wurden da entdeckt; die eine bilden Gräber in Form von Steinkreisen, in welche die Skelette in Holzkisten gelegt, die andere plattenlose Gräber, in welchen die Leichname unmittelbar in die Erde verscharrt wurden. Bei den Skeletten der beiden Kategorien von Gräbern wurden Schmuckgefässe aus Thon sowie Schmuckgegenstände aus Bronze, Silber und Gold gefunden.

Die angeführten Forschungen wurden in zwei Abhandlungen des Herrn G. Ossowski dargestellt und in dem XV. Bande der von der anthropologischen Commission der Akademie herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniss der vaterländischen Anthropologie" (Zbiór wiadomości do antropologii krajowej) veröffentlicht, u. zw.: 1. Zweiter Bericht über die paläoethnologische Forschungsreise in Galizien; 2. über die Skeletgräber in Myszków. (Siehe diese Sitzungsberichte Nr. 1, Februar 1892.)

Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch die im Sommer des Jahres 1891 von den Mitgliedern der anthropologischen Commission, den Herren Fürst L. Sapieha und G. Ossowski, in Angriff genommene Durchforschung einer der grössten Höhlen in Galizien, der Höhle Werteba in Bilcze Złote. Bei den schwierigen, auf Kosten des Fürsten L. Sapieha ausgeführten Vorarbeiten wurden überaus zahlreiche prähistorische Denkmale, Feuerstein- und Steingeräthe, Hirschhornwaffen, aus Knochen angefertigte Geräthe und Schmuckgegenstände, kleine Figuren, welche Menschen und Thiergestalten vorstellen und gewöhnlich aus gebranntem Thon und aus Terracotta angefertigt sind, schliesslich eine ungeheure Menge von gemalter Keramik gefunden.

Hieran möge sich ein Bericht über die archäologischen Ausgrabungen des böhmischen Landesmuseums im Jahre 1891 anschliessen:

Das eben zu Ende gehende Jahr war in Böhmen ziemlich reich an archäologischen Funden, welche nach den einzelnen Kategorien registrirt werden können, wie folgt:

1. Sogenannte Ustrinen (oder wohl besser gesagt Grubenwohnungen) boten Interessantes, namentlich bei Radim, wo in einer solchen mit Asche, Scherben und Knochen gefüllten Grube vier Skelette gefunden wurden, wovon eines sitzend, zwei Erwachsene zwar nieder-

gesunken, ursprünglich aber auch in sitzender Stellung begraben, daneben ein Kind in kauernder Stellung, liegend begraben waren; bei dem noch sitzenden Skelete wurden eine Spirale und ein Ringelchen aus Bronze, dann weisse Korallen (aus Stein?) gefunden. Es mag dies ein Beispiel eines Fundes sein, bei welchem eine Familie, bestehend aus dem Vater, der Mutter und zwei Kindern, in ihrer Hütte auf einmal begraben worden sind; zugleich ist der Beweis geliefert, dass die hockenden Skelette zu den Ustrinen gehören. Aehnliches Interesse boten ähnliche Ustrinen bei Přerov, wo unter den üblichen Artefacten und Abfällen ein hohles, offenes Armband aus Bronzeblech und ein einem eisernen Palstab ähnliches Instrument gefunden wurde. In Podbaba wurden in einer Grube neun zerschlagene Gefässe mit ansa lunata gefunden, wovon zwei zusammengesetzt werden konnten.

2. Unter den Skeletgräbern, in welchen die Leichen kauernd begraben sind (liegende Hocker), waren die Steinkistengräber in Zvoleňoves die interessantesten; es wurden da 14 Steinkisten mit kauernden Skeletten geöffnet und daselbst eine beträchtliche Anzahl von Artefacten und Gefässen des Uněticer Typus gefunden. Auf einem Gräberfelde desselben Typus, wo die kauernden Skelette blos unter einem Steinkegel oder besser gesagt unter einem Steinhaufen begraben waren, bei Brandeis a. d. Elbe, fand man ein Grab, in welchem bei einem kauernden Skelete blos ein durchbohrtes Steinbeil und Gefässe von älterem Typus gefunden wurden. In derselben Elbegegend, bei Přeboj, war vor Jahren ein Steinkreis, aus grossen Steinplatten bestehend, vorhanden, in dessen Mitte ein Kegel aus schwarzer Erde aufgeworfen war; mitten in dem einstigen Steinkreis, auf dem ursprünglichen Boden, befanden sich einige Steinsetzungen, aber nur unter einem lag ein kauerndes Skelet eines Kindes mit einigen Thonperlen. Eine halbe Stunde entfernt, bei Grossdorf, befand sich ein breiter Tumulus mit drei Steinsetzungen; in dem einen wurde nichts, in dem anderen ein polirtes, durchbohrtes Steinbeil und eine polirte, ebenfalls durchbohrte Kugel gefunden. Die dritte Steinsetzung wurde heuer aufgedeckt; es fand sich hier, halb schon neben einer Steinsetzung, welche einer Steinkiste ähnlich war, ein Skelet, halb sitzend, halb liegend auf den Resten eines etwa zweijährigen Rindes; vier Beinpfriemen wurden daneben gefunden. In Přerov endlich wurde ein hockendes Skelet unter schwacher Steinsetzung gefunden, bei dem ein durchbohrtes Steinbeil und Scherben mit gestochenem Ornamente, unter welchem ein regelrechtes romanisches Kreuz (auf dem Oehr), gefunden wurde.

3. Tumuli wurden blos bei Gross-Dobra ausgegraben. Es waren zumeist regelrechte Steinkegel mit Steinkranz; der Leichenbrand war nicht immer in der Mitte des Kegels. Einmal befanden sich drei Bestattungen in einem Tumulus; die Gefässe standen zum Theil in der Mitte am Boden des Steinkegels, zum Theil fand man sie in dem Erdaufwurf; dreimal waren grosse Gefässe in den ursprünglichen Boden unterhalb des Steinkegels versenkt. An Bronzebeigaben wurden gefunden (im vorigen Jahre): Schwert, Dolch, Palstab, Buckeln, Nadeln, kleines Rad mit vier Speichen, Bruchstücke eines Gefässes, Armspangen; (heuer): Nadeln, Armspangen, Buckeln, dann Bernsteinperlen. Nachbestattungen von Skeletten wurden einige Male gefunden.

4. Im Frühjahre wurden in der Ziegelei bei Záběhlic bei Prag einige Skeletgräber gefunden, worunter eines mit Bronzebeigaben: 1 Halsring, 2 Armspangen, 2 Fibeln vom Duxer Typus und am Kopfe des Skeletes eine kleine „Krone", nämlich ein in fünf Dreiecke gebogener Ring; ähnliche Artefacte wurden im Herbste 1890 bei einem Skelete daselbst gefunden; in derselben Zeit soll ein Skelet in sitzender Stellung gefunden worden sein, wenigstens zeigte man dort eine Höhlung im Lehm, welche diese Angabe zu bestätigen schien.

5. Auf dem bekannten Urnengräberfelde von Měník bei Neubydžov, wo unter den Bronzebeigaben des sonst dem Lausitzer Typus entsprechenden Gräberfeldes eine Fibel und Armspangen des Duxer Typus gefunden worden waren, wurde auch heuer von dem archäologischen Vereine in Neubydžov gegraben und eine grössere Anzahl von Gefässen und Bronzebeigaben gewonnen. Auf einem ähnlichen Gräberfelde, in Svijan bei Turnau, wo im verflossenen Jahre unter den Bronzebeigaben eine Spiralfibel vom Hallstätter Typus sowie eine Gesichtsurne gefunden worden waren, wurden im Frühjahre die Ausgrabungen so ziemlich beendet. In Poboř bei Plauan wurde im Sommer ein Urnengräberfeld entdeckt, in welchem kleine Beigefässe vom Lausitzer Typus (mit schraffirten Dreiecken) mit Urnen, wie selbe in der Elbegegend öfter vorkommen und z. B. auf dem Urnengräberfelde von Plauan bereits auf der Töpferscheibe verfertigte Gefässe aufweisen, vereint aufgefunden wurden.

6. Das interessanteste Urnengräberfeld war das aus der römischen Kaiserzeit stammende bei Dobřichov. Es wurde 1890 entdeckt und bis zum Juli 1891 vollständig ausgegraben. Das Resultat der Ausgrabung war ein glänzendes: es wurden etwa 80 Urnen gewonnen, worunter viele mit schönen Ornamenten, eine Anzahl römischer Provinzialfibeln, schöne Perlen aus Glas und Bernstein, ein Scarabäus aus Bronze mit einem liegenden Löwen, verschiedene Zierrathgegenstände aus Bronze, Nadeln aus Bein, dann eine Menge von Artefacten aus Eisen: Schwerter, Lanzenspitzen, Scheeren, Messer, Schildbuckel, Schildhalter, Sporen etc., wie solche in Böhmen in derartiger Anzahl bis jetzt nicht gefunden worden sind und unstreitig eine der hervorragendsten Stellen im böhmischen Landesmuseum einnehmen werden.

7. Im Herbste 1890 und im Frühjahre 1891 wurde in Podbaba bei Prag eine grössere Partie von Skeletten mit schönen Artefacten aus Bronze und Eisen, der merovingischen Periode angehörend, ausgegraben. Es ist dies das erste Gräberfeld aus dieser Periode in Böhmen, denn bis jetzt wurden nur einzelne Gräber aus dieser Zeit entdeckt. Zu bemerken wäre, dass fast jedes dritte Skelet in Unordnung lag, so dass die Gebeine (namentlich Schenkelknochen) nicht an der Stelle lagen, wohin sie gehörten.

8. Skeletgräberfelder mit Hakenringen wurden heuer wenige untersucht und entdeckt: in Rataj, Převoz, Družec, Hradsko, Velím und das interessanteste bei

Libic, wo bei einem Skelet ein schöner Halsschmuck aus Glasperlen gefunden wurde.

9. Auf Burgwällen wurde heuer in Libic, bei Přerov und in Hradsko gegraben; im letztgenannten Burgwall wurden heuer im Frühjahre zwei eiserne, konische Helme mit Nasenschutz, etwa dem X. Jahrhundert angehörend, entdeckt.

Dr. Woldřich setzte zunächst seine im Jahre 1890 begonnenen Untersuchungen und Bestimmungen des an diluvialen und prähistorischen Resten so überaus reichen, aus dem Waldviertel Niederösterreichs stammenden Materiales im k. k. naturhistorischen Hofmuseum fort und gelangte nahezu zum Abschluss der Arbeit. Ein Bericht hierüber verspricht uns ein lehrreiches Bild des Thierlebens und der Anwesenheit des Menschen zur Diluvialzeit in Niederösterreich zu bieten. Derselbe bestimmte ferner Knochen aus diluvialen und jüngeren Stationen für das städtische Museum in Prag, für Herrn Dr. J. Matiegka in Lobositz, für Herrn V. Richlý solche aus der Prokopihöhle bei Jinonic, für Herrn Prof. J. Kušta in Rakonitz, für Herrn Dr. V. Pařík in Třebenic, für Herrn Ingenieur Neuman in Beraun, für Herrn Prof. R. Gasperini in Spalato, für Herrn Prof. H. Škorpil in Sophia, für Herrn Dr. Tappeiner in Meran und für Herrn Director Dr. Sima Trojanovic in Laznica. Woldřich machte Studien in diluvialen Gebieten Niederösterreichs, Böhmens und Mährens, in prähistorischen Stationen bei Peruc, Slavětin, Stradonic bei Laun, in der Umgegend von Postelberg, im Museum zu Pilsen und in der retrospectiven Ausstellung in Prag. Ausgrabungen unternahm er zum Theil auf Kosten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Adolf J. zu Schwarzenberg am Hradiště Dřevic, an der angeblichen Stelle des alten Klosters in Postelberg und setzte unter Subvention der Anthropologischen Gesellschaft in Wien seine Untersuchungen der Wallburgen in Südböhmen fort. Auf den fürstlich Schwarzenberg'schen Gütern kam ein reiches Material für das Museum in Ohrad bei Frauenberg zusammen. Die Untersuchungen der Burgwälle, so besonders des Hradiště von Wollisch-Birken, ergaben weitere interessante Aufschlüsse über den Bau und die Anlage dieser befestigten Plätze, aber keine Funde. Die Resultate aller dieser Studien und praktischen Arbeiten bereitet Dr. Woldřich für den 5. Theil seiner in unseren Mittheilungen erscheinenden „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens" vor und wird den Bericht nach Beendigung seines für das Werk: „Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" bestimmten Aufsatzes „Ueber die Vorgeschichte Böhmens" vorlegen.

Herr Clemens Čermak berichtet uns wie folgt:

„Die ältere neolithische Hirtenstation in der Gemeindeziegelei in Časlau lieferte heuer einige hübsche Pfriemen, zwei schüsselartige Thonwirtel und viele mit Strichbändern verzierte Scherben. Neuerdings wurden grosse, 3 – 3½ m lange, nach unten sich verjüngernde Gruben, die wohl auch zu Winterwohnungen gedient haben mochten, aufgefunden. In diesen Gruben fand man blos Knochen vom Rind.

Die heurigen Forschungen auf dem Hrádek von Časlau lieferten viel Materiale zur Beleuchtung der alten Metallindustrie. Man fand nämlich kleine Gussschüsseln mit Bronze, zerschlagene Gusslöffel und sehr viele Schlacken. Dabei lagen bronzene Nadeln und kleine Klumpen von Bronze. Zu unterst Scherben mit der ansa lunata; dabei lagen Feuersteinsplitter, eine schöne Pfeilspitze und einige Messer. Höher oben kamen schon Scherben vom Hallstätter Typus und noch höher einzelne mit Graphit geglättete Scherben, eiserne Messer vom La Tène-Typus und Scherben, auf welchen man innen eine braune Bemalung auf dem röthlichen Grunde erkennen kann, vor. Aber noch zwischen diesen Scherben waren einzelne Scherben mit älterem Wellenornament zerstreut. Oberhalb des steinigen Schuttes fand man einige Bodenzeichen, grosse Ohrringe mit Sförmigem Ende, einen Kamm mit hübsch verzierten Deckplatten und einen sehr seltenen Stilus zum Schreiben. Dieser ist oben einem Meissel ähnlich und endet unten in eine 1 cm lange Spitze. Ein ähnliches Knocheninstrument wurde noch nie auf einem slawischen Hradiště gefunden.

Die grosse Nekropole vom Lausitzer Typus bei Bučic-Vrdy lieferte heuer vier schöne Gefässe und einen Mahlstein.

Der Berichterstatter durchforschte auch die Hockergräber von Zvoleňoves, wo 9 Skelette mit gewundenen Ohrringen aus Bronze, mit drei gewundenen Ohrringelchen aus Gold, Bronzedolchen und sehr vielen Bernsteinperlen entdeckt wurden neben einer neolithischen Station, so dass einzelne der jüngeren Gräber auch in die älteren Gruben eingedrungen sind. Das Verdienst um diese Entdeckung gehört Herrn Fabriksrechnungsführer Wenzel Schmidt."

Im vorigen Jahre setzte Conservator Clemens Čermák die Herausgabe seines archäologischen Albums fort, das jetzt bis zu Nr. 65 reicht und eine freundliche Aufnahme in den prähistorischen Kreisen fand.

Herr Prof. Dr. J. E. Hibsch in Liebwerd berichtet uns über neuerliche bei den Feldarbeiten gemachte Bronzefunde in der Umgebung des Goldberges, eines nordöstlich von Leitmeritz gelegenen Basaltberges, ferner über das Vorkommen von Steinbeilen auf den Feldern bei Liboch.

Herr Břetislav Jelínek, Custos am städtischen Museum in Prag, der eine werthvolle Arbeit über seine Forschungen in unseren „Mittheilungen" veröffentlichte, hat im verflossenen Jahre seine Grabungen in Tetin fortgesetzt. Die Besiedelung dieser noch heute bewohnten Burgstätte reicht bis in die graue Vorzeit zurück. Die Fundobjecte erstrecken sich vom jüngsten Burgwall-Typus bis in die neolithische Zeit. Die Gräber sind theils Skelet-, theils Brandgräber; von letzteren werden besonders die „Muldengräber" hervorgehoben. Auch die Wälle, mit denen die Burgstätte von Tetin umgeben war, stammen aus verschiedenen Epochen.

Die Thätigkeit des Herrn Jaroslav Palliardi bezog sich auch im Jahre 1891 auf den Burgberg in Znaim, Pöltenberg, das Hradisko bei Křepic, die Ansiedelung am Mínovec bei Gröschlmauth,

die Brandgruben bei Hödnitz und das Gräberfeld mit liegenden Hockern bei Oblas.

In Znaim fand Herr Palliardi anlässlich der Anlegung eines neuen Brauhauskellers Gelegenheit zu wiederholten eingehenden Untersuchungen der Culturschichten am Burgberge; dieselben bestätigten den bereits früher von ihm erhobenen Sachverhalt, nämlich eine ältere Schichte mit alter Keramik und eine jüngere Schichte vom Burgwall-Typus mit Hakenringen. Am Pöltenberg untersuchte er die dort befindlichen Umwallungen, wobei constatirt wurde, dass der äussere Wall lediglich Topfscherben vom Burgwall-Typus enthält; die innere Wallanlage enthielt in der unteren Anschüttung ausschliesslich Scherben von Freihandgefässen und in der oberen jüngeren Anschüttung Scherben vom Burgwall-Typus.

Das Hradisko bei Křepic lieferte neben den gewöhnlichen Funden von Stein-, Bein- und Thonartefacten ein kleines Gefäss, einen Löffel aus Thon, die Hälfte eines Palstabes aus Bronze und eine seltene Bronzenadel, deren Kopf der Form nach dem umgebogenen Fusse der Duxer Fibeln entspricht.

Am Mínovec bei Gröschlmauth fand man ebenso wie im Vorjahre zahlreiche Gefässscherben, Spinnwirtel, ein kleines Gefäss und einige Steinwerkzeuge und ausserdem den ersten Bronzegegenstand, nämlich einen schön patinirten, massiven Armring mit Strichverzierung. Auch einige Fragmente von Thierknochen, welche hier bisher fehlten, wurden ausgegraben.

Die Hödnitzer Brandgruben lieferten gleichfalls den ersten Bronzegegenstand, nämlich eine Nadel mit langem Oehr.

Das bei weitem wichtigste Resultat bot die Durchforschung der Gräberstätten mit liegenden Hockern bei Oblas. Im Ganzen hat Herr Palliardi 25 Gräber erschlossen, von denen nur 7 Spuren einer ehemaligen Bestattung enthielten. Ein Grab war allem Anscheine nach zerstört, denn es enthielt nur das Bruchstück eines Femur nebst drei kleinen Gefässen; in zwei Gräbern befanden sich die Gebeine zerstreut in abnormer Lage. Die übrigen Gräber enthielten kauernde Skelette mit heraufgezogenen Beinen, in der Regel auf der rechten Seite liegend, mit dem Scheitel gegen Südwest und mit dem Gesichte gegen Südost. Ein einziges ebenfalls zusammengekauert liegendes Skelet lag am linken Ohre mit dem Gesichte gegen Nordwest. Ein Skelet lag am Rücken und hatte nur das linke Bein mässig heraufgezogen und den linken Arm gebogen. Die Skelette waren theils in blosser Erde bestattet, theils mit Steinsetzungen umgeben und in einigen Fällen mit mehreren Lagen von Roll- und Bruchsteinen überlagert. Die meisten Skelette hatten als Beigabe Freihandgefässe (Töpfe, Schalen, Schüsseln und Näpfe), einfache Haarnadeln aus Bronze, einfache Haarringe und Halsspiralen aus Bronze (oder Kupfer?). In einigen Gräbern fehlten die Beigaben. Die Gräber wurden zum Theile photographirt. Unmittelbar bei dem Gräberfelde entdeckte Palliardi Culturschichten mit einem Herde und mit zahlreichen Topfscherben. In der unteren Schichte befanden sich Gefässscherben von Freihandgefässen; die obere Schichte enthielt dagegen graphithältige Topfscherben, welche den Gebrauch der Töpferscheibe bekunden.

Herr Palliardi bereitet für Freunde der prähistorischen Forschung eine photographische Herausgabe dieses Fundes vor.

Herrn Prof. Makowsky verdanken wir folgende vorläufige Mittheilungen über seine neuerlichen wichtigen Lössfunde bei Brünn.

Bei einem in der Vorstadt Franz Josefstrasse in Brünn vorgenommenen Canalbaue sind Knochen vom Mammut und Rhinoceros an einer Stelle angehäuft im September 1891 zutage gefördert worden, zugleich mit zwei grösseren kreisrunden Steinscheiben. Dieser Fund veranlasste Herrn Prof. Alex. Makowsky nach Vollendung des Canalbaues im December zur Nachgrabung in der Nähe der bezeichneten Stelle, bei welcher in einer Tiefe von 4·5 m Stosszähne und Skelettheile vom Mammut, Rippen vom Wall-Nashorn (theilweise mit Schlagmarken versehen) und Skelettheile eines Menschen, inmitten obiger Thierreste gebettet, aufgefunden wurden. Der Schädel, bis auf die Basis und einige Kiefertheile vollständig erhalten, zeigt extrem dolichocephalen Typus, fliehende, niedere Stirne mit sehr starken Augenbrauenwülsten und stark entwickeltem torus occipitalis; die Zähne sind bis auf den Wurzelhals rundlich abgeschliffen. Der Schädel sowie die wenigen erhaltenen Extremitätenknochen erscheinen auffällig durch Eisenoxyd roth gefärbt. Um den Schädel lagen zerstreut 10—20 mm lange Stücke von der fossilen Röhrenschnecke, Dentalium badense, von welchen beiläufig 600 Stück gesammelt wurden; ferner 14 Stück fast kreisrunde Scheiben von 30—60 mm Durchmesser, theils aus Stein, theils aus Knochen, theils aus Mahl- und Stosszähnen des Mammuts geschnitten; einige derselben sind angebohrt und am Rande schwach gekerbt. Der merkwürdigste Fund indessen ist ein aus Mammutstosszahn geschnitztes Idol einer menschlichen nackten Figur mit Armen, von welchen blos einer erhalten war. Der Körper ist ohne Füsse und am Unterleib abgerundet, hingegen der ganzen Länge nach, die etwa 21—22 cm betragen haben dürfte, in der Axe des Zahnes durchbohrt. Der Kopf und der Arm sind vom Rumpfe abgebrochen, der Erhaltungszustand des Elfenbeines ist fast derselbe, wie jener der Mammutstosszähne, nur fühlt sich die Figur fettig an, dürfte also von der menschlichen Berührung Fett aufgenommen und sich so besser conservirt haben.

Ueber die Thätigkeit des vaterländischen Musealvereines in Olmütz verdanken wir Herrn V. Houdek folgende Mittheilung:

„Bei Kožušan (südlich von Olmütz) wurden mehrere Brandgräber mit Urnen verschiedener Grösse, die mit Schüsseln überdeckt waren und deren Form und Ornamentik an den Lausitzer Typus gemahnt, in Gegenwart des Herrn Dr. Wankel und der Frau Vlasta Havelka aufgedeckt. Die Urnen hatten jedoch keinen bemerkenswerthen Inhalt. (Fundbericht in der letzten Nummer der Olmützer Musealzeitschrift 1892.)

Unweit von dieser Fundstelle, bei Věrovan, wurde von Strassenarbeitern ein Grab zerstört, welches mehrere kleine Bronzeobjecte aus der Hallstatt-Zeit enthielt.

Ueber die Fundverhältnisse konnte leider nichts mehr constatirt werden, da man von der Aufdeckung zu spät Kenntniss erhielt. Ausser einem verbogenen flachen Armring und einer zerbrochenen Bronzenadel wurden hier zwei eigenartige Bronzeknöpfe und drei brillenförmige Anhängsel aus Bronzedraht, dessen beide Enden spiralförmig in Kreisflächen gewunden sind, aufgefunden.

In der Umgebung von Holleschau constatirte der Lehrer Herr Peck und Herr Červinka prähistorische Ansiedelungen bei dem Dorfe Žopy und bei Prusinovic, dann Hügelgräber bei Prusinovic und Kostelec. Von den letzteren wurde vorläufig eines abgegraben, jedoch mit nur geringem Erfolge. Die beiden genannten Herren haben sich im verflossenen Jahre hübsche Sammlungen von Steinartefacten angelegt, die sie zumeist auf einem Ausfluge nach der mährischen Slowakei erworben haben.

Bei Dobrochan (Bezirk Prossnitz) wurde ein namhafterer Bronzefund gemacht, welcher von dem Lehrer Herrn Vavrouch den Sammlungen des Olmützer Museums zugewendet wurde, über den mir jedoch die Details fehlen.

Ein bemerkenswerthes Resultat haben auch die Funde von Vrchoslavic bei Kojetein ergeben, wo von dem Lehrer Herrn Zikmund namentlich viele kleinere Bronzeobjecte gesammelt wurden.

Ueber alle diese Funde werden die Berichte in dem Jahrgange 1892 der Olmützer Musealzeitschrift erscheinen.

Herr Knies, Lehrer in Blansko, durchforschte die im Jahre 1890 aufgedeckte Höhle bei Šošuvka, die trotz ihrer geringen Ausdehnung die schönste unter den mährischen Höhlen ist. Aus den ausgegrabenen Knochenresten constatirte er, dass daselbst in diluvialer Zeit die Hyäne hauste und entdeckte allerdings nur geringe Spuren der Anwesenheit des Menschen zu Ende der Diluvialzeit: Knochen- und Feuersteinwerkzeuge.

Einer gründlichen Untersuchung unterzog Herr Knies die Skeletgräber in Bořitov aus dem X. bis XII. Jahrhundert mit vielen slawischen Hakenringen aus Bronze, theilweise mit Silber plattirt; bei einigen läuft das eine Ende in einen Schlangenkopf aus. Besonders bemerkenswerth ist, dass bei zwei Schädeln je sechs ineinander eingehängte Hakenringe von einem Ohr zum anderen unter dem Kinn herumliefen. (Ausführliche illustrirte Berichte über diese Forschungen des Herrn Knies befinden sich in der Olmützer Vereinszeitschrift 1891 und 1892.)"

Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Directors Dr. C. v. Marchesetti fanden, wie im Vorjahre, auch in diesem drei grössere Ausgrabungen in St. Lucia statt. Es wurden 291 neue Gräber eröffnet und so die Gesammtsumme der von Marchesetti daselbst untersuchten Grabstätten auf 2922 gebracht. Dieselben waren jedoch nicht so dicht wie sonst; denn sie vertheilen sich auf 606 Quadratmeter, so dass im Mittel auf je 2 Quadratmeter nicht einmal ein Grab zu stehen kam. Dafür wurden die grossen aufgewandten Mühen durch reichere Funde entschädigt. So waren die Gräber viel häufiger mit grossen Urnen versehen (18·5%), von welchen 52 aus Thon und 3 aus Bronze verfertigt waren. Unter den ersteren in grösserer Zahl (33) die 60—80 cm hohen, gerippten, mit rothen und schwarzen Zonen abwechselnd verzierten Ossuarien. Von Bronzegefässen hob Marchesetti unversehrt eine 50 cm hohe Situla aus. Von den beigegebenen Gefässen verdienen hauptsächlich diejenigen aus Bronze genannt zu werden, von welchen Marchesetti heuer 23 Stücke erbeutete. Der Mehrzahl nach sind sie konisch, darunter eines mit zierlichen Zeichnungen in getriebener Arbeit, und eine vertikal gerippte Situla. Eine andere mit doppelten beweglichen Henkeln ist mit Deckel versehen. Sehr schön ist ein henkelloser Kelch. Nebst diesen verdienen wegen ihres ausgezeichneten Erhaltungszustandes drei gerippte cylindrische Eimer (Ciste a cordoni) genannt zu werden. Mehrere dieser Gefässe waren mit feinen Geweben oder mit Baumrinde umgeben und mit geflochtenen Weidenholzdeckeln bedeckt. Ueberdies enthielten sie oft ein gelbliches Harz. In zwei Fällen fand man in ihnen kleine hölzerne Näpfe. Unter den Töpfen waren heuer in besonderer Zahl Kelche vorhanden, die beinahe die Hälfte der irdenen Gefässe ausmachten. Viele davon waren mit rothen und schwarzen Zonen, zwei Exemplare noch mit bronzenen Nieten geschmückt. Von importirten Gefässen fand sich eine gut erhaltene Kylix. Am zahlreichsten unter den Beigaben waren Fibeln vertreten, von welchen 391 Exemplare gesammelt wurden. Am häufigsten waren die Schlangenfibeln (136), dagegen nur spärlich die einfachen Bogenfibeln; von den letzteren die meisten (27) mit oft prächtigen Anhängseln versehen. Nebstdem wurde eine schöne Suite von Finger-, Ohr-, Arm- und Halsringen, Haarnadeln, Gürtelblechen, Knöpfen, Glas- und Bernsteinperlen, Messern etc. erbeutet. In der Erde ausserhalb der Gräber fand man nebst verschiedenen anderen Gegenständen ein La Tène-Schwert und einen Palstab, beide aus Eisen. Auch in diesem Jahre stiess man auf das Grab eines Pferdes, das blos einen eisernen Zaum besass.

Kleinere Grabungen nahm Herr v. Marchesetti in mehreren Castellieri und Höhlen sowohl in der Nähe von Triest als auch in Istrien und Friaul vor, welche die gewöhnlichen Reste der neolithischen Ansiedelungen lieferten. Grössere Funde wurden bei der Fortsetzung der von der Section Küstenland des deutsch-österreichischen Alpenvereines veranstalteten Grabungen in der Höhle von St. Canziano gemacht, bei welchen, wie in den Vorjahren, sich Herr J. Marinitsch sehr thätig bewährte. Nebst vielen Stein- und Knochenartefacten, Topfscherben, Gegenständen aus Bronze und Eisen (unter denen schöne Flintmesserchen, ein circa 32 mm langes und 10 mm breites Votivbeilchen aus grünem Jaspis, durchbohrte Eberzähne, zahlreiche Hirschhornwerkzeuge, verzierte Gürtelplatten, Fibeln, Kämme etc.) fand man vier Gräber, deren Leichen in zwei Fällen in hockender Stellung beigesetzt waren.

Auf einer durch Bosnien unternommenen Reise hatte Herr v. Marchesetti Gelegenheit, zwei der grossen Tumuli auf der Hochebene von Kupreš zu durchstechen, wobei es sich herausstellte, dass sie aus blosser Erde bestanden, in welcher sich Holzreste nebst vielen Topfscherben und

ein Paar Flintmesserchen befanden, aber keine Gräber enthielten. Die dabei gefundenen Leichenreste gehörten jüngeren Beisetzungen aus der Zeit der Bogumilen an. Von diesen letzteren eröffnete er einige sowohl hier als in Sereja, ohne irgend welche Beigaben zu finden.

Herr Dr. Tappeiner hat im August des verflossenen Jahres auf dem Hügel Hippolit am Tisenzer Mittelgebirge bei Meran eine sehr reichhaltige neolithische Fundstätte aufgedeckt. Sie lieferte zahlreiche Werkzeuge aus Feuerstein, Messer, Schaber, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Pfriemen, Abfallsplitter, Nuclei. Dazu auch bearbeitete Knochen, Horngeräthe, dickwandige Scherben, theilweise mit grossen Buckel-Ornamenten. Seine Untersuchungen sollen in diesem Jahre fortgesetzt und in einem ausführlichen Berichte dargestellt werden.

Auf Grund der vorstehenden Berichte können wir wohl mit Beruhigung der ferneren Entwicklung der prähistorischen Archäologie in Oesterreich entgegensehen. Wir dürfen die Hoffnung aussprechen, dass die wenigen Kronländer, in welchen dieses Forschungsgebiet noch fast unbebaut ist, wie Dalmatien und die Bukowina, bald in die Reihe der übrigen treten werden. Da mit der Vermehrung des Materials auch die Nothwendigkeit eines innigeren Verkehrs der Fachgenossen immer dringender wird, erfüllt uns die Bereitwilligkeit, mit welcher von Corporationen und Privaten unseren Bitten um Mittheilung ihrer Ergebnisse seit einer Reihe von Jahren entsprochen wird, mit besonderer Befriedigung; wir sprechen allen unseren verehrten Mitarbeitern am Jahresberichte unseren besten Dank aus. Wir freuen uns, constatiren zu können, dass die unabweisbar herantretende weitere Aufgabe, das gewonnene Material für grössere Gesichtspunkte zu verwerthen, von unserem so thätigen Mitgliede, Herrn Dr. M. Hoernes, unternommen und dass deren Behandlung den Beifall der Kenner gefunden hat. Hoffentlich ist auch der Zeitpunkt nicht mehr fern, an welchem einer unserer brennendsten Wünsche, die Errichtung einer Lehrkanzel für diesen Gegenstand an der Wiener Universität, in Erfüllung gehen wird. Mögen sich die zahlreichen Förderer der täglich anwachsenden Provinzialmuseen mit uns in der Verfolgung dieses Zieles vereinigen, von dessen Erreichung eine gedeihliche Entwicklung des Musealwesens in unserem Vaterlande gewiss mit abhängig ist.

Die Arbeiten unserer Commission für Körpermessungen haben durch den Umstand eine höchst unliebsame Unterbrechung erfahren, dass Herr Generalstabsarzt Dr. Hoor nach dessen erfolgter Pensionirung sein Domicil in Wien aufgegeben hat und aus unserer Gesellschaft ausgetreten ist. Es war noch nicht möglich, einen Ersatz für ihn zu gewinnen. So sind wir vorläufig auf die allerdings unermüdliche Arbeitskraft unseres verehrten Vicepräsidenten, Herrn Oberstabsarztes Dr. Weisbach, angewiesen, dessen grosse Arbeit „Ueber die Deutschen Niederösterreichs" in den nächsten Monaten erscheinen dürfte.

Eine selbstständige Verwerthung der Militär-Stellungslisten für Tirol und Vorarlberg hat Herr Hofrath Professor Dr. C. Toldt in seiner Arbeit „Die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger" (s. Mitth. der Anthrop. Ges. 1891) vorgenommen.

Einen weiteren Schritt haben wir durch Einsetzung eines Comités für die anthropologische Untersuchung der Juden in Oesterreich gemacht. Dasselbe besteht aus den Herren: Dr. Carl Toldt (Obmann), Dr. Augustin Weisbach, Dr. D. H. Müller, Dr. E. Zuckerkandl, Dr. S. Wahrmann.

Ich lasse den Bericht des Obmannes dieses Comités, Herrn Hofrathes Toldt, hier folgen:

„Das Comité für Körpermessungen hat auf Anregung des Präsidenten Baron Andrian in zwei Sitzungen über die Vornahme einer anthropologischen Untersuchung der Juden berathen. Es wurde in Aussicht genommen, dieselbe einerseits in Rücksicht auf die physischen Eigenschaften, andererseits in Rücksicht auf die ethnographischen Verhältnisse der Juden in Angriff zu nehmen. Allseitig wurde für zweckmässig befunden, diese Untersuchungen vorerst in den Gebieten der diesseitigen Reichshälfte einzuleiten, gleichzeitig aber die Ausdehnung derselben auf die Länder der ungarischen Krone sowie auf Bosnien und die Hercegovina anzustreben.

Mit Rücksicht auf die von allen Mitgliedern des Comités betonten grossen Schwierigkeiten der Durchführung einigte man sich dahin, dass für die Körpermessungen und für die Feststellung der sonstigen physischen Eigenschaften in erster Linie die in der k. und k. Armee präsent dienenden Juden, ferner jüdische Universitätsstudenten heranzuziehen wären. Um aber den Untersuchungen die unumgänglich erforderliche Breite der Grundlagen zu geben, soll weiterhin eine geeignete jüngere Kraft herangezogen werden, welche die Hauptsitze der Juden in Oesterreich zu bereisen und an Ort und Stelle möglichst umfängliche Untersuchungen vorzunehmen hätte. Erst in letzter Linie wurde die active Betheiligung geeigneter praktischer Aerzte an der Vornahme der Untersuchungen in Aussicht genommen.

Zur Erzielung eines thunlichst gleichmässigen Vorganges wurde ein „Untersuchungsblatt" entworfen, welches nebst den dazu gehörigen Erläuterungen in Druck zu legen wäre."

Auf dem Gebiete der eigentlichen Anthropologie wurde in dem angeführten XV. Bande der „Beiträge" eine Arbeit des Herrn Dr. A. Zakrzewski unter dem Titel: „Der Wuchs im Königreiche Polen" veröffentlicht, die sich, wie schon der Titel zeigt, zwar unmittelbar auf ein ausserhalb der Staatsgrenzen liegendes Gebiet bezieht, jedoch als ein Beitrag zur physischen Charakteristik der Polen mit der Erforschung der anthropologischen Charakteristik der galizischen Bevölkerung in mittelbarem Zusammenhange steht.

Wir haben uns bemüht, nach Massgabe unserer Mittel zur Förderung der Ethnographie in unserem Vaterlande durch Activirung eines Comités für das Studium des Bauernhauses beizutragen. Das österreichische Bauernhaus zieht schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der ausländischen Fachgenossen auf sich. Die verschiedenen Ausstellungen haben in den

letzten Jahren manches Material dargeboten. Vor Allem das Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild". Einen nicht minder werthvollen Anknüpfungspunkt bieten die interessanten Arbeiten von Dr. A. Peez: „Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn" (Mitth. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXI, p. 57 ff.) und die im „Auslande" erschienenen Artikel des Herrn Obersten Bancalari. Um so aussichtsvoller erschien ein Versuch, diese Frage in etwas umfassenderer und methodischer Weise zu verfolgen. Das Comité besteht vorläufig aus den Herren Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg (Obmann), Fr. Heger, Freih. A. v. Hohenbruck, Dr. W. Hein, Alois Kominek, Dr. J. v. Schröer. Dasselbe hat bereits einen Fragebogen versendet, von welchem bis Schluss des Jahres zehn beantwortete Exemplare zurückgelangt waren. Es hat ferner beschlossen, unserem Ausschusse die Drucklegung eines aus 10 Tafeln bestehenden Werkes des Architekten Herrn Karl Romstorfer, „Das Bauernhaus in der Bukowina", zu dem der Text baldigst nachgeliefert werden soll, vorzuschlagen. Wir hoffen, dass unsere finanziellen Verhältnisse es uns ermöglichen werden, dieses gewiss sehr sachgemässe Vorhaben bald auszuführen.

Im verflossenen Jahre ist uns ein neuer Interessent an dieser Frage zugewachsen, dessen Mitwirkung im Hinblick auf seine wissenschaftliche Richtung werthvoll ist. Sie kennen ja Alle die im letzten Hefte unserer Mittheilungen erschienene Arbeit des Herrn Dr. Meringer, welche das zu behandelnde Problem auch auf die Geräthe des alten offenen Herdes ausdehnt. Wir hoffen zuversichtlich, dass auch den von ihm aufgestellten Fragen die gebührende Beachtung und eingehende Würdigung zutheil werden wird.

In den meisten Kronländern ist die Pflege der Volkskunde in stetem Wachsen begriffen. Von wichtigeren literarischen Erscheinungen der beiden letzten Jahre erwähne ich in Kürze Dr. Schlossar's „Deutsche Volksschauspiele", L. v. Hörmann's Haussprüche aus den Alpen, Chr. Schneller's Tirolische Namenforschungen, Prinzinger d. Ae., Zur Namen- und Volkskunde in den Alpen; unser verehrter Mitarbeiter am Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", Herr P. Tomasin, hat die Volksstämme im Gebiete von Triest und Istrien beschrieben. Herr Ministerialrath Dr. Em. Herrmann veröffentlichte im Band XIX des Archivs für Anthropologie „Ueber Lieder und Bräuche bei Hochzeiten in Kärnten". Herr J. J. Ammann hat wiederum neues Material über Volkssagen aus dem Böhmerwalde gebracht. Herrn Dr. W. Hein verdanken wir eine interessante Arbeit über „Die Todtenbretter im Böhmerwalde". Die bedeutenden Leistungen der wissenschaftlichen Körperschaften sowie einzelner Persönlichkeiten Galiziens sind von mir schon vielfach an dieser Stelle hervorgehoben worden. Noch unmittelbar vor Abschluss seines thätigen Lebens hat Prof. Dr. Kopernicki Räthsel der Beskidengebirgsbewohner aus der Gegend von Rabka gesammelt. Prof. Dr. Kosinski schilderte den Aberglauben und die Vorurtheile des polnischen Volkes in der Umgebung von Makow und Andrichow, ebenso Herr S. Udziela das polnische Volk des Bezirkes Ropczyce in Galizien. Diese Arbeiten werden in der dritten Abtheilung des Bd. XV der „Beiträge zur Kenntniss der vaterländischen Anthropologie" veröffentlicht.

Herr Dr. Zibrt hat neuerdings veröffentlicht: Skřitek o lidovém podâmi staročeskem (der Hausgeist oder Schratl in mündlicher Ueberlieferung des altböhmischen Volkes). Seit 1891 erscheint eine besondere, der čechoslawischen Folkloristik gewidmete Zeitschrift „Česky lid", welche von Dr. Zibrt und Dr. Niederle herausgegeben wird. Es wird unser Bestreben sein, den Inhalt dieser in čechischer Sprache erscheinenden Publicationen der deutschen Wissenschaft zuzuführen. Für das Jahr 1893 ist bekanntlich eine ethnographische Ausstellung des čechoslawischen Volkes geplant.

Der Olmützer Musealverein hat im Jahre 1891 das in unseren Mittheilungen bereits besprochene Heft III der „Mährischen Ornamente" (Volksminiaturen) herausgegeben. Herr V. Houdek unternahm mit dessen Unterstützung mehrere Ausflüge in die mährische Walachei zum Studium des walachischen Holzhauses. Prof. Klvaňa setzte seine Studien über die Trachten des mährischen Volkes namentlich im östlichen Mähren auch im verflossenen Sommer fort. Zahreiche Reproductionen seiner Photographien sind in der Prager illustrirten Zeitschrift „Světozor" erschienen.

Die Bukowina besitzt mehrere eifrige Bearbeiter der Volkskunde. Ich nenne in erster Linie Herrn Dr. Raimund Friedrich Kaindl. Er hat im vorigen Jahre veröffentlicht: Ueber die Besiedelung der Bukowina (Mitth. d. Geogr. Ges. in Wien); Baba Zaudocha-Dokia (Urquell 1891); Hexenleiter? (Urquell); Das Alpdrücken (dtto.); Der Eid im Volksleben (dtto.); Diebglauben (dtto.); Bida (das Unglück) (Urquell). Zur Förderung seiner Arbeit über die Huzulen hat Herr Kaindl im verflossenen Sommer deren Gebiet bereist und darüber in mehreren Bukowinaer Zeitschriften berichtet. Auch hat derselbe einen Fragebogen zum Sammeln folklorischen Materials in der „Bukowinaer Rundschau" veröffentlicht.

Herr Prof. E. Kolbenheyer bereitet ein grosses Werk zur Volkskunde unter dem Titel „Ornamente der Bukowinaer Hausindustrie" vor, dessen erster Band die Leinwandstickmuster und Webeornamentik, dessen zweiter Theil die Ornamente auf Holz, Eisen u. s. w. umfassen wird.

Einen grossen Einfluss auf die Durchforschung dieses Landes in archäologischer und ethnographischer Richtung wird die Errichtung des Bukowinaer Landesmuseums ausüben, dessen Statuten bereits von der Regierung genehmigt wurden. Herr Landeshauptmann Freiherr v. Wassilko fungirt bereits als Obmann des Curatoriums. Die constituirende Versammlung fand am 28. Februar d. J. statt. Es verdient im Gedächtniss behalten zu werden, dass Herrn C. A. Romstorfer das Verdienst zufällt, diese Gründung beantragt und die wichtigsten Arbeiten zu deren Organisation durchgeführt zu haben. Dieselbe wird sich hoffentlich kräftigst entwickeln. Das Museum wird die Landeskunde in archäologischer, allgemein-

geschichtlicher, kunsthistorischer, ethnographischer und naturhistorischer Hinsicht zu heben und zu erweitern trachten, eine allgemein zugängliche Sammlung der hierauf bezugnehmenden Gegenstände, Schriften, Zeichnungen und Druckwerke anlegen, sowie besondere Ausstellungen und Vorträge veranstalten; es wird die Ergebnisse der Forschungen in Form von Berichten und Schriften verbreiten und mit ähnlichen Anstalten in Beziehung treten. Für die Sammlungen, für welche einzelne Gegenstände, Zeichnungen und Schriften bereits gespendet wurden, ist die kostenlose Ueberlassung geeigneter Localitäten im prächtigen griechisch-orientalischen Residenzgebäude in Aussicht genommen und wird im Jahre 1892 mit der Einrichtung derselben und mit der Aufstellung der Gegenstände begonnen werden. In Verbindung mit dem Museum werden der griechisch-orientalische Metropolit eine Sammlung von Gegenständen der kirchlichen Kunst aus den alten griechisch-orientalischen Klöstern in der Bukowina, ferner der Czernowitzer rumänische archäologische Verein seine Fundsammlung aufstellen.

Es ist meine Pflicht, bei dieser Gelegenheit auch auf die Arbeit Wickenhauser's über die Huzulen in Moldauisch- und Russisch-Kimpolung sowie über die Lipowaner in der „Molda", Beiträge zur Geschichte der Moldau und Bukowina hinzuweisen. Ferner auf die zahlreichen von der wissenschaftlichen Welt längst gewürdigten Publicationen des Herrn Dr. H. v. Wislocki über die Zigeuner. Im vorigen Jahre hat derselbe Forscher eine Studie über die „Märchen und Sagen der Armenier in der Bukowina und in Siebenbürgen" veröffentlicht. Herr Dr. Fr. S. Krauss, dessen Zeitschrift „Am Urquell" eine wichtige Fundgrube für die Folkloristik besonders der europäischen Völker bildet, schreitet unverdrossen in der Verwerthung seines bedeutenden Materiales über die südslawischen Völker fort, wie seine Arbeit „Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslawen" in der Berliner Zeitschrift des Vereines für Volkskunde beweist.

Wenn auch bei uns die Anregungen für die Pflege der allgemeinen Ethnographie spärlicher sind als bei unseren Nachbarn, so können wir doch auf einige von unseren Mitgliedern ausgeführte Arbeiten in dieser Richtung hinweisen. Ich erwähne besonders die Studien des Herrn A. R. Hein über allgemeine Ornamentgeschichte, welche neuerdings in einer Arbeit über „Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika" Ausdruck gefunden haben. Sein Bruder, Herr Dr. W. Hein, hat in unserer Zeitschrift „Ueber die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken" geschrieben. Ich erwähne ferner die schöne Publication unseres wackeren Afrikaforschers Dr. Oscar Baumann: „Usambara und seine Nachbargebiete". Dr. Winternitz in London hat bei seinen anstrengenden Sanskritarbeiten doch die Musse gefunden, ethnologischen Gesichtspunkten in der Darstellung „Das altindische Hochzeitsritual" nach dem Apastambjya-Grihyasûtra (Denkschriften der Wiener Akad. XL, 1892), ferner in seinen Studien „Zur Geschichte der Ehe" (Globus LX, 9, 10, 11) nachzugehen. Auch die werthvollen Abhandlungen des Herrn v. Amira: „Thierstrafen und Thierprocesse" (Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung XII, 4), ferner des Herrn Dr. Alois Riegl „Ueber altorientalische Teppiche" gehören in unser Inventar österreichischer Arbeiten. Auf die zahlreichen Anwendungen der Sprachforschung für die Sagenforschung und Culturgeschichte, welche in dem „Archiv für slawische Philologie" und in vielen Publicationen unserer Meister der orientalischen Sprachen hervortreten, kann ich nur flüchtig hinweisen. Als einen Schritt zur Fortsetzung der bereits früher angebahnten wissenschaftlichen Beziehungen mit dem Osten dürfen wir Herrn Fr. Heger's wiederholte Reisen nach dem Kaukasus auffassen, welchen die k. archäologische Commission in St. Petersburg jede mögliche Unterstützung hat angedeihen lassen. Kommen dieselben auch in erster Linie der prähistorischen Archäologie zugute, so ist doch auch die Ethnographie dabei nicht leer ausgegangen, da Herr Heger neues Materiale über die Osseten gesammelt und die grossen russischen Museen bei dieser Gelegenheit genau kennen gelernt hat. Der Bericht des Herrn Dr. Haberlandt, „Musealstudien in London und Holland" (Annalen der naturhistorischen Hofmuseen 1891), wirft ein helles Licht auf die hohe Bedeutung solcher Studienreisen für die Förderung der Ethnologie in Oesterreich. Die Erwerbung der Sammlung des Herrn Dr. J. Troll durch das k. k. Hofmuseum gab Herrn Dr. Haberlandt Veranlassung zu einer in den „Annalen" veröffentlichten Abhandlung „Ueber Nephrit und Jadeitgegenstände aus Centralasien". Dankbarst erwähne ich des Vortrages des Herrn Hofrathes Dr. Otto Benndorf in unserer Sitzung vom 13. Januar über „Antike und moderne Labyrinthe", welcher die Wechselbeziehungen der archäologischen Forschung zur Ethnographie in höchst interessanter Weise illustrirt.

Lassen Sie mich noch der erhebenden Feier gedenken, welche am 13. October vorigen Jahres in Berlin stattgefunden hat. Unsere Gesellschaft wurde bei derselben, wie Sie ja wissen, durch Herrn Heger vertreten. Wir Alle haben aber das Fest im Herzen mitgefeiert und uns den spontanen und grossartigen Kundgebungen von Verehrung angeschlossen, welche die gesammte wissenschaftliche Welt dem grossen Meister der Naturforschung und dem edlen Menschen Rudolf Virchow dargebracht hat.

In unserem engeren Kreise vollzog sich am 30. Januar eine ähnliche Feier zum 70. Geburtstage des Herrn Hofrathes und Intendanten Franz Ritter v. Hauer. Wenn auch die Ihnen bekannten traurigen Ereignisse eine laute Kundgebung unserer Gefühle abschneiden mussten, so haben wir nicht minder tief die Bedeutung dieses Tages in unserem Innern empfunden. Wer, wie Ihr Vorsitzender, in die Schule dieses durch eine selten harmonische Veranlagung ausgezeichneten Mannes gegangen ist, an seiner klaren und ungekünstelten Auffassung der Natur gelernt hat, wird zeitlebens vom tiefsten Dankgefühle ihm gegenüber beseelt bleiben. Sein Wirken hat sich jedoch nicht darauf beschränkt, dass er der Geologie der Alpen für wenigstens eine

Generation die Wege wies, er hat an allen Unternehmungen lebendigsten Antheil genommen, welche für den Aufschwung der Naturwissenschaften in Oesterreich charakteristisch sind, so auch, wie es Ihnen ja bekannt ist, an der Gründung und Entwicklung unserer Gesellschaft. Durch sein Princip, Jedermann an der freien Forschung theilnehmen zu lassen und die Theilnahme weitester Kreise für wissenschaftliche Bestrebungen zu erwecken, ist Hauer ein Markstein in der Geistesgeschichte unseres Vaterlandes geworden. Möge es uns vergönnt sein, ihn noch recht lange in unserer Mitte in der vollen geistigen Frische zu sehen, welche wir heute an ihm bewundern!

Ich schliesse, indem ich allen unseren Herren Functionären den wärmsten Dank für Ihre selbstlose und nicht immer dornenlose Thätigkeit ausdrücke. Möge das laufende Jahr den Lohn Ihrer Bemühungen durch Gedeihen und Erstarken unserer Gesellschaft bringen.

2. Der Vorsitzende ertheilt dann dem Rechnungsführer Herrn Dr. Otto Müller das Wort zur Vorlage der Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1891.

Soll — Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1891. — Haben

Soll

A. Cassa-Conto:

Cassarest vom Jahre 1890	fl.	2.70½
Subvention Sr. Majestät des Kaisers	„	200.—
Mitglieder-Beiträge:		
Jahresbeiträge von 35 unterstützenden Mitgliedern à 10 fl.	„	350.—
Ausserordentl. Beiträge von 2 unterstützenden Mitgliedern à 10 fl.	„	20.—
Jahresbeiträge von 285 wirklichen Mitgliedern à 5 fl.	„	1425.—
Eingegangene rückständig gewesene Mitgliederbeiträge pro 1889 und 1890 von 33 Mitgliedern	„	164.50
Einmaliger Beitrag eines lebenslänglichen Mitgliedes	„	60.—
Geschenk des verstorbenen Hrn. Ig. Spöttl	„	170.55
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Druckschriften pro 1891	„	475.86
Verkauf von Druckschriften	„	323.88
Kanzlei-Einnahmen	„	7.36
Eincassirte Zinsen vom Anlage-Capitale (Werthpapier-Conto	„	14.70
Druckkostenbeitrag aus dem Fond für praktische Arbeiten	„	271.85
	fl.	3486.40½

B. Fond für praktische Arbeiten:

Cassa-Ueberschuss vom Jahre 1890	fl.	302.61
Spende Sr. Majestät des Kaisers	„	1000.—
Beitrag Sr. Durchl. des Fürsten Edmund Clary und Aldringen	„	50.—
Beitrag des Herrn Felix Edl. v. Zwicklitz	„	50.—
	fl.	1402.61

C. Werthpapier-Conto:

Anlage-Capital: 7 Stück Allgemeine Staatsschuldverschreibungen à 100 fl. Nominale Silber zum Courswerthe per 31. Decbr. 1891 à fl. 92.60	„	648.20
Halbjährige anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1891	„	14.70
	fl.	662.90
Summe	fl.	5551.91½

Haben

A. Cassa-Conto:

Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:		
Druckkosten (Buchdruckerei W. Köhler)	fl.	2241.75
Für Clichés	„	401.70
„ Karten	„	104.—
„ Zeichnungen	„	163.70
Honorare für Literaturberichte	„	57.30
Honorar für den Generalindex	„	70.—
Kanzlei-Auslagen:		
Remuneration für den Beamten	„	200.—
Entlohnung des Dieners	„	96.—
Auslagen des Secretärs	„	155.33
Post-Expeditionskosten für die Publicationen, Einladungen an die Mitglieder u. dgl.	„	344.95
Auslagen des Cassiers	„	58.91
An Steuern	„	1.15½
Beitrag zum Ankauf einer Silberrente à 100 fl. Nominale (Werthpapier-Conto)	„	66.78
	fl.	3961.57½

B. Fond für praktische Arbeiten:

An Herrn Custos J. Szombathy für eine Reise nach Dalmatien	„	600.—
An Herrn Professor Dr. J. Woldřich für Ausgrabungen in Böhmen	„	100.—
An Herrn Professor Dr. Rudolf Hoernes für Ausgrabungen bei Oedenburg	„	338.76
An Herrn Professor Ludwig Bella für Reiseauslagen anlässl. der Oedenburger Grabungen	„	15.—
Druckkosten von Fragebogen zur Erforschung des Hausbaues	„	77.—
Druckkostenbeitrag für Publication der diesjährigen Grabungsresultate (Cassa-Conto)	„	271.85
	fl.	1402.61
Summe	fl.	5364.18½
Activ-Saldo vom Jahre 1891	„	187.73
	fl.	5551.91½

Es ergibt sich demnach ein Reinvermögen der Gesellschaft per 31. December 1891 von fl. 187.73.

Bei vorläufiger, ungeschmälerter Aufrechthaltung des Anlage-Capitals (Werthpapier-Conto) ist jedoch aus der Vergleichung der Cassa-Einnahmen per fl. 3486.40½
mit den Cassa-Ausgaben „ „ 3961.57½
per 31. December 1891 ein Cassa-Deficit von fl. 475.17
zu constatiren, dessen Deckung einstweilen aus den Einnahmen des Jahres 1892 erfolgt ist.

Wien, am 4. März 1892. Carl Frhr. v. Schlosser, d. Z. Cassier. Dr. Otto Müller, d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden.

Wien, am 7. März 1892. Dr. Moriz Bruck, d. Z. Rechnungsrevisor. Edmund Schmidel, d. Z. Rechnungsrevisor.

3. Der Vorsitzende legt die Vorschläge des Ausschusses für die Ergänzungswahlen in den Ausschuss vor.

Nach dem statutenmässigen Turnus treten aus dem Ausschusse aus die Herren:

Dr. Franz Ritter von Hauer,
Dr. Karl Toldt,
Dr. Sigmund Wahrmann,
Hans Graf Wilczek,
Gundaker Graf Wurmbrand und
Dr. Emil Zuckerkandl.

Auf Antrag des Herrn Felix Karrer werden die genannten Herren mit einer dreijährigen Functionsdauer in den Ausschuss wiedergewählt.

Der Vorsitzende beantragt auf Vorschlag des Ausschusses die Wahl des Herrn

Franz von Pulszky, Generalintendant des ungarischen Nationalmuseums in Budapest, zum Ehrenmitgliede und der Herren

Dr. Josef Hampel, Professor und Custos in Budapest, und

Dr. A. Lissauer in Berlin zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft.

Dieselben wurden auf Antrag des Herrn Felix Karrer von der Versammlung gewählt.

4. Herr Director Dr. **Alexander Petter** in Salzburg übersendet einen

Bericht über die Thätigkeit auf anthropologischem Gebiete im Jahre 1891 im Herzogthume Salzburg.

Das abgelaufene Jahr war sehr arm an Resultaten, obwohl immerhin in diesem Fache fortgearbeitet wird. Die beiden Institute, welche sich hiemit nebst anderen Zweigen befassen, sind die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde und das Museum. Die erstgenannte Gesellschaft hat einzelne sehr thätige Mitglieder, unter denen die Doctoren Prinzinger und Zillner hervorzuheben sind.

Im Museum wird fortwährend gesammelt, was nur immer in prähistorischer, ethnographischer u. a. Beziehung zu erhalten ist, und als Conservator der k. k. Central-Commission für diese Abtheilung bin ich auch so ziemlich in der Lage, das Bemerkenswertheste stets zu erfahren, was etwa in dieser Richtung Neues zu Tage gefördert wurde.

Die prähistorischen und römischen Funde, welche nicht in das Lapidarium des Museums gehören, wurden heuer in ein eigenes Local übertragen und zur Anschauung gebracht, ebenso die Costümhalle ganz umgestellt und einige Figurinen beigegeben, vorderhand ein tanzender Percht und ein Bürgersmädchen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Ein Mammuthzahn, der erste im Lande Salzburg gefundene, wurde bei Oberndorf an der Salzach aufgedeckt und vom Museum angekauft.

Die Nordostseite des Stain- (Ofenloch) Berges ausser dem Neuthore in Salzburg wurde durch einen Bauunternehmer als Steinbruch (Conglomerat) nun in Angriff genommen und hiebei eine Erdschichte abgedeckt, welche Spuren von prähistorischer Besiedelung zeigte. Ein Kelt und einige Gebeine waren die greifbaren Funde.

Ersterer kam in das Museum, von letzteren gelang es mir nicht, welche zu erhalten.

Was sonst noch zu meiner Kenntniss kam, gehört meist der Römerzeit an [1]).

Die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde gibt jährlich zwei Hefte Mittheilungen heraus, ebenso das Museum Jahresberichte, und ich zweifle nicht, dass selbe auch zu Handen der hochgeehrten Anthropologischen Gesellschaft kommen. Zillner's zweiter Theil der Geschichte der Stadt Salzburg, ein hervorragendes Werk unter den Städtebüchern, auch von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde aufgelegt, enthält manche interessante Andeutung für Ihre hochgeschätzte Gesellschaft; übrigens dürfte das kommende Jahr auch Einiges über die alten Salzburger Häuser in allen Gauen des Landes bringen. Das Werk (von Dr. Zillner) ist bereits vorgelegt und wird vermuthlich bald erscheinen.

5. Herr Conservator **Karl Freiherr von Hauser** in Klagenfurt übersendet eine

Liste der vom historischen Museum im Jahre 1891 gemachten Funde auf dem Gräberfelde von Frögg in Kärnten.

Bei den diesjährigen Ausgrabungen in Frögg bei Rosegg wurden folgende Gegenstände gefunden:

Aus Blei: Eine grössere Anzahl kleiner Reiter-, Menschen- und Vogelfiguren von bekannten Formen; ausserdem vier neue Formen.

Aus Bronze: Bruchstücke eines Haarreifes. Ein Fingerring. Eine kleine Kahnfibel. Sechs zweischleifige Bogenfibeln. Zwei Knotenfibeln. Ein Kleiderhaft. Eine grosse Nadel mit Bernsteinknöpfen. Verschiedene Bronzenadeln. Ein gestieltes Sieb. Ein Spiralarmreif.

Aus Eisen: Zwei eiserne Messerchen.

Aus Stein: Vier Wetzsteine.

Aus Thon: Einige merkwürdig geformte Thongefässe. Mehrere farbige Glasperlen.

Aus Holz: Ein Stück Eichenbrettchen.

6. Herr Professor Dr. **Karl Moser** in Triest übersendet einen

Bericht über vorgeschichtliche Funde in der Höhle von Zgonik bei Prosecco im österreichischen Litorale [2]).

Während des heurigen Jahres hat der Gefertigte zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, einige wenig bekannte Höhlen des Litorale zu besuchen. Im Folgenden soll ein kurzes Resumé der Resultate seiner Beobachtungen folgen mit dem Bemerken, dass der vorliegende Bericht keinen Anspruch auf erschöpfende Darstellung machen kann, da viele der in der Höhle gemachten

[1]) Das nächste Heft der k. k. Central-Commission bringt vielleicht meine Ausgrabungen und Funde aus solcher Zeit.

[2]) Der ausführliche Bericht über diese von Seite der k. k. Central-Commission subventionirten Grabungen dürfte in den Jahrbüchern derselben veröffentlicht werden.

Untersuchungen den bescheidenen Anfang zu weiteren Studien bilden sollen.

1. Die Schutzhöhle von Zgonik. Anknüpfend an die Notiz über Höhlenfunde im Küstenlande, speciell über solche aus der Höhle von Zgonik (enthalten in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Sitzungsbericht Mai-Juni 1891), in welcher einige Funde, der neolithischen Periode angehörig, gemacht wurden, hat der Berichterstatter mit eigenen Mitteln seine Grabungen fortgesetzt. Das Inventar der hier gemachten Funde, die sich in meiner Sammlung befinden, besteht in Folgendem: An Artefacten aus Feuerstein von gelbbrauner, rauchgrauer und selbst schwarzer Farbe, bestehend zumeist in fertigen (gebrauchten), theils in unfertigen Pfeilspitzen von verschiedener Grösse, Messern, Schabern, Sägen, Spänen, Steinkernen in der Zahl 35 Stück. Unter den Pfeilspitzen ist eine besonders hervorzuheben; sie hat die Form eines gleichschenkeligen Dreieckes mit sanft nach aussen gebogenen Seiten, an der Basis 1·9 cm, an der Seite 2·2 cm lang. Auf der oberen gewölbten Fläche ragen die Schlagmarken bis in die Mitte der Winkelhöhen, während sie auf der flachen Unterseite nur am Dreiecksrande sorgfältig ausgeschlagen sind. Von Steinbeilen fanden sich bisher nur drei Stück, das letzte (neu erworbene) besteht aus einem Hornblendeschiefer von schwärzlich-grüner Farbe, nur an der scharfen, schneidenden Kante sorgfältig zugeschliffen; der übrige Körper zeigt sich ganz roh zugehauen. Ein Flachbeil aus einem dolomitischen Kalkstein, das vielleicht nicht zum Gebrauch, sondern nur als Muster für die Anfertigung der Beile aus harten Gesteinen gedient haben mochte; die wunderbare Regelmässigkeit der Form liess den Gedanken an eine Erosionsform des Kalksteines nicht aufkommen. An Schleifsteinen aus hartem Sandstein von sehr verschiedener Grösse und Form wurden vier Stück gefunden. Bemerkenswerth ist ein fünfseitig geformtes Stück aus weissem körnigen Kalk, wie er in unserem Tassello in Adern vorkommt, von der Form eines symmetrischen Pentagons (Zierstück).

An Artefacten aus Knochen von Hausthieren wurden fünfzehn verschieden grosse, am oberen Ende spitz zugeschliffene dolchartige Instrumente gefunden, darunter ein feingearbeitetes Stück von der Form einer grossen, sehr dicken Stahlschreibfeder, neben einem stielartig zugeschnittenen Knochenstifte, entweder aus Röhrenknochen, gespaltenen Röhrenknochen oder aus Metacarpalknochen hergestellt. Ein flach geglätteter und ein löffelartig ausgehöhlter Hirschgeweihspross. Drei wohlerhaltene Hämmer aus Hirschhorn. Mehrere abgeschnittene Sprossen und ausgehöhlte Stücke von der Stange, die Geweihenden oft unter der Spitze ringartig angebrannt. Eine Schaufel vom Damhirsch, deren Enden abgeschnitten, deren Körper ausgehöhlt und überdies mit einem gebohrten Loche versehen ist; das Ganze ist in seiner Form nicht unähnlich einem Fische. Ferner mehrere Stangen von sehr stattlichen Hirschen, gewöhnlich an der Gabelung eingeschnitten und dann abgebrochen. Die sämmtlichen Eberzähne (Hauer), mitunter von kolossaler Grösse, sind an der Spitze abgebrochen, d. h. abgesplittert und meist angebrannt, seltener der Länge nach gespalten und dann schneideartig zugeschliffen. Auch in den Gefässresten bekundet sich ein grosser Reichthum an Formen, meist grosse, flache Schalen, seltener halsartig ausgezogene Krüge mit einfacher Randkerbenverzierung auf der Randkante oder unter derselben, mitunter in einer Wellenlinie angeordnete Fingereindrücke; an Stelle der breiten, zur Aufnahme einer Schnur durchlochten Henkel finden sich zwei Zitzen, von concentrischen Kreisen umgeben. Diese Art der Verzierung erinnert unwillkürlich an die bekannten Gesichtsurnen. In einem einzigen Falle fand sich ein Bauchstück mit schachbrettartigem Muster eingeritzt; in den Ritzen findet sich noch der Kalkanstrich erhalten. Der beste Fund besteht in sieben kleinen bauchigen Krügelchen ohne Henkel zwischen 5 und 6 cm Höhe, aus freier Hand geformt und im Gegensatze zu den übrigen Gefässen nicht äusserlich geglättet, mit eingebackenen Spaltungsstücken von Calcit, völlig unverändert, sehr schwach gebrannt. Sämmtliche sieben Krügelchen fanden sich beisammen zwischen der ersten und zweiten Aschenschichte ungefähr in der Mitte der Höhle und waren nur mit Erde gefüllt; nur eines ist angebrochen. Von Hausthieren sind durch Knochen und Zähne vertreten das Schaf, die Ziege, das Rind, das Pferd und namentlich das Schwein, der Hund (nur durch zwei Kieferhälften); von wilden Thieren Reste vom Bären, zwei kleine Eckzähne, an der Spitze abgebrochen, vom Wildschwein überaus grosse Hauer, vom Edelhirsch und Damhirsch ausser Geweihstücken Kiefer- und Röhrenknochen. Enorm grosse Stirnzapfen von einem Rind sowie gewaltige Backenzähne von Rind und Pferd. Sämmtliche Thierreste bedürfen noch eines genaueren Studiums und für die Beurtheilung eines Vergleichsmateriales. Die Funde sind über die ganze Höhle zerstreut und finden sich in zwei deutlich von einander getrennten Aschenschichten, wovon die untere in einen schmierigen nassen Lehm eingebettet ist, in dem die Funde nur sehr schwer erkannt werden. Da der Höhlenlehm im mittleren Theile der Höhle zur Verbesserung des anstossenden Feldes ausgehoben wurde, so bewegte sich unsere Arbeit in den noch unberührten Theilen längs der Wand. Die Grabungsarbeiten in dieser schönen, geräumigen und lichten Felshöhle sind noch lange nicht abgeschlossen und berechtigen zu weiteren wichtigen Funden, die im Vergleiche mit den neolithischen Funden aus der kaum eine halbe Stunde entfernten Felshöhle von Gabrovica manchen wichtigen Aufschluss geben dürften über das Leben und Treiben jenes Urvolkes, das noch dem Waidwerke auf Hirsche, Wildschweine und andere grosse wilde Thiere obliegen konnte, die heute am Karst nicht mehr angetroffen werden.

7. Herr **Heinrich Richlý** in Prag übersendet eine Notiz über den

Bronzedepôtfund bei Obercerekve in Böhmen.

Ein interessanter Depôtfund von Bronze-Artefacten wurde bereits vor einigen Jahren, gelegentlich des Baues der Transversalbahn Tabor-Obercerekvo in un-

mittelbarer Nähe des letzteren Ortes gemacht, gelangte aber erst in neuerer Zeit an die Oeffentlichkeit und erregte auch die Aufmerksamkeit der Besucher auf der retrospectiven Ausstellung in Prag.

Der bezügliche Fund, dessen nähere Fundumstände unbekannt sind, gehört derzeit dem Herrn k. k. Oberingenieur A. Pecenka in Prag und wurde mir zur genaueren Besichtigung zur Verfügung gestellt.

Sowohl die an allen Artefacten noch ersichtlichen gleichartigen Lehmspuren sowie jene von Eisenoxydhydrat, welche auf einen an diesem Oxyd reichen Fundort schliessen lassen, dann das Vorhandensein von Artefacten, welche soeben erst der Gussform entnommen scheinen und nie gebraucht wurden, lassen, ungeachtet nähere Daten über den Fund selbst fehlen, darauf schliessen, dass ein Depôtfund der Bronzezeit vorliegt.

Derselbe besteht aus 23 Bronze- und einem Kupferartefact. Unter ersteren ist vorerst eine Collection von 18 Kelten zu erwähnen; davon sind 7 Hohlkelte und von diesen 2 mit spitzem Rande (in Ungarn sehr häufig) 6 Lappenkelte verschiedener Form, 1 Leistenkelt, 2 Kragenkelte, 1 defectes Stück und 1 Kupferbeil der in den Pfahlbauten vorkommenden Form. Weiter sind zu nennen: 1 Lanzenspitze mit sehr langer Tülle, 1 Stechwerkzeug, 1 Bronzeschüssel und 1 sehr kleines Bronzegefäss mit zwei Henkeln.

Der Fund ist von besonderem Interesse, weil er aus einer Gegend stammt, wo, soviel bekannt, noch nie Bronze-Artefacte gefunden wurden, dann, weil in ihm fast alle in der Bronzezeit überhaupt gebräuchlichen Keltformen beisammen — also gleichzeitig erzeugt und verwendet — vorkommen und endlich, weil da ein Kupferbeil auftritt, welches in seiner bezeichnenden Form meist nur in Pfahlbauten und auch da nur in Gesellschaft von Stein- und Knochensachen gefunden zu werden pflegt.

8. Herr Conservator **Ludwig Schneider** in Smiřic berichtet über

Verschiedene Funde aus vorgeschichtlicher Zeit im nordöstlichen Böhmen.

Ich hatte im vorigen Jahre Gelegenheit, das in nächster Nähe von Neustadt an der Mettau, also an der äussersten Ostgrenze des prähistorischen Böhmerlandes gelegene Hradiště zu besuchen, von welchem, der Angabe des Conservators Hraše zufolge, behauptet wird, dasselbe sei mit einem Schlackenwalle versehen. Ein Schlackenwall in dieser Gegend wäre jedenfalls sehr interessant, da wirkliche Schlackenwälle nur im südwestlichen Böhmen vorkommen, bis auf einen, welcher über den Resten einer neolithischen Ansiedelung in der Nähe von Kuttenberg (Hradiště na Cimburku) errichtet ist und sowohl dem Baue als auch der innerhalb desselben vorkommenden Keramik nach auf eine Invasion von Mähren aus hindeutet. Ich erwartete in Neustadt ein ähnliches Verhältniss dem benachbarten Schlesien gegenüber (Schlackenwälle bei Jägerndorf), doch fand ich, dass das Hradiště von Neustadt, welches auf einer hohen, schmalen (Länge 500 Schritte, grösste Breite 100 Schritte) von allen Seiten steil, einerseits gegen die Mettau, andererseits gegen einen Bach abfallenden Landzunge gelegen ist, auf der Nord-Nordostseite durch einen 38 Schritte langen Wall begrenzt ist, welcher, nach der Aussenseite steil abfallend, eine Höhe von 10 m hat; nach innen ist derselbe ganz unbedeutend, er besteht aus rothen Steinbrocken, wie sie durch Oxydation und Verwitterung des Kalksteines, aus welchem die ganze Landzunge besteht, auf natürlichem Wege entstehen. Von Schlacken, wie ich sie von Cimburk, Hostim, Doudlebec und Lipno kenne, war keine Spur vorhanden. Am Walle fand ich einen Getreidereibstein (Molasse) und zwei kleine Scheeren von geglätteten Freihandgefässen. Der Besitzer des Hradiště, Grundwirth Škvára aus Neustadt, ackerte hier zwei Bronzegegenstände aus, von welchen einer, ein Kelt, in die Sammlungen des böhmischen Landesmuseums gelangte (Abbildung in den Památky, Bd. XI, Taf. XXII, Fig. 41).

In der nächsten Nähe von Smiřic beschäftigte mich eine prähistorische Ansiedelung neben dem Meierhofe Zdaraz und der Zuckerfabrik Smiřic. Von einer den k. k. Fondsgütern zugehörigen Parcelle wurde vor vier Jahren die mit Mutterlaugen, welche aus dem sogenannten Ausscheidungsverfahren der Melasseverarbeitung resultiren, getränkte Ackerkrume bis zu einer Tiefe von 40 cm abgefahren und dadurch der ganze Grundriss einer prähistorischen Ansiedelung blossgelegt; leider bekümmerte sich damals Niemand um die Funde und ich kam erst ein Jahr später hieher. Bei jedem Neuackern des Feldes habe ich Gelegenheit, eine Menge von prähistorischen Resten aufzulesen, und zwar sind es grösstentheils Steingeräthe (polirt und Flint) und zugehörige Scherben, doch kommen auch Scherben vor, welche mit Graphit überzogen sind und im südlichen Theile der Ansiedelung, da wo dieselbe einst von dem kleinen, mit der Elbe parallel fliessenden Bache Rtina (heute Jordan) begrenzt war, kommen auch Brandstätten mit Stradonicer Keramik, also La Tène-Formen vor. Eine Collection von circa 80 Stück habe ich dem Pardubitzer städtischen Museum übergeben, eine neugesammelte ist noch in meinem Besitze. Darunter sind ausser zwei ganz kleinen, steinernen Hacken (Kinderspielzeug), ein Stück beschabten natürlichen Graphites und ein Gefässbruchstück aus gebranntem Thon mit Zeichnung. Letzteres ist darum interessant, weil die breiten Furchen der Zeichnung an allen Stellen deutliche Spuren tragen, dass sie mit rother Farbe ausgefüllt waren, in dieser Beziehung also den Zeichnungen auf den Wänden der Merseburger Grabkammer (Correspondenzblatt 1876, pag. 74) gleichen.

Die Ansiedelung reicht bis in den Fabrikshof. Gräber wurden in nächster Nähe derselben noch nicht aufgefunden, doch liegt etwa zehn Minuten südwestlich davon bei Trotina ein Urnenfeld und ebensoweit in nordöstlicher Richtung entfernt auf einer Anhöhe ein gleichfalls zu den k. k. Fondsgütern gehöriges Feld, auf welchem Skeletgräber aus der älteren Bronzezeit vorhanden sein dürften. Vor einigen Jahren wurde ein von jenem Felde durch einen tiefen Fahrweg geschiedener

Garten behufs Baues von neuen Häusern bis zur Sohle des Weges abgefahren und dabei fand man bei Skeletten eine Menge Alterthümer, darunter zwei kolossale Fibeln, welche insgesammt den Sammlungen des Baron Liebig, damals Besitzer von Smiřic, einverleibt wurden.

9. Herr Custos **Moriz Trapp** in Brünn übersendet Mittheilungen über einige

Prähistorische Funde in Mähren im Jahre 1891.

Im Laufe des Jahres 1891 erwarb die prähistorische Sammlung des Franzens-Museums in Brünn durch freundliche Schenkung seitens des k. k. Bezirks-Thierarztes Herrn Florian Koudelka in Wischau, eine reichhaltige Collection vorgeschichtlicher Objecte, welche dieser an verschiedenen Orten im Wischauer Bezirke bei seinen fleissigen Forschungen ausgrub.

Es sind dies 20 Stück Steinkeile aus Granit und Serpentin, 5 ganze und 6 halbe Steinäxte (Hämmer), 16 Stück diverse bearbeitete Steinobjecte, 2 Bronzeringe und 2 Wirtel, dann aus einem Grabe bei Němčan ein Menschenschädel mit Spuren von Bronzeschmuck an der Knochensubstanz, sowie einzelne andere Menschengebeine nebst Thongefässscherben und einem Bronzeschmuckfragmente.

An weiteren Spenden kamen durch den eifrigen Forscher Herrn Franz Myklík, Lehrer in Altstadt bei Ungarisch-Hradisch, dem Museum die in den aufgedeckten Kostelaner (bei Ungarisch-Hradisch) Skelettgräbern gefundenen Praehistorica, zu, nämlich: 1 Schädelobertheil, 1 eisernes dolchartiges Messer, 2 Mahlsteine aus Muschelkalk und Granit, Webgewichte, Urnenscherben und 1 geschliffener Steinmeissel, dann 1 kleine rothe Perle 2 Geweihstücke und 1 Bronzenadel nebst 1 Bronzespirale.

Diese Skeletgräber kamen durch die Inundation der March, welche heuer eine Strecke Ufers an der Kostelaner Grenze abwusch, zum Vorschein.

Ferner durchgrub Lehrer Myklík einen Garten zu Altstadt und fand circa 2 m tief zwischen Kohle und Asche eine Masse von Lehmanwurf mit Stücken von Ziegelsteinen nebst Abdrücken von Holzpfählen. In der kohlengemischten Erde befanden sich viele graphitirte Scherben, unter welchen verkohlte Mohnkörner lagen.

Weiters fanden sich 2 gerippte schwarze und 1 rothgebranntes Gefäss vor. Ein Topf zeigt am Boden ein Rad ausgeprägt. Ausser einigen Thierknochen und einer Menge Eisennägeln kam nichts weiter zu Tage.

Schliesslich schickte Herr Myklík dem Museum noch 1 kleines Töpfchen und 1 grosse Urne, gefüllt mit Asche und Knochenpartikelchen aus Bisenz, 5 Thonschalen, 1 grosse und 1 kleine Urne nebst 1 Bronzenadel, 1 Getreidequetscher, 2 Hornhämmern und 1 Eisenlanze aus Chylic und Neudorf bei Ungarisch-Ostrau.

In Brünn wurden im Herbste während des Grabens für Gasbeleuchtungsröhren Mammuthknochen nebst einigen circa 16 cm Durchmesser habenden Scheiben aus Sandstein, deren Mitte ein Loch ausgeschlagen vorwies, aufgefunden. In einem Garten, zur Gemeinde Czernowitz nächst Brünn gehörig, grub man auch ein schlankgeformtes Töpfchen mit Wellenornamenten sowie mehrere Thierknochen und Zähne aus.

10. Herr k. k. Bezirks-Thierarzt **Florian Koudelka** in Wischau übersendet einen

Bericht über die im Verlaufe des Jahres 1891 im politischen Bezirke Wischau gemachten prähistorischen Funde.

1. Gemeinde Nemojan, Gerichtsbezirk Wischau. Auf dem Feldriede „Padělky“ in der Nähe der Nordbahnstation Lulč, werden auf den Aeckern zahlreiche Spuren und Reste von prähistorischen Objecten ausgeackert. Im vorigen und heurigen Jahre sammelte ich hier zahlreiche geschliffene und polirte Steinwerkzeuge, als Aexte, Hämmer, Meissel etc., sowie auch fragmentarische Stücke, auch mit Bohrlöchern etc. Nebstdem sind hier häufig Scherben von gröberen und feineren Thongefässen, zumeist aus freier Hand verfertigt und mit geradlinigen Ornamenten verziert. Systematische Grabungen sind hier noch nicht vorgenommen worden.

2. Gemeinde Podivic, Gerichtsbezirk Wischau. Auf den Aeckern und Rieden „Nivky“, „Široké“, „Bujky“ und „Zehrady“ wurden hübsch verfertigte steinerne Geräthe (Aexte, Meissel, Beile etc.) gefunden. Auch hier fanden keine systematischen Nachgrabungen statt.

3. und 4. In der Umgebung der beiden beieinanderliegenden Gemeinden Gross- und Klein-Ratzlawitz, Gerichtsbezirk Wischau, werden sehr zahlreiche und vollendete, geschliffene und polirte Steinwerkzeuge, Beile, durchbohrte Hämmer etc. aus dem mannigfachsten Material (Syenit, Grauwacke, Serpentin, Chloritschiefer etc. etc.) gefunden und habe ich eine grössere Anzahl der selben, darunter auch ein hübsches, scharf zugeschliffenes Beilchen aus Feuerstein gesammelt. Auf dem Riede „Vrchní pole“ werden viele grobe Scherben, auch ganze Thongefässe (Urnen), mit gebrannten Knochenstückchen und Asche gefüllt, ausgeackert. Nachgrabungen zu wissenschaftlichen Zwecken fanden hier noch nicht statt.

5. Die Gemeinde Zelená Hora (Grünburg), in unmittelbarer Nähe der beiden vorerwähnten Gemeinden, beherbergt auf den Feldern ebenfalls zahlreiche prähistorische Objecte. Gesammelt habe ich Steinbeile und Steinhämmer.

6. Alt-Hwězdlitz, Gerichtsbezirk Butschowitz. Auf den Aeckern „Zahrádky“ werden viele grobe Thonscherben ausgeackert, welche von freigearbeiteten Gefässen herrühren. Ausser diesen Scherben fand ich hier auch thönerne Spinnwirtel. Nachgrabungen fanden nicht statt.

7. Kroužek, Gerichtsbezirk Austerlitz. Auf dem Riede „Wajdlockr“ (Waldäcker) befinden sich Skeletgräber mit Beigaben von Bronzeschmuck und Thongefässen. Ich erwarb von hier einen Ring mit S-förmig eingebogenem Ende von 22 mm Durchmesser. Nachgrabungen habe ich blos auf dem Acker Parcelle Nr. 448, leider ohne erhebliche Funde, vorgenommen.

8. Gemeinde Němčan, Gerichtsbezirk Austerlitz. In einer Schlucht des Riedes „Pratlosy“ sind mehrere Skeletgräber mit ganzen menschlichen Skeletten geöffnet. Als Beigaben konnten Thongefässe und Bronzeschmuck sichergestellt werden.

Sporadische Funde an prähistorischen Objecten, insbesondere an geschliffenen Steinwerkzeugen, machte ich bei den Gemeinden Ondrotitz, Boškuvek, Bründlitz, Děditz. Orlowitz, Podbřežitz des Gerichtsbezirkes Wischau, bei Křižanowitz und Slawikowitz des Gerichtsbezirkes Austerlitz, bei Dobročkowitz, Mauchnitz und Uhřitz des Gerichtsbezirkes Butschowitz.

Die meisten der gemachten Funde habe ich an das „Franzens-Museum" in Brünn abgeführt, wo sie sich in den Sammlungen aufgestellt befinden.

11. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

Die Verwendung von Menschen- und Thiergestalten in slawischen Stickereien.

(Mit Vorlage von Original-Stickereien.)

Er bespricht zunächst die verschiedenen Formen der nicht sehr häufig auftretenden Menschengestalt, ferner die vielfachen und weitverbreiteten Variationen der sogenannten Hahnfigur auf Wochenbettvorhängen, das nicht minder häufige Vorkommen des Doppeladlers, den er nicht als Nachbildung des Wappenthieres zu betrachten geneigt ist, wobei er sich auf einen prähistorischen Doppelvogel und auf mehrere sehr alte asiatische Darstellungen ähnlicher Art stützt. Zum Schlusse führt er die anderen, zum Theile nicht besonders typischen Thierformen, darunter Löwen, Hirsche, Lämmer, einige Vogelarten und Insecten, vor. Das gesammte Material wird in den „Mittheilungen" in einer besonderen Abhandlung, in welcher auch die mannigfachen Beziehungen zum Oriente einerseits und zum Vorstellungskreise der slawischen Welt andererseits zur weiteren Erörterung kommen sollen, publicirt werden. An dieser Stelle sei aber der herzlichste Dank allen Persönlichkeiten ausgesprochen, die in der liebenswürdigsten Weise dem Vortragenden und dadurch unserer Gesellschaft durch vertrauensvolle Ueberlassung von Originalstickereien die Behandlung dieses für die ethnographische Forschung erspriesslichen Gebietes ermöglicht haben; es sind dies vor Allem Herr Victor Houdek, k. k. Ministerial-Vicesecretär in Wien, der den Vortragenden besonders unterstützte und ihm stets mit Rath und That zur Seite stand; durch seine Vermittlung kam der grösste Theil des Materiales zu Stande; ferner Frau Prof. Vlasta Havelka, welche die im Museum des Vaterländischen Vereines zu Olmütz befindlichen Stickereien zur Verfügung stellte, Herr Director Prof. August Prokop und Custos Karl Schirek vom mährischen Gewerbemuseum in Brünn, Herr Custos Josef Šima vom städtischen Museum in Hohenmauth, Herr Eduard Peck, Lehrer in Holleschau, Herr Prof. E. Kolbenheyer in Czernowitz, der schon seit Jahren die Stickereien in der Bukowina sammelt, Josef Klvaňa, Professor in Ungarisch-Hradisch, Karl Freiherr v. Hauser, Secretär des kärntnerischen Geschichtsvereines in Klagenfurt, Dr. Alois Riegl, Custosadjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, Dr. Otto Müller in Wien und Herr Johann Ziskal in Wien. Mehrere einschlägige Werke, vor Allem die schöne Abhandlung der Frau Prof. Theresia Novák über die Stickereien aus der Umgebung von Leitomischl, die Publicationen der Frau Prof. Vlasta Havelka in dem Werke „Mährische Ornamente", die vom mährischen Gewerbemuseum in Brünn herausgegebenen „Proben weiblicher Handarbeiten", die Abhandlung der Frau Fr. Stránecká über die volksthümlichen mährischen Ornamente in der Zeitschrift „Květy" (Bd. VIII. Prag 1886) sowie die im I. Bande der Zeitschrift „Český lid" (Prag 1891) publicirte Abhandlung der Frau Renata Tyrš über böhmische Volksstickereien lagen während des Vortrages auf.

12. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Vertheilung der Siedelungen in der Bukowina. Separat-Abdruck aus den „Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft" 1891, Heft 11 und 12. Wien 1892. II + 28 S.

Kaindl, Raimund Friedr.: Baba Jaudocha-Dokia. Volksglaube aus der Bukowina. [Am Ur-Quell. II. Bd. S. 149 bis 151.]

Kaindl, R. F.: Hexenleiter? [Am Ur-Quell. II. Bd. S. 157.]

Kaindl, R. F.: Das Alpdrücken. [Am Ur-Quell. II. Bd. S. 168—169.]

Kaindl, R. F.: Diebglauben.. [Am Ur-Quell. II. Bd. S. 185 bis 186.]

Kaindl, R. F.: Bida (Das Unglück). [Am Ur-Quell. II. Bd. S. 207.]

Kaindl, Raimund Fried.: Galizisch-rutenische Weihnachtsbräuche. [Am Ur-Quell. III. Bd. S. 41—42.]

Grote, Georg: Ueber die Glandulae anales des Kaninchens. Inaugural-Dissertation der medizinischen Fakultät zu Königsberg i. Pr. zur Erlangung der Doktorwürde in der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe vorgelegt und öffentlich vertheidigt am Freitag den 12. Juni 1891, Mittags 12 Uhr. [Aus dem anatomischen Institut zu Königsberg i. Pr. Nr. 2]. Königsberg i. Pr. 1891. 32 S. Mit 1 Tafel.

Wichert, Paul von: Ueber den Canalis ethmoidalis. Inaugural-Dissertation der medizinischen Fakultät zu Königsberg i. Pr. zur Erlangung der Doktorwürde in der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe vorgelegt und öffentlich vertheidigt am Freitag den 6. März, Mittags 12 Uhr. Mit einer lithographischen Tafel. Königsberg i. Pr. 1891. 42 S.

Stieda, Dr. L.: Ueber den Sulcus ethmoidalis der Lamina cribrosa des Siebbeines. [Sonder-Abdruck aus Anatomischer Anzeiger. VI. Jahrgang (1891). Nr. 8. S. 232—237.]

Guben: Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. II. Band. 3. Heft. Guben 1892. S. 203—275.

Stuttgart: Das Ausland. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde. Herausgegeben von Karl von den Steinen. 1891. Nr. 8. Stuttgart. S. 141—160.

Sydney: Australian Museum. (Report of Trustees for the year 1890.) 34 S.

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik· Kosta Hörmann vladin savjetnik. Godina 1891. Knjiga IV. S. 323—460. 2 Taf.

Risley, H. H.: The Tribes and Castes of Bengal. Anthropometric data. 2 Bde. Calcutta 1891. X + XXXVIII + 876 S.

Ossowski, G.: O grobach Nieciałopalnych w Myszkowie (powiat Zaleszczycki) z badań Dokonanych przez PP. M. Keplicza i G. Ossowskiego. Kraków 1891. II + 10 S.

Ossowski, G.: Sprawozdanie drugie z Wycieczki paleoetnologicznej po Galicyi (w roku 1890). Kraków 1891. IV + 88 S. Mit 5 Taf.

Ossowski, G.: Wykopaliny z kurhanu w Hromówce (powiat Starokonstantynowski). Kraków 1891. 16 S.

Ossowski, G.: O ceramice domowej w okresie Grobów kamiennych Skrzynkowych. Kraków 1891. 16 S.

Kušta, Jan: Stanice diluviálního člověka u Lubné v Čechách. Předběžná zpráva. [Rozpravy České Akademie Císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění v Praze. Třída II. Ročník 1. Číslo 9.] V Praze 1891. 6 S.

Nehring, Dr. A.: Ein merkwürdiges Riesenhirsch-Geweih von Worms a. Rh. Mit 3 Abbildungen. [Deutsche Jäger-Zeitung. XVIII. S. 571—575.] Neudamm 1892.

Nehring: Neue Notizen über Cervus megaceros var. Ruffii Nhrg. und über das diluviale Torflager von Klinge bei Kottbus. [Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. Jahrg. 1892. S. 3—8.]

Boas, Dr. Franz: Vocabularies of the Tlingit, Haida and Tsimshian Languages. [Proceedings of the Amer. Philos. Soc., Vol. XXIX., p. 173—208.]

Boas, Franz: Notes on the Chemakum language. [From the American Anthropologist for January, 1892. p. 37—44.]

Boas, Dr. Franz: Third Report on the Indians of British Columbia. [British Assocation for the Advancement of Science. Cardiff Meeting, 1891: Seventh report on the North-Western Tribes of Canada.] London. 44 S.

Lisboa: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 10ª Serie. — Nos 1, 2 e 3. Lisboa 1891. 142 S. Mit 1 Karte.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 8. März 1892.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter von **Wattenwyl.**
Dr. Augustin **Weisbach.**

Secretär:

Franz **Heger.**

Secretär-Stellvertreter:

Dr. Wilhelm **Hein.**

Cassier:

Karl Freiherr von **Schlosser.**

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller.**

Rechnungs-Revisoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Edmund **Schmidel.**

Ausschussräthe:

Dr. Karl **Aberle.**
Dr. Michael **Haberlandt.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Dr. Emanuel **Herrmann.**
Dr. Moriz **Hoernes.**
Dr. Karl Theodor von **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabacek.**
Felix **Karrer.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. David Heinrich **Müller.**
Karl **Penka.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Karl **Toldt.**
Dr. Wilhelm **Tomaschek.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Hans Graf **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Gundaker Graf **Wurmbrand.**
Dr. Emil **Zuckerkandl.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Adolf **Bastian** in Berlin.
2. Anatol **Bogdanow** in Moskau.
3. Ernst **Haeckel** in Jena.
4. Friedrich **Müller** in Wien.
5. J. W. **Powell** in Washington.
6. Franz von **Pulszky** in Budapest.
7. Wilhelm **Reiss** in Berlin.
8. H. **Schaaffhausen** in Bonn.
9. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
10. Praskovja Sergeewna Gräfin **Uwarow** in Moskau.
11. Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Heidelberg.
2. Dmitri Nikolaewitsch **Anutschin** in Moskau.
3. Max **Bartels** in Berlin.
4. Franz **Boas** in Worcester, Mass. U. S. A.
5. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia.
6. Emil **Cartailhac** in Toulouse.
7. Ernest **Chantre** in Lyon.
8. Ernst **Eitel** in Hongkong.
9. A. **Ernst** in Carácas.

10. Otto **Finsch** in Delmenhorst bei Bremen.
11. Oskar **Fraas** in Stuttgart.
12. Alb. S. **Gatschet** in Washington.
13. J. **Girard de Rialle** in Paris.
14. Wilhelm **Grempler** in Breslau.
15. Victor **Gross** in Neuveville.
16. Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
17. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland.
18. Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
19. Josef **Hampel** in Budapest.
20. Ernest **Hamy** in Paris.
21. Jakob **Heierli** in Zürich.
22. Wolfgang **Helbig** in Rom.
23. Theodor von **Heldreich** in Athen.
24. C. **Herbst** in Kopenhagen.
25. Anton **Herrmann** in Budapest.
26. Hans **Hildebrand** in Stockholm.
27. W. J. **Hoffman** in Washington.
28. Abel **Hovelacque** in Paris.
29. Urban **Jarnik** in Prag.
30. Julius **Kollmann** in Basel.
31. G. W. **Leitner** in Woking bei London.
32. Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
33. A. **Lissauer** in Berlin.
34. Paolo **Mantegazza** in Florenz.
35. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
36. Johanna **Mestorf** in Kiel.
37. A. B. **Meyer** in Dresden.
38. Oskar **Montelius** in Stockholm.
39. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye.
40. Julius **Naue** in München.
41. Hermann **Obst** in Leipzig.
42. Paul **Orsi** in Siracus.
43. Antonio **Pascoli** in Mexico.
44. Luigi **Pigorini** in Rom.
45. Gustav **Radde** in Tiflis.
46. Johannes **Ranke** in München.
47. Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
48. Gustav **Retzius** in Stockholm.
49. J. G. F. **Riedel** in Brüssel.
50. L. **Rütimeyer** in Basel.
51. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
52. Leopold von **Schrenck** in St. Petersburg.
53. Willibald von **Schulenburg** in Charlottenburg.
54. W. **Schwartz** in Berlin.
55. Georg **Schweinfurth** in Berlin.
56. C. **Schwicker** in Budapest.
57. Theodor Ritter von **Stefanović-Vilovsky** in Wien.
58. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen.
59. Ludwig **Stieda** in Königsberg.
60. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm.
61. Pellegrino **Strobel** in Parma.
62. Aurel von **Török** in Budapest
63. Paul **Topinard** in Paris.
64. W. **Troutowski** in Moskau.
65. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
66. Ingvald **Undset** in Christiania.
67. Julien **Vinson** in Paris.
68. Albert **Voss** in Berlin.

III. Correspondenten.

1. Ludwig **Bella** in Oedenburg.
2. J. **Krahuletz** in Eggenburg.
3. L. Karl **Moser** in Triest.

IV. Stifter.

1. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen.

V. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf von, k. u. k. wirkl. geh. Rath und Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 13.
2. **Apponyi,** Graf Alexander, in Lengyel, Ungarn.
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 8.
4. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. u. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.
5. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr von, k. u. k. wirkl. geh. Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, Generalabt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
9. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Lemberg, Kurkova 15.
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten in Klagenfurt.
11. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8.
12. **Grünbaum,** Dr. Hermann. Wien, I. Franzensring 18.
13. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
14. **Gutmann,** Max Ritter von, Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6.
15. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Taunhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Wien, I. Freiung 3.
16. **Hauer,** Dr. Franz Ritter von, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistor. Hofmuseums. Wien, I. Burgring 7.
17. **Kammel Edler von Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer in Stronsdorf, Niederösterreich.
18. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Wien, I. Freiung 4.
19. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, IX. Wasagasse 6.
20. **Lanna,** Adalbert Ritter von, Mitgl. des Herrenhauses. Prag.
21. **Lieben,** Leopold von, Vice-Präsident der Börsekammer. Wien, I. Oppolzergasse 4.
22. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.

---

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Mitgliederbeiträge wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr von Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, einsenden.

23. **Miller von und zu Aichholz,** Dr. Victor. Wien, III. Am Heumarkt 13.
24. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. München, Leopoldstrasse 36.
25. **Rothschild,** Nathaniel Freiherr von. Wien, IV. Theresianumgasse 14.
26. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1.
27. **Schadenberg,** Dr. Alexander. Manila, Philippinen.
28. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter von, Generalrath der österr.-ungar. Bank, Wien, II. Obere Donaustrasse 105.
29. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Wien, III. Rennweg 2.
30. **Scudier,** Anton Freiherr von, k. u. k. wirkl. geh. Rath, Feldzeugmeister i. P. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
31. **Todesco,** Sophie Baronin von. Wien, I. Kärntnerstr. 51.
32. **Touristen-Club,** Oesterreichischer. Wien, I. Herreng. 23.
33. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Wien, I. Herrengasse 5.
34. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, Gutsbesitzer. Wien, III. Strohgasse 11 A.
35. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, Landeshauptmann von Steiermark, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Graz, Elisabethstrasse 31.
36. **Zichy von Vásonykeö,** Edmund Graf, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Wien, I. Weihburggasse 32.
37. **Zwiklitz,** Felix Edl. von. Wien, IV. Heugasse 20.

VI. Wirkliche Mitglieder.

1. **Aberle,** Dr. Karl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I. Salzgries 25.
2. **Akademischer Verein** der Mediciner in Innsbruck.
3. **Albert,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
4. **Alterthumsverein** in Worms.
5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freiherr von. Wien. I. Kolowratring 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anthropologischer Verein** in Görlitz.
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter von, k. u. k. wirkl. geh. Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16.
9. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter von. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Arthaber,** Rud. Edler v., kais. Rath. Wien, I. Löwelstr. 18.
11. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
12. **Bachofen von Echt,** Adolf. Wien, XIX. Nussdorf, Färbergasse 18. (Lebenslängliches Mitglied.)
13. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, Gutsbesitzer. Wien, VIII. Landesgerichtsstrasse 11.
14. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30.
15. **Bartsch,** Franz, k. k. Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14.
16. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Lom-Palanka, Bulgar.
17. **Baumann,** Dr. Oskar. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
18. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof.
19. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Lagergasse 1.
20. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, II. Rembrandtstrasse 16.
21. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
22. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. geh. Rath. Wien, I. Kärntnerring 10.
23. **Bielka Ritter von Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2.
24. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung in Mariabrunn 1.
25. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. Paris, Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
26. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr von, k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich.
27. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II. Czerninplatz 1.
28. **Brünn,** Musejní spolek.
29. **Brunn,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
30. **Brunner Ritter von Wattenwyl,** Dr. Karl, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
31. **Brunšmid,** Josef, k. k. Professor in Vinkovce, Slavonien.
32. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, XIX. Oberdöbling, Stephaniegasse 22.
33. **Bugiel,** Wladimir, stud. med.
34. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr von, Generalsecretär der k. k. Geographischen Gesellschaft. Wien, I. Bauernmarkt 13.
35. **Campi,** Luigi de. Cles, Tirol.
36. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Schwarzspanierstrasse 5.
37. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau.
38. **Czoernig,** Karl Freiherr von, k. k. Hofrath, Finanz-Director in Klagenfurt.
39. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 2.
40. **Dargun,** Dr. Lothar von, k. k. Universitäts-Professor. Krakau, Floryańska 26.
41. **Dávid,** Alois, fürstlich Metternich'scher Hofrath und Central-Güter-Director. Wien, III. Ungargasse 63.
42. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postgasse 6.
43. **Deutsch,** Joel, kais. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Wassergasse 34.
44. **De Vaux,** Karl Freiherr von, k. u. k. Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
45. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23.
46. **Döhner,** Richard, Attaché à la suite bei der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Dresden, Altstadt, Hauptstrasse 119 (pr. Adr. Rechtsanwalt Oppitz).
47. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.
48. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
49. **Dzieduszycki,** Adalbert Graf, Gutsbesitzer. Jezupol, Galizien.
50. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.
51. **Egger,** Ritter von Möllwald, Dr. Alois, k. k. Regierungsrath, Vice-Director der k. k. Theresianischen Akademie. Wien, IV. Favoritenstrasse 15.

52. **Ehrenfeld,** Dr. Adolf, fürstl. Eszterházy'scher Majorats-Consulent. Wien, I. Schellinggasse 7.
53. **Elsässer,** Hermann, Ingenieur. Wien, IV. Waaggasse 8.
54. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien.
55. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15.
56. **Familien - Fideicommiss - Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg.
57. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
58. **Fillenbaum,** Dr. Anton von, k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 15.
59. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister von Oedenburg.
60. **Fischer,** Dr. Eduard, prakt. Arzt. Wien, I. Renngasse 8.
61. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Regimentsarzt in Graz, Rechbauerstrasse 27.
62. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breiteg. 8.
63. **Frischauf,** Dr. E. Wien, IV. Neumanngasse 5.
64. **Frueth,** Dr. Wilhelm von, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Mauer bei Wien, Valentingasse 4.
65. **Fuchs,** Dr. Edmund Karl. Wien, VI. Gumpendorferstr. 47.
66. **Gauster,** Dr. Moriz, k. k. Regierungsrath, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
67. **Gerlich,** Dr. Albert, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II. Wallensteinstrasse 25.
68. **Gesellschaft für Landeskunde** in Salzburg.
69. **Globočnik,** Anton, k. k. Regierungsrath in Laibach.
70. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
71. **Grössl,** Franz Xaver, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, XVII. Hernals, Syringgasse 8.
72. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.
73. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts - Professor. Wien, I. Freiung 7.
74. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Prechtlgasse 5.
75. **Habart,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt, Chefarzt bei der königl. ungar. Leibgarde. Wien, VII. Hofstallstrasse 7.
76. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos - Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum. Wien, IV. Louisengasse 9.
77. **Haberler,** Dr. Franz von. Wien, VII. Lindengasse 9.
78. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.
79. **Hacker,** P. Leopold, Secretär der Centralverwaltung des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
80. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
81. **Hanamann,** Franz, Oekonomie - Adjunct. Seelowitz bei Brünn, Goldhof.
82. **Hartungen,** Dr. Christoph von. Riva am Gardasee. Villa Christoforo.
83. **Hebra,** Dr. Hans Ritter von, Docent an der k. k. Universität. Wien, I. Kärntnerstrasse 14.
84. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumofskygasse 1.
85. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13.
86. **Hein,** Dr. Wilhelm, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2.
87. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule in Wien. VI. Gumpendorferstrasse 58 b.
88. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Asperng. 2.
89. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithgasse 9.
90. **Himmel von Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Major im Inf.-Reg. Nr. 6 in Budapest.
91. **Historisches Museum** der Stadt Pilsen.
92. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter von, Primararzt. Wiener-Neustadt.
93. **Hoelder,** Dr. H. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
94. **Hölzel,** Hugo, Buch- u. Kunsthändler. Wien, IV. Louisengasse 5.
95. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Bechardgasse 22.
96. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29.
97. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger Freih. von, k. k. Ministerialrath im Ackerbau-Ministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8.
98. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
99. **Holländer,** Dr. Alexander, Privat-Docent an der Universität in Wien, IX. Ferstelgasse 6.
100. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
101. **Houdek,** Victor, k. k. Ministerial-Vice-Secretär. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 33.
102. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär in Pilsen.
103. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, I. Schottenbastei 12.
104. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor von, k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission. Wien, I. Freiung 6.
105. **Jagič,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, XIX. Oberdöbling, Hauptstrasse 18.
106. **Jelínek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13.
107. **Jenny,** Samuel, Fabriksbesitzer, k. k. Conservator. Hard bei Bregenz.
108. **Jurié Edl. v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privat-Docent an der Universität in Wien. I. Bankgasse 7.
109. **Kaiser,** Franz, k. Rath, Hilfsämter-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.
110. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Regierungsrath. Brixen.
111. **Kanitz,** Felix, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
112. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
113. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41.
114. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich.
115. **Karrer,** Felix, Erster Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Ober-Döbling, Hauptstrasse 80.

116. **Katholicky,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
117. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn.
118. **Knies,** Ján. Blansko, Mähren.
119. **Koblitz** Ritter von Willmburg, Hanns, k. u. k. Artillerie-Lieutenant. Wien, III. Hauptstrasse 107, II. Stock.
120. **Königswarter,** Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Kärntnerring 4.
121. **Könyöki,** Alois Dr, Untersuchungschemiker der k. ungar. chem. Staatsversuchsstation. Budapest, Bajnokgasse 2 b.
122. **Koller,** August Freiherr von, k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment in Dobřan bei Pilsen.
123. **Komers,** August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
124. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Bartensteing. 13.
125. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro. (Lebenslängliches Mitglied.)
126. **Kosmač,** Joh., Werkdirector in Zangthal, Post Voitsberg.
127. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg.
128. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt in Wischau, Mähren.
129. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 1.
130. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
131. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
132. **Kubinyi,** Nikolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
133. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr von, k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
134. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 22.
135. **Kundrat,** Dr. Hans, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 10.
136. **Kutschera,** Hugo Freiherr von, Administrativ-Director der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.
137. **Landschaftliches** Antiken- und Münzen-Cabinet am Joanneum in Graz.
138. **Lanfranconi,** Enea Gracioso, Bauunternehmer in Pressburg.
139. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen.
140. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Regimentsarzt beim 5. Corps-Artillerie-Regiment in Komorn, Ungarn.
141. **Linden,** Marie Gräfin, Schloss Burgberg, Post Hermaringen, Württemberg.
142. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr von. Deutsch-Altenburg a. d. Donau, Niederösterreich.
143. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Professor. Prag, kgl. Weinberge, Tylplatz 26.
144. **Luschan,** Dr. Felix Ritter von, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, W., Maassenstr. 25.
145. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Brünn, Thalgasse 25.
146. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale in Triest.
147. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 55.
148. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4.
149. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director in Teltsch, Mähren.
150. **Matiegka,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Lobositz, Böhmen.
151. **Mattoni,** Heinrich, kais. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
152. **Mattula,** Josef, Baumeister in Znaim.
153. **Mattula,** Ludwig, Lehrer in Platt-Zellerndorf, Niederösterreich.
154. **Mauthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lugeck 3.
155. **Meringer,** Dr. Rudolf, Privat-Docent an der Universität. Wien, IX. Günthergasse 2.
156. **Meyer,** Dr. Gustav, k. k. Universitäts-Professor in Graz.
157. **Meynert,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 14, 1. Stock.
158. **Mies,** Dr. Josef. Arzt und Anthropologe. Berlin W, Kronenstrasse 65.
159. **Milićević,** Dr. Franjo, in Mostar.
160. **Millicsevits,** Dr. Michael, kgl. serbischer Hof-Secretär. Belgrad.
161. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
162. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Fregatten-Capitän. Triest, Via Benvenuto 3.
163. **Mrazović** Milena, Schriftstellerin in Sarajevo.
164. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
165. **Much,** Dr. Matthäus, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
166. **Much,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
167. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Berggasse 32.
168. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A.
169. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1.
170. **Müller,** Dr Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5.
171. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich.
172. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen.
173. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
174. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. u k. Regierungsrath i. P. Wien, IX. Währingerstrasse 52.
175. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
176. **Niederösterreichische Landes-Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
177. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der technischen Hochschule in Lemberg.
178. **Obersteiner,** Dr. Heinrich B. jun., k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
179. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20.
180. **Ossowski,** Gottfried, Secretär der anthrop.-archäol. Commission der Akad. d. Wissensch. Krakau, Starowislna 1.
181. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat in Znaim.
182. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15.
183. **Paulitschke,** Dr. Philipp, Universitäts-Docent und Gymnasial-Professor. Wien, XV. Neubaugürtel 14.
184. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege.

185. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Neu-Gersthof, Bergsteiggasse 50.
186. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 39.
187. **Plèrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
188. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag, Wenzelsplatz 43.
189. **Plischke,** Dr. Karl, in Prag, kgl. Weinberge, Puchmayergasse 45.
190. **Plohn,** Dr. Sam., Wien, IX. Maximilianplatz 4 u. 5.
191. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant in Randegg, Niederösterr.
192. **Politzer,** Dr. Adam, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.
193. **Pošepný,** Franz, k. k. Bergrath. Wien, XVIII. Währing, Cottage, Karl Ludwigstrasse 62.
194. **Preen,** Hugo von, akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
195. **Pudil,** Ján, fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector in Bilin, Böhmen.
196. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredgasse 5.
197. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor in Prag.
198. **Radić,** Fran, in Curzola, Dalmatien.
199. **Radimsky,** Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
200. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Klosterneuburg, Leopoldgasse 44. (Lebenslängliches Mitglied.)
201. **Richly,** Heinrich, in Prag, I. Michaelsgasse 439.
202. **Riegl,** Dr. Alois, Custos-Adjunct am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 32.
203. **Rigler,** Dr. Franz Edler von. Wien, III. Seidlgasse 22.
204. **Rixy,** Josef, Baumeister in Prag, Schulgasse 26.
205. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer in Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
206. **Rokitansky,** Hans Freiherr von. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51.
207. **Rollet,** Dr. Emil, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Giselastrasse 2.
208. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Kärntnerring 12.
209. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7.
210. **Sarg,** Karl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Liesing bei Wien.
211. **Schacherl,** P. Gustav, Pfarrer in Gobatsburg, Post Hadersdorf am Kamp, Niederösterreich.
212. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
213. **Scheff,** Dr. Julius, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Lugeck 3.
214. **Schiff,** Dr. Eduard, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6.
215. **Schiffmann,** Louis, Generalconsul für Peru. Hamburg, Neue Gröningerstrasse 22.
216. **Schlosser,** Karl Freiherr von. Wien, IV. Taubstummengasse 8.
217. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
218. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath. Wien, VIII. Laudongasse 16.
219. **Schmidl,** K. Hietzing, Alleegasse 25.
220. **Schmidt,** Dr. Josef, in Znaim, Bahnhofstrasse 20.
221. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
222. **Schneider,** Dr. Robert Ritter von, Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
223. **Schott,** Eugen. Wien, VII. Burggasse 22.
224. **Schrötter Ritter von Kristelli,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 8.
225. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Universitäts-Professor in Graz, Elisabethstrasse 6.
226. **Schulhof,** Dr. Sigmund J. Wien, IX. Allgemeines Krankenhaus.
227. **Schwab,** Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Kasernengasse 20.
228. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
229. **Sieger,** Dr. Robert, Gymnasial-Supplent. Wien, III. Marxergasse 19.
230. **Soeding,** Emil, Antiquariats-Buchhändler. Wien, III. Löwengasse 25.
231. **Sonnleithner,** Ferdinand, Oberlandesgerichtsrath in Sarajevo.
232. **Specht,** Jos. Ant., Exporteur. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
233. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler in Wien, I. Neuthorgasse 15.
234. **Spitzer,** Gustav, k. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12.
235. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, IX. Mariannengasse 25 A.
236. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Vice-Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Oetzeltg. 10.
237. **Steiner,** Franz, Cand. phil. in Schaab bei Podersam, Böhmen.
238. **Steiner** Freiherr von **Pfungen,** Dr. Robert, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital im X. Bezirke. Wien, I. Schottengasse 3.
239. **Störk,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Wallfischgasse 13.
240. **Strobel,** Pellegrino, Professor in Parma.
241. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom.
242. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur in Vukovar, Slavonien.
243. **Suchomel,** Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
244. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer in Vermo, Post Pisino, Istrien.
245. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3—5.
246. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus in Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8.
247. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
248. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Czerningasse 6.
249. **Tappeiner,** Dr. Franz, Meran, Tirol.
250. **Ther,** Peter Edler von, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant, Haus-Commandant Sr. Maj. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
251. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Ober-Bergrath und Chef-Geologe an der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.

252. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
253. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Professor an der Universität in Kasan.
254. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Nussdorferstrasse 18.
255. **Trapp,** J. F., Kaufmann in Pilsen, Salzgasse 14.
256. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums in Brünn.
257. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
258. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Stabsarzt. Wien, III. Ungargasse 63.
259. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-herzegovinischen Landesmuseum in Sarajevo.
260. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 13.
261. **Valjavec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
262. **Veszely,** Dr. Karl Constantin, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Schlagergasse 11.
263. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor in Curzola, Dalmatien.
264. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
265. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Salesianergasse 2.
266. **Wankel,** Dr. Heinrich in Olmütz.
267. **Weber,** Franz, Oberamtsrichter in Reichenhall, Bayern.
268. **Weluberger,** Isidor, k. k. Commercialrath. Wien, IV. Schwindgasse 20
269. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter von, Director der Samen-Controlstation der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. Wien, IX. Währingerstrasse 46.
270. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 25.
271. **Weiss,** Dr. Johann Baptist von, k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
272. **Weiss Ritter von Tessbach,** Dr. Adolf, Verwaltungsrath der Creditanstalt für Handel und Gewerbe. Wien, I. Nibelungengasse 1.
273. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Kegelgasse 2 b.
274. **Wieser Ritter von Wiesenhort,** Dr. Franz, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
275. **Wilckens,** Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Wien, XVIII. Währing, Sternwartestrasse 48.
276. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 93 Southmoor road.
277. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kais. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
278. **Witlaćil,** Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
279. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32.
280. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt in Eisgrub, Mähren.
281. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Gymnasial-Professor in Wien, III. Neulinggasse 6.
282. **Wolfram,** Alfred, Volontär am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, VIII. Daungasse 3.
283. **Wosinsky,** Moriz, Pfarrer in Apar, Comit. Tolna, Ungarn.
284. **Zeyer,** Johann, Architekt in Smichow, Brückengasse 600.
285. **Ziller,** Karl, Rechnungs-Praktikant im k. k. Finanzministerium. Wien, XV. Tellgasse 12.
286. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
287. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Reichsrathsplatz 2.
288. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Univers.-Professor in Wien, IX. Günthergasse 1.
289. **Zumbusch,** Kaspar Ritter von, Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11.
290. **Zwirner,** Hubert, Lehrer an der Volks- und Bürgerschule in Retz, Niederösterreich.

Ausserordentliche Versammlung am 18. März 1892.

Herr Dr. **Moriz Hoernes** hält einen Vortrag

Ueber Begriff und Aufgaben der prähistorischen Forschung,

dessen Inhalt wir in Folgendem kurz skizziren. Die Prähistorie ist die Archäologie des Menschengeschlechtes in jenem Weltzeitalter, welches man als anonymes oder analphabetes bezeichnen kann, eine Art Kindheitsperiode der Menschheit, deren Quellen nur durch die unmittelbare Bodenuntersuchung erschlossen werden. Sie bildet daher einerseits eine Ergänzung der Geschichte, andererseits einen der drei Hauptabschnitte der Anthropologie. Ihre Aufgabe ist die Vermittlung des naturwissenschaftlichen und des historischen Theiles des Wissens vom Menschen. Der Begriff des „humanum" bleibt einseitig, wenn er blos aus der Geschichte hergenommen wird. Wir betrachten gleichsam den Revers der Ausprägung dieses Begriffes. Jener Mittelstellung gemäss gibt es in der Prähistorie naturwissenschaftliche und culturhistorische Fragen. Das Wie? Wann? und Wo? des Ursprunges der Menschheit steht neben den Untersuchungen über die geistige Urquelle aller Cultur und ihre ersten Emanationen, welche eine grosse Einheitlichkeit der genus homo erkennen lassen. Der geschichtliche Fortschritt unterscheidet sich vom vorgeschichtlichen nur durch sein rascheres Tempo. Die Ungleichzeitigkeit der Erhebung höherer Culturgebiete aus dem prähistorischen Urelement erklärt sich durch die Verschiedenheit der Erdräume, aber auch durch die der menschlichen Rassen und Völker. Die Vereinzelung der Menschengruppen ist ursprünglich, so lange es sich um die Ausbildung ihrer Eigenart handelt, eine Wohlthat, später schlägt sie in's Gegentheil um, da sie zur Schwäche und zum Verluste der Freiheit führt. Der Typus der älteren Culturländer, wie Aegypten, China u. s. w.,

stellt uns vor eine doppelte Aufgabe, da es ihre eigenen Culturanfänge, dann, in den „relativ-prähistorischen" Perioden ihren Einfluss auf andere Gebiete aufzudecken gilt. Immer wieder stehen wir vor der Frage: eigene Erfindung oder Entlehnung? Für den Menschen selbst und für die Mittel der allmäligen Ausdehnung seiner Herrschaft über die Natur haben wir die Ursprungsgebiete, Verbreitungswege und localen Erscheinungsformen nachzuweisen. Die auf so vielen Gebieten beobachtete Specialisirung der Wissenschaft findet bei uns ihren Ausdruck in der localen Zersplitterung. Doch kennen wir wenigstens Europa gründlich genug, um an der Hand vorzüglicher Beispiele zu sehen, wie die Zukunft der Prähistorie auf dem summarischen Gebrauche ihrer vorzüglichsten Organe beruht: der localen Terrainforschung und der Construction im grossen Stile. Funde und Ideen sind die Bedingungen des Fortschrittes auf diesem Gebiete und eine richtige Verschmelzung des demokratischen und des aristokratischen Forschungsprincipes ist seine suprema lex.

Ausschuss-Sitzung am 12. April 1892.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Brunner von Wattenwyl.

1. Gestorben ist das Ausschussmitglied Herr Regierungsrath Dr. Karl Aberle.

Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

a) als unterstützende Mitglieder:

Dr. Sigmund Mayer, k. k. Universitätsprofessor in Prag;
Johann Presl, Badhausunternehmer in Wien;

b) als wirkliche Mitglieder:

Dr. Alois Epstein, k. k. Universitätsprofessor in Prag;
Dr. Arnold Pick, k. k. Universitätsprofessor in Prag;
Ernst Hofmeier, Domänebesitzer in Pischely bei Prag;
Drd. Ernst Ritter von Klarwill in Wien;
Alois Fischer, Liquidator des k. u. k. Hofzahlamtes in Wien;
Theodor Schmidt, Director in Prag.

2. Der Secretär macht die Mittheilung, dass von Sr. k. u. k. Apostol. Majestät der Anthropologischen Gesellschaft ein Beitrag von 1000 fl. zu ihrem Fonde für praktische Arbeiten für das Jahr 1892 allergnädigst gewährt wurde.

Vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht sind die Subventionen für die Jahre 1891 und 1892 im Betrage von je 400 fl. eingelaufen.

3. Der Secretär verliest ein an die Anthropologische Gesellschaft gerichtetes Schreiben aus Czernowitz:

Hochlöbliche Anthropologische Gesellschaft!

Der gefertigte Obmann des Curatoriums des Bukowiner Landes-Museums beehrt sich, die Mittheilung zu machen, dass sich das über Initiative der k. k. Central-Commission für Kunst und historische Denkmale in's Leben getretene Bukowiner Landes-Museum auf Grund der hohenorts bescheinigten mit folgenden Satzungen ·/. bereits constituirt hat.

Das Curatorium desselben besteht gegenwärtig aus 20 Mitgliedern. Obmann des Curatoriums ist der Landeshauptmann Excellenz Alexander Freiherr von Wassilko-Serecki; erster Obmann-Stellvertreter der Bürgermeister von Czernowitz Anton Kochanowski Ritter von Stawczan; zweiter Obmann-Stellvertreter der k. k. Universitätsprofessor, z. Z. Rector magnificus Dr. Richard Přibram; Museumsvorsteher der k. k. Schulrath, Conservator Demeter Isopescul; Schriftführer der k. k. Gewerbeschulprofessor Conservator Karl A. Romstorfer, während behufs Aufstellung und Instandhaltung der Sammlungen die Custoden Dionys Olinski-Olinescul, Dr. Johann Polek, Erich Kolbenheyer, Karl A. Romstorfer und Dr. Josef Frank bestellt wurden.

Das Curatorium des Bukowiner Landes-Museums erlaubt sich nun, die hochlöbliche Anthropologische Gesellschaft in Wien zu bitten, die Interessen des patriotischen Unternehmens durch Zuwendung der Publicationen der Anthropologischen Gesellschaft fördern zu helfen.

Czernowitz, den 12. März 1892.

Für das Curatorium des Bukowiner Landes-Museums:

Der Schriftführer:	Der Obmann:
Karl A. Romstorfer.	A. Wassilko.

Der Secretär begrüsst mit warmen Worten das Zustandekommen dieses neuen Museumsvereines und beantragt die Einleitung des Schriftentausches mit demselben, da in dessen Satzungen auch auf ein Publicationsorgan Rücksicht genommen wird. Dieser Vorschlag wird angenommen.

4. Das Ansuchen der Naturforschenden Gesellschaft in Freiburg i. B. wie des Vereines für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a. D. wird abgelehnt.

5. Der Secretär macht Mittheilung über einen Cyclus gemeinverständlicher Vorträge, welcher an drei Abenden der Monate April und Mai stattfinden soll. Das Thema desselben bildet das Haus, insbesondere das Bauernhaus. Die Herren Dr. R. Meringer und Dr. M. Haberlandt werden sich an diesen Vorlesungen betheiligen. Ueber dieselben wird in dem Sitzungsberichte Nr. 3 referirt werden.

6. Der Secretär macht Mittheilung von der im Juni d. J. von Seite der Anthropologischen Gesellschaft statt der Monats-Versammlung beabsichtigten Excursion. Es soll unter der Führung des Herrn Obersten Bancalari eine zweitägige Fusstour von Salzburg über Mattsee und Mattighofen nach Uttendorf unternommen und sollen bei dieser Gelegenheit die charakteristischen Hausformen dieser Gegend studirt werden.

Monats-Versammlung am 12. April 1892.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende hält dem verstorbenen Ausschussmitgliede Regierungsrath Dr. Karl Aberle einen warmen Nachruf.

2. Herr k. u. k. Oberstabsarzt Dr. **A. Weisbach** hält einen Vortrag über

Die Deutschen Niederösterreichs.

3. Herr Bergrath **Franz Pošepný** hält einen Vortrag über

Alte Goldbergbaue in Dacien.

Nachdem bereits Herodot die Goldgewinnung der Agathyrsen am Flusse Maris erwähnt, so stellt sich das Alter der Goldwäscherei und des Goldbergbaues Daciens auf nahezu dritthalb Jahrtausende, und es wäre sehr erwünscht, einige Anhaltspunkte zur Bestimmung der einzelnen Betriebsperioden zu gewinnen. Vorderhand ist es aber nur die römische Periode, welche solche Anhaltspunkte liefert, die in Bezug auf ihre Sicherheit nur wenig zu wünschen übrig lassen; mit der Zeit wird es vielleicht gelingen, Aehnliches auch für die vor- und nachrömische Betriebsperiode aufzufinden.

So viel ist sicher, dass die grossartige Leistung, auf welche wir aus den alten Bergbauresten zu schliessen im Stande sind, unmöglich in der auf etwa anderthalb Jahrhunderte zu veranschlagenden römischen Betriebsperiode erreicht werden konnte. Wenn man nicht nur die bergmännischen Einbaue, sondern auch die abgebauten Gangflächen in Anschlag bringt, die mittelst der Schlägel- und Eisenarbeit bewerkstelligt wurden, so resultirt bei einem bedeutenderen Goldbergbau, wie z. B. Ruda oder Verespatak, eine Leistung, die jedenfalls ein Vielfaches der Zeit, während welcher die Römer Dacien occupirt hielten, repräsentirt. Nachdem man aber nicht annehmen kann, dass die Barbaren, welche den Römern folgten, dem Bergbaubetriebe mit gleicher Intensität oblagen, so muss man offenbar der vorrömischen Bevölkerung, den Daciern, einen grossen Antheil an diesen Leistungen einräumen, trotzdem man dafür keine deutlich redenden Zeugen anzuführen im Stande ist, wie für die römische Betriebsperiode. Diese wird nicht nur durch geschichtliche Daten und die aufgefundenen Inschriftsteine, sondern durch eine Anzahl von charakteristischen Fundobjecten illustrirt, die in gewissen Gruben gefunden worden sind, so dass man einzelne Partien dieser Gruben mit Sicherheit für römische anerkennen muss.

In Verespatak sind sogar römische Documente, die bekannten Wachstafeln, und mit ihnen zugleich eine Anzahl von Gegenständen gefunden worden, und im Allgemeinen sind es die nicht allzu seltenen Funde von römischen Lampen, welche für die Altersbestimmung von grösster Wichtigkeit sind, da man, selbst wenn die Lampe keinen Fabriksstempel trägt und nur in Fragmenten repräsentirt ist, daraus einen sicheren Schluss auf ihre römische Provenienz machen kann.

Der Vortragende betont besonders den Fund, welchen zu conserviren ihm beschieden war, nämlich die Reste von Maschinen, die den Alten zur Wasserhebung aus ihren Tiefbauen dienten. Gleichzeitig mit dem Wachstafelfunde der Kotalin Monulesti-Grube im Jahre 1855 hat man ein solches completes Schöpfrad angetroffen, welches keine Berücksichtigung fand, von dessen Fragmenten der Vortragende noch zehn Jahre später einige erwerben und beschreiben konnte. Später stellte es sich heraus, dass die Römer ganz analoge Räder auch in anderen Bergbauen und in anderen Ländern zu gleichem Zwecke gebrauchten, wie in Rio-Tinto in Spanien und San Domingos in Portugal, so dass man dieselben ganz allgemein für die in römischer Zeit üblich gewesenen Wasserhaltungsmaschinen erklären kann.

Der letzte diesbezügliche Fund wurde im Januar dieses Jahres in Ruda gemacht und gestattet einige recht interessante Schlüsse über die Art und Weise, wie man da einen mindestens 75 m tiefen Bau mit diesen primitiven Vorrichtungen entwässern konnte. Es stellt sich z. B. heraus, dass etwa 25 solche Doppelräder über einander gestellt bestehen und dass somit für diesen Zweck allein schon Hunderte von Arbeitern thätig gewesen sein mussten.

Weiter bemühte sich der Vortragende, einige specielle Arten der in den dacischen Bergbauen angetroffenen Schlägel- und Eisenarbeiten zu beschreiben und die charakteristischen Merkmale der Feuersetzarbeit hervorzuheben.

In Bezug auf die Aufbereitung der gewonnenen Golderze haben die Alten die Pochwerksmanipulation nicht gekannt, die uns erlaubt, die Zeuge von einem geringen Goldgehalte, wie z. B. 5 gr pro Tonne, aufzuarbeiten. Sie gewannen nur die reichen Erze und liessen die armen, welche das gegenwärtige Pochwerksmaterial bilden, zurück. Dieser Umstand erklärt es, dass einige uralte und beinahe gänzlich abgebaute Bergbaue ihr Pochwerksmaterial noch nicht zu erschöpfen im Stande waren.

Redner hat sich die Mühe genommen, die Goldproduction der letzten 180 Jahre, über welche sich Ausweise [1]) erhalten haben, zusammenzustellen und fand, dass sich die Jahresproduction während dieses Zeitraumes beinahe continuirlich vergrösserte und dass mithin der dacische Goldbergbau trotz seines enormen Alters noch nicht für erschöpft gehalten werden darf.

[1]) Oesterreich. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, XVI 1868, und XXV 1877.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXII. Der neuen Folge XII. Band.)

Nr. 3. Mai u. Juni. Sitzungsberichte. 1892.

INHALT: Cyclen gemeinverständlicher Vorträge; S. [45].
Haberlandt, Ueber die menschliche Wohnung; S. [45].
Meringer, Das deutsche Bauernhaus; S. [46].
Meldahl. Ueber die historischen Formen der Holzbaukunst; S. [51].
Bancalari, Vorgang bei der Hausforschung; S. [57].
Ausschuss-Sitzung am 10. Mai 1892. 1. Neue Mitglieder; S. [67]. — 2. Orientalisten-Congress in Lissabon: S. [67].
Monats-Versammlung am 10. Mai 1892. 1. Woldřich, Ueber Steppen Mitteleuropas in der Vorzeit; S. [67]. — 2. Müller, Auszug aus dem „Archeologiai Értesitö"; S. [67]. — 3. Zimmermann, Ueber den Stickstoff- und Phosphorsäuregehalt diluvialer Knochen; S. [79]. — 4. Matiegka, Beiträge zur Kenntniss der körperlichen Beschaffenheit der Einwohnerschaft des nordwestlichen Böhmens; S. [81]. — 5. Niederle, Die Schädel von Senftenberg; S. [82]. — 6. Geschenke für die Bibliothek; S. [83].
Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft am 5. und 6. Juni 1892; S. [85].

In Ausführung des vom Ausschusse der Gesellschaft gefassten Beschlusses, über verschiedene zeitgemässe Thematas

Cyclen gemeinverständlicher Vorträge

zu veranstalten, wurde Ende April d. J. mit dem ersten derartigen Vortragscyclus begonnen, in welchem Vorlesungen über das Haus, insbesondere über das Bauernhaus, abgehalten wurden. Das Programm dieser Vorträge war folgendes:

1. Am 23. April Herr Dr. **Rudolf Meringer**: Zur Einführung in die Erforschung des Bauernhauses. I. Bisheriger Stand unseres Wissens.

2. Am 30. April Ebenderselbe: II. Aufgaben und Methode der Erforschung des Bauernhauses.

Den wesentlichen Inhalt beider Vorträge hat Herr Dr. MERINGER in einem kleinen Aufsatze zusammengefasst, den wir weiter unten unter dem Titel „Das deutsche Bauernhaus" folgen lassen.

3. Am 7. Mai Herr Dr. **Michael Haberlandt**:

Ueber die menschliche Wohnung.

Dieser Vortrag ist im Folgenden auszugsweise wiedergegeben.

Keine Bethätigung des Menschen grenzt so nahe an Erscheinungen des thierischen Instinctes, wie auf unterster Stufe das Bauen einer Schutzvorrichtung für den menschlichen Körper. Die Wohnung ist anfänglich nichts als eine Art Kleid, das gemeinsame Kleid einer kleinen Menschengruppe. Wie das Kleid differenzirt sich die Wohnung, je nachdem sie Schutz gegen die Elemente, gegen den Feind, sei es der Mensch selbst, gewähren soll. Die primitivsten Wohnbehelfe schliessen sich enge an die natürlichen Thierbehausungen und Instinctbauten der Thierwelt an. Felsenspalten, Höhlen, hohle Bäume, Sandlöcher auf der einen Seite, das natürliche Nest im Busch, im dürren Laub, unter dem Blätterdach auf der anderen Seite, führen zu einer doppelten Entwicklungsreihe der menschlichen Wohnung. Das eigentliche Bauprincip dabei ist die Rücksicht auf das zu unterhaltende Feuer. Auf unterster Stufe beobachtet man die Form menschlicher Wohnweise bei den Buschmännern, den Feuerländern, den Australnegern. Die Baukunst dieser primitiven Stämme fängt mit dem Dache an; der älteste Bestandtheil der menschlichen Wohnung ist das Dach, welches zunächst als eine Art Wind- und Regenschirm dem Boden aufsitzt, dann gehoben wird und zur eigentlichen Behausung führt. Die einzelnen Formen der primitiven Wohnweise hängen vielfach auch vom Baumaterial und dessen Vertheilung über die verschiedenen Landschaften ab. Der Vortragende bespricht in diesem Zusammenhange den Zeltstil der nördlichen Wohnung, aus welchem sich bei sesshaft gewordenen Völkern der Rundbau entwickelt, als dessen Heimat besonders Afrika erscheint, der aber auch im europäischen Alterthum durch zahlreiche Nachrichten und Spuren bezeugt ist. Die Möglichkeit, gerade Balken zu zimmern, welche durch Vervollkommnung der Arbeitsgeräthe wahrscheinlich im Zusammenhange mit dem Auftreten der Metalle gegeben war, führt zum Blockhaus mit rechteckigem Grundriss, welcher zuerst auch die Möglichkeit einer weitergehenden Wohneintheilung, entsprechend der Complication der Familienverhältnisse und der Lebensweise, darbot. Mit dem Blockhaus und seinen verschiedenen Abarten ist der Anschluss an das historische Bauernhaus gegeben, welches in früheren Vorträgen dargestellt worden war. Aus der ethnologischen Betrachtung der menschlichen Wohnung ergibt sich als Art Succus die Wahrnehmung, dass es hauptsächlich Zweckmässigkeit und Technik, selbstverständlich relativ den jeweiligen Lebensumständen und Anforderungen, sind, welche die Bauweise einer Gegend bestimmen und dass in Folge davon die nationale Bauweise als solche nichts als der stationär gewordene Zweckmässigkeitsbau ist. Diese Erkenntniss scheint bei der Beurtheilung des historischen Bauernhauses nicht ohne Wichtigkeit.

Das deutsche Bauernhaus.

Von Dr. Rudolf Meringer.

(Mit 8 Text-Illustrationen.)

Es ist noch nicht lange her, dass man dem Bauernhaus seine Aufmerksamkeit widmet. Henning [1]) und auch Meitzen [2]) haben das grosse Verdienst, nachdrücklich auf dasselbe aufmerksam gemacht zu haben. Aber es genügt nicht, dass einige Gelehrte sich damit beschäftigen, sondern es ist nöthig, in den weiteren Kreisen gebildeter und vornehm denkender Männer dafür Sinn zu erwecken, denn es geht mit unheimlicher Schnelligkeit seinem Untergange entgegen und es bedarf vieler verständiger und liebevoller Augen, um rasch noch Alles zu erkennen, was das alte deutsche Haus zu erzählen vermag. Wer es betrachtet, der erkennt bald, dass ein grosses Stück Culturgeschichte des Volkes sein volksthümliches Haus berichtet und dass nicht nur beschränkte persönliche Liebhaberei, sondern sowohl ehrliches, wissenschaftliches Streben nach Erkenntniss glücklicher Errungenschaften wie Freude am Schaffen des Volkes, welchem man angehört, in gleichem Masse zum Studium der volksthümlichen Wohnstätte, des Bauernhauses, auffordern.

Der Gebildete von heute ist in afrikanischen Culturverhältnissen leidlich bewandert; die Indianer und die Bewohner der Südseeinseln sind ihm nicht unbekannt. Aber den Wenigsten wird es jemals eingefallen sein, in das Bauernhaus einer etwas abgelegenen Gegend einzutreten und hier Umschau zu halten. Und doch läge ihm das so ungleich näher; er lernte den Bauernstand kennen, dem alle Staaten so viele ihrer trefflichsten Männer verdanken, er könnte erkennen, wie seine eigenen Ahnen, bevor sie zur Stadt zogen, gelebt und gehaust haben, er könnte die Wurzeln höherer Cultur, welche ihn unter ihren Zweigen schützt und deckt, kennen lernen und ginge nicht mehr mit unberechtigter Ueberhebung an der Behausung des Landmannes vorüber.

Grosse Gelehrte und über das gewöhnliche Mass weit hinausreichende Männer haben längst die Welt über den Werth der Volkspoesie, die in den Hütten, auf den Bergen entstand, aufgeklärt. Aber bis heute ist ein Verständniss für die ganze Cultur unseres Landvolkes noch nicht in weitere Kreise gedrungen. Wer immer mit seiner nothdürftig und mühselig errungenen Schulweisheit unter Bauern tritt, fühlt sich hoch erhaben über diese; ohne Recht, denn das Verdienst des Menschen ist nur das, was er selbst, nicht was Andere aus ihm gemacht haben, und der Bauer ist als Individualität so häufig ungleich mehr als der Durchschnittsmensch der Stadt.

Man hat es oft beklagt, dass seit dem grossen deutschen Kriege, seit ungefähr 250 Jahren, Deutschland zerspalten ist in ein gebildetes und ein weniger gebildetes, dass der Bauer von heute einen Goethe nicht verstünde. Was soll man aber zu einem Gebildeten sagen, dessen Bildung nicht hinreicht, den Bauern zu verstehen?

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien hat es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst Viele zur Erforschung des volksthümlichen Hauses heranzuziehen. Was noch an alter Cultur, an alten Lebensgewohnheiten, Sitten und Vorstellungen von übernatürlichen Gewalten vorhanden ist, im Bauernhause ist es zu erkunden und Jeder, der naiv sehen und hören kann, ist ein herzlich begrüsster Mitarbeiter auf diesem Felde, wenn er auch weiter nichts zu berichten weiss, als was er richtig beobachtet hat. So viele Männer mit gelehrter Bildung, Professoren, Lehrer, Aerzte und Beamte jeglicher Art leben wegen ihres Berufes unter der Landbevölkerung allerorten. Wie würde die Zukunft sie segnen, wenn sie wahrheitsgetreu, wenn auch ohne jede Zugabe, das berichteten, was sie gesehen und erlebt, wie man in ihrer Gegend baut, wohnt, kocht, isst und trinkt, spielt, welche Sagen, welcher Aberglaube noch besteht! Wie manchem Manne könnte ein neuer ergiebiger Quell von Lebensfreuden daraus erstehen, sein Wissen nutzbringend für die Zukunft angelegt zu sehen!

Die folgenden Zeilen sollen nur ein ganz flüchtiges Bild von dem, was wir bereits vom deutschen Hause wissen, geben, um zu zeigen, worauf die Forschung achtet und worin uns unsere Mitarbeiter nützen und fördern können [1]).

Das oberdeutsche Haus.

Uns muss die oberdeutsche Bauart zunächst interessiren. Hieher gehören das sogenannte alemannische, das fränkische Haus und viele andere. Man ist jetzt wohl darüber einig, dass das Wesentliche des alten oberdeutschen Typus das Vorhandensein zweier getrennter Feuerstätten war: ein Raum enthielt den alten offenen Herd (der Flur, auch „Vorhaus", „Haus" genannt), ein zweiter, daran anstossender, den Ofen (Kachelofen). Das ist die einfachste oberdeutsche Menschenwohnung (Fig. 26).

Solche Häuschen kann man heute noch in genügender Anzahl finden. Die Wände sind aus horizontal liegenden Balken, die an den Ecken verzahnt sind, hergestellt, ein Schindeldach deckt das Ganze ein. Der Flur hat manchmal keine andere Decke, als das Dach und der Rauch zieht vom offenen Herde bei den Dachluken oder der einen freien Giebelwand hinaus. Die Stube dagegen hat immer eine eigene Decke, über welcher also ein Dachraum (der Boden) ist, welcher verschiedenen Zwecken dienstbar gemacht wird.

Dieser einfachste Grundriss gliedert sich dann weiter. Der Flur wird zur Küche und von ihm wird

[1]) Rudolf Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Strassburg 1882.

[2]) August Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen. Berlin 1882.

[1]) Eine Reihe von Aufsätzen über das deutsche Wohnhaus enthalten die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Besonders wichtig sind: Virchow, Ueber das alte deutsche Haus, Jahrgang 1887, 568 ff., und Virchow, Weitere Untersuchungen über das deutsche und schweizerische Haus, 1890, S. 553 ff.

ein eigenes Vorhaus abgetrennt; ebenso kann hinter der Stube eine Kammer erscheinen. Wir erhalten also einen Grundriss, den Fig. 27 darstellt.

Man konnte auch die Wohnräume zu beiden Seiten des Flurs anlegen, wie Fig. 28 zeigt.

Bei dieser Eintheilung wurde der Herd in der Mitte des Hauses bald unbequem und man verlegte

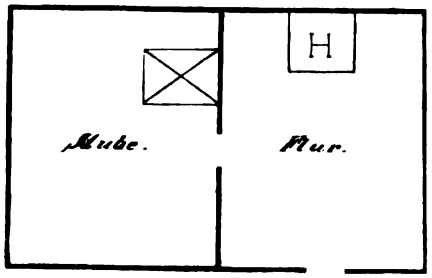


Fig. 26. Der oberdeutsche Urtypus.

ihn nach rechts oder links. Fig. 29 zeigt eines der weiteren Entwicklungsstadien.

Diese und viele andere Abarten erweisen sich als principiell identisch. Der Grundgedanke ist derselbe,

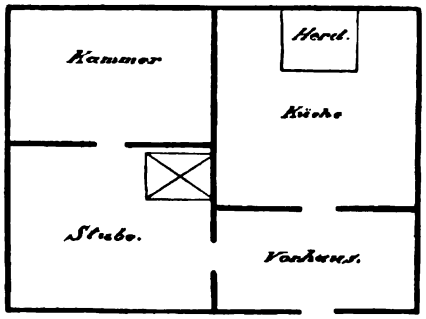


Fig. 27. Weiterentwicklung des oberdeutschen Typus.

Trennung von „Flur“ und „Stube“ und totale Verschiedenheit der beiden Feuerstätten. Der Flur (jetzt meist die Küche) enthält den offenen Herd, die Stube

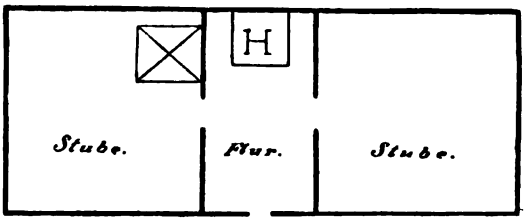


Fig. 28. Andere Entwicklung.

den Kachelofen, während die Kammern ohne Feuerung sind.

Die Thierwohnung und die Vorrathsräume sind im oberdeutschen Hause oft in eigenen Gebäuden untergebracht. Man spricht dann von einem Haufenhof. Der Haufenhof ist die folgerichtige Durchführung des Grundgedankens oberdeutscher Bauart, der Theilung: Mensch und Thiere hausen getrennt, abgetrennt von beiden sind die Vorräthe; für jeden einzelnen Zweck entsteht ein eigenes Gebäude, eine eigene Hütte.

Dabei finden sich allerdings auch in Oberdeutschland die Einheitshäuser, nämlich Häuser, die Alles umfassen: Wohnung, Stall, Scheune. Aber die Art der Vereinigung zeigt sehr oft, dass diese nicht alt ist. Häufig stehen Menschen- und Thierwohnung, obwohl

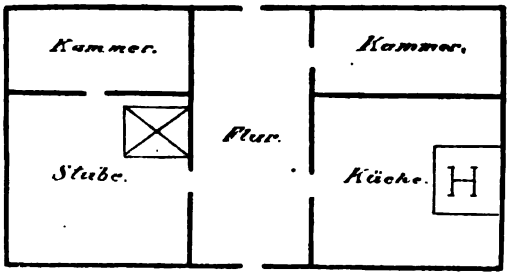


Fig. 29. Neuer Typus.

sie nebeneinander grenzen, doch nicht in Verbindung, so dass man erst das Haus verlassen muss, um in den Stall zu gelangen oder die Tenne steht mitten im Hause, senkrecht auf die Hauptachse des Hauses, also

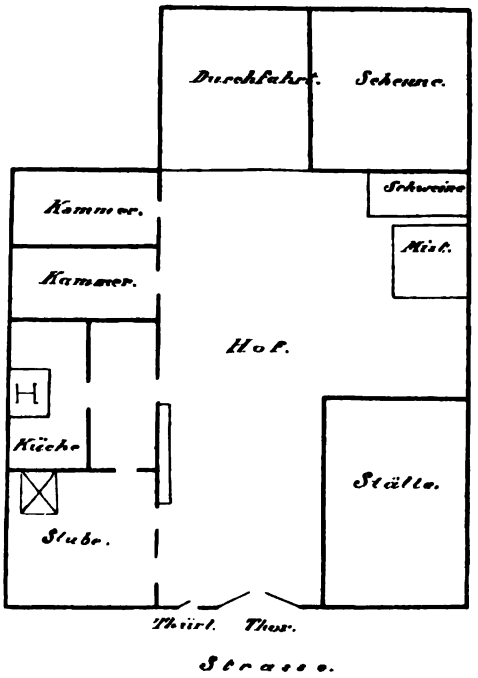


Fig. 30. Oberdeutscher Hof.

ganz verdreht, alles Anzeichen einer späten Vereinigung von Theilen, die nicht recht zusammenwachsen wollen.

Auch andere oberdeutsche Einheitshäuser sind auf „Höfe“ zurückgeführt worden und besonders interessant ist Bancalari's, wie uns dünkt, geglückter Versuch, den oberösterreichischen Vierkant, der ein ganzes Carré bildet, aus dem „Vogelweiderhof“ abzuleiten, dessen Anordnung aus Fig. 30 ersehen werden möge.

Man kommt also durch das Thor in den Hof, zu dessen beiden Seiten Gebäude sind. Der Stall steht entweder neben der Wohnung oder auf der anderen Seite. Die beladenen Erntewagen fahren durch das Thor in den Hof, in die Durchfahrt und geben ihre Vorräthe hier an die Scheune ab. Jenseits der Durchfahrt ist der Garten.

Die Anzahl der bekannten oberdeutschen Haustypen ist heute schon eine sehr grosse, die hier anzuführen und zu beschreiben nicht der Ort ist. Es genüge die Bemerkung, dass noch keine oberdeutsche Art so genau beschrieben ist, dass der Forscher nicht noch genug nachzutragen und zu fixiren hätte. So liegt überall für den theilnehmenden Mann noch schönstes Arbeitsland vor, namentlich wenn er sich, freiwillig oder gezwungen, dazu entschliesst, ein kleines Gebiet, aber dieses mit möglichster Vollkommenheit zu erkennen und zu beschreiben.

Bancalari hat („Ausland" 1891, S. 723) Folgendes über den oberdeutschen Typus gesagt: „Ein gemeinsamer Zug geht durch das gesammte Gebiet, durch die geschlossene Masse desselben Grundtypus vom Apennin bis an die niedersächsische, friesische und ostgermanische Stilgrenze, eine Masse, welche in der Gegenwart strahlenartig hinausgreift auch in die nordslavische Welt, und zwar die eigenartige Ausgestaltung des Wohntractes, welcher aus dem Herdraum ... und den ein- oder zweiseitig angegliederten Stuben und Kammern besteht und stets vom Wirthschaftstracte, welcher im abtrennbaren Hinterhause, in abgetrennten Hofgebäuden oder im entfernten Vorwerke auftritt, organisch getrennt ist."

Zur Charakteristik des Hauses gehört der gesammte Hausrath und es ist zu sagen, dass man ihm bis jetzt viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Virchow's Aufsätze in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie machen davon allerdings eine bemerkenswerthe Ausnahme und die nordischen Gelehrten haben auch hierin Musterhaftes für ihre Länder geleistet.

Der wichtigste Raum jeder einfachen Wohnstätte ist der Herdraum. Das war früher der Flur, der jetzt zum Unbedeutendsten geworden, seitdem der Herd in eine Küche wandern musste. Dieses war der erste bedeutungsvolle Schritt in der Entwicklung des oberdeutschen Hauses. Der Herd ist der Mittelpunkt des Hauses, das Sinnbild der Familie; heilig ist sein Feuer, des Gastes Ehre ist es, an ihm sich niederlassen zu dürfen. Man weiss, welche Rolle der Herd in der Sage, im Sprichwort spielt. Da in alten Zeiten das Feueranmachen ein langwieriges Geschäft war, so sorgte man dafür, dass das Feuer auch des Nachts nicht ganz erlosch und diese Sitte lebt bedeutungsvoll im Cultus des ewigen Feuers, des ewigen Lichtes, in verschiedenen Religionskreisen fort.

Der Herd war der gute Geist des Hauses; er leuchtete im Dunklen, er wärmte die Erstarrten. Aber er hatte auch seine weniger angenehmen Seiten. Ist einmal recht schlechtes Wetter und kann die Thüre des Flurs nicht offen gehalten werden, dann verbreitet das frei flammende Feuer bald einen unerträglichen Rauch, der in die Augen beisst und das Athmen erschwert. Um ihn den Austritt aus dem Flur oder der Küche zu verwehren, machte man die Thüren recht niedrig. Aber das nützte nicht viel. Küche und Vorhaus sind gewöhnlich an den Wänden mit einer dicken, glänzenden Schichte Russ bedeckt und auch der Dachboden, das ganze Haus ist geräuchert, was allerdings wieder sein Gutes hatte, denn die Balken wurden durch diese Imprägnirung widerstandsfähiger gemacht. Solche „Rauchhäuser" gibt es auch heute noch.

Das Haus veränderte wesentlich sein Aussehen mit der Einführung des Schlotes. Wann und wo er erfunden wurde, ist uns nicht bekannt. Aber im XVI. und XVII. Jahrhunderte wird er gelegentlich schon von den Behörden gefordert. Damals (und ebenso oft genug noch heute) ist der Schlot eine Holzröhre, welche durch irgend einen Theil der Decke des Herdraumes durch den Dachraum in's Freie geht. Ueber dem Herde wurde oft ein Kobl, Kogl, eine Hurd angebracht, eine Art fliegenden Daches, um die Funken des Feuers aufzufangen und zu ersticken. Dadurch, dass man den Schlot auf diese Hurd setzte und die letztere sich wie ein weiter Mantel um das Feuer auf mindestens drei Seiten herumzog, entstand der Kamin. Gegenwärtig sollte man wenigstens in wissenschaftlichen Werken dieses Wort nur mehr im angegebenen Sinne, nicht aber im Sinne von Schlot, gebrauchen. Rauchfang könnte man dann die trichterartige Rauchabzugsvorrichtung nennen, welche man in manchen Häusern findet und „Schornstein" bliebe für den gemauerten Schlot reservirt.

Die wichtigste Aenderung erfuhr das Bauernhaus mit der Ersetzung des altehrwürdigen offenen Herdes durch den geschlossenen Sparherd. Dieser Vorgang vollzieht sich eben jetzt und mit ihm ändert sich das ganze Bauernhaus: der Russ verschwindet, die Thüren und Fenster werden weit, das Obergeschoss wird bewohnbarer, als es bisher war, man kocht anders, man isst anders, man lebt anders. Der eiserne Sparherd zieht auch seinen Kumpan, den eisernen Ofen mit sich herein und der alte Kachelofen fängt an, unliebsam zu werden. Man wirft ihm seine Grösse vor, mit der er sich in der Stube breit macht und bekrittelt die Dienste, die er leistet; namentlich wirft man ihm vor, ein Nimmersatt im Verbrauch von Holz zu sein.

Wer einmal Gelegenheit hat, einer Bäuerin beim Kochen auf dem offenen Herde zuzusehen, der thue es nur. Wenn man in die Küche hineinblickt, sieht es allerdings bedenklich aus; aber nur frisch gebückt, um nicht an den Thürsims zu stossen und dann hinein in den Rauch! Wir setzen uns auf die Bank, welche an den Wänden entlang zieht. Da steht nun die Frau oder die „Dirn" mit gerötheten Wangen am lodernden Feuer, mit der Asche herumfliegender Holztheilchen in den Haaren. Vor ihr reitet das brennende Holz auf dem Feuerbocke, der mit seinen Hörnern und Zacken, welche aus der Gluth schwarz aufragen, recht phantastisch aussieht. Er hatte einst einen Bruder und

ihrer zwei trugen sie bei feierlichen Gelegenheiten (wenn's „Gesottenes und Gebratenes“ gab) auf ihren Hörnern und Zacken die Bratspiesse. Ueber die Flammen setzt ein Dreifuss seine Beine, auf dem eine Pfanne mit Schmarrn u. dgl. sich befindet. Töpfe mit Suppe und anderen Flüssigkeiten umgeben das Feuer, über dem ein grosser Kupferkessel hängt. Sonst ist die Einrichtung des Herdraumes nicht bedeutend. An der Wand stehen Teller und Schüsseln auf einer Stellage, ein Kasten bewahrt Salz, Schmalz u. A., ein Tisch steht in der Ecke und an diesem wird auch für gewöhnlich gespeist.

Man wird vorläufig annehmen können, dass das oberdeutsche Haus ursprünglich nur eine Feuerstätte besass, dass sich also in dem Herdraume das ganze Familienleben im Hause abspielte. Erst als der zweite heizbare Raum sich angliederte, vertheilte sich das Leben auf Stube und Flur. Die ganze Art des Kachelofens zeigt, dass dies nicht in gar so alter Zeit geschehen sein kann. Der Schlafraum war dann wohl die Stube. Mit der Einrichtung der Stube beginnt jener zersondernde Zug, der frühzeitig das innerste Wesen oberdeutscher Bauart ausmacht. Bald scheinen die Schlafstätten in der Stube nicht mehr geduldet und in Kammern verlegt worden zu sein.

Die Etymologie des Wortes „Stube“ ist umstritten. Eines aber wird man annehmen müssen, dass nämlich das Wort mit dem Ofen im Zusammenhange steht, denn nur heizbare Räume werden so genannt, und zwar ausser der Stube die Badestube (auch als Flachsbrechelstube verwendet); dasselbe im Nordischen, wo die stofa unserer Stube, die badstofa der Badestube entspricht. Im heutigen Englisch heisst direct der Ofen stove; to stove bedeutet wärmen.

Die Stube wird vom Ofen beherrscht. Grünglasirte Kachelöfen sind jetzt die gewöhnlichen; die Form der Kacheln ist mehr oder weniger convex, mit oder ohne Verzierung. Aelter scheinen aber die concaven Kacheln zu sein, welche dem Ofen das Ansehen geben, als wäre er aus lauter Töpfen und Hafen zusammengesetzt. Trotz einiger schätzbarer Vorarbeiten ist die Geschichte des Kachelofens noch ziemlich dunkel. Wahrscheinlich ist, dass er wie der Kamin dem alten Herde (oder einer zu besonderen Zwecken adaptirten Sprossform desselben) entstammt. Bemerkt muss aber werden, dass der Ofen der Stube durchaus nicht immer zugleich auch Backofen ist. Am Ofen findet man fast immer ein kupfernes Becken, den Ofentopf, bestimmt, Wasser zu wärmen. Um den Ofen läuft eine Bank, zwischen ihm und der Wand ist oft eine Sitzstelle ausgespart, der Ofentritt, ja sogar eine ganze Lagerstätte. Daher die spöttischen Ausdrücke „hinter dem Ofen sitzen“, „Ofenhocker“ u. v. a.

Den Ofen umgibt ein hölzernes Gestell oder wenigstens einige an der Decke befestigte Eisenstangen zum Trocknen der Wäsche und namentlich der nassen Gewänder.

An den Wänden der Stube läuft eine Bank entlang, welche sich in einer Ecke zu einem Ruhebett verbreitert. Dort liegt ein langer Ledersack, wohl auch eine hölzerne Genickstütze. In der anderen Ecke ist ein Tisch, über ihm, zwischen den Fensterwänden, ein Christus mit Bildern von Heiligen, in einigen Gegenden „Altar“ genannt. Sonst sieht man an der Wand Tellerstellagen, über den Thüren Krüge, Schalen u. dgl., Alles wirkliche Gebrauchsgegenstände und leicht zu erreichen, da die Thüren sehr niedrig sind. Eine Standuhr, ein Wandkästchen mit der Hausapotheke, Schriftstücken u. dgl. vervollständigen den Hausrath der Stube. Die Betten finden sich in den Kammern.

Jener Zug nach Decentralisation, der dem oberdeutschen Hause so sehr eigenthümlich ist, der zur Absonderung der Stube, dann der Kammern führte, hat seine letzte Consequenz im „Haufenhof“, wo für jeden wirthschaftlichen Zweck ein eigenes Häuschen errichtet wird. Nur die Scheune enthält sehr häufig auch zugleich den Stall. Sonst gibt es Badstuben, Scheiterlauben, Backofenhütten und noch Anderes.

Das sächsische Haus.

In seinem innersten Wesen von dem oberdeutschen Typus verschieden ist die sächsische (niedersächsische) Bauart. Wie das

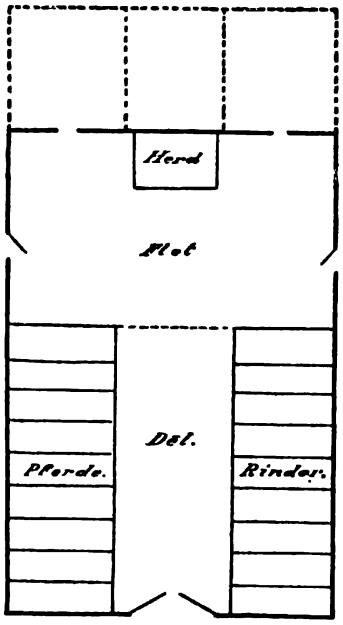


Fig. 31. Das niedersächsische Haus.

oberdeutsche Haus Alles zersondert, so einigt das sächsiche Alles; es ist durch und durch Einheitshaus. Fig. 31 gibt einen schematischen Grundriss.

Durch das grosse Thor der Stirnseite fahren die Erntewagen ein auf die ungepflasterte Deel („Diele“, auch Vedel, „Viehdiele“, genannt) und geben hier ihre Vorräthe an die Scheune, welche sich im hohen Dachraume befindet, ab. Rechts und links von der Diele sind Verschläge für Rinder und Pferde, die mit ihren Köpfen

zur Diele gewendet stehen. Das Flet (hochdeutsch „Fletze") setzt die Diele fort, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, dass es gepflastert ist, während die Diele meist blos einen festgestampften Lehmboden hat. Das Flet ist der Ort, wo sich einst das ganze häusliche Leben abspielte. Am Herde kocht die Hausfrau und übersieht von hier das ganze Haus, sieht den einfahrenden Wagen, das Vieh, die Arbeit der Mägde, den durch die „Achterdören" eintretenden Fremden.

Der Herd ist sehr niedrig, oft überhaupt nicht über den Boden erhoben. „Das Feuer brennt, umstellt von einzelnen Steinen, unmittelbar auf dem Boden, der an dieser Stelle mit etwas grösseren Steinen gepflastert ist; darüber hängt an einem eisernen Haken der eiserne Kessel, in welchem die Mahlzeiten bereitet werden." Dreifuss und Feuerbock scheinen sich im sächsischen Hause nicht zu finden. Der Rauch zieht in den Dachraum und von da durch ein Loch des Giebels in's Freie.

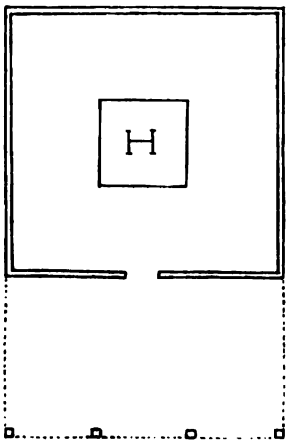


Fig. 32. Das erschlossene Haus der Indogermanen.

An der rückwärtigen Wand stehen der Tisch und die Bänke, wo das Essen eingenommen wird. An derselben Wand standen auch die hohen Betten der Besitzer, die des Gesindes angrenzend an die Ställe. Jetzt hat man zumeist schon eigene Schlafräume hinter der Fletwand, welche früher das Haus abschloss.

Die nordische Bauart.

Heute noch bestehende Ueberreste (in Norwegen z. B.) zeigen, dass das alte nordische Wohnhaus[1]) ein Rauchhaus war. Mitten in der Wohnstätte war der Herd, ein gemauerter Platz oder auch nur eine Vertiefung im Fussboden; Licht und Wärme gingen von ihm aus. Das Haus hatte keine seitlichen Fenster, sondern gerade über dem Herd ein Lichtloch, welches mit einem Rahmen, über den eine durchsichtige Haut gezogen war, geschlossen werden konnte. Durch dieses Loch zog auch der Rauch ab. Im XI. Jahrhundert wurde der Herd durch einen gemauerten Ofen ersetzt, ohne dass aber der Schornstein schon bekannt und gebraucht worden wäre. Der Rauch schlug an der vorderen offenen Seite heraus, so dass der Ofen vorläufig keinen anderen Vortheil brachte als den, dass sein gemauerter Mantel die Wärme sehr lange festhielt. Das Rauchzimmer wird wohl ursprünglich der einzige Aufenthaltsort der Familie gewesen sein.

Vor diesem Rauch- oder Herdzimmer scheint das nordische Haus der Regel nach eine Vorhalle gehabt zu haben. Diese an der Giebelseite des Hauses liegende Vorhalle mag bei schlechtem Wetter wohl manch guten Dienst geleistet haben. Das nordische Haus entwickelte sich in derselben Weise weiter wie das oberdeutsche. Anspruchsvollere Lebensführung und fortschreitende Cultur führten dazu, dass ein Gehöfte eine ganze Reihe von Gebäuden besass; die gewöhnlichen vier waren die Stube (stofa), die Schlafkammer (svefnhús), die Küche (eldhús), die Speisekammer (búr). Dazu gesellte sich noch eine Badestube (badstofa). Man stellte diese Häuser entweder zu beiden Seiten eines gedeckten Ganges auf oder wohl auch hintereinander. In der Badestube war ein Ofen mit steinernem Mantel, der stark erhitzt und mit Wasser übergossen, den nöthigen Dampf erzeugte[1]).

Das nordische Haus hat eine sehr grosse Verbreitung, denn es erstreckt sich ausser über Skandinavien auch über Polen, Russland, Finnland und Esthland.

* * *

Henning hat den Versuch gemacht, durch Vergleichung der Haustypen der indogermanischen Völker das Haus der Indogermanen zu reconstruiren. Er kam zu dem Schlusse, dass dieses einen Herdraum und eine offene Vorhalle besass. Seinen Grundriss zeigt Fig. 32.

Ueber die Bedeutung der Vorhalle ist keine vollkommene Klarheit erlangt, doch mag das heutige armenische Bauernhaus vielleicht einen Fingerzeig geben. Hier ist der rückwärtige Raum die Winterwohnung für Mensch und Thier, die vordere Halle die Sommerwohnung.

Das griechische Haus bequemt sich ohne Weiteres der vorausgesetzten indogermanischen Grundform. Der Tempeltypus von Fig. 33 könnte die directe Fortentwicklung in Stein sein, mit der einen Aenderung, dass der Altar die Stelle des Herdes im alten Holzhause einnahm.

a ist der πρόναος, *b* der ναός. Im Privathause entsprachen der Prodomos und das Megaron. Das letztere

[1]) Ueber das nordische Haus besteht eine reiche und sehr werthvolle Literatur. Man vergleiche: Kalund in Paul's Grundriss der germanischen Philologie, II, 2, S. 229. V. Gudmundson, Om privatboligen pa Island i sagatiden. Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien während des XVI. Jahrhunderts.

[1]) Die Dampfbäder waren im ganzen Bereich der Germanen sehr beliebt. Begreiflich, denn sie reinigen sehr gründlich und waren in kalter Jahreszeit die einzig möglichen, da es an den Vorrichtungen fehlte, um die zu einem Wannenbade nöthige Menge warmen Wassers zu erzielen.

heisst auch μέλαθρον, was man gewöhnlich mit μέλας zusammenbringt. Es wäre also dann „das schwarze Gemach", wie das lateinische atrium zu ater gehört und wie das althochdeutsche rouhhûs die Bezeichnung des Flurs ist. Ueber dem Herde befand sich der Rauchabzug, der zugleich Lichtöffnung war. Auch das Haus des römischen Volkes lässt sich aus der angenommenen Grundform ableiten; das Vestibulum entspricht der Vorhalle, das Atrium dem Herdgemach.

Ist das richtig, dann müssen auch die deutschen Typen aus der allgemein giltigen Grundform herleitbar sein. Gar keine Schwierigkeiten macht das skandinavische Haus; seine Uranlage ist noch die des vorausgesetzten indogermanischen Hauses. Nicht viele Schwierigkeiten macht das sächsische: die „Deel" entspricht dann der Vorhalle, das „Flet" dem alten Herdraum. Aber der oberdeutsche Typus muss grössere Veränderungen erlitten haben. Erstens ist neben dem Flur ein charakteristischer zweiter Feuerraum, der Ofen, zugewachsen, und zweitens hat sich die Vorhalle,

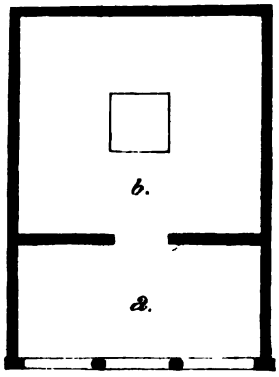


Fig. 33. Ein griechischer Tempeltypus.

wenn überhaupt, so nur in ganz verkümmerten Resten erhalten.

Wir haben diesen Gedankengang dargelegt, ohne für seine Richtigkeit einstehen zu wollen. Es kam blos darauf an, ein Beispiel zu geben, wie und auf welchem Wege die Forschung ihr Ziel zu erreichen sucht. Auf Grund eines grossen Materials werden die Fragen nach der Herkunft der einzelnen Typen wieder aufzunehmen sein. Der Hausforschung ist noch eine bedeutende Rolle in der Wissenschaft vorbehalten. Sie wird uns noch viele Aufklärungen über die einzelnen deutschen Stämme bringen, namentlich wenn es gelingt, die germanischen Haustypen mit bestimmten germanischen Völkern in Zusammenhang zu bringen; sie wird uns lehren, was die Germanen von anderen Völkern gelernt und was andere Völker von den Germanen gelernt. Das ist ein schönes und hohes Ziel und dazu sollte Jeder, dessen Kraft ausreicht, sein Scherflein — und sei es noch so klein — beitragen.

Als eine Art Ergänzung zu dem Aufsatze Meringer's ist der folgende Auszug aus einem Vortrage des hochverdienten dänischen Architekten und Etatsrathes F. Meldahl anzusehen, auf den uns Herr Director Poestion aufmerksam machte, welcher auch — über Anregung des Herrn Dr. Meringer — eine Uebersetzung des Aufsatzes aus dem Dänischen angefertigt und dieselbe uns freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Ueber die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben.

Nach einem Vortrage in der Königl. dänischen geographischen Gesellschaft von Etatsrath F. Meldahl.

(Geografisk Tidskrift, 11. Band, 1891—1892, Heft VII, S. 177—186)

Uebersetzt von J. C. Poestion, Bibliotheksdirector im k. k. Ministerium des Innern.

Wenn man nachforschen will, wie die Menschen in so langer Zeit, als das historische Wissen zurückgeht — 5000 bis 6000 Jahre oder etwas mehr —, beim Bau aus Holz vorgegangen sind und wie die verschiedenen Formen sich geographisch verbreitet haben, wird es sich zeigen, dass das Verfahren überall auf zwei Hauptconstructionen zurückgeführt werden kann. Die eine ist der Blockhausbau, dessen Princip darin besteht, dass die Holzstücke horizontal über einander gelegt werden. Je nachdem man sich in holzreichen oder holzarmen Ländern befindet, erscheinen Nuancen, bis man allmälig zur Benützung von Brettern übergeht. Dies ist die schwerere Bauart, die zumeist an den länger dauernden Aufenthalt, z. B. an den Ackerbau geknüpft ist. Das Material ist verschieden. Während einige Völker die Eiche verwenden, ziehen andere die Lärche oder die Fichte und Föhre vor. Die zweite Hauptconstruction ist das „Stehwerk" (norw. Reisværk) oder der Pfostenbau, dessen Princip darin besteht, dass alle Holzstücke, sogar auch die Bekleidung der Seiten, senkrecht gestellt werden. Diese Construction ist wahrscheinlich die älteste; sie hängt zusammen mit der leichtesten von allen Hausformen, dem Zelte, und der Hauptgedanke darin ist derselbe, der noch heutzutage den Bauten zu Grunde liegt, welche die Lappen aufführen, wie übrigens auch den Wohnungen aller anderen Nomadenvölker; denn wenn der Nomade weiter zieht, will er seine Wohnung mit sich nehmen können. Auch der Pfahlbau gehört am nächsten zum Stehwerk, nur dass der Unterbau einen solideren Charakter hat[1]).

Eine spätere Entwicklung des Stehwerkes ist die Form, die man auch hierzulande (in Dänemark) unter dem Namen „Bindingsværk" (Riegelwerk, Fachwerk) kennt. In ihrer ältesten Gestalt kommt dieselbe in ganz Asien vor, wo zwischen den festen Holztheilen statt Mauerwerk leichte Stoffe, geflochtene Matten, Teppiche, ja sogar Papier verwendet werden.

Als ich im Jahre 1846 zum ersten Male die Berge Böhmens durchwanderte, bemerkte ich, dass die oben

[1]) Man war verpflichtet, für jedes Weib, das man nahm, eine gewisse Anzahl von Pfählen in den See zu rammen, auf dem man wohnte, — also das bisher bewohnte Terrain zu erweitern.

genannten Bauarten in Böhmen selbst sich in drei verschiedene Gruppen längs gewisser Thalstriche zu sammeln schienen, und man konnte verfolgen, wie eine Construction, wenn sie in ein Thal hineingekommen war, sozusagen den Fluss entlang dahinlief. Beginnt man z. B. an den Quellen der Elbe an der schlesischen Grenze, so kann man bis in die Mitte Böhmens hinein und ganz hinab bis Bautzen beobachten, wie noch heute dieselbe Bauform angewendet wird wie vor 500 Jahren, und dabei sehen, wie sie sich verbreitet und durch das Handwerk stufenweise entwickelt hat, so dass die rein constructiven Formen jetzt zu decorativen Elementen geworden sind.

Nachdem ich auf diese Verhältnisse aufmerksam geworden war und als ich dann später in Pommern, Mecklenburg, Westphalen, Nordfrankreich und England von Hof zu Hof wanderte, den grössten Theil von Europa bereiste und unter Anderem Istrien und Dalmatien besuchte, sowie auch ein wenig nach Aegypten, Palästina und Syrien hinein kam, habe ich einen Ueberblick darüber bekommen, wie der Holzbau sich in den verschiedenen Ländern geformt hat. In den letzten 20 Jahren habe ich daran gearbeitet, diesen Ueberblick zu vertiefen, indem ich meine Reisen in Deutschland, Osteuropa, Norwegen und Schweden so einzurichten suchte, dass ich in die verschiedensten Thalstriche hineinkam. Die Ausbeute dieser durch 35 Jahre fortgesetzten Untersuchungen soll nun hier vorgelegt werden.

Was also habe ich gesehen?

Ich habe bereits erwähnt, dass die drei Bauarten in Böhmen sich in drei Gruppen sammelten. Allein es zeigt sich, dass diese über ganz Europa ausgedehnt werden müssen. Geht man von der Loire zur Mosel, längs des Rheins gegen die Maingegenden und Hessen zu und hierauf an der nördlichen Seite der Donau hinab gegen Böhmen, hinein in's Egerthal, die Elbe hinab, aufwärts zum Harz und von da über Belgien hinauf nach England, so hat man es überall mit Riegelwerksformen zu thun. Geht man hingegen in den Schwarzwald hinab sowie in den nördlichen und nordwestlichen Theil der Schweiz, so findet man dort sowohl, wie auch an einzelnen Orten in Böhmen und Ungarn sowie in Norwegen die senkrechte Construction, das Stehwerk. Geht man endlich vom Berner Oberland die Schweizer Alpen und Tirol entlang und hierauf auf der anderen Seite der Donau nach dem Böhmerwalde, nach Ungarn, längs der Karpathen und durch Galizien, sodann durch Posen, Ostpreussen mit Danzig, Russland, Schweden und Norwegen, so hat man die Blockhaus-Region vor sich.

Die ärmlichsten Formen des Stehwerkes trifft man in den Nebengebäuden in Böhmen und im Ganzen in den Nebenbauten Osteuropas, die entwickeltesten in den Wohngebäuden am Schwarzwalde (XIII. Jahrhundert) und in den norwegischen „Stav"-Kirchen (d. h. aus aufrechtstehendem Holzwerk gebauten Kirchen).

Eigenthümlich ist es auch, zu beobachten, dass bei den Ostslaven, in Russland, sowohl Kirchen als Wohngebäude Blockhausbauten sind, während bei den Westslaven das Haus eine Mischung von Blockhaus und Riegelwerk, die Kirche aber ein Blockhaus mit einem Thurm aus Stehwerk ist. In Norwegen ist die ganze Kirche ein Stehwerk.

Sind diese Formen nun überall gleich entwickelt? Nein, durchaus nicht. Die Riegelwerksformen findet man am höchsten entwickelt um den Harz herum, in einem Theile Frankreichs und in England, wo man noch sehr merkwürdige Rittergutsgebäude mit dieser Construction sieht. Was den Blockhausbau betrifft, so stehen die Gebäude in der Schweiz hoch über allen anderen. Die Entwicklung ist hier mehrere Jahrhunderte vor sich gegangen, besonders im XVI. bis XVIII. Jahrhundert. Ebenso findet man eine besonders hohe Entwicklung in Norwegen in einigen „Stabburen" aus der älteren Zeit.

Es liegt zunächst nahe, zu fragen, ob es derselbe Typus ist, der überall der Einrichtung der Wohnungen zu Grunde liegt, welche die Hauptmasse der Bevölkerung erbaut hat. Diese Frage wird verschieden beantwortet. Ein deutscher Autor hat geltend machen wollen, dass es nur *einen* Grundtypus gebe; aber so weit wage ich doch nicht zu gehen. Ich unterscheide zwischen drei höchst verschiedenen Haupttypen hinsichtlich der Planeintheilung der Häuser, und diese drei Grundpläne haben sich seit Christi Geburt bis auf unsere Zeit entwickelt; diese sind der *fränkische*, der *sächsische* und der *ostgermanische*, zu welch letzterem deutsche Autoren auch den nordischen rechnen. Jeder dieser Typen hat seine eigenthümlichen Nuancen. Der fränkische Typus macht sich geltend im Schwarzwalde, in Tirol, in der Schweiz, im oberen Donauthale, im Egerthale, in Franken, in Thüringen, sowie in Theilen von Böhmen und Sachsen. Er charakterisirt sich dadurch, dass das Wohngebäude den Eingang an der Seite hat. Man hat sogleich den Herd vor sich — wie es denn für alle Typen gemeinsam ist, dass der Herd sich in dem ursprünglichen Hauptraume befindet. Rechts eine oder zwei Stuben nach dem Giebel des Hauses zu und im anderen Giebel der Stall mit dem Vieh. Der verschiedene Gebrauch, dem die Häuser dienen, bringt Variationen mit sich. Wo der Ackerbau umfassender ist, wo viele Zugthiere benützt werden, entwickelt sich der Stall; wo Handwerk betrieben wird, ist hingegen kein Stall vorhanden. In Gegenden mit einem entwickelten Ackerbau kommen Nebengebäude vor, die sich um einen geschlossenen Hof sammeln. Im ganzen Donauthale und im Egerthale findet man den Hof auf drei Seiten umgeben von Gebäuden und auf der vierten Seite, der Vorderseite, durch ein Thor mit einem Nebenpförtchen geschlossen. Bei den kleineren Wirthschaften kriecht der Stall oftmals unter das Haus. Die burgundische und die alemannische Gruppe bilden Zwischenformen; sie finden sich im Engadin und längs der Schweizer Alpen. Eine Eigenthümlichkeit an diesem fränkischen Typus besteht darin, dass ein Hof *mehrere* Gebäude umfasst, welche zusammenhängend sind, und dass die Ausdehnung der Gebäude davon abhängt, wie gross oder wie klein die Wirthschaft ist. In den Bergen, wo Meiereiwirthschaft betrieben wird — Schweizereien — sind die Thiere während eines

grossen Theiles des Jahres ausserhalb des Stalles und das Vieh hat seinen Aufenthalt in freier Luft. Es sind somit keine solchen Anhäufungen von Vorrath nothwendig, deren man bedarf, wenn die Thiere in grösserem Umfange beim Wohnhause gehalten werden müssen und von Stallfutter leben.

Der nächste Typus ist der sächsische. Er ist über ein viel kleineres Terrain verbreitet, von Mecklenburg gegen Süden und nördlich vom Harz gegen den östlichen Lauf des Rheins hin und etwas hinauf nach Holstein. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, dass hier Alles in **einem** Hause unter demselben Dache vereinigt ist. Wenn man von der Giebelseite hineinkommt, hat man rechts und links die Kühe und Pferde je in einer Reihe. Bei den Kühen sind die Schlafstellen der Mägde, bei den Pferden die der Knechte. Auch Schweine und Schafe finden sich in demselben Hause. Mitten vor dem Ganzen ist der Herd und dort hat die Hausfrau ihren Sitz; dort befindet sich auch ihr und des Hausherrn Lager. Ich will vorläufig ein wenig bei diesem Typus verweilen. Als die Sachsen zur Zeit vor Christi Geburt nach den Gegenden an der Weser kamen, trafen sie eine Hausform an, welche die Friesen benützt hatten, und die bereits 400 Jahre vor Christi Geburt beobachtet ist. Ein kühner Reisender jener Zeit, Pytheas, der von Marseille nach Nordeuropa gereist war — ein Mann, der von den älteren Schriftstellern verhöhnt wurde — erzählt, dass er, als er da hinauf kam, Häuser fand, in denen man sein Getreide aufbewahrte und drosch, weil das Wetter so unbeständig war, dass man das Getreide nicht im Freien lassen durfte. Wie man sieht, hebt er hier die Scheune und die Tenne hervor, und gerade dies ist es, was den Unterschied zwischen dem friesischen und dem sächsischen Hause ausmacht. Das älteste friesische Haus hat eine hohe Scheune in der Mitte und die Thiere stehen mit dem Kopfe nach auswärts gewendet — für die Friesen war das Getreide das Wichtigste und dieses hatten sie in der Mitte ihrer Gebäude. Für die Sachsen, welche früher unzweifelhaft ein nomadisirendes Hirtenvolk waren, war hingegen das Vieh von grösster Bedeutung, welches sie vom Herde aus vor Augen haben wollten; daher kommt ihre Einrichtung des Hauses.

Wie man die Gruppirung dieser Bauarten erklären soll, und wie sie mit den Wanderungen der Volksstämme in Verbindung steht, ist Gegenstand einer Reihe von Untersuchungen geworden, welche eine weitläufige Literatur hervorgebracht haben, und es kann eine lange Reihe Namen von Männern genannt werden, welche sich durch locale Untersuchungen verdient gemacht haben[1]). Ich will in Bezug auf unser eigenes Land einen Mann nennen, der sich grosse Verdienste dadurch erworben hat, dass er von Hof zu Hof wanderte — es ist Herr Mejborg. Wenn man seine Arbeiten besieht, kann man sich eine Vorstellung darüber machen, welche Ausdauer vonnöthen ist, und wie dankbar man für die Arbeit sein muss, die geleistet wird, um Material in dieser Richtung zu sammeln. In Norwegen hat Dietrichson Jahre auf die Untersuchung der „Stav"-Kirchen verwendet, deren Resultate er soeben im Begriffe steht, in einem Buche zu veröffentlichen, das epochemachend sein wird[1]). Von schwedischen Männern können Hildebrandt und Mandelgren genannt werden; für Island Gudmundsen. Den Deutschen Henning und Meitzen verdanken wir einige sehr hervorragende Uebersichtswerke über die Ausbeute aus den vielen Specialstudien in ganz Europa. Ich werde hier in ganz kurzen Zügen die Resultate darstellen, zu denen man gekommen ist.

Man denke sich, dass von Osten her eingewanderte, mit den Sueven verwandte Stämme sich über die Länder an der Weser ausgebreitet haben. Sie sind es dann also, welche den älteren Typus, den friesischen, mitgebracht haben. Allein indem die Sachsen von Osten her nachkommen und andrängen und die Römer gleichzeitig von der anderen Seite kommen und einen Druck ausüben, werden die Stämme, die sich an der Weser niedergelassen hatten, von hier fortgedrängt, und diese sammeln sich dann unten am Taunus. Bei dieser Bewegung gegen Süden treffen sie auf die Burgunder, die von den Gepiden aus Osteuropa weggedrückt worden sind. Sie werden nun wieder von den Burgundern hinüber gegen die Mainlinie nach der Frankfurter Gegend gedrückt, wo sie mit Alemannen und Franken in Verbindung kommen, und hier herum sowie nördlich vom Main entsteht sodann der fränkische Haustypus. Die Franken, welche ihm den Namen geben, führen ihn hinauf gegen Belgien, während die Burgunder ihn nach Gallien bringen und die Alemanen und Sueven ihn nach Süden mitnehmen. Durch Berührung mit den Römern lernten indessen alle diese Stämme eine ganz andere Bauart, als sie von daheim her kannten. Franken, Burgunder, Sueven und Longobarden kannten nur Holzbauten; als sie aber mit den Römern in Verbindung kamen, lernten sie den Steinbau, der sowohl in Frankreich wie in Italien angewendet wurde. Doch fanden die Stämme, die mit ihrer Holzconstruction nach Frankreich kamen, auch hier Holzbauten vor. Man kann dies aus einem Berichte bei Plinius ersehen, da er nämlich einer Insel an der Mündung der Loire erwähnt, die nur von Weibern bewohnt war. Auf dieser Insel befand sich ein Tempel aus Holz, der von den Weibern jedes Jahr abgerissen und wieder aufgebaut wurde. Verlor eine von ihnen blos ein einziges Holzstück, so wurde sie von den anderen in Stücke zerrissen; in solchem Grade wurde der Tempel für heilig gehalten. Dass dieses Gebäude in solcher Weise auseinander genommen

[1]) Mejborg schrieb über Dänemark, Gudmundsen über Island, Grueber über Böhmen, Larius über das friesische Haus, Nordhoff über Westphalen, Haas über die Kirchen Ungarns, Dahl, Sundt, Nicolaysen, Dietrichson und Hoff über Norwegen, Hall, Turner, Dollman und Jobbins über England, Stokes Petrie über Irland, Hildebrandt und Mandelgren über Schweden, Haxthausen und Kipbianoff über Russland, Grafenried, Gladbach und Stüeler über die Schweiz, Viollet-le-Duc über Frankreich. Ausserdem existiren Uebersichtswerke von Lehfeldt, Henning und Meitzen.

[1]) Dieses Werk ist nunmehr bereits im Verlage von A. Cammermeyr in Christiania erschienen unter dem Titel: „De norske Stavkirker".

Anm. des Uebersetzers.

und wieder aufgebaut werden konnte, zeugt von einer hohen Entwicklung des Holzbaues[1]).

Die Burgunder waren, als sie nach Frankreich kamen, nicht überwiegend Krieger, sondern weit mehr Handwerker, und sie bauten aus Holz. Wir wissen aus Untersuchungen, dass unter den phantastischen, ornamentalen Windungen, die man später in der burgundischen Baukunst trifft, Formen sind, die sie vermuthlich von den Ostfriesen mitgebracht haben. Vielleicht haben wir hier einen Fingerzeig auf eine Verbindung mit der Holzschnitzerei und der Ornamentik an den Stavkirchen Norwegens[2]).

Karls des Grossen Eroberungen und Staatsorganisation brachten die Hausform der Franken hinüber zur Donau, nach Böhmen und Baiern. Eine Nuance derselben, die burgundische, finden wir in der westlichen Schweiz. Das Eigenthümliche an dieser ist, dass sie die antike, römische Form mit Atrium als Centrum aufgenommen hat, so wie wir sie noch in Pompeji sehen; allein in der Schweiz musste die Hausform doch modificirt werden und wir finden denn auch das Atrium in der Mitte des Hauses umgebildet zu einem Raume, wo der römische offene Hof (Atrium) zu einem grossen Holzschornstein geworden ist, der über dem Herde durch's Dach gebaut ist. Auf diesem Wege wird Licht und Luft in die Stube hinabgeführt. Unter römischem Einflusse wird diese Form von Holzbauten über mehrere Gegenden Europas verbreitet. Im VII. und VIII. Jahrhunderte kam sie nach St. Gallen in der Schweiz — in den dortigen Klostergebäuden bildet der Hof das Centrum und alle Zimmer liegen aussen herum. In Nîmes in Südfrankreich, in Botzen und in Norditalien finden wir ebenfalls noch heute die antike Hausanlage, wenn auch modificirt. Der Hof ist überbaut, und die Wohnung ist ein Steingebäude geworden.

Die Sachsen, welche sich zwischen der Elbe und der Weser ansiedelten, fanden, wie schon bemerkt, die friesischen Bauformen vor und entwickelten sie allmälig zu dem sogenannten sächsischen Hause, dessen Eigenthümlichkeit ich ebenfalls oben angegeben habe. Diese Hausform erhält Bedeutung dadurch, dass aus derselben sich die Hallenkirche des Mittelalters entwickelte. Das Charakteristische für dieselbe ist, dass die drei Schiffe alle unter einem Dache liegen, während die alten grossen Domkirchen niedrigere Dächer über den Seitenschiffen hatten und ein höheres Dach über dem Mittelschiffe. Die mittelalterliche Hallenkirche ist namentlich eigenthümlich für Westphalen, also der Heimat des sächsischen Haustypus. Ich habe in England eine Kirche entdeckt, die auf dieselbe Art gebaut ist. Sie liegt in Warburton zwischen Manchester und Liverpool. Ganz kürzlich erst gelang es mir, zu erfragen, dass sie aus dem XIV. Jahrhunderte stammen soll, und findet man eine Kirche dieser Form aus der Zeit, so kann man sicher sein, dass diese Form etwas ist, das viel älter ist; denn die genannte Periode war für die Baukunst in diesen Gegenden eine stillstehende Zeit, wo man aus vielen Hinsichten an das Aermliche und Traditionelle gebunden war. Ich kann hier ein Modell dieser Kirche darstellen. Man wird ersehen, dass hier zwei Seitenschiffe und ein Mittelschiff vorhanden sind. Der Altar liegt oben an der Stelle, wo man gewohnt ist, in dem heidnischen Hause den Hausvater die religiösen Handlungen ausführen zu sehen. Das Haus ist also zu einer Tempelhalle gewachsen, eine Entwicklung, die man auch durch verschiedene Nachrichten bestätigt findet, welche zeigen, dass Häuser oft geradezu als Kirchen benützt wurden. In England gibt es Kirchen, die gewöhnlichen Häusern gleichen, wo der Priester seine Wohnung an dem östlichen Ende hat, wie der Bauer die seinige im sächsischen Hause. Aus Westphalen wird mitgetheilt, dass ein reicher Mann sein Haus wegschenkt, damit es als Küche verwendet werden kann, und aus Frankreich theilt Gregor v. Tours mehrere ähnliche Beispiele mit. Man könnte da fragen, ob man zu der Zeit, von der hier die Rede ist, Wohnhäuser hatte, die in ihrem Aeusseren dem entsprachen, was man unter einer Kirche verstand. Nun, dass es wirklich so war, geht aus der Erzählung von König Olaf's Besuch beim Bonden Thorolf hervor. Als er nämlich zu diesem kommt und durch das Thor in die Einfriedung des Hofes tritt, sieht er ein so mächtiges Gebäude vor sich, dass er den Bonden frägt: Ist das deine Kirche? Nein, antwortet Thorolf, das ist meine Halle (Schlafhalle oder Festhalle). So gross war dieser Bau, dass der König mit einem Gefolge von 250 Mann denselben bezog und, wie es der Brauch war, mit ihnen die Nacht über darin schlief. Wir sehen also, dass es unzweifelhaft das Haus ist, aus dem das ältere Gotteshaus hervorgegangen, und dass die heidnischen Gotteshäuser als Kirchen gebraucht wurden. Olaf der Heilige hätte durchaus nicht die grosse Anzahl von Kirchen erhalten können, die in einigen wenigen Jahren schon in ganz Norwegen zur Verfügung standen, wenn er nicht die alten heidnischen Tempel hätte dazu nehmen können.

Die Verbindung zwischen den sächsischen und friesischen Ländern und Norwegen und England war im V. bis zum XII. Jahrhundert sehr lebhaft; man erinnere sich nur der Schwärme, die in der Vikingerzeit hervorwimmelten. Wenn aber eine Form der Baukunst eine geographische Wanderung unternimmt, kommen selbstverständlich leicht Nuancen zum Vorschein, welche ihr von den Völkern aufgedrückt werden, die sie herumbringen. Eine solche Nuance findet man in den norwegischen Stavkirchen und ebenso in

[1]) Der Holzbau dauert übrigens bis weit herab in's Mittelalter, selbst in grossen Städten und bei Monumenten. Pavia war noch im X. Jahrhundert eine Holzstadt. Die Kirche in Corvey (ca. 800) war aus Holz, ebenso die Sebalduskirche in Nürnberg, deren erste Erbauung aus der Zeit Karls des Grossen stammte. St. Stefan in Mainz (990), die Kirchen in Strassburg (ca. 1000), in Bremen (1253) sind alle aus Holz, das Kloster Bangor ebenfalls. Im Kreml waren Holzkirchen im XIV. und XV. Jahrhundert, und St. Petersburg hatte noch im XVIII. Jahrhunderte Kirchen aus Holz.

[2]) Die Päpste erhielten kundige Zimmerleute aus dem Norden im VIII. bis IX. Jahrhunderte und später. Noch heute sieht man in Italien auf den Feldern Hütten, die gebaut sind, wie man es im fernsten Alterthume machte, mit einem wachsenden Baum als Mittelstütze. Wenn man dies sieht, versteht man die strengen Strafbestimmungen der älteren germanischen Gesetzgebung für den, der es wagte, den Mittel- oder Eckpfosten des Hauses zu beschädigen.

der erwähnten Kirche in Warburton: es sind nämlich Schiffsconstructionen in diese Baue hineingekommen [1]). Man sieht hier krumme Kniee statt Schrägepfeiler und Schrägebänder, und diese Schiffskniee bewirken es, dass die ganze Aufstapelung stehen bleiben kann.

Geht man hierauf zu dem dritten Typus über, dem ostgermanischen, den man mit dem griechischen und dem nordischen in Verbindung setzen will, so zeigt es sich, dass dessen Gebiet sich längs der östlichen Seite der Elbe und hinüber nach der russischen Grenze zu erstreckt. Er charakterisirt sich dadurch, dass man durch den Eingang [2]) in der Längsrichtung des Wohnhauses in den Hauptraum beim Herde hineinkommt und hier findet man die Oeffnung, durch welche das Licht von oben herabfällt und der Rauch aufsteigt. Sodann ist die Eigenthümlichkeit, dass die Nebengebäude nicht mit dem Wohnhause zusammengebaut sind, sondern Alles nach Bedürfniss isolirt, eines nach und neben dem anderen, aufgeführt wird und es können somit viele verschiedene Gebäude zu einem Hofe gehören. Ich kann Ihnen hier eine Darstellung dieses Typus zeigen. Man findet ihn in Romsdal. Es gehört nur eine ganz ausserordentlich geringe Veränderung dazu, um aus diesem Typus einen römischen Tempel herauszubekommen. Man hat nachweisen wollen, wie diese Verbindung durch die Völkerwanderung entstanden ist; allein die östlichen Reiche wurden so sehr von Osten und Westen aus überströmt, dass es sich durchaus nicht überschauen lässt. Man spricht wohl von der Wanderung der Heruler, Gothen, Vindilier und anderer Volksstämme gegen Norden; allein all dies muss als ein Räthsel dahingestellt bleiben, das, so weit mir bekannt, noch nicht gelöst ist.

Ich will zunächst hier einige Zwischenformen besprechen und da zuerst die slavische Form nennen, der wir auf dem Höhenrücken des Riesengebirges zwischen Böhmen und Schlesien begegnen. Die Slaven scheinen die Eigenthümlichkeit zu haben, dass sie nicht selbst etwas erfinden, sondern sie gebrauchen, was sie vorfinden, blos mit einigen geringeren Umbildungen. An ihren Bauten ist das Besondere, gleichsam zu zeigen, dass die Slaven etwas mehr Platz gefordert haben. Sie legen unten ein Blockhaus an und gehen oben, in der nächsten Etage, zum Riegelwerk über. Das Dach ist auch höher, da es mit Stroh oder Schindeln gedeckt, und der Giebel oben von einem Walm bedeckt wird. Der Eingang ist an der Seite, mit einem Schirmdach darüber. Der Stall liegt hinter der Stube oder im Nebengebäude über dem Hof. Diese Hausform sieht man besten an den Quellen der Elbe und in Preussisch-Schlesien; sie erstreckt sich aber im Uebrigen ganz nordwärts östlich von Sachsen. Sie pflanzt sich bis ganz hinüber zur Moldau fort, wo Dorf um Dorf sich so entwickelt hat, mit Ganzhöfen und Halbhöfen, Kirchen und Kirchenthürmen, Alles aus Holz. Sollte ich den Charakter der Slaven nach dem Aussehen ihrer Dörfer und Häuser bezeichnen, würde ich sagen, dass sie ein sehr melancholisches Volk sein müssen.

Oben an den Quellen der Oder und wenn man über den Jablunkapass nach Ungarn hineingeht, wohin im X. und XIII. Jahrhundert Colonisten vom Niederrhein und von Sachsen gerufen worden waren, trifft man auf der südlichen Seite der Karpathen eine andere Zwischenform in den höchst eigenthümlichen ungarischen Gebäuden, die an die Gegenden erinnern, woher diese Colonisten kamen. Man betrachte z. B. die Form des Pragerthurms, der vier kleine Thürmchen an den Ecken des Hauptthurmes hat, Alles aus Holz. Wir finden auch in diesen Gegenden sowohl auf Kirchen wie auf anderen Gebäuden den kleinen, walmartigen Vorbau oben an der Spitze des Giebels, den man am Rhein und an der Mosel und überhaupt dort antrifft, wo die fränkische Form sich entwickelt hat. Sie stammt sicher aus England, wo sie das Thanszeichen, d. h. ein traditionelles Ehrenzeichen war, welches Derjenige an seinem Hause anbringen durfte, der über ein gewisses Quantum Grund gebot. Will ein Mann ein Gebäude aufführen, das sich vor anderen auszeichnen soll, so setzt er diesen kleinen Walm darauf. In alter Zeit hing eine kleine Glocke darunter; allein dieselbe ist jetzt überall verschwunden. Der Walm ist gegenwärtig nur ein Adelszeichen auf dem Gebäude.

In Ungarn kommen auch Gallerien um die Kirche vor, und in der merkwürdigen Kirche von Szinyér Váralja ist das Schiff mit Balken gewölbt — also eine Blockhausconstruction. Aber es ist nur ein Schiff vorhanden im Gegensatze zu Norwegen, wo die Kirche in mehrere Schiffe getheilt sein kann. Es zeigt sich auch, dass die Kirchen in diesen ungarischen Gegenden ein transportirbares Gut waren; denn die Colonisten sind zu wiederholten Malen, wenn man ihnen Verdruss gemacht hatte, in andere Gegenden gezogen und haben ihre Kirchen mitgenommen. Man muss da an die hannoveranischen Gesetze denken, welche das Haus wie ein bewegliches Gut behandeln.

Untersucht man zunächst, wie weit man im Süden und im Orient Constructionen gekannt hat, die dem Stehwerks- und Blockhausbau sowohl im Alterthum wie später entsprechen, so sieht man, dass man bereits 3—4000 Jahre v. Chr. in Aegypten Sarkophage hatte, wo die beiden genannten Holzconstructionen in Stein nachgeahmt sind. Die Stelle, wo man den langen Schlaf schlafen sollte, musste dem Heim gleichen, in dem man gewohnt hatte. Einen entsprechenden Zug findet man im Allerheiligsten der Tempel, wo man an mehreren Stellen im Stein eine Thür gehauen hat, die halb offen steht; es ist, als ob man andeuten wollte, dass hier noch ein Eingang ist zu etwas, das man nicht kennt und worüber man nicht forschen soll. Gleichzeitig aber gibt man dieser Thür und der Wand dieselben Formen, die man in seinen Holzhäusern brauchte, um dadurch

[1]) Man muss sich erinnern, dass Nertheus der Gott der Seefahrer und Handelsleute war, und dass er gerade von den Inquäonen, dem Stamme, zu dem die Friesen gehörten, verehrt wurde. Ferner erinnere man sich an die Züge, die von hier nach Norwegen und Nordfrankreich ausgingen, ebenso, dass man an beiden Orten gerade Dachwerke mit den gebogenen Knieverbindungen antrifft, die an die Schiffsbaukunst erinnern.

[2]) Der hier im Giebel oder, wie in Norwegen, von der Seite aus war.

das Leben nach dem Tode mit dem Besten zusammenzuknüpfen, was man in diesem Leben kennt: mit dem Heim. Im Tempel zu Karnak sind die grossen, säulenförmigen Baldachine nur in Stein nachgeahmte Formen des Stehwerkes.

In Syrien wie in Assyrien hat sich eine Construction für den Tempelbau entwickelt, die vom Stehwerk herstammt. Die assyrischen Herrscher führten ebenfalls mitten in ihren grossen, plumpen und klotzigen Königsburgen enorme Festhallen auf, wozu sie das Material dadurch gewannen, dass sie mit ungeheuren Opfern vom Libanon und aus Kleinasien Tausende von Cederbäumen herbeischleppen liessen, die sie mit Gold, Silber und anderen Metallen bekleideten. Wir wissen dies aus Nachrichten über Verhandlungen mit überwundenen Völkern, wobei geradezu bestimmt wird, dass sie Cedernbäume liefern müssen. Und der Grund dieser Bedingung ist leicht einzusehen: wenn die assyrischen Könige als Oberherren über die vielen besiegten Fürsten auftreten sollten, galt es, auf eine imponirende Weise aufzutreten, und dazu mussten sie die Baukunst in ihrer höchsten Entwicklung zu Hilfe nehmen; und am höchsten stand diese zu jenen Zeiten bei den Phöniziern, die vorzugsweise Holz benützten. In Persepolis sind diese Formen [1]), welche ursprünglich mit Metall bekleidetes Holz waren, in Marmorbauten übergegangen. Die Odyssee spricht ja auch von Holzwohnungen, die reich mit Metall bekleidet sind. Folgen wir Xenophon, wenn er mit seinen 10.000 Mann von Asien über die Berge nach dem Schwarzen Meere vorrückt, so sehen wir ihn Kampf auf Kampf liefern bei befestigten Dörfern, die ausschliesslich aus Holzhäusern bestehen, und, wenn seine Leute in ein solches Dorf hineinkamen, die Einwohner selbst ihre Häuser in Brand stecken. Schliemann's Ausgrabungen bei Hissarlik zeigen uns ebenfalls, dass die Gebäude, welche Homer beschreibt, alle wesentlichen Theile aus Holz haben; Pfeiler und Wände sind damit bekleidet. Diese Constructionen und Holzbekleidungen aus der ältesten griechischen Zeit erinnern unwillkürlich in Vielem an das, was man in Gudmundsen's Beschreibung aus der isländischen Sagazeit liest; andere Züge findet man wieder in Gallien zur Zeit Cäsars und in unserem Dannevirke. Diese Festungswerke in Gallien waren aus horizontal liegenden Balkenschichten gebildet, und man hatte bereits Holzarten kennen gelernt, die nicht leicht brennen konnten; Cäsar muss deshalb die Festungen cerniren und die Besatzungen aushungern, da sein Versuch, sie mit Feuer anzugreifen, misslingt. Folgen wir dem byzantinischen Abgesandten Priscus zur Wohnung Attilas am Theissflusse, so ist es, als träten wir in des Bonden Thorolf's Halle ein, wo König Olaf ein Gelage hielt. Es ist nur der Unterschied, dass Attila eine grössere Einfriedigung hat; denn er lebt beständig auf Kriegsfuss. Wenn wir in die grosse Halle eintreten, sehen wir Attila auf byzantinische Art auf einer Holzbank quer vor dem Ende der Halle liegen, wo auch seine Söhne und Grossen sich aufhalten, während die übrigen Männer längs den Seiten ihren Platz haben. Im Norden ist nur der Unterschied, dass sich der Hochsitz mitten auf der nördlichen Seitenwand befindet, und die Männer des Häuptlings rechts und links von ihm sitzen.

Man hat die Frage aufgeworfen, was der charakteristische Unterschied zwischen dem Orient und dem Occident sei [1]), und hat dabei geltend gemacht, dass der Orient lose Lager und Polster, der Occident hingegen feste Bettstätten habe, und als ein zweites Unterscheidungszeichen hat man angegeben, dass im Orient sich Alles in einem Raume befinde, Menschen und Thiere, während diese im Occident in mehrere gesondert seien. (Wenn dies richtig ist, kommen Sachsen und Friesen vom Osten.) Vitruvius, ein Baumeister, der zur Zeit des Augustus lebte, sagt, dass der Orient Blockhäuser baute, und dass das Riegelwerk im Westen daheim sei. Das Letztere ist in jedem Falle unsicher. Hingegen wissen wir, dass die Römer das Riegelwerk nach England brachten, und es ist merkwürdig, dass man in England, welches das Riegelwerk auf dem Wege erhält wie später den Stehwerksbau, im V. und VI. Jahrhundert vollständig vergessen hat, mit Ziegelsteinen zu mauern, wie auch dieselben zu bereiten, was man doch von den Römern gelernt hatte. Man musste Leute aus Gallien nehmen, um die römischen Mauern in Stand setzen zu können, ebenso wie man später Ziegelbrenner aus Holland holen musste, um ihr Handwerk zu lernen. Allein, es gibt andere Dinge, die man nicht vergisst, die durch die Tradition am Leben erhalten werden: das Lichtloch (Lure), welches in der alten Zeit das Hauptbeleuchtungsmittel war, finden wir noch heute in Båstad, sechs Meilen nördlich vom Kullen. Es gehört mit zu den Bedürfnissen einer wohlhabenden Familie, einen Hauptraum zu haben, der das Licht durch's Dach herab erhält. Ich kann hier eine Photographie eines solchen Bildes von dem verstorbenen Prof. Simonsen zeigen. Man glaubt sich um tausend Jahre in der Zeit zurückversetzt, wenn man sie besieht.

Ich muss hier auch an ein anderes Verhältniss denken, das sich durch die Tradition aus der ältesten Zeit bewahrt hat, während wir in unserer Zeit glauben, auf demselben Gebiete eine Erfindung gemacht zu haben. Es ist dies die Wassermeierei, die Abkühlung durch Wasser. In den böhmischen Dörfern kann man an dem kleinen Bache, der durch's Dorf läuft und dasselbe mit Trinkwasser versorgt, eine Reihe kleiner Holzhütten von der Grösse und dem Aussehen ungefähr unserer Schweinehäuser sehen. Wenn sie aufgesperrt werden, sieht man einen irdenen oder kupfernen Krug mit einem Kranz, der ihn im fliessenden Wasser schwimmend erhält. So hat jeder von den Bewohnern seine kleine Meierei; sie haben ja das kalte Wasser von den Bergen. Als ich in den Fünfziger-Jahren reiste, um mich mit den Meiereiverhältnissen bekannt zu machen, war die Dertinon'sche Wasserabkühlung bei uns etwas Neues,

[1]) Wie erinnern doch diese Formen an Alexanders und der Ptolemäer Festzelte? Eine Abspiegelung derselben hat man in den perspectivischen Wanddecorationen Pompejis.

[1]) In Afrika sieht man all die leichten cylinder-, kegel- und kuppelförmigen Hütten, die wir in Asien und Europa in der Vergangenheit und Gegenwart kennen.

in Holstein sowohl wie in Dänemark, während in Böhmen das Verfahren uralt war.

Wie viel nun auch die Tradition ausrichten kann [1]), so müssen wir uns doch ganz anders vor der Macht der Natur beugen. Es ist deshalb selbstverständlich, dass das Klima in hohem Grade auf die Bauart eingewirkt hat. Das ungleiche Bedürfniss, welches in den verschiedenen Gegenden vorhanden sein kann, Deckung gegen Sonne, Regen und Schnee zu fordern, drückt sich in der Beschaffenheit der Dächer aus. An einigen Orten kann man sich mit dem flachen Steindach begnügen, an anderen mit dem flachen Holzdach, und hier wird das Dach mit Rasen [2]) und ähnlichem Material gedeckt. Man kann denn auch das Vieh auf den Dächern grasen sehen. An anderen Orten, wo mit Stroh, Rohr oder Schindeln gedeckt wird, müssen steilere Dächer gebaut werden. Unter diesen will ich die Dächer in Böhmen hervorheben, wo man die zwei Ellen langen, gehackten Späne, eben „die Schindeln", anwendet, die 30—50 Jahre dauern können, je nachdem das Haus einen modernen Schornstein hat oder nicht. Im letzteren Falle verbreitet sich nämlich der Rauch unter dem ganzen Dach und sucht Ausgang, wo er ihn am besten findet, und der Russ, der abgesetzt wird, wirkt da als Imprägnirung, die das Holz gegen Fäulniss schützt.

Man frägt vielleicht jetzt, weshalb ich diese Verhältnisse hervorgezogen habe, und ich antworte darauf, dass dies das Resultat einer Arbeit ist, die ich, wenn ich der Ruhe bedurfte, vorgenommen habe, um in diesem Studium Zerstreuung zu finden, und ich dachte dabei nie, dass es vielleicht auch Andere interessiren könnte, mit dem Materiale bekannt zu werden, welches ich so im Laufe der Jahre gesammelt habe. Namentlich aber war es mein Herzenswunsch gewesen, Gelegenheit zu finden, um hervorzuheben, wie wichtig es ist, dass die Arbeit, welche in dieser Richtung gemacht wird, stets fortgesetzt werden könne. Wir müssen uns vor Augen halten, dass unsere modernen Brandgesetze keinen Schutz gegen die Vernichtung dessen gewähren, was vorhanden ist; und dazu bringt auch noch der Leichtsinn, der auf so viele Arten an den Tag gelegt wird, z. B. beim Tabakrauchen und beim Gebrauche von Zündhölzern, die grössten Gefahren mit sich. In den Jahren, während ich mit diesen Studien beschäftigt gewesen bin, sind Hunderte, ja Tausende von Gebäuden, Kirchen und anderen Monumenten auf diese Weise vernichtet worden, oft innerhalb weniger Stunden. Es ist deshalb für unsere Zeit eine der ersten Pflichten geworden, die Männer zu unterstützen, die herumziehen und für uns sammeln, notiren und namentlich zeichnen, was sich vorfindet; denn es wird der Tag kommen — und er ist nicht mehr ferne — wo das Material, das jetzt vorhanden ist, in Europa gar nicht mehr gefunden werden wird und auch nicht mehr zurückgeschafft werden kann. Wir haben in dieser Beziehung eine grosse Verantwortung. Was Plinius, Tacitus, Strabo und Pythias vor Jahrtausenden niedergeschrieben, haben wir mit Dank hingenommen; aber auch wir sollen niederschreiben, eine Literatur begründen und Zeichnungen sammeln. — — —

[1]) Es ist merkwürdig, zu sehen, wie lange und wie fest man an der Tradition festhalten kann: z. B. findet man noch heute in der Schweiz jene Weberstuben unter der Erde, welche Plinius erwähnt.

[2]) Erst eine Schichte Birkenrinde auf Holzplanken, dann eine Lage Rasen mit den Wurzeln nach oben und endlich eine Lage Rasen mit den Wurzeln nach unten gegen die darunterliegenden.

Als weitere Ergänzung der vorhergehenden Aufsätze hat uns Herr Gustav Bancalari einen Artikel zur Verfügung gestellt, dessen Aufgabe es ist, die praktische Seite der Hausforschung zur Sprache zu bringen.

Vorgang bei der Hausforschung.

Von

Gustav Bancalari.

Die Erforschung der urwüchsigen Hausformen eines bestimmten Gebietes, also im gegenwärtigen Falle des gesammten österreichisch-ungarischen Reiches, lässt sich auf zwei Arten bewirken.

I. Die „Punktforschung" ermittelt durch Beantwortung von Fragebogen, welche an möglichst viele zweckmässig vertheilte Freunde der Hausforschung gesendet werden, die an den fraglichen Punkten, d. i. im näheren Umkreise derselben, herrschende Grundform des urwüchsigen Hauses und die Absender der Fragen sammeln sodann die Antworten, ermitteln aus den Schilderungen einzelner Spielarten die Hauptarten, entwerfen schliesslich eine Karte über die Vertheilung der letzteren im Lande und stellen dadurch den vollständigen Rohstoff für die anthropologischen, ethnologischen, linguistischen, culturhistorischen und archäologischen Folgerungen bereit. Dieser Vorgang wäre von allen der einfachste. Wenn gewisse Voraussetzungen allgemein einträfen, könnte man auf diese Weise in wenigen Wochen halb Europa durchforschen; die Theilung der Arbeit würde sich hiebei sehr schön bewähren. Geheimrath Meitzen kennzeichnet die wichtigste jener Voraussetzungen: „Es wäre einfach, das urwüchsige Wohnhaus zu erforschen, wenn sich für diese Bestrebungen recht viele Freunde fänden, die sich in die Eigenthümlichkeiten ihrer Umgebung liebevoll einlebten, die Erscheinungen aufmerksam sichteten, die volksmässigen derselben verzeichneten und zugänglich machten, ehe sie der ausgleichende Drang des modernen Lebens vollends verwischt." (Vortrag auf dem Geographentage, Berlin 1882)

An fähigen Männern fehlt es nicht. Hunderte von Pfarrern und Lehrern, deren Mittelschulbildung doch für solche Aufgaben volle Fähigkeit geben würde und dazwischen in den grösseren Orten Beamte und wissenschaftlich gebildete Leute u. s. w., sind über die ganze Fläche ausgestreut, so dass einer von dem anderen keine 5 km entfernt wohnt. Selbst in Bosnien, wo es vor 14 Jahren noch Thäler gab, welche kein Westeuropäer je betreten hatte, welche auf keiner Karte verzeichnet gewesen, besteht heute ein (freilich weitmaschiges) Netz von geeigneten Beobachtern. Es schiene fast, man

brauchte nur zu fragen und bald darauf wäre die vollständige Hauskunde fertig. Die Erfahrung aber hat Grund, diese Sache etwas weniger rosig anzusehen. Sie spricht der Punktforschung keineswegs ihre grosse Wichtigkeit ab; sie wird niemals auf sie verzichten; sie schätzt die hiedurch gegebene Anregung hoch; sie anerkennt, dass durch sie schon Vieles gewonnen worden ist, aber sie erkennt leider, dass sie bis nun zu vollständigen, lückenlosen, verlässlichen Stoffsammlungen nicht geführt hat und für sich allein gar nicht führen kann.

Vor Allem ist die Fragestellung in den Bogen ungemein schwer. Was soll man fragen? Ich habe auf meinen der Hausforschung gewidmeten Fussreisen gewöhnlich ganz andere Dinge gefunden, als ich früher erwartet hatte und um welche ich daher gefragt hätte, z. B. im romanischen Theile Graubündtens vermauerte und „verquetschte" sogenannte alemannische (Schweizer) Häuser und inmitten des sogenannten fränkischen Hofes im östlichen Oberösterreich, nördlich der Donau, eine sichtlich alterthümliche Grundform eines Block-Einheitshauses oder, besser gesagt, einer Hütte, welche ich dann als das Vorbild der heutigen Sölde oder Keusche und vielleicht sogar der fünf anderen Hausformen Oberösterreichs ansehen musste. Heute, nachdem ich das Land nach mehreren Richtungen durchzogen habe, wüsste ich allerdings manche Frage. Aber eben bei nun genauerer Kenntniss der Verhältnisse wüsste ich für manche Gegenden denn doch nicht recht, wen ich fragen sollte. Ich habe in einem gewissen Lande in ähnlicher Sache üble Erfahrungen gemacht. Von sechs in wissenschaftlicher, nicht privater Sache geschriebenen Fragebriefen über ältere Familiennamen, also auf eine sehr leicht zu beantwortende Frage, ist einer gut, entgegenkommend, wissenschaftlich eingehend, einer vertröstend und vier sind gar nicht beantwortet worden. Die Männer aber, welche zweifellos bereitwillig und gut antworten würden, wohnen zu weit auseinander und dann wieder zu viele an einem Orte, nämlich an Mittelschulen u. dgl. in Städten, in deren weitem Umkreise gewöhnlich die Hausformen nicht naturwüchsig, wo sie krank oder gar durch städtischen Einfluss getödtet sind. Von solchen Orten kommen denn auch zuweilen irreführende Darstellungen von Haus-Missgeburten, welche für Spielarten gehalten worden sind und als solche auch in Bücher schlüpfen könnten.

Auch eine recht günstige Erfahrung mit der Punktforschung stimmt mich dessenungeachtet gegen dieselbe. Herr Professor und Bezirkschulinspector Commenda (Linz), der in vielen Dingen der Landeskunde ausserordentlich anregend und verdienstlich wirkt, ist mir auch in Sachen der Hausforschung von grossem Nutzen gewesen. Er hat mir aus einem Raume von kaum 40 Quadratmeilen eines mir ganz unbekannten, von mir noch nicht durchwanderten Bereiches sechs treffliche Darstellungen verschafft. Alle sechs sind besser, als man sie sonst gewöhnlich erhält, sowohl in Zeichnung als auch in den Anmerkungen — und das Verhalten der Formen in jenem Theile Oberösterreichs ist mir daraus doch nicht klar geworden. So wie eine verwickelte Krummlinie durch sechs Punkte derselben noch nicht bestimmt ist, ausser man kennt ihr Gesetz, ihre Gleichung, so ist mir das Verhalten einer Grundform, die ja kein starres, sondern ein unglaublich biegsames und veränderliches Ding und kaum einen Raum von zwei Meilen hindurch ganz beharrlich ist, erst dann klar, wenn ich ihn im Herzen seines Geltungsgebietes, dann in den anfangs unmerklichen Uebergängen in die Nachbarformen aufmerksam verfolgt und beobachtet habe. Sehr oft sagt uns ein einzelnes Haus noch gar nichts; es bringt eher ein Räthsel, welches erst anderswo, oft recht weit davon, seine unerwartete Lösung findet. Ein solches Räthsel bieten z. B. die schönen, eigenartigen Bauernhöfe zwischen Vorder- und Hinterstoden (Oberösterreich), welche man erst südlich vom Pyhrnpasse auf steierischem Boden verstehen lernt; oder die Vierkante bei Linz und St. Florian, deren Vorstufen ich im Waldviertel und im östlichen Mühlkreis, viele Meilen entfernt, gefunden und im „Ausland" (1892, Aprilheft) abgebildet habe.

Diese Andeutungen rechtfertigen wohl schon den Ausspruch, dass bei Fragebogen, also in der Punktforschung, recht günstige Zufälle zusammentreffen müssen, wenn mehrere (ich sage gar nicht viele) brauchbare Antworten eintreffen sollen.

a) Ist die Frage richtig? erschöpfend? klar? ohne beirrende, vorgefasste Meinungen? Erlaubt sie dem Beantworter auch Dinge zu berichten, welche der Fragesteller noch gar nicht wusste oder ahnte? Umschreibt sie den Gegenstand vollständig?

b) Gibt es beim Wohnsitze des Beantworters ländliche Gewohnheitsbauten? Läuft man nicht Gefahr, lauter ausgeklügelte, neuartige, schulmässige, also Baumeisterformen oder auch alte, ansehnliche, auffallende, bemerkenswerthe, aber ebenfalls nicht naturwüchsige Häuser (und diese werden ja gerne dargestellt, scheinen dem Unkundigen vor allen Anderem darstellenswerth) kennen zu lernen? (Eine neugebaute Sennhütte, ein eben vollendetes polnisches Bauernhaus ist im Sinne der Hausforschung viel älter [altartiger, urwüchsiger] als etwa die Wartburg oder selbst die Kaiserburg am Palatin, oder 4000 Jahre alte assyrische oder ägyptische Kunstbauten.)

c) Ist der Befragte willig? Liegt ihm etwas an der guten Beantwortung und mag er daher all das leisten, was ihr vorangehen muss? Ist er fähig, das taugliche Hausbeispiel auszusuchen, d. h. kann er Grundformen herausfinden?

d) Ist er fähig, die Bewohner richtig auszufragen? Weiss er einen guten Grundriss, eine anschauliche Zeichnung zu machen? Kennt er sich in den Haustheilen aus? Was einer kennen lehren soll, muss er vor Allem selbst kennen lernen, und selbst Bauherren gibt es, welche keinen Begriff haben, wie ein um ihr schweres Geld erbautes Haus inwendig zusammenhängt. Die Aufnahme eines Hauses erfordert kein besonderes Können, aber denn doch einiges Verständniss. Man muss die Theile benennen können; die Arbeit des Maurers, des Zimmermannes, des Dachdeckers und besonders die landwirthschaftlichen Lebensbedingungen, die Erfordernisse der Viehzucht (Weide- und

Stallfütterung), des Ackerbaues (Unterbringung der Feldfrüchte und des Futters) dürfen dem Darsteller nicht ganz fremd sein. Hierin ist eine gewisse, aus liebevoller Beobachtung hervorgehende Befähigung nicht ungewöhnlich und die Darstellungen Anderer gewähren Anlehnung und Klärung; aber ganz unvorbereitet sähe man eben nichts. Was man nicht beachten lernt, übersieht man. Ich selbst habe monatelang in einer Gegend gelebt, ehe ich Hausforschung trieb, in welcher Flachdächer mit Schwersteinen vorherrschen und bin dies erst jetzt, bei erneutem Besuche, zu meinem Staunen inne geworden. Jede neue Erkenntniss schleift an unserem Wahrnehmungsvermögen, gleichsam wie an einem Insectenauge, eine neue Sehfläche.

Auch ein Bauverständiger reicht mit seiner gewöhnlichen Anschauungsweise allein nicht aus. Ein Erzeugniss der Baukunst an sich ist noch kein Gegenstand der Hausforschung und z. B. ein tadelloser, schöner, nachahmenswerther Bauernhof, der etwa im Ackerbauamte ersonnen worden, mag für die Landwirthe wichtig, er mag verdienstlich, für unsere Hausforscher wohl erwähnenswerth sein, aber er ist für uns doch nur ein Auswuchs.

II. Die „Linien- oder Streckenforschung“ halte ich für gut, ja vorerst für die einzig zweckmässige. Eben der Umstand, dass die Hausformen in ihren Erscheinungen sich ähnlich vielgestaltig verhalten, wie die Pflanzen und Thierformen; eben weil die Arten und Abarten nicht so bequem unterscheidbar und starr nebeneinander liegen wie etwa die Schaustücke einer Gesteinsammlung; weil man überhaupt nur durch unausgesetztes Betrachten und Vergleichen vieler Häuser eines Gebietes zu einem gemeinsamen Maasse derselben, d. i. zu einer Grundform gelangt; weil überhaupt der Begriff „Formengattung“ (Type) erst durch die Entgegenhaltung anderer, abweichender Formen entsteht und weil daher die emsige, vergleichende Anschauung zuerst im beschränkten, eben betretenen Gebiete und dann zusammenfassend in grösseren Bereichen gute Aufschlüsse über das Walten wechselnder Gestaltung und vielleicht dereinst über die Gesetzmässigkeit dieses Waltens gewähren kann, so scheint es mir, dass der Hausforscher, da nun einmal die Häuser eines Bereiches nicht zu ihm kommen, nicht bei ihm vorbeiziehen wollen, da vor Allem die Punktforschung nicht genug und nicht immer wohlgewählte Schaustücke einsenden kann, dass der Hausforscher, sage ich, zu den Häusern hinausgehen muss, dass er den Geologen nachzuahmen hat, welcher ja auch mit seinem Hammer längs und quer, durch und über die Gebirge läuft und um so viel mehr Linien untersucht, je gründlicher der Aufbau und Unterbau eines Gebietes erforscht werden soll.

Hiebei genügt es gar nicht, wenn man grosse Strecken rasch, etwa auf Bahnfahrten, durcheilt und stellenweise Stichproben macht, auffallende Beispiele sammelt. Wer auch nur ein einziges Mal wandernd beobachtet hat, der mag gar keine Zwischenstrecke mehr missen. Der Faden soll nicht reissen. Ja man kann es erleben und ich habe das im Jahre 1889 auf der Strecke von Spital an der Drau nach Sachsenburg, also kaum 14 km, welche ich wegen Ermüdung fuhr, erlebt, dass ich den Hausformen bei letzterem Orte rathlos gegenüber stand. Die Gegend bei St. Peter am Walde hätte gewiss aufklärende Zwischenformen ergeben. Natura non facit saltum. Der Linienforscher soll auch nichts überspringen.

Es ist schon aus dem Gesagten klar, dass die wichtigste Bedingung der Hausforschung das Erkennen der Grundformen ist. Das lernt sich nun bei der Linienbeobachtung von selbst. Der Gewohnheitsbau einer Gegend stellt sich ja dem Auge recht aufdringlich dar, wenn man ihn einmal erfasst hat und nach wenigen Tagen ist man ausser Gefahr, eine Laune oder einen Zufallsbau, oder den ausgeklügelten Einfall eines Einzelnen, oder gar z. B. die falschen Schweizerhäuser unserer Eisenbahnhöfe und Sommerfrischen (Wörthersee, Gegend bei Ischl und Weissenbach u. s. w.) für naturwüchsig zu halten. Bald stellt sich bei einem ausgebildeten Sinne für Aehnlichkeiten die Gabe ein, auch in Umbauten die Grundlinien des Gewohnheitsbaues herauszufinden (Sturmhof bei Hinterstoder, die gothischen Häuser auf dem Hauptplatze in der Stadt Steyr u. dgl.), oder eine alte Grundform auch in den vermauerten und städtisch verquetschten Häusern Oberitaliens und des Küstenlandes u. dgl. wieder zu erkennen.

Die erste solche Wanderung wird wahrscheinlich nicht ohne Irrthümer bleiben. Ich habe 1889 begonnen. Meine Darstellungen des westkärntnerischen Hauses („Ausland“ 1890) sind leidlich gut. Aber das halbe Walmdach (die Abschrägung des Daches oberhalb der schmalen Vorder-[Giebel-]Seite dieser Häuser) hat es mir angethan, so dass ich nach Art aller Anfänger sofort mit einer Einschachtelung des Begriffes zur Hand war und den „Halbwalmtypus“ erbaute. Altmeister Virchow hat ihn mir dann im November 1890 in einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für Ethnologie und Anthropologie wieder abgetragen, wofür ich ihm hiemit der Sache wegen bestens danke. Seither hat sich meine Kenntniss von Hausformen stark bereichert; ich bin den Schriften der Hausforschung näher getreten und in demselben Masse bin ich vorsichtiger geworden. Es handelt sich vor Allem um unbefangenes Sammeln der Grundformen. Erst wenn die unendlich reiche Formenwelt des ländlichen Hauses unseres Forschungsgebietes ziemlich vollständig dargestellt sein wird, werden sich Eintheilungs-, Unterscheidungs- und Vergleichungsgründe von selbst auf das Ungezwungenste ergeben.

Im Jahre 1890 hat es mich mächtig gelüstet, durch das tirolisch-schweizerische Formengewimmel, welches ja schon vermöge der geschichtlichen Bedingungen höchst verworren angenommen werden musste, quer hindurch zu wandern und ich bin vom Achensee über Innsbruck, Südbaiern, Landeck, Bregenz, Liechtenstein, Ragatz, Andeer, Hinterrhein, Misocco, Bellinzona nach Italien, dann zwischen Verona-Ala im Gebiete der 13 Gemeinden, zwischen Trient und Vicenza in jenem der 7 Gemeinden, schliesslich nach mancher Fahrt in Oberitalien von Bassano über Primolano, Feltre, Bel-

luno, Cortina d'Ampezzo, Landro, Toblach, Brunecken, Gossensass, Brenner nach Hall, 1015 km zu Fuss gegangen, habe unzählige Hausformen beobachtet und bin, fast möchte ich sagen ohne mein Zuthun, einzig und allein durch die Anschauung, durch vorurtheilfreies Vergleichen zu den Ansichten von den Erfahrungseinrichtungen und von der Zusammengehörigkeit vieler sogenannter „oberdeutscher", bisher getrennt gedachter Grundformen gekommen. So manche meiner damaligen Bemerkungen werden Andere, werde ich selbst später vielleicht wieder irrig befinden und ich würde in diesem Falle nicht säumen, sie zu berichtigen; aber jene grosse Wanderung, das kann ich beanspruchen, hat die Hauskunde ein Stück vorwärts gebracht. Wenn ich dies aber hier betone, so thue ich dies nicht aus eitler Ruhmredigkeit, sondern einzig und allein, um der Linienforschung jene Ehre anzuthun, welche sie verdient. Wenn ihr Weg Gebiete abweichender Formen durchschneidet, so vermag sie die Beziehungen dieser zu einander aufzuklären, Gegensätze festzustellen oder auch, wenn sie fälschlich aufgestellt worden waren, auszugleichen. Sie müsste allerdings mehr im Kreise herumgeführt werden, wenn sie die Hausverhältnisse eines Gebietes erschöpfend darstellen sollte, so ähnlich, wie ich das 1891 in Oberösterreich gethan habe. („Ausland" 1892, April und Mai.) Aber lange Weglinien bieten eine sehr gute Schule. Sie erweitern den Blick, und wenn ich angehenden Forschern rathen dürfte, so würde ich ihnen empfehlen, auf langer Linie zu beginnen[1]).

Eine solche Reise bedarf natürlich einer gewissen Vorbereitung. Sie wird auf der „Specialkarte" mit einer durchlaufenden rothen Weglinie endgiltig festgesetzt, wobei nicht so sehr die Annehmlichkeiten der zu berührenden Orte, als die, meist schon nach der Karte wahrnehmbaren Hausformen und ihr Wechsel entscheidend sind. Die vermessenden Officiere zeichnen ja in die Aufnahmeblätter 1:25.000 ziemlich genau die Grundrisse der ländlichen Häuser. Die Kartenzeichner können beim Maassstabe 1 : 75 000 dieselben wohl nicht genau abnehmen, aber wenigstens kennzeichnen. Der Wissende versteht diese Hauszeichen. So ist z. B. in den Oberösterreich enthaltenen Blättern der Vierkant, dann der aus vier nicht miteinander verschmolzenen Gebäuden bestehende Innviertlerhof, der sogenannte fränkische Hof des unteren Mühlviertels und des angrenzenden Waldviertels, das Einheitshaus zwischen Salzburg, Mondsee und Mattighofen und der „Haufenhof" zwischen Stoder, Klaus, Spital a. Pyhrn, Admont und Stadt Steyr ganz gut erkennbar und ziemlich verlässlich abgegrenzt.

Wer seiner eigenen Unbefangenheit gewiss ist, mag auch vor der Reise die Schriften, welche sich auf seinen beabsichtigten Weg beziehen, durchlesen. Dies regt die Aufmerksamkeit an. Man sieht dann mit den Augen Mehrerer. Vorurtheile über Ursprung und Wesen einer Formgattung sind eben ganz gut, wenn man ihnen nicht unterliegt. Wer aber mehr lehrhaft als lernbegierig, wessen Blick überhaupt nicht frei, wessen sinnliches Beobachtungsvermögen durch todtes Wissen leicht beirrt ist, der sehe selbst und lese erst dann. Während man irgend einem Hirngespinnste nachläuft und die beobachteten Formen, welche von vorneherein auf den ersten (unbefangenen) Blick gar nirgends hineinpassen, gewaltsam in die Verschläge eines Lehrgebäudes pfercht, sieht man eigentlich nichts und verliert die Mühe der Wanderschaft.

Man benenne jede wie neu anmuthende Formengattung, gleichviel, ob sie einer anderwärts beschriebenen ähnlich ist oder nicht, nach dem Orte, wo das zur Darstellung gewählte Beispiel steht. So hat Virchow die meisten von ihm beschriebenen Häuser benannt; er hat ein Marzeller, ein Tegernseeer, ein Heimenschwanderhaus u. dgl. Schon sein Beispiel hat mich völlig überzeugt. Mein „Vogelweider", meine „Sturmhofform", mein „Achenseehaus", wovon der erste gar dringend zur Bezeichnung „Fränkischer Hof" eingeladen hätte, haben unbestreitbar richtige Namen. Die ersten beiden heissen nun eben in der Wirklichkeit so, das letzte steht beim Weiler Achensee. Die Geologen machen es ja ähnlich. Ihr Dachsteinkalk, ihre Gosau- und Czorstinerschichten u. s. w., das sind unbestreitbare Dinge. Wohin sie die Wissenschaft, vielleicht zuerst irrig und später wieder ganz anders einreihen wird, das kümmert den Erforscher nicht. Jedes Ding braucht, wenn man davon spricht, einen Namen und einer, welcher vorerst zu nichts verpflichtet, welcher nicht gleich anfangs in Gefahr kommt, zu einer falschen Aufschrift zu werden, ist gut.

Ich halte auch meine Bezeichnung „Obersteierischer Haufenhof", also nach dem Fundorte und der äusseren Erscheinung, für unverfänglich, während es recht unwissenschaftlich wäre, meine Vermuthung, dass diese Gehöfte ihre Form von den früheren slawischen Bewohnern erhalten haben könnten, etwa schon jetzt im Namen mitklingen zu lassen. Auch mein „Mondseeer Einheitshaus" kann kein Unheil anrichten.

Von wo aus man zu wandern beginnt, ist ziemlich gleichgiltig; wenigstens für den Anfang. Nur soll ein Wiener als Anfänger nicht von Wien, ein Prager nicht von Prag u. dgl. ausgehen, weil er mehrere Tagmärsche, so lange er die städtisch beeinflussten Gebiete durchwandert, entweder mit Irrthümern oder mit Unlust beginnen würde. Gebiete, welche mehr abseits liegen oder wenigstens von „Sommerwohnungen" frei sind,

[1]) Dieser Rath ist der eines Forschers, der sein Augenmerk etwas einseitig auf diesen kleinen Zweig der Menschenkunde gerichtet hat. Darum kann auch in meinen Darlegungen kein absprechendes Urtheil gegen solche Forscher gefunden werden, welche anders vorgehen, weil ihnen das Haus nicht alleiniger Zweck ihrer Forschung ist. Die „Studien zur germanischen Volkskunde; das Bauernhaus und dessen Einrichtung" von Dr. Rudolf Meringer, Wien 1891, Mitth. der Anthropologischen Gesellschaft, sind etwas Anderes, sind mehr als eine Arbeit der Punktforschung und haben mit der Linienforschung nur einen Theil gemein. Was ich beischaffen möchte, wäre der Rohstoff, aus welchem dann mit Hilfe des mächtigen wissenschaftlichen Rüstzeuges, welches die Linguisten, Ethnologen, Anthropologen und Archäologen bereitet haben und zu bereiten fortfahren, umfassende Arbeiten jener Gattung entstehen sollen.

taugen dazu, z. B. die Strecke Krems-Horn-Kaplitz-Budweis oder Wiener-Neustadt - Neusiedlersee - Pressburg oder Salzburg Radstadt - Tweng - Gmünd - Tarvis u. dgl. Abgelegene Thäler des Pinzgaues werden noch reiche Ausbeute und wahrscheinlich noch manche unerwartete Aufklärung gewähren. In Tirol ist der Bereich des sogenannten „Tirolerhauses", welches bei fortschreitender Entwaldung als vielverändertes Steinhaus längst aufgehört hat, naturwüchsig zu sein, nicht sehr dankbar. Aber in vielen Thälern stehen Häuser von ganz überraschenden Formen, wie z. B. die hohen Strohdächer von Tione, und mitten unter „alpinen Formen" (will sagen Flachdächern) breitet sich das steildachige, strohgedeckte Haus der 7 und 13 Gemeinden, Luserna und Lavarone zwischen Pergine, Folgaria, Castelletto und Primolano aus und erscheint dann wieder überraschend bei Padua.

Will Einer — und es wäre zu wünschen, dass schliesslich recht Viele daraus würden — die Sache folgerichtig anpacken, so knüpfe er seine Wanderung an durchforschte Strecken an. Ich erlaube mir, z. B. an meine Hausforschungen in Oberösterreich („Ausland" 1892) zu erinnern. Ich bin nördlich der Donau über Rohrbach und Weitersfelden nicht hinausgekommen. Es wäre gewiss lohnend, nordwestlich nach Baiern, nördlich in den Böhmerwald und nordöstlich über die tschechisch-deutsche Sprachgrenze weiter zu arbeiten. Südlich der Donau wäre das Gebiet des Innviertler Hofes zu durchwandern und nach Südbaiern hinüberzugreifen u. dgl. Auch solche Aufgaben, welche sich auf ein geschlossenes Gebiet beziehen, z. B.: „Welche sind die Hausformen zwischen Inn - Salzach und dem Weilhardtsforst?" oder „Welche sind die Hausformen an den Hängen des Kobernauser Waldes?" versprechen manche unerwartete Ausbeute. In diesen Fällen, wo eine Erforschung der Nachbargebiete vorhergegangen ist und eine vorurtheilende Lehreintheilung vermieden wurde, könnte man sich ohne Gefahr das bereits Erforschte vorher zu eigen machen, damit man nicht Zeit und Arbeit daran verschwendet, schon Bekanntes nochmals zu entdecken. Andererseits würde hiedurch das Erfassen der dortigen Grundformen wesentlich erleichtert, denn eine bereits beobachtete und dargestellte Form wiederzuerkennen, ist nicht schwer.

Ich muss immer wieder auf das „Herausfinden der Grundform" zurückkommen. Es ist die Hauptsache — und ich kann es doch nicht erklären. Ich denke, Jeder müsse es für sich selbst, an seinen eigenen Irrthümern und Täuschungen erlernen. Ich schaue eben und sehe jedes Haus, jede Scheune an, ohne gerade die Bewegung jedes Mal zu unterbrechen. Meine Beobachtung geht ununterbrochen fort. Oft vergehen Tage ohne Zeichnung, ohne Anmerkung. Die Erscheinungsweise der Häuser schwankt. Die Bauart steht vielleicht unter dem Banne eines ehemals da thätigen erfinderischen Maurermeisters oder sie ist durch Nachahmung verdorben.

Und so schaue ich, vergleiche und zergliedere ich meine Eindrücke — und da fällt mich plötzlich gleichsam ein Haus an. Halt! Das ist naturwüchsig! Warum? Ich kann es nicht sofort im Einzelnen nachweisen. Es zeigt eben die Merkmale, welche ich lange Zeit zuvor zerstreut bald hier, bald dort wahrzunehmen glaubte, vereint, und zwar in so ungezwungener Weise, dass dieses Haus wirklich wie ein naturwüchsiger neben gestutzten Bäumen erscheint. So unwissenschaftlich es klingen mag, es ist ein Gefühl und keine klare Erkenntniss, welches mich dann zum Zeichnen, zur Aufnahme des Hauses antreibt. Zuweilen löscht der nächste Tag die Zeichnung wieder aus. Ich entdecke Irrthum. Aber im Herbste habe ich Hunderte von Anmerkungen, zahlreiche Bilder und Grundrisse, reiche Erinnerungen beisammen; dann erst kommt das Endergebniss durch Vergleich, Erwägung und Nachlesen der Beobachtungen Anderer.

Oft hilft die Auskunft der Bewohner; aber meistens führt sie irre. Sie rühmen dies oder jenes „alte Haus", und wenn man hinkommt, findet man ein durch Umbauten entstelltes, ansehnliches oder malerisches, aber unbrauchbares Haus. Ueberhaupt ist das alte, d. h. durch Jahreszahlen nachweisbar alte Haus sehr oft kein Gegenstand unserer Forschung. Wenn der Erbauer reich genug war, für Jahrhunderte zu bauen, und klug genug, sich dessen bewusst zu sein, also die Jahreszahl über die Thüre zu meisseln, so war er wohl künstlerisch veranlagt und dem dumpfen Drange volksthümlicher Gewohnheit entwachsen. „Gladbach's" Häuser mit alten Jahreszahlen sind fast alle Kunst- und keine volksmässigen Bauten, wie denn dieses herrliche, mit Recht berühmte Werk überhaupt weit mehr kunstgeschichtlichen als anthropologisch-ethnologischen Werth besitzt.

„Wo die letzten Häuser stehen", dort ist unsere wichtigste und ergiebigste Fundgrube und wenn ein Bauer sich seines Hauses schämt, „weil es alt und gar nicht schön sei", dann ist es gewiss merkwürdig.

Diese ganze Jagd nach Grundformen ist, streng genommen, ein „archäologischer" Vorgang. Wir halten, meist mit Recht, aber in einzelnen Fällen wohl auch irrthümlich [1]), die ländliche Bauweise in ihren Grundformen für alt. Wir suchen an den, doch zumeist nicht sehr alten Gebäuden diejenigen, welche unserer Schätzung nach dem uralten Volksgebrauche gemäss gestaltet sind, welchen diese in unsere Zeit herüber gerettet haben. Hiebei setzen wir voraus, dass der Bauer erst in der Neuzeit zu Aenderungen, weil gezwungen, auch geneigt sei (sind doch z. B. die Volkstrachten zum grossen Theile erst seit 40 Jahren verschwunden), und dass er früher ausserordentlich zäh gewesen sei in Festhaltung von Gebrauch und Sitte und besonders im Hausbau. Und so graben wir gleichsam aus dem Wuste der neuen, gemischten Lebensformen das Alte oder gar, wie wir gerne meinen, das Urwüchsige aus, um dadurch Bausteine für die Vorgeschichte des Volkes zu gewinnen.

[1]) Der Vierkant Oberösterreichs ist eine volksthümliche Form, aber gewiss nicht alt. Mir ist augenblicklich eine andere, volksthümliche Bauart von so junger Entwicklung nicht verlässlich bekannt; aber schon diese eine rechtfertigt obige Einschränkung. Vielleicht gehören auch das friesische, das mit Dönsen versehene sächsische Haus und das an den beiden Vorhallen zusammengeschweisste nordische Doppelhaus eben daher.

So hat die Ortsnamen-, die mundartliche Forschung, die Flurnamenkunde mit Recht ihre Pfleger gefunden und die Hausforschung schliesst sich nunmehr dienstbereit an.

Würde es sich bei letzterer blos um die Feststellung der gegenwärtigen Zustände handeln, so entfiele das allerschwerste Geschäft des Hausforschers. Ein geschickter Photograph, ein Grundriss zeichnender Maurermeister und ein Schreiber vom Grundbuchsamte würden miteinander sehr gut feststellen können, wie das Landvolk irgend eines Bezirkes „gegenwärtig zu wohnen und zu hausen pflegt". Ihre Aufgabe wäre wohl auch gewissermassen volkskundlich, aber in der Hauptsache doch statistisch. In diesem Sinne wurden manche schöne Arbeiten (Bilder und Pläne) für landwirthschaftliche Gesellschaften und Behörden angefertigt, welche gewiss werthvolle, aber vom Standpunkte der Grundformenforschung wohl zu prüfende Beiträge zu unserer Hauskunde bieten dürften.

Ich glaube, beim Erfassen der „urwüchsigen Formen" läuft auch recht oft ein wenig Täuschung mit unter. Was uns heute urwüchsig erscheint, wie z. B. die rohe Blockwand im Gegensatze zum entwickelten Ständer- und Bretterbau; das Lehmhaus der Hanna (bei Kojetein und Olmütz noch im Jahre 1866) neben dem schmucken, vom Stadtbaumeister entworfenen, geweissten Hause der böhmischen Dörfer um Königgrätz und Hohenbruck a. d. Adler, das struppige Strohdach der Slovaken im ungarischen Erzgebirge neben dem jungen Schieferdache unserer Städte und Märkte u. dgl. Diese und viele ähnliche, höchst auffallende Gegensätze verleiten uns wahrscheinlich gar manches Mal zu falschen Schlüssen. Vieles, was uns durch jene Gegensätze als ursprünglich anmuthet, ist wahrscheinlich — ja zweifellos — das Endglied einer sehr langwierigen Entwicklung und scheint uns nur deshalb gar so urwüchsig, weil wir uns das ganze Elend vorgeschichtlicher oder auch nur „älterer" Wohnweise gar nicht mehr vorstellen können[1]).

Diese Erwägungen müssen zu grösster Vorsicht in den Schlüssen und vor Allem zum Streben nach Vollständigkeit in der Darstellung aller Gewohnheitsbauten eines Landes und seiner Nachbargebiete auffordern. Zur Vorsicht darum, weil es uns sonst leicht geschehen könnte, dass wir z. B. in einer aufgefundenen Hütte der oberitalienischen Alpenthäler „ein langobardisches Haus" erkennen, während ihre Form vielleicht erst vor ein paar Jahrhunderten entstanden sein kann; zur Vollständigkeit, weil vielleicht einzig und allein das Nebeneinander in manchen Fällen Licht über das Nacheinander gewähren kann. Gerade in meiner wiederholt erwähnten Arbeit über die sechs oberösterreichischen Hausgattungen, von welchen fünf in ziemlich scharf abgegrenzten Bezirken nebeneinander, die sechste, einfachste, in den fünf Gebieten zerstreut vorkommt, mit allen anderen, als: Keusche, Sölde, Auszüglerhaus, Brechelbad, Sennhütte u. dgl., vergesellschaftet ist und nach Angabe alter Leute in vielen Fällen wirklich der Vorgänger ansehnlicher Gehöfte, und zwar noch in diesem Jahrhunderte gewesen ist, scheint mir ein, freilich unsicherer Weg angedeutet, welcher zur Erkenntniss der Wohnweise eines etwa 800 Jahre alten Zeitabschnittes führen kann. Oberösterreich ist nämlich nördlich der Donau, und im Bereiche der ungarischen Raubzüge südlich der Donau gewiss nicht vor 1000 n. Chr. gerodet und neu besiedelt worden.

Aus diesen Darlegungen folgere ich den wichtigsten Unterstützungsgrund, der weit ausgreifenden Linien- oder Streckenforschung. Nicht, wo man eine gewohnheitsmässige Formgattung trifft — meistens ganz wo anders findet man Anzeichen, die vielleicht zu ihrer Erklärung, zu ihrer Ableitung führen werden, und daher ist diese Forschungsweise, wenigstens jetzt im Anfange, unbedingt in's Auge zu fassen. Die eingehende Punktforschung wird später genug Arbeit finden, um alle jene Fragen zu beantworten, welche die Streckenforschung stellt oder offen lässt.

Vielleicht ist aus dem Gesagten klar geworden, wie der Forscher seine Ausbeute, die kennzeichnenden Vertreter der in unzähligen Abstufungen vorbeiziehenden Hausformen gleichsam herausfischen solle. Aber damit ist es nicht genug; er muss auch darstellen und beschreiben. Ich glaube, dass in der Darstellungsschwierigkeit ein Hauptgrund der mageren Quellen der älteren Hauskunde gelegen ist. Die Künstler haben das volksmässige, weil ärmliche Haus meistens gar nicht, in unseren Tagen nur, insoferne es malerisch ist, also bei Versteckung unschöner Flächen und Linien, unvollständig dargestellt. Die Baumeister haben in den meisten Ländern nichts mit demselben zu thun, weil ja die Gewohnheit, das Herkommen den Baumeister abgibt. So blieben die zum Zeichnen und Planaufnehmen geschickten Kräfte der Sache zumeist ferne. Die heutzutage an die Hausforschung herantretenden Kreise pflegen in der Regel die zeichnenden Künste nicht. Das Bild eines Gehöftes, ein bezifferter Grundriss, eine vervollständigende Beschreibung, so dass wirklich im Leser ein greifbares, zweifel- und lückenloses Bild desselben zurückbleibt: all das scheint so Manchem geradezu unerreichbar oder wenigstens so mühevoll, dass er es lieber von vorneherein unterlässt. Besonders das Bild ist bei den Forschern nicht beliebt und in ihren Arbeiten herrscht der leichter zu bewältigende Grundriss

[1]) Auf einem Madonnenbilde Giov. Bellini's (Gallerie Vicenza) ist eine strohgedeckte, allerdings nicht ganz deutlich erkennbare ländliche Behausung mit Rauchlöchern, ohne Fenster, abgebildet. So weit meine Kenntniss reicht, gibt es in der Gegenwart eine so elende, ständige Behausung in Mitteleuropa nirgends mehr. Und dieses Bauernhaus hätte noch im Jahre 1500 bestanden! Fände man solche Hütten in irgend einem entlegenen Thale auf, man würde vielleicht annehmen, ein Ueberbleibsel der Völkerwanderung und nicht aus der Zeit eines Bramante aufgefunden zu haben. Dass aber diese elende Hütte etwa ein Jahrtausend zuvor unverändert geblieben und sich erst seit 1500 weiter entwickelt haben sollte, ist eine mögliche, aber willkürliche Annahme; ist ja doch selbst die Annahme einer Rückbildung, einer Verschlechterung aus einem früheren, vollkommeneren Zustande durch verwüstende und verarmende Kriege u. dgl. immerhin denkbar.

vor, obwohl natürlich dieser allein ebensowenig das Gesammtwesen der verschiedenen Hausformen versinnlichen kann, wie etwa wagrechte Schädeldurchschnitte die Rassenbilder des Anthropologen ersetzen könnten.

Die Anforderungen, welche man an die Abbildungen stellen muss, habe ich in meinen Schriften zu erfüllen getrachtet. Ich verweise daher auf die etwa 100 Bilder meiner „Ausland"-Aufsätze von 1890, 1891 und 1892. Ich halte sie nicht für schön und nicht für sehr gut, aber für genügend und, was das Wichtigste ist, für ausführbar. Die Zeichenmethode GLADBACH's wäre ja ausserordentlich gut, aber der Streckenforscher verlöre den Muth, wenn er diese herrlichen Zeichnungen, welche in ihrer Ausführlichkeit als Baupläne dienen könnten, aber auch vielleicht für ein Haus einen Monat Arbeit in Anspruch genommen haben, für seine Zwecke als Vorbilder wählte[1]).

Je flüchtiger man ein ziemlich getreues Bild (Ansicht und Grundriss) zeichnen kann, desto besser. Es darf keine grosse Mühe machen, weil man bei müdem Körper, etwa in heisser Zeit, hiezu nicht fähig wäre. Man würde allzu viel ungezeichnet lassen. Mich haben meine Darstellungen, wenn gleichzeitig volksthümliche Benennungen von Haustheilen oder Wirthschaftsgebräuche abgefragt, wenn nach Erfahrungseinrichtungen geforscht wurde, kaum länger als eine halbe Stunde aufgehalten; manche andere kaum fünf Minuten. Ein paar Zeichenbüchel, wie sie die Maler bei sich tragen, dann ein Hardtmuth-Bleistift Nr. 3 für heisses, einer Nr. 2 für kühles Wetter, ein kleines Schreibbüchel für das Tagebuch ist meine Ausrüstung. Die Längen und Breiten messe ich durch Abschreiten. Meine Schritte aiche ich von Zeit zu Zeit an einer gemessenen Linie auf je 75 cm, was dem österreichischen Militärschritte entspricht; 75 m = 100 Schritt. Höhenmaasse ermittle ich, wenn das Augenmaass nicht genügt, mit Stangen u. dgl. Es kommt auf ein paar Decimeter nicht an, weil die einzelnen Häuser ein und desselben Gepräges auch nicht genau in den Maassen stimmen, weil man ja nicht dies oder jenes bestimmte Haus, sondern diese oder jene Hausform darzustellen hat. Sollte man freilich bemerken, dass gewisse Maasse, z. B. Zimmerlängen oder Höhen, in vielen Gebäuden beharrlich wiederkehren, dann könnte eine genaue Messung mit dem Centimeter-Massstabe zweckmässig sein. Man kann also einen solchen mitnehmen.

Wie man annähernd richtig perspectivisch abbildet, wie man einen Grundriss aufnimmt, wie man einen Massstab entwirft und wie man darnach zeichnet, könnte hier auch mit vielen Worten nicht deutlich gemacht werden. Ein wenig Uebung mit Hilfe eines Bauverständigen lehrt es in wenigen Tagen und ich glaube, die kleine, hiefür nöthige Bemühung könnte man aufwenden. Die Zeichnungen VIRCHOW's in den Verhandlungen der Gesellschaft für Ethnologie u. s. w., welche er seinen Beiträgen zur Hausforschung beizugeben pflegte, zeigen, wie gut einige kunstlose Striche versinnlichen können und wie sie die Beschreibung unterstützen und kürzen.

Die Photographie mit Trockenplatten, welche ja einer Wolke von Liebhaberphotographen das Dasein gegeben hat, könnte der Hausforschung sehr schätzenswerthe Dienste leisten. Ich habe 1891 in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" einen Aufruf an jene Liebhaber veröffentlicht; dieser ist auch von einzelnen Fachblättern auf Ersuchen abgedruckt worden. Meine beweglichen Bitten, gelegentlich den Bildfang auf ein Haus oder Gehöfte zu richten und der „Rundschau" Bilder zu senden, haben keine Wirkung gethan. Ich wiederhole hiemit diese Bitte und kann es ja nicht glauben, dass unter den Tausenden, welche das bewusste Kästchen in's Gebirge tragen, gar keiner für die oft so schönen, fremdartigen Häuser einen Blick der Beachtung übrig haben sollte. Bilder, auf der Rückseite mit genauen Angaben (Land, Thal, Ort, Tag der Aufnahme, Name des Hauses und des Aufnehmers) versehen — wobei natürlich ein Irrthum in der Bezeichnung sorgfältigst zu vermeiden wäre — würden vom Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft (Wien, Burgring Nr. 7) dankbarst aufgenommen werden. Würde dem einen oder anderen Bilde ein mit Maassen versehener Grundriss beigefügt werden, so würde dies den Werth der Gabe vervielfältigen.

Für Hausforscher wäre das photographische Rüstzeug oder, noch besser, ein photographischer Begleiter natürlich ausserordentlich werthvoll. Damit die später „hervorgerufenen" Bilder auch wirklich die richtigen Aufschriften erhalten, wäre es wohl am einfachsten, die „fortlaufende" Zahl der Aufnahmen in passender Weise mitzuphotographiren und nach diesen Zahlen die Anmerkungen in's Tagebuch einzutragen.

Sowohl der Zeichner als auch der Photograph muss bei der Wahl seines Standpunktes zur Aufnahme eines Gebäudes meist jede Rücksicht auf Schönheit vermeiden. Ein buschiger Baum z. B., der die Giebelseite eines malerischen Tirolerhauses halb verdeckt und an den braunen Holzwänden allerliebste Sonnenlichter spielen lässt, ist recht traulich und dem Landschafter hoch willkommen. Dem Hausforscher ist er ein Gräuel, weil er vielleicht wichtige Haustheile verdeckt. Dafür ist ihm wichtig, dass das Gefüge der Blockwand recht deutlich zur Geltung kommt und sich auf dem Bilde von der Bretterwand gut abhebt und besonders die Vorköpfe der Block-Scheidemauern an der Aussenfläche des Hauses recht sichtbar sind, weil ja an diesen schon die innere Eintheilung des Hauses, also der Grundriss, theilweise erkennbar ist. Der Maler erfasst lange, einförmige Flächen gerne in starker Verkürzung, weil sie sonst in sein Bild grosse, wüste Flecken bringen würden; der Hausforscher dagegen nimmt solche Miss-

[1]) Dafür ist das genaue Studium GLADBACH's für jeden Hausforscher nicht genug zu empfehlen. GLADBACH's: „Der Schweizer Holzstil in seinen cantonalen und constructiven Verschiedenheiten, vergleichend dargestellt mit den Holzbauten Deutschlands", Darmstadt 1868, I. und II. Serie (1882) und: „Die Holzarchitektur der Schweiz", Zürich 1885, sind wohl in der Bücherei jedes bedeutenderen Baumeisters, jeder Bauschule zu finden. Neben diesen Büchern stehen über Holzbaukunst die Werke von GRAVENREID, HOCHSTÄDTER, VARIN, ORTNER, Dr. H. GEYER u. A. zur Verfügung.

formen leicht und seine erste Regel ist, Alles, was ihm wichtig oder kennzeichnend scheint, möglichst deutlich zu machen. Ich habe mich gewöhnlich 10—20 Schritte vor eine Vorderkante des Hauses aufgestellt, so dass ein Bild zwei Seiten, beide in mässiger Verkürzung, darstellen konnte. Ist am Hinterhause auch etwas darstellenswerth — und dies ist ja wohl immer der Fall, wo es sich um eine vermeintlich neu ermittelte Form handelt — so macht man von einem Standpunkte in der Nähe der entgegengesetzten Hauskante ein zweites Bild. Wenn man die Wagrechte durch die Dachtraufe legt, so neigen sich die Längenlinien im Bilde nur mässig von oben und unten gegen den Verschwindungspunkt und das Bild wird dann deutlich und gefällig.

Der Grundriss braucht keine genaue Ausführung, denn man wird ja nicht darnach zimmern oder mauern. Ich pflege Mauern mit Doppel-, Holzwände mit einfachen Linien zu bezeichnen, diese beiden aber jedesmal genau zu unterscheiden, weil dies recht wichtig sein kann. Die Umstände entscheiden, wie viele Grundrisse nöthig sind. Das Achenseehaus z. B., welches unten, hinter den Stuben den Stall, oben Tenne, Scheuer und weitere Wohnräume und darüber noch Bodeneinrichtungen zu haben pflegt, überhaupt das Einheitshaus, bei welchem die Raumbenützung eine vollkommene ist, erfordert meist je einen Grundriss für Erdgeschoss, Oberstock und selbst oft für den Dachraum.

Gehöfte muss man oft in kleinerem Massstabe, z. B. 10 Schritte = 7·5 m : 1 cm, zeichnen (ein grösster Vierkant Oberösterreichs bedeckt ja nahezu ein Viertel Hektar), dann fügt man aber den Riss oder die Risse des eigentlichen Wohnraumes, etwa 5 Schritte = 3·75 m : 1 cm, also in grösserem Massstabe, bei. Im Allgemeinen nimmt man den Massstab so klein, als es die Deutlichkeit zulässt, sonst werden bei der Herausgabe die Druckplatten zu theuer. Wenn eine Stube von 6 Schritten (6 Schritte = 4·50 m) 1 cm lang ausfällt, so kann man noch Ofen, Bank und Esstisch genügend andeuten. Ich verweise übrigens auf meine verschiedenen Grundrisse und ihre mannigfachen Massstäbe.

Den Massstab muss man unter die Grundrisse hinzeichnen, weil man sonst eine falsche oder gar keine Vorstellung von den Ausmaassen eines Hauses gewinnt[1]).

Ich möchte noch erwähnen, dass nach einiger Uebung, besonders im Bereiche einer bereits erkannten Form das Grundrissmachen sehr rasch und mühelos vor sich geht. Man wirft die Umrisslinien und die Grenzlinien der Einzelräume ohne jeden Massstab, nach ganz oberflächlicher Schätzung der Längen und Breiten auf ein Blatt des Zeichenbüchels und bemüht sich blos, die Schrittmaasse aller bestimmenden Linien recht genau zu nehmen und an den passenden Stellen deutlich hinzuschreiben. Man kann dann zu Hause oder auf Regenrasten mit Zirkel und Massstab genaue Grundrisse herausbringen. Die aufgetragenen richtigen Maasse beseitigen die Augenmaass- oder Flüchtigkeitsfehler.

[1]) Merkwürdigerweise findet man dies von mehreren Forschern vernachlässigt. Noch merkwürdiger ist, dass viele Städtepläne in berühmten Reisehandbüchern keine Massstabbezeichnungen haben oder hatten.

Bei der Hausforschung des Anthropologen ist ja doch nicht so sehr das Haus selbst, als in letzter Stufe der Bewohner der Hauptgegenstand. Hiedurch unterscheidet sie sich von der Hausforschung des Baumeisters. Darum ist auch der Verkehr mit den Bewohnern ein sehr wichtiges Geschäft; er ist für einen Nichtkenner der Sprache, der Mundart, schwierig und unergiebig, aber erfordert auch beim einheimischen Forscher allerlei Vorsicht und Rücksicht.

Man denke vor Allem, was weltentlegene, begriffsarme Menschen denken und fühlen müssen, wenn plötzlich ein fremder „Stadtherr“ ohne viele Umstände in die Hausflur tritt und etwa in einer fremden Sprache (die Sprache der Norddeutschen ist dem Kärntner, Steiermärker Bauer u. s. w. gewiss ebenso fremd wie die südbajuvarischen, an Kehllauten reichen Mundarten dem Berliner sind) Unverständliches spricht. Was kann er wollen? Offenbar nicht betteln. Vielleicht ist er ein „Fex“? Der Gebirgler kennt ja deren mehrere Gattungen. Den „Steinfex“, den „Blumenfex“, den „Bergfex“, aber es passt keine. Einen Fex, der sich beim Eintritte sofort dem russigen Herde zuwendet und etwa einen „Kesselreiber“ abzeichnet, oder in alle Stuben dringt und in räthselhafter Weise die Wände entlang läuft und dabei unaufhörlich in sein Büchel schreibt, einen solchen Fex kennt er nicht, und so geräth das Bäuerlein und noch mehr die Bäuerin aus dem geistigen Gleichgewichte. Kommt vielleicht die Eisenbahn? Es ist der braven Frau peinlich, zu denken, dass die Bahn gerade durch die Schlafstube führen sollte; oder: „warum schreibt er denn sonst nur das Haus auf?“ Nun dämmert gewöhnlich die düstere Ahnung herauf: der Stadtherr stelle eine neue Steuer oder sonst ein Unglück „vom Gericht“ dar und der abgezeichnete Kesselreiber bekommt plötzlich eine verhängnissvolle Bedeutung. Nun spreche Einer bajuvarisch, verständige sich Einer immerhin ganz fliessend und erkläre dem Manne, was man da eigentlich von ihm wolle. Sein Haus sei alt und daher bedeutend; es sei einfach und habe nicht einmal einen Rauchfang und darum sei es eines der merkwürdigsten in der ganzen Gegend und darum wolle man es zeichnen und den Stadtleuten bekannt machen. All das muthet ihn an, so ähnlich, als würde seine schadhafte Bocklederhose gelobt, weil sie alt, und sie werde abgezeichnet, weil sie altväterisch geworden sei. Gerade jene Eigenschaften seiner Behausung, welche also den räthselhaften Herrn da herbeigeführt haben, sind diejenigen, welche ihn bedrücken, deren er sich schämt, und nur weil in diesen einfachen und rauhen Gebirgsleuten ein grosser Vorrath von Freundlichkeit und, ich möchte sagen „inwendiger Höflichkeit“ verborgen ist, nimmt schliesslich der ahnungslose Forscher seinen Abgang nach eigenem Willen, zu einem von ihm selbst bestimmten Zeitpunkte und auf selbstgewähltem Wege.

Die Schwierigkeit, Vorwände oder einleuchtende Gründe vorzubringen, welche das Eindringen in den Hausfrieden so vieler Einschichten kurzweg vermitteln können, hat mich oft gehindert und abgehalten. In ihr liegt ein Nachtheil der Streckenforschung. Ein sess-

hafter oder auch nur durch Wochen verweilender Forscher, der mit den Leuten nähere Beziehungen knüpfen, der sich der Vermittlung des Lehrers oder Pfarrers u. dgl. bedienen kann, ist bedeutend im Vortheile, wie man dies z. B. aus Dr. Meringer's erwähnter Schrift ersehen kann. Diesem kam freilich auch der gute Bildungszustand der Ausseer Bauern zu Hilfe. Unter solchen Leuten hätte auch der Streckenforscher ein leichtes Spiel; da würde die Angabe, man sei ein „Professor", jedes, auch das geheimnissvollste Thun vermitteln und ermöglichen. Der „Professor" hat mich in Vorarlberg, Liechtenstein, Graubündten und ganz Oberitalien — es steckt eine erstaunliche Weltläufigkeit, eine gewinnende Zuvorkommenheit im oberitalienischen Bauern — sehr gut durchgebracht. Anderswo habe ich den Maler und, wenn ich mit Frauen allein zu thun hatte, den Herdbauer vorgeschützt, „der wissen möchte, wie die Einheiz in dieser Gegend beschaffen sei". Oft haben mich landwirthschaftliche Fragen zum Ziele geführt. Dass man sich um landschaftliche Verschiedenheiten der Wirthschaft bekümmere, geht dem Landmanne leichter ein, als dass man sein Haus untersucht. Dieses scheint ihm eine selbstverständliche Sache; es ist ihm vertraut, etwa wie der Schnecke ihr Gehäuse, und Fragen in dieser Richtung befremden ihn etwa so, als wenn man ihn um einen Weg fragen würde, den er selbst alle Tage mehrmals zurücklegt. Nichtsdestoweniger bin ich auch als Baumeister aufgetreten, wenn ich nach Benennungen forschte. „Dies nennt man bei uns in der Stadt „Balcon" oder „Altan", in Oberösterreich „Schrott", in Kärnten „Söller", wie nennt man das Ding bei Euch?" Aehnliche Fragen waren selten ohne Erfolg. Es konnte dann die Mittheilung angeknüpft werden, dass die Häuser überall anders aussehen, und schliesslich wurde es dem Manne begreiflich, dass ein Baumeister sich um diese Verschiedenheiten umsähe, „denn man lerne niemals aus".

Die wichtigsten Aufschlüsse muss man von erfahrenen und gebildeten Leuten in den Rastorten erlangen. Der Zimmermann und der Maurer, der Dorfschmied, dann Männer, welche von den Bestrebungen der landeskundlichen Vereine berührt und angeregt sind, Pfarrer, Lehrer, Beamte u. dgl. ergänzen, vervollständigen, erklären das Gesehene und machen auf Uebersehenes aufmerksam.

Dass manche Gegenden noch ganz andere Schwierigkeiten bieten, ist begreiflich. Der Čičenboden Istriens, Theile von Krain und Dalmatien, die Häuser der bosnischen Mohammedaner u. s. w. lassen sich wohl ohne die Hilfe landeskundiger, ansässiger Mittelsmänner gar nicht erforschen.

Dr. Meringer hat in einem Vortrage in der Anthropologischen Gesellschaft mit Recht auf die Gefahren einer unrichtigen Fragestellung hingewiesen. Man muss sich nämlich dabei ganz unwissend stellen und die Frage von jeder Mittheilung freihalten. Frägt man z. B.: „Wo bewahren Sie Ihr Heu auf? Zeigen Sie mir es!" so wird man gute Auskunft erhalten. Früge man aber etwa: „Sie bewahren wohl auch Ihr Heu ober dem Kuhstalle auf?" so würde aus Gründen, in welche sich der Gebildete nicht leicht hineindenken kann, etwa weil der Mann fürchtet, es würde nicht gescheidt oder zweckmässig erscheinen, wenn er sein Heu anderswo aufbewahrte, häufig ein „Ja" erfolgen, wo ein „Nein" der Thatsache entspräche. Die Art des Fragens muss überhaupt wie jede andere Forscherthätigkeit dem Grundsatze entsprechen: „Ich will unbefangen erkennen, was wirklich ist; ich will nicht erkunden, was ich etwa zu finden erwarte oder gar meiner Voraussetzungen wegen finden will.

So viel über den an Beschwerden und Genüssen, an Ergebnissen und Enttäuschungen reichen Weg eines wandernden Einzelforschers! Seine Bewegungsweise ist vormärzlich. Der Handwerksbursche, ja der fahrende Schüler lebt in ihm wieder auf. Mit Kopfschütteln betrachtet ihn der Eisenbahnfahrer, welcher den Fahrplan schmäht, weil er zu einer 14tägigen Wanderstrecke des Fussgängers etwa volle sieben Stunden Fahrzeit ansetzt. Er kommt nicht weit: etwa von Salzburg bis Turin in einer Zeit, welche die Reise um die Welt ohne Hast gestattet haben würde.

Wenn man das verbrauchte Geld schliesslich durch die Zahl der zurückgelegten Kilometer theilt, so fällt das so ermittelte Kilometergeld des Fussreisenden vielfach höher aus als jenes des Eisenbahnfahrers. Und welcher Zeitaufwand! — Zeitverschwendung vielmehr nennt es der ewig eilfertige Stadtmensch, wenn der Wanderer etwa für die Schnellzugstrecke Wien-Tarvis-Udine fünfundzwanzig kostbare Urlaubstage vertrödelt. „Wohin hätte ich in dieser Zeit überall fahren können?!"

Und dennoch! Es ist gerade für den Anthropologen, für den Sprachforscher ein unberechenbarer Schaden, dass nur mehr einzelne Sonderlinge wandern, dass die eilige Menschheit gleichsam in mächtigen Flohsprüngen reist, deren Sprungziele die jedesmaligen Nachtherbergen bilden; dass Alles, was unter diesen Sprungbogen liegt, im Wirbel der Eisenbahnfahrt wie der Traum eines Trunkenen vorüberhuscht. Was das eigentliche Kennzeichnende der Völker bildet — Tracht, Sitten, Gebräuche, Mundarten, ländliche Arbeitsweise, Hausform — es wohnt „auf dem Lande", in den Dörfern und Märkten, während die Städte, als Knoten der grossen Gleichmacherin Eisenbahn, an Volksthum ebenso viel verlieren, als sie an Weltbürgerthum von Jahr zu Jahr gewinnen. Welcher Reichthum an Eindrücken, an Erfahrungen, an Bildern! Eindrücke von dauerhafter Prägung, weil sie auf den Sinn des Fussgängers ebenso viele Stunden wirken, als auf jenen des vorüberfliegenden Bahnreisenden Minuten. Wie nahe bringt uns der Fussmarsch den Menschen, welche den durchzogenen Landstrich bewohnen! Aus den Vielen, welche uns in Gutem und Bösem nahetreten, setzt sich ein klarer und vollständiger Begriff von der Eigenart des Volkes fest, aus den vielen Tausenden wechselnden Lebenserscheinungen ein umfassendes, grossartiges Bild des Lebens. Fussreisen können einen empfänglichen Geist in ungeahnter Weise bereichern. Dazu geben sie das wonnevolle Gefühl der Freizügigkeit, körperliche Spannkraft, den Schlaf und den Hunger der Jugend und den im Eisenbahn- und Städte-

gehudel so sehr beeinträchtigten seelischen Gleichmuth.

Und diese Reiseart wäre also nach meiner Ueberzeugung die wichtigste Voraussetzung einer raschen und gründlichen Erforschung all jener merkwürdigen Hausformen, welche Oesterreich-Ungarn umfasst und deren Darstellung der Hausforschung eine breite und sichere Grundlage erst schaffen muss und ohne Zweifel schaffen würde. Wohlgemerkt: nicht ein schneidiger Ritt, nicht eine behagliche Kutschenfahrt, nicht das Fahrrad, welche alle an die Strasse mehr oder minder fesseln, sondern nur das gemächliche, hastlose Wandern, wobei der stets forschende Blick den Schritt regelt, wobei nicht die rasche Erreichung des Zieles, sondern das Wandern selbst die Hauptsache ist! Nur müssten sich recht Viele zu solchen Reisen entschliessen und diese müssten etwa von der Anthropologischen Gesellschaft zweckmässig veranstaltet werden.

Diese Regelung ist in zwei Richtungen vonnöthen.

Erstens durch Anbahnung eines gleichmässigen Vorganges, gleichartiger Darstellung, gleicher wissenschaftlicher Grundlage. Hiezu würden sich besonders empfehlen gemeinsame Wanderungen von mässiger Dauer — etwa 14—20 Tage — von Fachmännern: Archäologen, Anthropologen, Ethnographen, Linguisten und Bautechnikern, etwa auch von Männern der Landwirthschaft, welche ihre Kenntnisse einander mittheilen, ihre Ansichten austauschen, welche von einander lernen und sich hiedurch fähig machen, die gemeinsam begonnene Erforschung eines bestimmten Gebietes dann auch für sich selbstständig auf abzweigenden Wegen fortzusetzen.

Dann müssten eben die jedes Jahr (etwa während der Urlaubsmonate) zu begehenden Strassen *a)* für die Gesammtwanderung, *b)* für die Einzelwanderungen festgesetzt werden, damit nicht in planlosem Eifer zu viel werthvolle Kräfte für dieselben Aufgaben verbraucht werden und die begangenen Strecken ein möglichst enges Netz bilden, dessen Lücken dann durch Fragebogen ergänzt würden. So würde aus der übereingestimmten Linienforschung schliesslich die Erforschung der Flächen hervorgehen.

Es wäre nützlich, ja nothwendig, dass jeder Theilnehmer, der sich etwa einer bestimmten Zweiglinie widmen will, zuvor wenigstens einer Gesammtwanderung sich anschliessen würde.

Ich will zur Erläuterung ein Beispiel einer Sommeraufgabe — blos ein Beispiel, keinen Vorschlag — hiehersetzen. Eine nach obigen Grundsätzen zusammengesetzte Gesellschaft von 15 Theilnehmern, unter einem von ihnen gewählten Reiseleiter, wandert von Wiener-Neustadt nach Pola in 20 Tagen und bearbeitet diesen Landstrich (die Besiedlungen an und unweit des Weges und der Umwege) gemeinschaftlich. In Pola werden die gesammelten Arbeiten an die Anthropologische Gesellschaft eingesendet und die grosse Reisegesellschaft aufgelöst. Nun bilden sich nach freier Uebereinkunft fünf kleinere Gruppen von zwei, drei oder vier Theilnehmern, welche zu den Anfangspunkten ihrer gewählten Forschungsgebiete fahren. Eine Gruppe geht dann über den Monte maggiore und Fiume nach Nordbosnien; die zweite über Triest, Monfalcone, Udine nach Bassano; die dritte von Adelsberg über Tolmein, Caporetto, Civitale, Gemona nach Ampezzo; die vierte von Adelsberg nach Agram; die fünfte durchforscht die Inseln des Quarnero und das nördliche Dalmatien. Auch diese Gruppen stellen ihre Arbeiten zwei Monate nach ihrer Heimkehr der Anthropologischen Gesellschaft druckfertig zur Verfügung.

Das nächste Jahr ginge die grosse Abtheilung von Marburg über Klagenfurt und das Pusterthal nach Franzensfeste; die kleinen Partien aber vervollständigen dann die Forschung des Vorjahres in den von dieser Längslinie südwärts gehenden Thälern und betreten einige der davon nördlich an den Hauptkamm der Alpen abgehenden Strassenzüge.

Auf ähnliche Weise würde Jahr für Jahr irgend eine Hauptrichtung durch ein in Angriff zu nehmendes Gebiet eingeschlagen und die Gruppen schlössen ihre Arbeiten dann fischgrätenartig an die Längslinie. Nach einer, freilich oberflächlichen Berechnung könnte Oesterreich in 6—8, das Gesammtreich in 12 Jahren, bei ähnlicher oder grösserer Theilnahme und bei jährlich 40—50tägiger Wanderung durchforscht werden. Da angenommen werden muss, dass diese von der Anthropologischen Gesellschaft geleitete Unternehmung doch auch gewisse Landesvereine zu ähnlicher Bestrebung anregen dürfte, so könnte bei gedeihlichem Einvernehmen das Ziel auch in kürzerer oder es könnte um so sicherer in der angenommenen Zeit erreicht werden [1]).

Wenn nun Einer einwenden sollte, dass so viel Arbeit für ein so kleines Feld anthropologischer Forschung, wie das volksthümliche Wohnhaus, die reine Verschwendung sei, so müsste ich dies, trotz persönlicher Liebhaberei, gelten lassen. Aber man bedenke die unausbleibliche Nebenausbeute der Landes- und Volkskunde überhaupt; die mächtige Anregung, welche die Landesvereine in dieser Sache hiedurch erfahren würden und die ebenso starke Anregung, welche von letzteren zurückwirken würde! Die anthropologische Forschung kann nur gewinnen, wenn recht viele wissenschaftliche Kräfte sich persönlich überzeugen, dass es auf der weiten Welt keine an Eigenart und urwüchsigem Volksthum reicheren Gebiete gibt, als die schönen Länder unseres grossen Vaterlandes.

---

[1]) Eine wichtige Voraussetzung aller hier berührten Unternehmungen liegt in einem mässigen Geldaufwande. — Fusswanderungen erfordern, wenn man gewisse Bezirke kostspieligen Naturgenusses meidet, bei ziemlich behaglichem Leben, sammt Nebenauslagen für den vorausgehenden, alle fünf Tage bei der Post behobenen kleinen Koffer im Ganzen fl. 4 täglich; eine 50tägige Wanderung kommt daher auf fl. 200, vermehrt um die Reisekosten zum Anfangs- und vom Endpunkte, zu stehen. Vorausgesetzt ist hiebei, dass man das kleine, für fünf Tage berechnete Gepäck im Tornister oder Rucksack selbst trägt.

Ausschuss-Sitzung am 10. Mai 1892.

Vorsitzender: Herr k. und k. Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

S. Reich & Co., k. k. landesbefugte Glasfabrikanten in Wien, als unterstützendes Mitglied und

Dr. Eustachius Faulhaber, k. und k. Regimentsarzt in Wien.

2. Der Secretär legt ein Circular vor, welches bekanntgibt, dass der X. internationale Orientalisten-Congress nicht in Spanien, sondern in Lissabon vom 23. September bis 1. October d. J. unter dem Vorsitze des Königs von Portugal tagen wird [1]).

Monats-Versammlung am 10. Mai 1892.

Vorsitzender: Herr Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Herr Professor Dr. **J. N. Woldřich** hält einen Vortrag

Ueber Steppen Mitteleuropas in der Vorzeit,

welcher in Folgendem auszugsweise wiedergegeben ist.

Der Vortragende wies zunächst auf die in den letzten Jahren namentlich auch in Oesterreich gemachten vielen Funde der diluvialen Mikrofauna hin, von der er selbst viele Tausende von Knochenresten aus Böhmen und Mähren bereits bestimmt und neuerdings über 20.000 Stücke Knochen aus diluvialen Stationen des Kremsthales in Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum wissenschaftlich bearbeitet hat. Derselbe gedachte ferner der analogen Funde in Frankreich, Belgien, England und Deutschland, welch' letztere namentlich durch Professor Dr. A. Nehring bekannt geworden sind. Diese Mikrofaunen weisen vielfach Thiere auf, welche gegenwärtig in den arktischen Regionen Europas und Asiens oder in den europäisch-asiatischen subarktischen Gegenden leben. Derselbe besprach hierauf die heutige Fauna und Flora der nordischen Tundren sowie die der europäisch-asiatischen Steppen auf Grundlage der Forschungen russischer Gelehrter, namentlich M. Bogdanow's, aus denen hervorgeht, dass der Charakter der Steppen durchaus nicht in einer end- und baumlosen Ebene gelegen ist, wie man sich dies häufig vorstellt, sondern im Wesen der Flora und Fauna und ist von der orographischen Entwicklung der betreffenden Gegend unabhängig. Aehnliche Verhältnisse, wie sie heute in den arktischen Tundren bestehen, müssen bei uns während und am Ende der Glacialzeit am Rande der Gletscherregion geherrscht haben, dafür sprechen die Reste von arktischen Thieren bei uns. Den glacialen Verhältnissen folgte unmittelbar der subarktische Steppencharakter unserer mitteleuropäischen Landschaften mit den typischen Steppenpflanzen und Steppenthieren, wobei hügeliges und Bergterrain ebensowenig ein Hinderniss bildeten, wie heutzutage in den Steppen an der Wolga und anderwärts. Woldřich verlegt die Steppenzeit bei uns unmittelbar nach dem Verlauf der Haupteiszeit, äussert sich über eine längere Dauer der sogenannten Interglacialzeiten äusserst skeptisch und erblickt in ihnen höchstens kurz dauernde Oscillationen der ganzen Haupteiszeit; er bestreitet für Russland wenigstens eine Interglacialzeit. Das continentale Klima aber, welches durch eine mitteleuropäische Steppenzeit voraussetzt wird, weist er aus den continentalen Aenderungen Europas nach, die sich nach dem Verlaufe der Eiszeit im Nordwesten, Süden und Südosten dieses Welttheiles zugetragen haben, wobei der Continent Europas eine bedeutend grössere Ausdehnung in den genannten Richtungen besass. Derselbe verweist diesbezüglich auf seine kürzlich in den Schriften der königl. böhmischen Franz Josefs-Akademie der Wissenschaften erschienenen geologischen Detailstudien. In die Steppenzeit und lange noch nach derselben verlegt er die Bildung des Löss und ähnlicher Lehme, in denen Reste der grossen Pflanzenfresser und auch des Menschen angetroffen werden. Hierauf folgte die Besprechung des Rückzuges der Steppenthiere aus unseren Gegenden, in denen sich einzelne widerstandsfähige Vertreter bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Sehr anziehend ist die Betrachtung der Reste von Steppenpflanzen in Mitteleuropa, von denen jedoch einzelne Botaniker, in Verkennung der geologischen und klimatischen Thatsachen, behaupten, dass sie die Vorposten sind der heute nach Westen vordringenden Steppenflora, während der Vortragende diese Steppenpflanzen gerade umgekehrt als die widerstandsfähigeren Ueberbleibsel unserer einstigen diluvialen Steppen betrachtet, deren Rückzug nach Nordosten wir verfolgen können, und auch diese dienen mit als Beweis für die Existenz unserer einstigen Steppenzeit. Schliesslich verweist der Vortragende auf die Wichtigkeit der besprochenen Verhältnisse, die mit dem Erscheinen und mit der Ausbreitung des Menschen in unseren Gegenden innig zusammenhängen.

2. Herr Dr. **Otto Müller** übersendet eine auszugsweise Uebersetzung aus dem in ungarischer Sprache geschriebenen

„Archaeologiai Értesitő"

(„Archäologischer Anzeiger")

Band IX. (neue Folge), Budapest. Jahrgang 1889 [1]).

1. Bericht des Mauritius Wosinsky über einen prähistorischen Ansiedlungsplatz bei Kölesd im Tolnaer Comitate. (S. 34—44, mit Situationsplan und 2 Tafeln Abbildungen.)

Im Sommer des Jahres 1888 brach ein Theil der Reichsstrasse von Kölesd nach Borjád ein, am Fusse des sogenannten „Csonthegy" (Knochenberg). Es öffnete sich daselbst ein tiefes Loch eines vermeintlichen Kellers, welcher noch unter die Reichsstrasse sich hinein erstreckte. Die Strasse läuft daselbst an der Berglehne in der Höhe

[1]) Siehe S. [4] dieser Sitzungsberichte.

[1]) Die Uebersetzung ist derart gemacht, dass sie, bei Vergleichung mit den bezogenen Abbildungen des „Archaeologiai Értesitő" betreffenden Bandes, vollständig den wesentlichen Inhalt des in ungarischer Sprache geschriebenen Originaltextes den deutschen Lesern zur Kenntniss bringt.

von 8—10 Klafter über dem Ufer des Sióflusses dahin. Bevor Wosinsky diese Stätte untersuchte, hiess es, dass der Keller an den Seitenwänden und an der Decke mit Holzbalken ausgezimmert gewesen wäre; der Fussboden war mit Lehm gestampft. In dieser Höhle fand man Thongefässscherben, Menschenknochen und Bruchstücke von Mahlsteinen sowie verkohlte Weizenkörner und Küchenabfälle. Wosinsky fand, dass der eingebrochene Theil der Höhle, rücksichtlich die durch den Einbruch gebildete Grube $1^1/_2$ Klafter tief und ebenso breit war. Die Wände der Höhle bildeten harte Lössschichten, von denen Stücke nur durch wuchtige Hackenhiebe gelöst werden konnten. Hie und da zeigten sich rothgebrannte Stellen, wenig Asche und Kohlenreste, in den Löss eingekeilte Thierknochen und Thonscherben, ja sogar ein vollständiges Thongefäss. Von einer Einzimmerung der Höhle fand Wosinsky nur an einer Stelle eine zweifelhafte Spur. Die Menschenknochen, ohne Brandspuren, stammten von etwa 3—4 Wesen älteren und jüngeren Alters. Die Schädel waren dolichocephal. Die künstliche Höhle war wahrscheinlich einst von Menschen bewohnt, welche durch eine Lössabrutschung verschüttet wurden und den Tod fanden. Die Grube dehnte sich offenbar weiter nach allen Seiten aus. Wosinsky versuchte zwar durch Grabungen im Innern den Inhalt derselben und die Ausdehnung zu erforschen, da diese Grabungen aber schwierig waren und nichts von Bedeutung zutage brachten, untersuchte er die Höhe des Csonthegy (Knochenberges).

Auf den ersten Blick zeigte es sich, dass hier an der Spitze des Berges ein prähistorisches Bollwerk war.

Der Situationsplan auf S. 37 zeigt die ganze Anlage mit Umgebung, wobei Punkt *a* die Stelle der vorerwähnten Grube andeutet.

Der Csonthegy (Knochenberg) besteht aus einem länglichen Gebirgsrücken, welcher einerseits vom Siófluss und der daneben laufenden Reichsstrasse, andererseits von dem sogenannten Legelövölgy, d. h. Triftthal, begrenzt ist. Der Rücken des Berges ist mit Bäumen bepflanzt. Die grösste Höhe ist bei *f—g* des Planes (S. 37), in welcher Richtung Wosinsky einen Graben zog, der nichts als thönerne Gefässscherben und ein Bruchstück einer Bronzenadel ergab. Bei *f* am Plateau des Berges fand man vier prähistorische Wohngruben und weiterhin anschliessend am Bergabhange neun weitere Wohngruben, welche am Plane mit schwarzen Punkten bezeichnet sind. Dieser Höhepunkt des Berges war einstens mit einer halbkreisförmigen Schanze umgeben, von der nur noch die Stelle bei *o* sichtbar, der andere Theil aber schon geebnet oder vom Regen abgeschwemmt ist. Bei *p* des Planes befindet sich eine natürliche tiefe Gebirgseinsattelung, dann erhebt sich wieder der Gebirgsrücken und bildet ein längliches Plateau, welches in ungleichen Abständen durch vier tiefe Quergräben bei *i*, *k*, *l* und *qu* abgetheilt ist. Bei der Linie *b—c* des Planes hob Wosinsky wieder einen tieferen Graben aus, welcher jedoch nur Thonscherben und Küchenabfälle ergab. Gegen das Legelövölgy (Triftthal) zu zeigten sich bei *m* und *n* die Reste zweier hintereinander liegender paralleler Schanzen.

Grösseres Interesse bot daher nur die Eröffnung der Wohngruben, welche Wosinsky mit dem von den Ungarn für unterirdische Wohngruben gebrauchten Namen „Putri“ bezeichnet, wie solche auch jetzt noch in Ungarn von Weingärtenhütern und Viehhirten zum Schutze gegen Wetterunbill im Freien gebaut und benützt werden.

Die kreisrunden Wohngruben sind beiläufig 2 m tief und messen 2—3 m im Durchmesser. In der oberen Schichte der Grube fand man ausgebrannte Lehmstücke mit sichtbaren Eindrücken von Rohr- oder Gesträuchstäben, ein Beweis, dass diese Wohngruben mit einem Dache oder Schirm von Rohr- oder Strauchruthen, welche mit Lehm oder nasser Erde bedeckt und zusammengehalten waren, gegen Wind und Wetter geschützt wurden.

Diese Wohngruben waren mit Asche, Kohle, Thongefässscherben und Küchenabfällen gefüllt; vereinzelt kamen vor: ein Bruchstück eines durchbohrten Steinbeiles, fünf Mahlsteine und einige verschiedentlich geformte Arbeitssteine, zwei messerförmige Steingegenstände, vier spatelförmige Steingeräthe (Glättsteine), ein kegelförmiges, hohles Thongestell, ein kleiner Thonlöffel, zwei 10 cm Durchmesser haltende durchlöcherte Thonscheiben, zahlreiche Thierknochen, darunter einige Hornstücke vom bos priscus.

Von den Kölesd'er Funden bilden die Thongefässe den schönsten Theil. Im Ganzen wurden 59 theils vollständige, theils wenig verletzte Thongefässe von Wosinsky zutage gebracht. Derselbe setzt ihr Alter in die Bronzezeit, obwohl nur das einzige oben erwähnte Bronzebruchstück gefunden wurde. Die Gefässe sind durchwegs als klein zu bezeichnen. Ausser fünf Stücken überragt keines der übrigen die Höhe von 10 cm.

Wohl fanden sich auch Haufen von dickwandigen groben Thonscherben ohne Ornament, doch nicht ein bemerkenswerther Bruchtheil eines Gefässes konnte daraus reconstruirt werden; diese groben Thonscherben stammten alle von Gefässen des gewöhnlichen Hausgebrauches.

42 Stück der wohlerhaltenen Thongefässe haben die Form kleiner einhenkeliger Krüge; die übrigen sind kleine Schüsselchen mit und ohne Henkel. Wir verweisen diesfalls auf die 21 Abbildungen auf S. 40 und 41 und bemerken insbesondere das glockenförmige Thongefäss Nr. 14 mit siebartig durchlöcherten Wänden. Die Ornamentik der Gefässe ist mannigfaltig, ebenso ist die Form derselben verschieden. Die Verzierung besteht ausschliesslich aus vertieften oder eingeritzten Strich-, Punkt-, Dreiecks-, Leisten- und Bandornamenten, welche durch eine weisse Kalkfarbe hervorleuchtend gemacht wurde.

2. Bericht des Dr. Paul Frenyó über Grabungen auf dem sogenannten Templomdomb (Kirchenhügel) in Déva-Ványa, im Heveser Comitate an der Mittel-Theiss. (S. 53—57.)

Auf dem Hügel befindet sich eine alte Kirche, daher der Name. Die Kirche ist von einer Rundmauer eingeschlossen, innerhalb deren sich ein ausgedehnter Hof um die Kirche ausbreitet. Die Kirche mit dem Hofe bedeckt eine Fläche von etwa 2000 m².

Bei Untersuchung des Kirchthurm-Fundamentes stiess man nach Wegräumung des Schuttes in der Tiefe von $2^1/_2$ m auf einen Schanzgraben, dessen Tiefe $1^1/_2$ m und dessen Breite 120 cm war. Die Schanze oder der Wall selbst hatte eine Breite von 2 m und war ausschliesslich aus lehmiger Erde aufgeworfen. Es wurde an der Seite des Walles ein Versuchsgraben gezogen, wobei ein menschliches Skelet in hockender Lage aufgedeckt wurde. Schon früher hatte man in der Nähe bei Ausgrabung einer Kalkgrube in $2^1/_2$ m Tiefe zwischen Kalk- und Ziegelbruchstücken menschliche Skelettheile gefunden.

Ueber den Zweck der obigen Schanze kann man sich keinen Begriff machen, so lange sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung aufgedeckt sein wird. Mit dem an der Nordseite des Hügels sich hinziehenden sogenannten „Teufelsgraben" kann sie nicht zusammengehörig sein, weil der Schanzgraben in seiner Fortsetzung den letzteren niemals schneiden würde, indem der Teufelsgraben um 275 cm tiefer am natürlichen Grunde des Hügels liegt.

Bei weiteren Grabungen stiessen die Arbeiter auch auf ein 10 Liter fassendes, oben viereckig zulaufendes tonnenartiges Gefäss, aus schwarzem, gut gebranntem graphitirten Thone, welches auf der Drehscheibe verfertigt war, an den vier Ecken des oberen Bauchrandes vier Zipfeln hatte und mit einer rundherum laufenden Streifenbordure verziert war. Dieses Gefäss wurde leider von den Arbeitern zertrümmert und nur ein Drittheil desselben konnte noch zusammengesetzt werden.

An einer anderen Stelle stiess man in der Tiefe von 775 cm auf ein Grab, auf dessen Untergrunde weisse Asche verstreut lag, ohne dass jedoch an der umgebenden Erde Brandspuren sichtbar waren; doch fand man daselbst menschliche Skeletreste und auch den Schädel, an dessen linker Seite ein einem Hühnerei ähnlicher, zu Staub verfallener, zinnoberrother Gegenstand lag. Zu beiden Seiten des Schädels, entsprechend den Ohrenstellen, zeigten sich auch haselnussgrosse Kügelchen mit lilafärbigen Streifen, welche jedoch gleichfalls beim vorsichtigsten Heben zu Staub verfielen. An der rechten Seite des Skelettes zeigte sich ein 40 cm langer und 10—15 cm breiter rostbraunfärbiger Streifen an der Erde, ohne dass jedoch Rostspuren von einem Eisengegenstand bemerkbar waren. Es wurde noch ein drittes Grab mit zu Staub verfallenen Skeletresten ohne Beigaben eröffnet.

3. Ueber den Hradiszko- oder Burgstall-Berg bei Machelsdorf (Mahalfalu) in der Zips in Oberungarn von Alexander Münnich. (S. 57—59, mit Situationsplan.)

8 km von der Eisenbahnstation Poprád-Felka der Kaschau-Oderberger Bahn entfernt, unmittelbar an der Leutschauer Strasse, erhebt sich bei Machelsdorf ein Berg 182 m hoch über den Ufern des vorbeifliessenden Wendbaches, welcher im dortigen Volksmunde von den Slovaken „Hradiszko", von den Deutschen „Burgstall" genannt wird.

Dieser Berg ist von der Eisenbahnstation Kapsdorf (Káposztafal) schon nach einstündigem Fussmarsche zu erreichen, doch muss man sich in diesem Falle im Badeorte Vidernik einen Führer nehmen. Der Berg ist von allen Seiten von sprudelnden Bächen umflossen. Gegen West hängt der Berg mit einer schmalen, nur 150 m breiten und etwa 15 Hektare fassenden Gebirgszunge, welche jedoch 150 m tiefer als die Spitze des Berges liegt, mit der Viderniker Gebirgskette zusammen. Das Material des Burgstall besteht aus eisenhältigem Schiefergestein. Auf dem Berge bestand eine prähistorische Ansiedlung, wie schon Dr. Floris Römer nachgewiesen hat. Auf allen Seiten des Berges liegen Sandsteinstücke von Faust- bis Kubikmetergrösse herum, welche ebenso wie der Lehm zu den dort befindlichen Schanzen von den Nachbarbergen durch Menschenhände herbeigeschleppt wurden.

60 m oberhalb der flachen Gebirgszunge, welche den Burgstall mit der Viderniker Gebirgskette im Westen verbindet (also 90 m unter der Spitze des Berges), zieht sich kreisrund um die Bergkuppe herum ein 5—10 m breiter Schanzkreis, welcher gegen Nord einen höheren Wall zeigt. (Siehe *b—b—b* des Situationsplanes und *b—b* des Querschnittes (Kereszmetszet) und *b* des Längsdurchschnittes (Hosszmetzet) auf S. 58.

70 m höher befindet sich ein zweiter, innerer Wallring. (Siehe *a—a* des Planes.)

Der Innenraum hat 430 m Breite und 730 m Länge. Ueberall zerstreut finden sich nach Dr. Römer's und Dr. Frenyó's Annahme auf dem Berge sogenannte „Wasserhälter", das sind Gruben verschiedener Grösse, einige kleinere, andere bis Metertiefe, zum Theile mit Geröll und Erde verschüttet. (Nach Annahme des Uebersetzers dieses Berichtes dürften dies jedoch Stellen von prähistorischen „Wohngruben" sein.)

Am Plateau zerstreut finden sich zahllose grössere und kleinere Thongefässscherben verschiedener Stärke, ferner Schlacken- und Kieshäufchen. An der höchsten Stelle des Berges will Dr. Frenyó einige viereckige, jedoch abgewaschene Erderhebungen bemerkt haben. Die Thongefässscherben stammen zum Theile von metergrossen schwarzen Urnen, welche aus freier Hand gemacht wurden, zum Theile von anderen Thongefässen, primitiv mit Punkten und Strichen ornamentirt. Einzelne Urnen trugen am Bauche grosse Buckeln bis zu 12 cm Stärke. Ausserdem wurde auf dem Burgstall eine einzige gewöhnliche Muschel gefunden, während zweierlei Schlacke häufig vorkommt, und zwar eisenhältige „Frischschlacke" mit 40—60 Percent Eisengehalt und eine leichte Schlacke hauptsächlich auf der Spitze des Berges.

Zahlreiche Fundgegenstände vom Burgstall wurden von Dr. Römer zum Theile im Felkaer Tátra-Museum, zum Theile im Popráder Museum hinterlegt.

4. Bericht des Gabriel Téglás über einen Goldfund von Hátszeg (Hötzing) im Hunyader Comitate in Siebenbürgen. (S. 59—62, mit 2 Abbildungen.)

Es handelt sich um den Fund zweier einander ähnlicher, goldener Armringe mit schlangenkopfartigen Enden. (Siehe Abbildungen S. 60.) Der eine Nr. 1 soll kleiner als der andere Nr. 2 sein, obwohl die Zeichnungen und Maasse das Gegentheil zeigen. Nr. 1 hat 65·5 Gramm Gewicht und 5 cm Durchmesser, Nr. 2 hat

69 Gramm Gewicht und 5·5 cm Durchmesser, zusammen entsprechen sie fl. 170 ö. W. reinem Goldwerthe. Der Goldstab, aus dem sie verfertigt wurden, war ursprünglich walzenförmig, durch Schläge wurde jedoch das Kopfende viereckig zugerichtet und in Form und durch Ornamentirung einem Schlangenkopfe ähnlich gebildet. Das stumpfe Schweifende wurde bei beiden Ringen als abgehauen dargestellt. TÉGLÁS kennzeichnet den Schlangenkopf nach seinem Ornamente als den einer Viper ähnlich.

Nach Angabe soll ein Hötzinger Bauer im Jahre 1888 die beiden Armringe in Várhely (deutsch: Burgplatz), einem Dorfe bei Hötzing (Hátszeg), gefunden haben. Das bezweifelt jedoch der Berichterstatter GABRIEL TÉGLÁS; er glaubt vielmehr, dass diese Gegenstände noch von dem Funde bei Totesd nächst Hötzing vom Jahre 1854 herstammen, welcher damals angeblich aus 14 Goldringen bestand und seinerzeit in das Wiener k. k. Hof-Antikencabinet kam. (SEIDL, Archiv für österreichische Geschichtsquellen, XXIX, 322.)

TÉGLÁS bemerkt ferner, dass in Siebenbürgen mehrere Funde von silbernen Schmuckgegenständen mit schlangenkopfartigen Enden gemacht wurden; so bei Vajdej, ebenfalls nächst Hötzing, 1 silbernes Gewinde (Ring?) mit Schlangenkopf im Wiener k. k. Hof-Antikencabinet (Katalog 334, 41, und Goos, Chronik der archäologischen Funde 138. Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1870, 26); dann bei Zendrisch (Szenaverös) im Kockelburger Comitate 1 silberner Drahtring mit Schlangenkopf, derzeit im Museum des Baron BRUCKENTHAL in Hermannstadt (Correspondenzblatt des Vereines für Landeskunde, Siebenbürgen I, 85); dann bei Marienburg (Hétur) im Kockelburger Comitate 1 silberner Armring mit Schlangenkopf (SEIDL, Archiv für österreichische Geschichtsquellen XXIX, 320); ferner bei Márkaszék im Krasznaer Comitate 2 Halsringe mit Schlangenköpfen (im Wiener k. k. Hof-Antikencabinet) und zuletzt der Fund von Silbergegenständen bei Grosswardein vom Jahre 1885, worunter ein Stück mit Schlangenkopf (Archaelogiai Értesitö vom Jahre 1886, 204 ff. und 385 ff.). Der Berichterstatter TÉGLÁS schliesst daraus, dass die beiden goldenen Armringe der Zeit nach aus dem ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt stammen.

5. Bericht des Dr. EMERICH VÁSÁRHELYI über den Bronzefund bei Gyermely (Bezirk Totis im Komorner Comitate). (S. 62—66, mit 1 Tafel Abbildungen.)

Auf der Westseite des die Ortschaften Szomor und Gyermely trennenden Hügels, gegen Gyermely zu, links von der Reichsstrasse und unweit der Reste einer alten Römerstrasse stiess der Oekonom JOHANN SPEIDLER beim Pflügen des Ackers im August 1888 auf ein Thongefäss, welches die unten näher bezeichneten Bronzegegenstände enthielt, welche alle durch Ankauf an das königl. ungarische Nationalmuseum gelangten. Das Gefäss wurde durch den Pflug zertrümmert, die umgebende Erde war stark mit Kohlenstücken von verbranntem Kornelkirsch- und Haselnussholz untermengt, so dass anzunehmen ist, an der betreffenden Stelle sei einst ein Bronzegusswerk gestanden.

Die Gegend um Szomor, im Komorner Comitate nächst dem Grenzzusammenstosse des Graner, Pester und Stuhlweissenburger Comitats gelegen, ist reich an Alterthumsfunden, und zwar von der Steinzeit aufwärts durch alle Culturperioden bis zur Römerzeit. Auch ein dem Neanderthalschädel ähnlicher uralter Menschenschädel wurde hier gefunden. Ausserdem fanden sich zahlreiche polirte Steinwerkzeuge, Meissel, Hämmer und Streitkeulen vor. Kaum gibt es einen Bauer in dieser Gegend, welcher nicht solche Steingeräthe als vermeintliche Schutz- oder Zaubermittel gegen Krankheiten und dergleichen Unfälle aufbewahren würde. Ein grosser, schöner Kupfermeissel und ein bronzenes Beilbruchstück befinden sich daselbst in Privatbesitz. Zahllose Gegenstände aus der Römerzeit, Münzen, Bronze- und Silberfibeln, Thongefässe und Thonscherben, Bausteingesimse, drei Grabinschriftsteine, ein römischer Wagen und vieles Andere wurden hier schon gefunden.

Wir bringen hier das Verzeichniss der Abbildungen S. 65 von den letzten Bronzefund-Gegenständen:

1. und 2. 2 Spiralscheiben-Fibeln aus Bronzedraht, jede mit einer grossen Spiralscheibe und 8 kleinen Spiralen, welche paarweise am Bügel sitzen; 3. Doppelspiralscheiben-Fibel mit 4 Kettengehängen; 4. stumpfer Streithammer, dessen Griffloch noch nicht gegossen war; 5. dreieckiger Meissel (Celt?), Bruchstück; 6. Celt mit Dülle und Henkel (Oehr); 7.—9. 3 Lanzenspitzen; 10. das obere Bruchstück eines Schwertgriffes; 11 und 13. Messerbruchstücke; 12. und 14. Messer- (oder Dolch-) Bruchstücke; 15. und 16. Gürtelstücke aus dünnem Bronzeblech mit einpunzirtem Punktornament; 17. und 18. 2 Sicheln; 19. und 20. 2 Bruchstücke von Schwertern; 21.—23. offene (Arm-?) Ringe; 24.—27. geschlossene, platte Ringe mit Oehr; 28. und 29. desgleichen ohne Oehr; 30. und 31. 2 Doppelringe, welche concentrisch in einander sitzen und durch 2 fixe Stäbchen im Durchmesser, aus- und aneinander gehalten sind; 32. Bruchstück eines Bronzeringes, halbkreisförmig, mit zurückgebogenem Ende auf einer Seite; 33. doppeltgebogener, ringförmiger Bronzedraht, in welchen möglicherweise die anderen Ringe eingehängt waren, wie dies die Zeichnung andeutet; 34. breiter Ring mit übereinander greifenden Enden.

Der Berichterstatter setzt das Alter der 14 Ringe Nr. 21—34 in eine jüngere Zeit als die übrigen 20 Bronzegegenstände, welche er aus der Hallstattperiode oder der ungarischen Bronzezeit stammend erklärt.

6. Aus „Allerlei"-Mittheilungen ist hervorzuheben:

a) S. 83—86. Erwerbungen der Alterthums-Sammlung des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest in der Zeit vom September bis Ende December 1888 (mit 17 Abbildungen):

1 grobe 27·3 cm hohe Thonurne aus der Bronzezeit von Perjámos im Torontaler Comitate;

2 Thongefässe von Bölcske im Syrmier Comitate;

die Bronzefunde von Gyermel, welche oben beschrieben wurden;

1 Kupferbeil aus dem Stuhlweissenburger Comitate;

Höhlenfunde aus der Blasensteiner (Detrekö-) Höhle im Pressburger Comitate;

Funde vom Csab-Rendeker Urnen-Begräbnissplatze bei Sümegh im Zalaer Comitate;

Funde von der Muhi-Puszta und vom Badeorte Tapolcza im Borsoder Comitate;

1 bronzene Dolchklinge vom Calvarienberge bei Dunaföldvár im Tolnaer Comitate;

1 Eisenschwert von Szorosád im Tolnaer Comitate; endlich der wichtige Grabfund aus der Völkerwanderungszeit von Puszta-Tóth im Tolnaer Comitate, welcher auf S. 85 abgebildet ist. Es bilden diese 14 Gegenstände eine Ergänzung der bereits im Besitze des Nationalmuseums befindlichen Funde von derselben Stelle aus dem Jahre 1873; die Abbildungen 1—3 zeigen 3 goldene Ornamentplättchen für Kleider- oder Gürtelschmuck; 4: 1 silberne, schwachvergoldete Schnalle; 5, 6, 8 und 9: 4 goldene Ohrgehänge-Anhängsel; 10 und 11: 2 goldene Ohrgehänge mit Anhängsel; 7: 1 goldenen Drahtreif; 12 und 13: 2 goldene Beschläge; endlich 14: 1 goldene Kapsel, vielleicht der Knopf eines Schwertgriffes, in drei Ansichten (14—16).

Die Zeichnung S. 84 zeigt eine römische Bronzefigur von Mohács, welche gleichfalls vom Nationalmuseum erworben wurde.

b) S. 91—93. Notiz mit Abbildungen eines römischen Pferdezaumes, im Besitze des Baron Aurel Prónay, gefunden zwischen Gödöllö und Kerepes im Pester Comitate bei Ausbesserung eines alten Waldweges. Das Gebiss des Zügels ist aus Eisen, die Verzierung darauf aus getriebenen Bronzeplättchen.

c) S. 93, Fortsetzung S. 95. Notiz des Baron Albert Steiger über die Eröffnung eines künstlichen, 25 m Durchmesser und 4 m Höhe fassenden Hügels bei Septencz-Ujfalu nächst Tapolcsán im Neutraer Comitate. Baron Steiger liess zuerst einen Graben vom Mittelpunkte des Hügels in der Richtung zum flachen Boden und dann im rechten Winkel dazu einen zweiten Graben ziehen, wodurch das Segment einer kreisförmigen Schichte von Asche, Knochen und Thonscherben zum Vorschein kam. Dieser Theil des Hügels wurde dann bis auf den Boden abgegraben. Aus den gesammelten Thonscherben konnte kein ganzes Gefäss zusammengesetzt, doch konnte constatirt werden, dass bei der Bestattung vier oder fünf ganze Gefässe beigesetzt wurden, weil deren Scherben auf einem Haufen beisammen waren, während andere Scherben zerstreut lagen. Die Erde, aus welcher der Hügel aufgeworfen war, stammte nicht aus der Nähe, sondern war aus verschiedenen Gegenden zusammengetragen.

7. Dr. Adalbert Pósta berichtet (S. 144—150) über „Neuere Funde von dem prähistorischen Ansiedlungsplatze bei Tószeg“ (an der Theiss) bei Szolnok. (Mit 2 Tafeln Abbildungen.)

Der „Lapos halom“ (zu deutsch: „der platte Hügel“) bei Tószeg hatte schon früher reichlich Knochen-, Stein-, Thon- und Bronzeartefacte aus prähistorischer Zeit geliefert, welche sich jetzt zum Theil im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest befinden. Die Theiss schwemmt häufig nach Ueberfluthungen Theile des Lapos halom ab, wobei jene Gegenstände zutage kommen und von den bereits unterrichteten Bauersleuten aufgesammelt werden, um sie zu verkaufen. Der dortige Grundbesitzer Franz Márton (mit Schriftstellernamen Ludwig Abonyi genannt) hatte das Verdienst, das Nationalmuseum und die Fachgelehrten auf diese Fundstelle aufmerksam gemacht zu haben; auch neuerlich that er dies wieder.

Die letzte Abschwemmung, welche die Theiss im Jahre 1889 an der Ostseite des Lapos halom verursachte, hatte eine Länge von 25—30 Schritten. An einer Stelle, 1·2 m unter der Oberfläche des Hügels, zog sich 2 – 2·5 m lang und ebenso breit eine grössere Schichte, aus deutlich erkennbarem gebranntem Getreide bestehend, hin. Darunter lag eine zweifache weisse Schichte von Muschelschalen, welche durch eine ganz braune Humuserde getrennt war. Diese Schichten enthalten die Artefacte. An verschiedenen vom Wasser abgerissenen Stellen zeigten sich die gleichen Schichtenverhältnisse mehr oder weniger ausgedehnt. Von rohgeschlagenen und polirten Steinwaffen werden rohe Pfeilspitzen erwähnt und von einem Bruchstücke eines durchbohrten polirten Steinbeiles wird auf Tafel S. 146 (Nr. 1), dann von einer knöchernen, zweimal durchbohrten Axt auf Tafel S. 147 (Nr. 2 *a b*) eine doppelte Ansicht gegeben.

Die Abbildungen S. 147 bringen noch mehrere andere Knochenartefacte; so 1 Pfeilspitze (Nr. 3), 1 aus einem Schienbeine geformten Meissel (Nr. 4 *a b*), 1 knöchernes Werkzeug, wahrscheinlich zum Glätten der Thongefässe (Nr. 5), 1 Hirschgeweihspitze, mit concentrischen Kreisen ornamentirt (Nr. 6), 1 zweite Hirschgeweihspitze am unteren breiteren Ende durchbohrt, wahrscheinlich als Spitzhaue, vielleicht auch als Anhängsel verwendet (Nr. 7).

Von Thongefässen sind S. 146 abgebildet: 1 rohes, krugartiges Gefäss mit stark ausladendem Rande und einem Henkel (Nr. 8), 1 Schalengefäss mit gerippter Bauchverzierung und einem Henkel (Nr. 9), 1 einhenkelige Schale mit Rippen- und Knopfornamenten am Bauche (Nr. 10), 1 graphitirte, mit quadratischen und rhomboedrischen Strichornamenten und zwischen liegenden Punkten verzierte Schale mit einem Henkel und Untersatz (Nr. 11) [die beiden Schalen Nr. 10 und 11 haben Urnenform] 1 thönerner Löffel (Nr. 12), 1 fussähnlicher Thongefäss-„Reiter“ (Nr. 13), Dr. Pósta hält es für das Fussgestell einer Schüssel, es kann aber auch eine griffartige Bauchausladung des Gefässes gewesen sein; 1 rohe, flache Schüssel mit Griffzapfen (Nr. 14).

Ausserdem wurde ein „goldenes Anhängsel“ (Schmuckgegenstand), Abbildung S. 147 (Nr. 15), gefunden, von welchem Dr. Pósta glaubt, dass es aus der oberen Culturschichte abgeschwemmt wurde, welche Schichte auch Spuren von Eisenrost enthielt. Er machte daher eine Versuchsgrabung in dem dortigen Schanzgraben bis hinab auf die Terramare- (Pfahlbau-) Schichte und fand ein zweites Bruchstück eines goldenen Anhängsels (siehe Abbildung S. 147, Nr. 16 *a b*). Dr. Pósta hält

das letztere für das Bruchstück eines goldenen Kettengliedes [1]).

8. Die Privat-Alterthumssammlung des Josef Csoma in Devecser im Abaujer (Kaschauer) Comitate, beschrieben von Dr. Johann Szendrei.

S. 150—154, II. Artikel mit 1 Tafel Abbildungen. Den I. Artikel siehe Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrg. 1891, Bd. XXI. Neue Folge XI. Sitzungsberichte. S. [45], Bericht 17.

Um diese Sammlung in ihren Hauptstücken vollständig kennen zu lernen, werden auf Tafel S. 153 noch die Abbildungen folgender 13 Gegenstände gebracht (siehe die entsprechenden Nummern der Abbildungen):

1. Im Nachtrage zu den bereits erwähnten Korláther Funden aus dem Abaujer Comitate wird ein Broncecelt mit Dülle und Henkel (Oehr) gebracht, welcher am Rande der Dülle mit einem Zickzack-Ornamente verziert ist; seine Länge beträgt 11 cm, die Breite am Düllenrande 5 cm, die Breite der Schneide 4·05 cm, das Gewicht 230·03 gr. Aehnliche Exemplare sind in Hampel's Bronzezeit, Taf. XI und XII, abgebildet.

2. Ein Gussform-Fragment aus Sandstein für Bronzeringe von Nagyfalu im Árvaer Comitate.

3. Ein Sandstein-Werkzeug-Bruchstück zum Zuspitzen von Bronze- oder Knochennadeln (?), ebenfalls aus Nagyfalu. Länge 6·04 cm, Breite 3·03 cm, Stärke 2·02 cm.

4. Thonscherben von einem grösseren, dickwandigen Gefässe mit Leistenornament (Hallstätter Motiv).

5. Thonscherben, schwarzbraun, mit kreuzförmigen, kleinen Stempelornamenten (gleiche Motive siehe bei Hampel, Catalogue de l'exposition préhistorique 1876. S. 120).

6. Thonscherben mit concentrischem Kreisornamente (Sonnenbild), das vertiefte Ornament mit Gyps (?) weiss ausgefüllt.

Nr. 5 und 6 sind von dem prähistorischen Ansiedlungsplatze bei Devecser.

7 *a* und 7 *b*. Thonscherben, Bauchtheil und Henkel, von einem groben, braunen Gefässe, mit seltenem Leistenornamente, Spitzbogen mit abwärts ziehenden Schnurleisten von Büd am Hernádflusse (Kaschauer Comitat).

8. Zwei rothe Thonscherben eines gebrochenen Gefässes, mit den eingebogenen Enden einer starken Eisenschliesse zusammengehalten. Breite beider Scherben zusammen 7·05 cm, Dicke der Scherben 1·04 cm, Stärke der Eisenschliesse 1·01 cm.

9 *a* und 9 *b*. Ein flaschenförmiges, braunes, kleines, zierliches Thongefäss mit Deckel; am Mundsaume, Deckelrande und an der Baucheinschnürung mit rundherum laufenden Ritzen verziert. Am Bauchdurchmesser zwei entgegengesetzt hervorragende Zitzen. Höhe 7 03 cm, grösste Breite 8·05 cm, Randdurchmesser 6·01 cm, Höhe des Deckels 2·02 cm. Gefunden in Szt. Iván (Kaschauer Comitat).

10. Ein reich ornamentirtes, braunes, kugelförmiges Thongefäss von Devecser (Kaschauer Comitat). Grösster Durchmesser 8·02 cm, Randdurchmesser 5 cm.

11 *a* und 11 *b*. Die zwei Kehrseiten eines ornamentirten Thongegenstandes, vollständig, ohne merkbare Bruchstellen, unbestimmten Zweckes. Höhe 6 cm, Breite 3·03 cm, Stärke 1 cm. Fundort: die Erdburg bei Felsö-Vadász (Kaschauer Comitat).

12. Eine kleine Thonfigur, einen Stier darstellend, und

13. eine kleine Thonfigur, ein Pferd darstellend, vielleicht Kinderspielzeug (?); beide von dem prähistorischen Ansiedlungsplatze bei Jótügy (Kaschauer Comitat). (Aehnliche Figuren siehe bei Hampel, Catalogue préhistorique, S. 118—119.)

9. Mittheilung des Koloman Darnay über zwei Bronzefunde im Zalaer Comitate. (S. 176 bis 177.)

Der eine Fund wurde in einem Weinberge, genannt Hajagos, in der Ortschaft Diszel bei Tapolcza gemacht und bestand aus zwei bronzenen Spiralenfibeln, von denen jedoch eine durch die Weingartenarbeiter wieder verschleppt wurde; die andere, erhaltene Fibel kam käuflich in die Hände eines Kupferschmiedes in Tapolcza, welcher einen Theil derselben sogleich einschmolz, so dass nur eine Spiralscheibe davon gerettet wurde; sie hat einen Durchmesser von 59 mm und besteht aus 11 Spiralwindungen eines 5 mm starken Bronzedrahtes.

Der zweite Fund stammt aus der Csobáncz-Burg, ebenfalls bei Diszel in der Nähe des Plattensees, und besteht: *a)* aus einer 15 cm langen Bronzenadel mit einem ornamentirten, knopfartigen Kopfe; *b)* aus einem cylinderförmigen Bronzegegenstand, dessen Bestimmung nicht bekannt ist; *c)* aus einem flachen Knopf aus dünnem Bronzeblech, 40 mm Durchmesser, mit zwei Löchern zum Befestigen; *d)* aus einem Bronze-Schmuckgegenstand, Anhängsel mit Oehr, 120 mm. breit.

10. Mittheilung des Julius Dudás über den prähistorischen Vujana-Hügel bei Szanád nächst Zenta an der Theiss im Torontaler Comitate (S. 177).

Durch die Theissüberschwemmung im Frühjahre 1889 wurde dieser Hügel unterwaschen, so dass ein Theil desselben abstürzte. Es fielen hiebei ein gut erhaltenes

[1]) Anmerkung des Uebersetzers: Die Abbildung Nr. 17 auf Tafel S. 147 gehört nicht hieher, sondern ist die Reproduction eines in Hampel's „Atlas der Bronzezeit", Taf. XLVIII (Nr. 4) abgebildeten Bronzegriffes in Halbmondform, welche Form auch das obige goldene Anhängsel (Abbildung 16) in verkleinertem Massstabe hat. Dieser Vergleich entbehrt jedoch jeder Bedeutung. Es wird ferner bemerkt, dass die Nummern der Abbildungen auf den Tafeln S. 146 und 147 des vorstehenden Aufsatzes mit den Nummern im Originalberichte nicht übereinstimmen, was hier in der Uebersetzung corrigirt wurde. Es ist offenbar die Abbildung Nr. 1 des Originalberichtes (drei Steinpfeilspitzen) auf den Tafeln nicht reproducirt worden und deshalb ist Nr. 2 des Berichtes mit Nr. 1 der Tafel identisch und so fort sind die bezogenen Nummern der Abbildungen im Berichte immer um eine Zahl vorgreifend gegenüber den Nummern der Tafeln bezeichnet.

Die Terramare-(Pfahlbau-)Fundstelle aus der Bronzezeit am Lapos halom bei Tószeg nächst Szolnok wurde nach v. Hochstetter's Skizzen, welcher diese Fundstätte im Jahre 1879 besuchte, von Dr. Ingwald Undset aus Christiania in den Mittheilungen der Anthropolischen Gesellschaft in Wien, Bd. XIX, Jahrg. 1889, S. 125—133, beschrieben. Leider haben wir noch heute zu beklagen, dass diese wichtige Fundstelle bislang nicht systematisch durchforscht wurde.

henkelloses Thontöpfchen und vier gehenkelte Töpfchen, ausserdem Menschenknochen und ein gut erhaltener Schädel heraus, welche der Lehrer Theodor Branovacsky in Zenta aufbewahrt. Leider wurde dieser Hügel bisher noch nicht wissenschaftlich durchsucht.

11. Bericht des Dr. Johann Szendrei über prähistorische Funde bei Neufeld an der Leitha (Lajta-Ujfalu) im Oedenburger Comitate, an der gleichnamigen Station der Raab-Oedenburg-Ebenfurther Bahn (S. 230—232, mit Abbildungen).

Bei Neufeld an der Leitha wurden auf einem etwa 300 m von der Leitha entfernten, prähistorischen Ansiedlungsplatze schon wiederholt alterthümliche Gegenstände gefunden. Dies veranlasste den königlichen Schulinspector des Oedenburger Comitates, Karl Szabó, im Herbste 1887 daselbst Grabungen vornehmen zu lassen. Es wurden hiebei im Ganzen 13 Thongefässe verschiedener Grösse, 1 Stück Fischnetzbeschwerer (Gewicht) aus Thon, 2 Stück silberne Nadeln, 3 Glas- und 6 Muschelperlen und endlich 8 Stück Bronzegegenstände gefunden. Es wurden ausserdem einige silberne Fibeln gefunden, welche jedoch leider durch die Arbeiter in Trümmer gingen.

Die Abbildungen S. 231 zeigen in Nr. 1 und 5 zwei Bronzenadeln, die eine 17·04 cm, die andere 16·03 cm lang, in Nr. 2 *a* ein Bronzearmband mit Strichornament (siehe Muster 2 *b*), Durchmesser 6·05 cm, in Nr. 3 ein Bronzearmband mit fünf Spiralwindungen, Durchmesser 6·03 cm, in Nr. 4—6 und Nr. 7—9 sechs Stück Muschelperlen und in Nr. 10—12 drei Stück Glasperlen (die Perlen 4—12 sind in der Abbildung ideal aufgefädelt). Die Separat-Abbildungen Nr. 6 *a* und *b* zeigen zwei kegelförmige Bronzeblechbeschläge, durchlöcherte Knöpfe. Die Separat-Abbildung Nr. 7 zeigt eine kleine Bronzeschliesse, welche mit einem kleinen Eisenstifte zusammengehalten scheint. Abbildung Nr. 13 zeigt das ausgebogene Bruchstück eines bronzenen Halsringes (Torques), Durchmesser 17 cm.

Nicht abgebildet sind zwei silberne Nadeln ohne Kopf, die eine 6·08 cm, die andere 7·09 cm lang.

Die Thongefässe bestanden aus einer kleinen, graphitirten, schwarzen Halsurne mit zwei Henkeln (Abbildung Nr. 14), aus einer zweiten kleinen, zweihenkeligen Halsurne aus grobem Thone, aus einem einhenkeligen Topfe (Abbildung Nr. 15), aus drei einhenkeligen, aus rothem Thon auf der Drehscheibe verfertigten urnenartigen kleinen Töpfen verschiedener Grösse (Abbildung Nr. 16), aus 7 verschieden geformten Töpfchen, ferner aus dem oberwähnten thönernen, durchbohrten Fischnetzgewichte (Abbildung Nr. 17), Länge 10·04 cm, Durchmesser 6·05 cm.

Diese Fundgegenstände scheinen, wenn auch an ein und derselben Stelle bei einander gefunden, doch nicht gleichalterig zu sein. Nach der Meinung des Berichterstatters kann man annehmen, dass diese Gegenstände verschiedenen Culturperioden angehören.

12. Bericht des Alexander Farkas über prähistorische Funde in der Umgebung von Szentes, jenseits der Theiss im Csongráder Comitate (S. 253—258, mit 2 Tafeln Abbildungen).

Längs des Ufers eines Nebenarmes der Theiss, Kurcza genannt, befinden sich eine Reihe von Feuerplätzen, von denen einer von dem anderen 15—20 m entfernt sind. Der Inhalt dieser Feuerstellen besteht aus Asche, selten Holzkohle, Thierknochen-Bruchstücken, dann dickwandigen, rothen oder braunen, groben, ungleichförmig gebrannten Thonscherben, ferner aus Obsidian-, Opal-, Chalcedon-, braunen Feuerstein- und Kieselstein-Werkzeugsplittern, thönernen Wirteln u. dgl. Insbesondere werden hervorgehoben: *A.* Thongefäss-Bruchstücke: 1. bräunliche, schlecht gebrannte Thonscherben, mit Fingernägel-Eindrücken verziert; 2. 2 ziegelrothe Thonscherben mit eingeprägtem Kreisornamente, offenbar durch ein querdurchschnittenes Schilfrohr angebracht; 3. kohlschwarzer, grober Thonscherben, ohne Verzierung; 4. ziegelrother Thonscherben mit halbkreis- und kreisrunden Eindrücken von Fingernägeln (?) (siehe Fig. 1, S. 256). *B.* Bruchstücke von Knochen- und Steinwerkzeugen: 1. Stücke zweier knöcherner Pfriemen (Fig. 2 und 3, S. 256); 2. thönerne Spinnwirtel (Fig. 4 und 5, S. 256); 3. Jaspis-Nucleus oder Hammer (?) (Fig. 6, S. 257); 4. 14 Stück Bruchstücke verschiedener Steinwerkzeuge, Messer, Schaber und zubehauenen Steinsplittern (Fig. 7—11, S. 256).

Es wurden 17 Feuerplätze constatirt; an diese reihten sich einige Grabstellen. Der Berichterstatter Farkas hat selbst drei menschliche Skelette, und zwar ein weibliches und zwei männliche aufgedeckt und kurz vorher hatte der Waldhüter unmittelbar am Kurcza-Uferrande Menschenknochen und drei Schädel, ausserdem an einem Armknochen einen Armring, aus einer Muschelschale verfertigt, ferner ein Goldplättchen und einen kupfernen Hammer (Csákány) gefunden.

Die Grabbeigaben bestanden aus folgenden Gegenständen: *A.* Werkzeuge: 1. ein Silex- (Kieselstein-) Messer (Fig. 12, S. 257); 2. Bruchstück eines Obsidianmessers (Fig. 13, S. 256); 3. ein grosses Steinbeil von Schiefergestein (Fig. 14, S. 257); 4. ein kleines Steinbeil (Fig. 15, S. 256); 5. eine schöne, polirte Serpentin-Steinaxt (Fig. 16, S. 257). *B.* Schmuckgegenstände: 1. ein Armring aus der Schale der Spondylusschnecke (Fig. 17, S. 256); 2. ein Halsschmuck ebenfalls aus Spondylusschneckenschale mit einem durchbohrten Loche zum Anhängen (Fig. 18, S. 257); 3. ein Bronze- (braunes Kupfer- [?]) Armband (Fig. 19, S. 257).

Seit Anfang der Sechziger-Jahre in diesem Jahrhunderte wurden bei, Szentes eine sehr grosse Menge von Steinwerkzeugen aber auch Hunderte von Kupferwerkzeugen und Waffen gefunden. Der Berichterstatter Farkas allein hatte vor einigen Jahren dem Budapester Nationalmuseum nachstehende Gegenstände von dortigen prähistorischen Funden geschenkt:

A. Schmucksachen: 1. ein ziegelroth gebranntes, hohles Thonkügelchen mit Oehr zum Anhängen, verziert mit eingeritzten oder gestempelten Kreisornamenten, welche mit einer weissen Kreidefarbe eingestrichen waren; 2. ein ähnliches schwarzes, thönernes Anhängsel, ebenfalls mit Kreisornament und Oehr; 3. eine Bronzenadel, der Kopf aus vier Knöpfen bestehend; 4. ein Bronzeringelchen. *B.* Waffen: 5. eine Bronzearmwehr (?)

oder ein Schildgriff. *C.* Werkzeuge: 6. Bruchstück eines Serpentinbeiles; 7. vierkantiger, kleiner Serpentinmeissel; 8. kleiner Bronzemeissel; 9. Bronzemesserchen; 10. Bronze-Palstab; 11. und 12. aus Hirschhornspitzen verfertigte Nadeln; 13. und 14. desgleichen Pfriemen; 15. 12 Stück Obsidian-, Jaspis- und Feuerspeinsplitter. *D.* Thongefässe: 16. aus freier Hand verfertigtes, schwarzes Näpfchen; 17. Bruchstücke eines Tellers mit Kreisornament; 18. kugelförmiges, kleines Henkelgefäss, 19. convexer Gefässdeckel mit Kreisornament; 20. kugelförmiges, zweihenkeliges Gefäss; 21. kleines Näpfchen mit zwei durchlöcherten Ansätzen zum Aufhängen, roth, mit Punkt-, Kreis- und Strichornamenten.

13. Bericht des Koloman Darnay über den Fund zweier etruskischer (?) Bronzegefässe bei Sümegh im Zalaer Comitate (S. 258—263, mit 2 Tafeln Abbildungen).

Am sogenannten „Neuberg" (Uj-hegy) bei Sümegh, etwa 2 km vom Marktflecken entfernt, wurden von Weingartenarbeitern in der Tiefe von $1^1/_4$ m die beiden auf S. 260 und 261 abgebildeten, grossen, leeren, wohlerhaltenen Bronzegefässe gefunden; das grössere fasst 60 Liter Inhalt, ist $9^1/_2$ kg schwer, hat einen Randdurchmesser von 46 cm, einen Bauchdurchmesser von 55 cm und 45 cm Höhe; das kleinere fasst 40 Liter Inhalt, ist $7^1/_2$ kg schwer, hat einen Randdurchmesser von 40 cm, einen Bauchdurchmesser von 50 cm und 37 cm Höhe. Beide sind aus je drei Bronzeblechstreifen zusammengenietet und haben jeder zwei mit Bronzebändern am Gefässe befestigte, bewegliche, grosse Henkel aus Bronze. Der Boden bei beiden Gefässen läuft konisch in eine rundliche Spitze zu, so dass diese Gefässe beim Gebrauche nicht aufgestellt, sondern nur aufgehängt werden konnten. Auf S. 260 sind zwei Ansichten des grösseren Gefässes und auf S 261 unten die dazu gehörigen Henkel, auf S. 261 oben zwei Ansichten des kleineren Gefässes gegeben.

14. Bericht des Ambrosius Lakner über Gräberfunde bei Csorna im Oedenburger Comitate (S. 263—271 mit 4 Tafeln und einer einzelnen Abbildung).

Die Fundgegenstände stammen von zwei Fundstellen nächst Csorna auf den der Prämonstratenser Probstei gehörigen Grundstücken. Der werthvollste Fund ist ein Diadem aus Goldblech mit aufgesetzten vier Reihen verschiedenfarbiger Glas-, dann polirter Granat-, Bernstein- und Carneolstückchen-Fassungen, 29 cm lang und 4 cm breit (siehe Abbildung IV, S. 268). Er wurde im Südwesten von Csorna, in der dortigen Probstei-Ziegelei in einer Tiefe von 1·8 m gemacht; ein vollständig wohlerhaltenes Menschenskelet, welches von Norden gegen Süden lag, trug am Schädel dieses Diadem, welches leider von den Arbeitern theilweise beschädigt wurde. Neben dem Schädel lag auch ein kleines, schwarzes Thongefäss mit schmalem Boden und engem Munde.

Die anderen Fundgegenstände stammen aus einer neu eröffneten Sandgrube der Probstei, südöstlich von Csorna, woselbst in der Tiefe von 60—150 cm zwanzig Reihengräber aufgedeckt wurden, in welchen die Menschenskelette meistens mit dem Kopfe gegen Westen und nur in zwei Fällen gegen Norden lagen. Neben einem der Leichname wurde auch dessen Pferd begraben.

In den zwei Gräbern, in welchen die Leichname mit dem Kopfe gegen Norden gelegen waren, befanden sich Pfeilspitzen und ein walzenförmig zubehauener Quarzgegenstand, 4 cm lang, an einem Ende schmäler als an dem anderen, an beiden Enden aber abgerundet. Quarz kommt in dortiger Gegend sonst nicht vor. Die Skelette liessen zum Theile auf grosse und kräftige Männer schliessen; die anderen hatten Mittelgrösse, drei waren Kinderskelette. Zwei Leichname über einander in einem Grabe kamen nicht vor. Die wesentlichen Grabbeigaben in diesen Reihengräbern bestanden aus folgenden Stücken:

I. Taf. I, S. 264, acht Stück Silbermünzen: von König Ludwig dem Deutschen (840—876 n. Chr.), von Berengar II., König der Lombardei (888—924 n. Chr.) und von König Heinrich I. dem Finkler (913—936 n. Chr.).

II. Taf. II, S. 265: silberner Knopf (Beschlag), durchlöchert (Fig. 9), silberner Knopf mit Oehr (Fig. 10), silberner Knopf gleich jenem Fig. 9 (Fig. 11), blattförmiger, durchbrochener Bronze-Schmuckgegenstand (Fig. 12), silberner Armring (Fig. 13), Bruchstück eines silbernen Beschläges von länglicher Form (Fig. 14), desgleichen (Fig. 15), 3 verschieden grosse, durchlöcherte Cypreamuscheln (Fig. 16—18), durchschnittene halbe Perlen, wahrscheinlich aus einer Fassung (Fig. 19), blauer Glasschmelz in Form einer halben Perle (Fig. 20 und 21), blauer Glasschmelz, halbe Perlenform (Fig. 22), längliche, perlenförmige Anhängsel mit Oehr (aus Silber?), innen hohl, aussen ornamentirt (Fig. 23—25), 2 Ohrgehänge aus Silber und Gold (Fig. 26 und 27), längliches, perlenförmiges Anhängsel-Bruchstück mit Oehr aus Silber (Fig. 28), schwarze Glasperle, vierkantig, mit weissen Streifen, die Felder eingesäumt, die Knöpfe roth, mit grünem Mittelpunkte (Fig. 29), bronzene, durchlöcherte Zierscheibchen (Fig. 30—34), kleine Silberknöpfchen, innen hohl, mit angelöthetem Stifte zum Befestigen (Fig. 36—41).

III. Taf. III, S. 266: bronzene Nadel mit Kopf und aus umwickelten Drahtspiralen gebildeten Knoten an der Nadel (Fig. 1), Messingschnalle (Fig. 2), Silberschnalle (Fig. 3), Bruchstück einer Silberfibel mit blattförmigen Bügelauflagen (Fig. 4), Bronzering mit zwei Spiralwindungen (Fig. 5), 2 silberne Schnallen (Fig. 6 und 7), blaugrünes Glasstück (Fig. 8), Knochenstück, von Bronzegrünspan ganz durchfärbt (Fig. 9), Eisenbruchstücke von Messern und Pfeilspitzen (Fig. 10—13), Glasperlen (Fig. 14—17), silberner, kreisrunder Spiegel, auf einer Seite polirt, die rückwärtige, verzierte Fläche abgebildet (Fig. 18), messingene Fingerringe (Fig. 19 und 20), doppelt gedrehter Messingdraht (Fig. 21), Messingring mit zwei anhängenden Schliessen oder Bändern (Fig. 22), Bruchstück eines durchlöcherten Messingbandes oder einer Schliesse (Fig. 23).

IV. Abbildung S. 268 des oben beschriebenen goldenen Diadems.

V. Taf. V, S. 269: eiserne Steigbügel und Zäume von Pferdegeschirren (Fig. 1—8), verschiedene eiserne Pfeilspitzen (Fig. 9—14), eiserne

Messerklinge (Fig. 15), Bronzeringe (Fig. 16 und 17), rosafarbiger Kieselstein (Fig. 18).

VI. Bemerkenswerthe Thongefässe als Grabbeigaben kamen noch vor: *a)* ein grauer, dickwandiger, schlechtgebrannter Topf, 15 cm Höhe, 8 cm Durchmesser; *b)* ein ähnlicher Topf, 17 cm hoch; *c)* ein schwarzgebrannter Topf, Bodendurchmesser 8 cm, Randdurchmesser 9·5 cm, Höhe 12 cm, der Rand wenig ausgebogen, der Bauch mit Parallelstreifen verziert, welche auf der Töpferscheibe gemacht wurden.

15. Aus „Allerlei"-Mittheilungen ist hervorzuheben:

a) S. 282: Erwerbungen der Alterthumssammlung des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest, in der Zeit vom Jänner bis Ende März 1889:

Prähistorische Fundgegenstände aus Alpár bei Kecskemét im Pester Comitate, von dem dortigen, „Zalán" genannten Hügel, und zwar: Obsidianwerkzeuge, polirte Steingegenstände, Knochen- und Horngeräthe und Thonerzeugnisse; vom Veszprimer und Raaber Comitate 38 polirte Steinwerkzeuge aus einer Privatsammlung; ferner als Geschenk ein Steinmeissel und von Békás-Megyér bei Ofen ein Kupferbeil.

b) S. 287—288. Mittheilung über prähistorische Funde bei Puchó (Puchow) im Trencsiner Comitate.

Baron Hoenning O'Carrol stellte im oberen Waagthale auf dem Puchóer Schlossberge Grabungen an. Um die Kalkfelsspitze des Berges zieht sich ein 10 m hoher Erdaufwurf, bei dessen Durchgrabung man auf einen 1·7 m starken Mauerring aus unbehauenen, übereinander geschlichteten Steinen stiess; die Zwischenräume waren mit Kieselsteinen, Thongefässscherben von dickwandigen Urnen und Thierknochen ausgefüllt. An einer Stelle fand sich ein Feuer- oder Gussplatz, der Boden war roth und hart gebrannt und lag daselbst eine bronzene Pfeilspitze und eine Bronzefibel. Bei fortgesetzten Grabungen noch 1 m tiefer kamen wieder Thierknochen und Scherben zum Vorscheine. An der westlichen Mauer fand man eine ganze Reihe von Webegewichten, Spinnwirteln und einige Thonscheiben.

Indem man an der Innenseite des Mauerringes noch um 2·7 m tiefer grub, wurden einige grobe, grössere Thonurnenscherben, ein eisernes Messer und eine Silbermünze vom römischen Kaiser Trajan aufgedeckt. Die Grabungen wurden bis zur Tiefe von 4·5 m fortgesetzt und das Resultat waren noch 10 eiserne Pfeilspitzen, viele grosse Thierzähne, Thierknochen und Scherben, zu unterst ein Bärenzahn.

Gegen Osten und Südosten des Mauerringes fand man schon in 1 m Tiefe Thongefässscherben, darunter graue, rothe und schwarze aus sehr feinem Thone, ausserdem Thierknochen und die Bruchstücke eines aus Knochen verfertigten Bechers, 1 kleine Bronzefibula mit geripptem Blatte, 1 Bronzescheibe und 5 verschieden grosse, flache Fingerringe, 2 eiserne Schüsseln, 1 Sporn und 1 feinen Ring.

Auf einer kleinen Fläche, 10 m von der Felsenspitze entfernt, fand man einen grossen Steinhammer mit beiderseits polirten Seitenflächen, 2 Steinmeissel und 4 graphitirte Thonscheiben, Lanzen- uud Pfeilspitzen aus Hirschhorn, beinerne Hacken, Meissel und Messer, dann 4 Metercentner aufgesammelte Thonscherben, 2 eiserne Fibeln, mit Perlen verziert, 1 eiserne Spiralfibel, 1 Gefässhenkel, 3 Bruchstücke von Hellebarden- (?) und Sensenspitzen.

Im Südwesten des Felsens wurde eine starke Humusschichte und darunter Diluviallöss aufgegraben; man fand darin ein ungeheuer grosses Hirschhorn, in der Humusschichte aber Mahlsteine, Graphitscheiben, die Knochen grosser Thiere, gespalten oder zerbrochen, 1 Stück eines unbekannten Bronzegegenstandes, sehr starke Thonscherben und an der Oberfläche der Humusschichte 1 Kanonenkugel, 2 Pfeilspitzen und 1 besonders geformte eiserne Lanze.

Ebenfalls aus der Puchóer Umgebung von Oroszlánkö-Mikusocz erhielt Baron Hoenning einen Bronzefund, bestehend aus 35 Stück Armringen, 2 ganzen und 1 gebrochenen Thontopf, 3 Bronzesicheln, 1 grossen Bronzenadel mit Knopf, 1 kleinen Bronzenadel, 1 Spiral-Fingerring, zweimal gewunden, 1 starken Fingerring, 10 gebogenen oder gewundenen Bronzedrahtstücken, 1 dreischneidigen, bronzenen Pfeilspitze, Gehängeschmuck, 7 verschiedenen Schmuckscheiben mit Anhängsel und auf Kettchen befestigten kleinen Scheibchen, 1 kleinen Bronzemeissel, 1 Perle, 1 Beil (Csákány) aus Kupfer, 2 grossen Doppelscheibenfibeln und verschiedenen Bronzedrahtstücken.

Endlich von Vézka bei Puchó befinden sich in Baron Hoenning's Sammlung noch 3 Stück 3·4 cm lange Scheibenfibeln aus Bronzedraht, 8 kleinere Fibeln und 1 besonders grosse Scheibenspiralfibel mit 11·5 cm Durchmesser, 1 Bronzearmband und 1 bronzener Spiralcylinder von Draht, beiderseits mit einer Drahtscheibe geschlossen, 12·5 cm lang [1]).

16. Bericht des Mauritius Wosinsky über die Grabungen im Jahre 1888 auf dem Lengyeler prähistorischen Ansiedlungsplatze und Gräberfelde im Tolnaer Comitate (S. 331—338, mit 2 Abbildungen S. 332).

Nachdem Wosinsky die wichtigen Lengyeler Funde separat auch in deutscher Sprache publicirt hat, verweisen wir auf dessen Werk: „Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner". Deutsche Ausgabe I—III, Schlussheft 1888, 1890 und 1891. Budapest, Kilian'sche Universitäts-Buchhandlung. Die Abbildungen S. 332 des Arch. Ért., u. zw. Fig. 1, darstellend eine thönerne, pilzförmige Opferschale mit hohem Röhrenfusse, ist in jenem Werke, 2. Heft, Taf. XLII, Nr. 331, abgebildet und S. 187 beschrieben, Fig. 2, ein hohles Fussgestell mit siebartig durchbohrtem Zwischenboden und bogenförmiger Seitenöffnung eines massigen Thongefässes, ist im Werke, 2. Heft, S. 209 ff., beschrieben und auf Taf. XLIV, Nr. 340, abgebildet.

[1]) Die Gegenstände der Sammlung des Herrn Baron Hoenning von Puchó befinden sich nunmehr im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, prähistorische Sammlung. Anmerkung der Redaction.

17. Notiz des KOLOMAN DARNAY über ein aufgedecktes Urnengrab bei Dabron (Dabroncz), zwei Stunden nordwestlich von Sümegh im Zalaer Comitate. (S. 352.)

Nach einem Platzregen fanden am Rande eines Feldgrabens Kinder auf der Weide einen blitzenden Gegenstand, den sie für Gold hielten; es wurde an der Stelle gegraben und stiess man daselbst auf Trümmer einer thönernen Urne, deren Höhe 55 cm und deren grösster Durchmesser 35 cm war. Es fanden sich darin zwischen Knochenstücken und Asche die Spitze einer bronzenen Miniaturlanzenspitze, ein bronzener Miniaturcelt mit Dülle und Oehr, eine Bronzenadel und einige Bruchstücke kleiner Bronzeringe. Es war bei diesen Bronzegegenständen ihre besondere Kleinheit auffällig, so dass man sie für Kinderspielzeug betrachten konnte.

18. Bericht des LUDWIG BELLA über prähistorische Funde bei Oedenburg (Sopron). (S. 357—366, mit mehreren Abbildungen.)

Der vorliegende Bericht bezieht sich einestheils auf die Grabungen des Prof. BELLA am Burgstall bei Oedenburg im Jahre 1888, anderentheils auf solche am Wienerberge unmittelbar bei der Stadt.

A. Wir verweisen im Allgemeinen bezüglich der prähistorischen Fundstelle am Burgstalle auf die früheren Mittheilungen in diesen Blättern und heben hier nur einige Fundgegenstände vom Jahre 1888 mit deren Abbildungen hervor.

Nebst einem dünnen Bronzedrähtchen, welches bei Ziehung eines Schurfgrabens innerhalb des von dem Hauptwalle eingeschlossenen Raumes zum Vorscheine kam, sind vor Allem die daselbst vorgekommenen zahlreichen Bruchstücke thönerner Gefässhenkel und Griffe (Tafel S. 358, Fig. 3, 10—12), ferner Randstücke mit verschiedenen Ornamenten (ebenda Fig. 2 bis 6, 8 und 9), darunter insbesondere jene mit aufgesetzten Buckel- und Leistenornamenten (Fig. 2, 4 und 9) bemerkenswerth. Ein thönerner Spinnwirtel (Fig. 12) wurde ebenfalls daselbst gefunden.

Im Jahre 1888 eröffnete BELLA am Burgstalle 7 Tumuli; derselbe bringt jedoch davon keine specielle Inhaltsbeschreibung, sondern nur die Abbildungen dreier Thongefässe, und zwar:

Tafel S. 358, Fig. 1 *a* und *b* jene einer kleinen Fussschale mit einem kleinen Dreieck-Stempelornament, welches aussen in drei Kreislinien am Rande und auf der Aussenschale zickzackförmig sich hinzieht und am Fusse der Schale in Querstrichen sich befindet; ferner ebenda Fig. 7 jene einer bauchigen Henkelschüssel mit Strich- und Punktverzierung am Bauche; endlich S. 360 die Abbildung einer flachen Schale mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande, vier symmetrisch am Rande angesetzten kleinen Buckeln und mit einem schwach nach innen convexen Boden, an dessen Aussenseite, also am äusseren Boden, ein sogenanntes Hackenkreuz oder Svastika eingedrückt ist. Zum Vergleiche mit diesem Hackenkreuze bringt S. 361 BELLA die Abbildung einer Bronzefibel, welche am Deákplatze in Oedenburg in einem römischen Sarkophage gefunden wurde und welche ähnlich einer anderen von römischen Campodunum = Kempten ist.

B. Am Wienerberge wurde schon im Jahre 1882 von dem verstorbenen Archäologen IVÁN PÁUR in Oedenburg ein Reihengräberfeld theilweise aufgedeckt, worüber derselbe im „Archäol. Értesitö" vom Jahre 1886, VI. Band, Neue Folge, S. 97—114, berichtet und mehrere Abbildungen gebracht hat. Damals waren 33 Flachgräber und ein Opferplatz daselbst eröffnet, nach deren Beschaffenheit sie aus der ersten Eisen- oder La Tène-Zeit stammten. Zahlreiche Jaspopal-, Hornstein-, Feuerstein- und Serpentinsteingeräthe und Splitter derselben sowie viele Eisengegenstände wurden schon früher daselbst gefunden; die regelrechte Eröffnung von 16 dieser Gräber ergab im Jahre 1882: 13 grosse Thonurnen, 8 Thonschalen, 3 andere Thongefässe, eine Menge Thonscherben, 1 Bronzearmband, 6 Bronzefibeln, 2 Bronzereifen, 1 Bronzespirale, 2 Bronzeschnallen, 1 Bronzeohrring, 1 eisernen Nagel mit Bronzekopf, 3 eiserne (verbogene) Schwerter mit eiserner Scheide, 10 eiserne Lanzenspitzen, 1 eisernes Schlachtmesser (Skramasax), 1 eisernen Ring, 9 eiserne Fibeln, 1 eiserne Haarnadel, 1 eisernen Knopf, 1 eisernen Reif, 4 eiserne Klammern, 1 eiserne Scheere, 1 eisernes Messer und 1 Schleifstein; Eberknochen und Eberzähne lagen in zwei Gräbern den Menschenskeletten bei [1]).

Prof. BELLA hat nun im Jahre 1888 auf dem bis dahin unaufgegraben gebliebenen Platze, neben dem von PÁUR eröffneten Gräbern, ein neues Grab aufgedeckt; es war durch aufrechtstehende Steinblöcke, wie die meisten anderen im Jahre 1882 geöffneten Gräber, abgegrenzt. Die Tafel S. 362 bringt das genaue Bild dieses Grabes. Das Menschenskelet lag ausgestreckt mit dem Kopfe gegen Süden, während bei den im Jahre 1882 geöffneten Gräbern der Kopf zumeist gegen Osten lag. Der Schädel war durch einen schweren Stein zerdrückt. Die Länge des Skeletes vom Scheitel bis zur Sohle betrug etwa 187 cm. Links neben dem Skelete lag eine Lanze mit Eisenspitze und eisernem Schaftschuhe. Der Schaft bestand aus Holz und war mit fünf eisernen Nägeln bei 1, 2, 3, 4, 5 der Zeichnung beschlagen. Ob diese Nägel blos zur Verzierung oder zum Befestigen einer Leder- (?) Umhüllung am Schafte dienten, ist ungewiss. An beiden Schultergelenken des Skeletes befanden sich bronzene Fibeln aus der La Tène-Zeit, jene auf der linken Schulter etwas kleiner und zierlicher als die anderen, diese jedoch am rückgebogenen Ende des Bügels rautenförmig glasirt und mit einer Korallenperle verziert. Auf der Mitte der Brust lag ebenfalls eine Fibula, jedoch aus Eisen; ebenso waren die Armringe an beiden Handgelenken aus Eisen. An der rechten Hand am vierten Fingerknochen (Ringfinger) stak ein goldener, starker Ring, in der Form unserer Brautringe, dessen Drahtdurchschnitt jedoch konisch (nicht kreissegmentförmig rund) geformt ist. Bei der rechten Hand des Skeletes lagen die Knochen eines

[1]) Der Uebersetzer glaubt, die obigen Bemerkungen dem Berichte des Prof. BELLA vorsetzen zu sollen, um die Bedeutung der prähistorischen Funde am Wienerberge klarzustellen.

Ebers, in dessen gespaltenem Schädel ein 40 cm langes, eisernes, starkes Schlachtmesser stak, so wie es die Zeichnung S. 362 zeigt.

Zur Seite des rechten Oberschenkels lag ein stark verrostetes, eisernes, verbogenes Schwert, unter dem ein Theil der eisernen Schwertscheide lag. Zwischen den Thierknochen lagen auch die fast vollständig verrosteten Reste eines kleinen, eisernen Messers und etwas seitwärts eine Bronzescheibe, wahrscheinlich vom Schwertgürtel zurückgeblieben. Rechts von den Eberknochen lagen noch vier eiserne Klammern, vielleicht von der Schwertscheide herrührend. In grösserem Massstabe als auf Tafel S. 362 sind auf S. 364 die drei Fibeln, der Goldring, die Eisenklammern, ein Schwertbruchstück, Lanzenspitze und Schaftschuh sowie das Schlachtmesser abgebildet.

Schliesslich befanden sich an der Ostseite des Grabes, also an der rechten Seite des Skeletes, etwa sechs Thongefässe, jedoch vollständig zerdrückt; davon gelang es, eine hohe Halsurne zu reconstruiren. Wir verweisen auf die Abbildung S. 365 und bemerken nur, dass die Ornamente mit Stempeln aufgedrückt sind, so insbesondere der um den Bauch herumlaufende Mäanderstreifen, aus Punkten und Doppelkreisen gebildet, ferner die symmetrisch an drei Seiten der Urne eingeprägten, rhombischen Felder der Urne mit schlangenförmigen Innenverzierungen.

Etwa 100 Schritte von diesem Grabe entfernt, gegen Nordwesten, wurden noch zwei Gräber gefunden, bei denen in einem das vermorschte Skelet mit dem Kopfe gegen Süden, im anderen gegen Südwesten lag. Im ersteren Grabe wurden eine verrostete Eisenfibel und vier Jaspopalsplitter, im anderen Grabe nur die Bruchstücke grober, schlecht gebrannter Thongefässe gefunden.

Noch weiter entfernt, an 600 Schritte gegen Nordwesten, hat Bella noch eine kleine Steinkammer gefunden, worin die Bruchstücke eines Thongefässes verstreut unter verbrannten Knochen lagen. Nebenan befanden sich noch zwei Steinkammern hintereinander, in welchen zwei menschliche Skelette lagen, derart, dass das eine mit dem Kopfe zunächst den Füssen des anderen lag. Die Schädel beider Skelette lagen gegen Süden, deren Gesicht jedoch gegen Westen gewendet.

19. Aus „Allerlei"-Mittheilungen ist hervorzuheben:

a) S. 375. Erwerbungen der Alterthumssammlung des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest in der Zeit vom April bis Ende September 1889:

Polirtes Steinwerkzeug von Somlyó-Ujlak (Krasznaer Comitat); einige Bronzegegenstände und mehr als 60 grössere und kleinere Urnen von dem Urnengräberfelde bei Dunakesz nächst Waitzen (Pester Comitat); 2 kleine, mit Kreideeinlagen ornamentirte Thongefässe aus der Stadt Veszprim; 3 Bronzebeile (Csákány) von Szilágy-Somlyó; einige Bronzegegenstände von Felsö-Esztergál (Zalaer Comitat); 2 Gussformen von Streitkeilen mit Schaftlappen (Palstäben), Provenienz nicht angegeben; eine Sammlung von Hunderten von Thon-, Stein-, Knochen- und Bronzegegenständen von Tisza-Zugó (Eisenhammer) (Arader Comitat); der bemerkenswerthe Goldfund von Neu-Zenta (Uj-Szenta) im Bácser Comitate, bestehend aus einem goldenen Kranze und Goldscheiben; endlich 2 zweischneidige Kupferbeile (Csákány), das eine von Ajak im Szabolcser Comitate, das andere von Szilágy-Somlyó im Krasznaer Comitate.

b) Prähistorische Funde von Alpár bei Kecskemét im Pester Comitate. Bericht des Alexander Farkas.

S. 382—383. Wir verweisen auf Absatz 15, lit. *a* oben, worin die bezüglichen Acquisitionen des Ungarischen Nationalmuseums erwähnt sind. Laut vorliegendem Berichte heisst der Zalán-Hügel auch die „Dreihügel-Höhe" (Hármas-halom). Die dem Nationalmuseum abgelieferten Fundgegenstände bestehen aus 68 Stücken, und zwar: 9 Thongefässe; 4 Steinmeissel; 33 Bein- und Hornwerkzeuge; 21 Obsidian-, Quarz-, Jaspis-, Opal- u. dgl. Steinsplitter; endlich eine gebrannte Thonscheibe mit einem gefalzten Stückansatze auf einer Seite.

20. Franz Rakovszky berichtet S. 385—390 über die Resultate seiner Grabungen im Neutraer Comitate. Hiezu mehrere Abbildungen[1]).

a) Die Grabungen bei Neutra-Novak südlich von Privigye (siehe Situationskärtchen S. 386) wurden im Jahre 1889 fortgesetzt. In der Tiefe von 30 cm stiess man auf eine 25 cm mächtige Aschenschichte; in derselben zeigte sich zuerst eine thönerne, schwarze, bauchige Urne (Tafel S. 387, Fig. 1) mit abgebrochenem Halse, Höhe bis zum Hals 15 cm, Durchmesser 47 cm. Auf den kreisförmigen Bauchverzierungen zeigten sich Spuren von hineingefügten Bronzescheibchen. Der Inhalt der Urne bestand jedoch nur aus Aschen- und Knochenresten. 2 m von dieser Urne entfernt stand eine doppelhenkelige Thonschüssel (Fig. 2) und weiter eine schwarze, grobe Thonurne mit weitem Obertheil, ohne Hals (Fig. 3); auf derselben lag ein thönerner Henkeltopf (Fig. 4); nebenan stand eine leider vollständig zertrümmerte grosse Urne, um welche herum Reste mehrerer „Weihgefässe" gruppirt waren. Die Urnen standen entweder unmittelbar nebeneinander oder in Entfernungen von 2—3 m in der Aschenschichte vertheilt.

Weiterhin fand man eine zweite Aschenschichte und darunter eine Feuerstelle mit zahlreichen Knochenresten, welche ganz zu Staub zerfallen waren; jedoch zeigten sich an denselben Spuren von darauf gelegenen Bronzeplättchen, welche jedoch ebenfalls ganz verwittert waren. Nebenan lagen die Bruchstücke von etwa 5 grösseren und kleineren Thongefässen, einige ornamentirt, jedoch nicht mehr reconstruirbar. Daneben waren noch 2 tellerartige schwarze Thongefässe, ferner 1 Topf aus rothem Thon mit zwei Henkeln, ähnlich der Fig. 4, und 1 eckiges Gefäss an schwarzem Thon mit schönen Ornamenten. Weiter kam eine grosse Thonurne (Fig. 5), schwarz, 52 cm hoch und 50 cm breit, vor; deren Inhalt bestand aus 3 Bronzenadeln von 15—32 cm

[1]) Wir verweisen auf den früheren Aufsatz desselben Berichterstatters im „Arch. Ért." 1888, VIII. Bd. Neue Folge. S. 327 ff, und unsere auszugsweise Mittheilung im Sitz.-Ber. S. [44–45], Absatz 16. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1891, Bd. XXI. Neue Folge XI. Bd.

Länge (siehe Fig. 6, 7, 8); 1 Bronzemesser (Fig. 9); 2 Bronzearmbändern aus Spiraldraht (Fig. 10) mit angehängten Bronzescheiben oder Knöpfen (Fig. 10 *a*, *b*, *c* und Fig. 11); aus 1 flachen Henkelurne (Fig. 16), in derselben wieder eine Bronze-Doppelspiralscheibe (Fig. 12); 1 Bruchstück eines Bronzearmbandes (Fig. 13); 1 Bronzering (Fig. 14) und 1 Bronzeperle (Fig. 15).

Spätere Grabungen am Gräberfelde bei Novák ergaben nur noch einige Urnen und Bruchstücke von Feuersteinwaffen oder Werkzeugen (Fig. 18—21, S. 389).

b) Durch Grabungen auf dem nachbarlichen Hügel bei Koós (zwischen Novák und Privigye) wurde nur ein grosser, prähistorischer Feuerplatz constatirt, aus welchem nur ein kleiner, thönerner Topf (Tafel S. 387, Fig. 17), der auf der Drehscheibe verfertigt wurde, das Ergebniss langdauernder Grabungen bildete.

c) Die Grabungen bei Gross-Lehota im Jahre 1889 wurden auf einen 6—7 m hohen und 12—14 m breiten, augenscheinlich von Steinen aufgeworfenen Hügel concentrirt. Der Hügel musste fast vollständig abgetragen werden; dann stiess man unter einer $^1/_2$ m starken Humusschichte auf einen Knochenhaufen, in welchem eine 27 cm lange, starke Bronzenadel (Fig. 22, S. 389) und 18 Stück blaue Glasperlen (Fig. 23) lagen. Darunter, von der Mitte des Hügels seitwärts auf 1 m Entfernung gegen Süden, stand, umgeben von einer Steinmauer, eine zerbrochene, schwarze Thonurne, deren Inhalt aus 1 Bronzering (Fig. 24), 1 Bronzedolch (Fig. 25) und nebenbei aus 3 Feuersteinsplittern (Fig. 26—28) bestand.

d) Versuchsgrabungen in der Umgebung bei Divék, Rudnó und Felsö-Lalócz zeigten ebenfalls Stellen prähistorischer Ansiedlungsplätze. (Siehe Kärtchen S. 386.)

21. Bericht des Koloman Darnay über Funde aus der „Kupferzeit" im Zalaer Comitate. (S. 419—420.)

a) Oestlich von dem bekannten prähistorischen Gräberfelde bei Csab-Rendek nächst Sümegh (siehe Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Sitzungsberichte, S. [40], Absatz 2, lit. *a*) wurde auf einer 30 Fuss hohen Anhöhe beim Sandgraben eine etwa 25 cm hohe und 15 cm breite, graphitirte Urne aus Thon gefunden, in welcher sich 5 Waffen- und 3 Schmuckgegenstände aus Metall befanden, nämlich Bruchstücke eines 24 cm langen Bronzeschwertes von Lilienblattform, den Mitteltheil einer bronzenen Lanzenspitze, 1 bronzene Messerklinge, das Bruchstück eines zweischneidigen Kupferschwertes und der Griff eines schmäleren Kupferschwertes, das zerdrückte Ende einer Bronzeklammer, das Bruchstück einer bronzenen Schnalle und 1 knopfförmige Zinnscheibe. Von demselben Funde stammten noch ein 70 Gramm schweres Bronzeschmelzstück und ein 32 Gramm schweres Silberschmelzstück her.

b) Bei dem Dorfe Diszel nächst Tapolcza, auf dem Hajagos genannten Weinberge daselbst, wurden, nach Angabe von Arbeitern, eine Menge kupferne Drahtspiralscheiben gefunden, welche an einen Kupferschmied verkauft wurden, wovon nur mehr eine grosse, 11mal gewundene Spiralscheibe von den mehrere Kilogramm schweren Fundgegenständen gerettet werden konnte.

22. Bericht des Ferdinand Sándorfi über den prähistorischen Ansiedlungsplatz bei Szomolány (Smolenicz), nordwestlich von Tyrnau im Pressburger Comitate. (S. 420—423.)

Schon Jedlicska in seinem Werke: „Kis-kárpáti emlékek" (d. h. Denkmäler der kleinen Karpathen), Budapest 1882, S. 182, erwähnt, dass bei Szomolány mehrere Bronze- und Steingeräthgegenstände gefunden wurden. Der Berichterstatter ist durch Zufall zur Auffindung der Fundstelle auf der Berghöhe Molpir unmittelbar ausserhalb der Stadt gekommen, indem er einen Hirtenknaben, mit mehreren alten Thonperlen spielend, traf, welcher ihm die Fundstelle zeigte. Schon auf der Oberfläche des Ackers zeigten sich viele Thonscherben. Am Bergabhange sind die Spuren dreier Schanzen sichtbar. Ausserhalb und innerhalb der Schanzen sieht man kleine Hügelchen (Tumuli); an einer Stelle befindet sich ein etwa 40 m² grosser Brandplatz, welcher voll von kleinen verbrannten Knochenstücken ist.

Eine systematische Grabung auf diesem Terrain hat der Berichterstatter nicht vorgenommen, sondern an Ort und Stelle nur gesammelt, was ihm an der Oberfläche in die Hände kam und zu sammeln werth schien. Er beschreibt folgende Fundgegenstände:

I. Steingeräthe: 2 Bruchstücke von Serpentinbeilen, 1 auf beiden Seiten die Behauung aufweisendes Steinstück, das Bruchstück eines feinen Meissels aus schwarzem Stein (Hornblende?), 1 Steinkugel mit beiderseitigen Bohrlochanfangsstellen, Bruchstücke von Mahlsteinen, theilweise durchlöchert, 1 grössere Steinaxt, 1 Schleifstein.

II. Thongegenstände: Massen von Thongefässscherben, rohe, schlechtgebrannte und dickwandige, neben feinen, oft nur papierdünnen (?) graphitirten oder theilweise graphitirten Scherben, die Thongefässe zum Theile aus freier Hand, zum Theile offenbar auf der Töpferscheibe verfertigt.

Zumeist sind die Scherben unverziert; es gibt jedoch auch solche mit Strichverzierungen, Kreis- und Quadratornamenten. Auch einige siebartig durchlöcherte Scherben kamen vor. Die Färbung der Scherben ist schwarz oder braun, zumeist roth, auch lichtblau (?); ein Stück sogar violett.

Ein viereckiges Netz- oder Webegewicht aus Thon, oben durchlöchert, dann 25 Thonperlen von 4·5—1·5 cm Durchmesser, einige davon von kubischer Form, einige verziert, bilden das übrige der Inventar-Thongegenstände.

III. Knochengegenstände: Unter vielen verstreuten Thierknochen fand man nur zwei Bruchstücke von offenbar durch Menschenhand bearbeiteten Knochengegenständen, Nadel (?) und Perle.

IV. Glasgegenstände: 1 grünliche Perle und 1 dreiseitiges Prisma, $1^1/_2$ cm lang und 1 cm breit.

V. Eisengegenstände: Eisenschlacke mit Asche und gebrannter Erde vermischt, Stücke von reinem, unbearbeitetem Eisen, 1 Stück 3 kg schwer, 2 eiserne Scheiben, 2 Messerklingen, 1 langer Pfriemen, 1 Meissel-

bruchstück, 1 Plättchen mit beiderseits eingeschlagenem Kreisornamente, 1 17 cm langes Messer, 1 Streithammer, auf einem Ende Hammer, am anderen eine Schneide über Kreuz gestellt, 15 cm lang, 3 Pfeilspitzen, eine $5^1/_2$ cm lang.

VI. Bronzegegenstände: Noch unbearbeitete Bronzeknollen, 1 Armbandbruchstück, 1 Fibulabruchstück, einige Bronzeplättchenanhängsel, 1 vollkommen erhaltenes Armband, 4 Pfeilspitzen von $2^1/_2$—$3^1/_2$ cm Länge.

23. (S. 424.) Abbildung einer bemerkenswerthen Urne aus der Bronzezeit, gefunden bei Szolnok, im Besitze des Ungarischen Nationalmuseums zu Budapest. Höhe 68 cm, grösster Durchmesser 42 cm.

24. (S. 448.) Abbildung einer Urne aus der Bronzezeit unbekannter Provenienz, jedoch in Ungarn gefunden. Privatbesitz.

3. Herr **Hugo Zimmermann** in Mährisch-Kromau übersendet eine Notiz

Ueber den Stickstoff- und Phosphorsäuregehalt diluvialer Säugethierknochen.

Anlass zu den folgenden Analysen gaben die verschiedenen Erhaltungszustände diluvialer Säugethierknochen aus dem Löss vom Rothen Berge und der Czerwinkaischen Ziegelei in der Thalgasse in Brünn und derjenigen aus den Höhlen der mährischen Schweiz.

Die aus dem Höhlenlehm stammenden Knochen, deren Lager meist von wasserundurchlässigen Decken von Kalksinter geschützt sind, fallen, nachdem man die anhaftende Erde weggewaschen hat, durch ihr an frische oder kurze Zeit in der Erde gelegene Knochen erinnerndes Aussehen auf. Sie sind alle von gelblichweisser Farbe, zeigen sehr wenig Sprünge und besitzen einen splitterigen Bruch wie frische Knochen. Am auffallendsten zeigen diesen Erhaltungszustand die aus der Kiriteiner Höhle stammenden, wie z. B. die Reste von Bos primigenius, die in der paläontologischen Sammlung der Lehrkanzel für Mineralogie und Geologie an der Brünner k. k. technischen Hochschule aufbewahrt werden; leider konnte von diesem Exemplar keine Analyse gemacht werden, weil Prof. Makowsky dieselben mit Leimwasser behandelt hatte, um sie besser zu conserviren. Doch auch die Knochen der Höhlenbären und anderer Thiere aus den Slouper Höhlen sind so gut erhalten.

Die Knochen aus dem Löss zeigen einen von dem geschilderten vollständig verschiedenen Erhaltungszustand. Je nach ihrer Einlagerung kann man zweierlei Zustände unterscheiden: diejenigen, welche im typischen Löss liegen, sind in der Substanz mehr weniger weiss, die Röhrenknochen sind in den Höhlungen, ebenso wie die schwammigen Knochentheile in den netzartigen Canälen, mit einer dünnen Schichte von kohlensaurem Kalk ausgekleidet, der ganze dichte Theil des Knochens oft mit Mangandendriten durchsetzt. Der Bruch ist nicht splitterig, sondern eben, die Textur feinkörnig; vorwaltend ist ein Zerfallen in parallelepipedische Stücke.

Wieder anders ist der Erhaltungszustand der Knochen aus der von Prof. Makowsky [1]) entdeckten Brandstätte am Rothen Berg und in den Ziegeleien in der Thalgasse. Die Brandstätte stellt sich als eine graulich gefärbte, 10—15 cm mächtige Lösschichte dar, welche theils durch ihre Farbe, theils durch ihre Erfüllung mit Holzkohlenstückchen sich deutlich vom typischen Löss abhebt und auf ihre ganze Ausdehnung hin gut unterschieden werden kann. In dieser Schichte finden sich ebenfalls häufig Knochen von diluvialen Thieren, namentlich von Bos, Equus und Rhinoceros, welche alle durch ihre Einhüllung in eine Mergelkruste, in der ebenfalls Holzkohlenstückchen eingestreut vorkommen, ausgezeichnet sind; die Höhlung der Mergelschale ist immer etwas grösser als der darin steckende Knochen, welcher meist nur an einer Seite fest an der Schale anliegt. Die Mergelschale ist durch ihre Consistenz auffällig, während die eingeschlossenen Knochen mürbe, häufig radial zerklüftet sind und beim Ablösen der Mergelschale oft zerfallen. Die äusserste Knochenschichte ist eigenthümlich röthlich-grau gefärbt, manchmal angerusst und mit Mangandendriten bedeckt, während gegen innen zu der Knochen weiss wird; die Höhlungen sind ebenfalls mit Sinterhäutchen ausgekleidet.

Prof. Makowsky hat (l. c.) in Folge ihrer Lagerung in der Brandschichte, in welcher auch einzelne Artefacte aus der Steinzeit aufgefunden wurden, sowie in Folge ihres Erhaltungszustandes — die Gelenksenden, oder wenigstens eines derselben, sind immer abgeschlagen, bei vielen finden sich deutliche Schlagmarken als Spuren der Werkzeuge, mit denen sie eröffnet wurden — angenommen, dass das Fleisch der zugehörigen Thiere dem diluvialen Menschen zur Nahrung diente und die Knochen dann dem Feuer überliefert und in der Asche der Brandstätte eingebettet wurden, was Prof. Maška [2]) als unrichtig bezeichnete und die Entstehung der Brandstätte sowie die Einlagerung der Knochen in derselben auf einen Steppenbrand zurückführen wollte, was aber von Makowsky [3]) wieder widerlegt wurde.

Da es bekannt war, dass die organische Substanz der Knochen lange Zeit der Einwirkung der im Boden circulirenden Gewässer widersteht, wie ja Schwarzenbach [4]) in Wirbeln von Ichthyosaurus noch 0·7 Percent organischer Substanz nachwies, ebenso in den Knochen tertiärer Säugethiere von F. V. Greene [5]) und von

[1]) Makowsky, Der Löss von Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Thieren und Menschen. (Verhandlungen des Naturforschenden Vereines in Brünn, 26. Bd., S 207.)

[2]) Maška, Časopis vlast. mus. spolku olomúckého 1889; Derselbe, Lössfunde bei Brünn und der diluviale Mensch. (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIX. Bd., S. 46.)

[3]) Makowsky, Lössfunde bei Brünn und der diluviale Mensch. (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XIX. Bd.)

[4]) Schwarzenbach, Würzburger naturwissenschaftliche Zeitung, II., S. 100.

[5]) F. V. Greene in Sillimann's Journal (2), 16, S. 16.

Owen [1]) organische Substanz gefunden wurde (von ersterem in den Knochen von Titanotherium 5·68 Percent, in einer Tibia von Archaeotherium 4·09 Percent, von letzterem in Knochen von Oreodon 2·5 Percent und von Palaeotherium 3·2 Percent), während beim Glühen der Knochen die organische Substanz ganz oder wenigstens zum grössten Theile zerstört wird, so lag es nahe, eine vergleichende Bestimmung der organischen Substanz respective des Stickstoffes des noch vorhandenen Osseïn zu unternehmen, um die Frage zur Entscheidung zu bringen.

Die dem Herdfeuer und der glühenden Asche ausgesetzten Knochen mussten jedenfalls mehr von Knochenleim durch Verbrennung einbüssen, als dies bei einem Steppenbrande möglich war, welcher wohl die Thiere tödten, aber den Knochen derselben niemals etwas anhaben konnte.

Es wurde in folgenden Knochen eine Bestimmung des Stickstoffgehaltes vorgenommen und gleichzeitig auch der Phosphorsäuregehalt bestimmt:

1. Ursus spelaeus, fester Theil des Humerus aus der Mitte des Röhrenknochens. (Aus der Slouper Höhle in Mähren.)

2. Bos sp., Metacarpus, *a* die äussere dichte Schichte und *b* der schwammige Theil vom Gelenksende. (Aus der Slouper Höhle in Mähren.)

3. Equus caballus fossilis, Metatarsus, der dichte und schwammige Theil des Gelenksendes. (Aus dem Löss vom Rothen Berge bei Brünn.)

4. Equus caballus fossilis. Unterkiefer. Der Knochen war in den netzartigen Canälen des Innern mit einer Abscheidung von Eisenoxydhydrat ausgekleidet. (Czerwinkaische Ziegelei in der Thalgasse in Brünn.)

5. Elephas primigenius, dichter Theil eines Röhrenknochens. (Aus dem unter dem Löss gelegenen Diluvialschotter vom Rothen Berge bei Brünn.)

6. Elephas primigenius, schwammiger Theil von der Gelenkspfanne des Schulterblattes. (Aus dem Löss vom Rothen Berge bei Brünn.)

7. Bison priscus, Radius, fester und schwammiger Theil vom Gelenksende. (Brandschichte am Rothen Berge.)

8. Bison priscus, Metacarpus, fester Theil des Knochens; derselbe war reinweiss, mit punktförmigen Mangandendriten. (Brandschichte vom Rothen Berge bei Brünn.)

9. Equus caballus fossilis, Unterkiefer. Der Knochen war stark zerfallen, in dem schwammigen Theile desselben waren zahlreiche Mergelknöllchen eingelagert, so dass nur die äusserste dichte Schichte zur Analyse genommen werden konnte. (Brandschichte vom Rothen Berge bei Brünn.)

10. Die Mergelschale von 7.

[1]) Owen, Geological Survey of Wisconsin, Jowa and Minnesota im Jahresberichte der Fortschritte der Chemie 1853, S. 613.

	Gehalt an Stickstoff in %	Gehalt an P_2O_5 in %	
1. Ursus spelaeus, Humerus .	0·863	27·953	Aus dem Höhlenlehm.
2. Bos spelaeus Metacarpus *a*	1·780	32·680	Aus dem Höhlenlehm.
2. Bos spelaeus Metacarpus *b*	1·396	29·345	Aus dem Höhlenlehm.
3. Equus caballus fossilis, Metatarsus	1·000	29·083	Aus dem typischen Löss und dem Diluvialschotter.
4. Equus caballus fossilis, Unterkiefer	0·488	32·926	Aus dem typischen Löss und dem Diluvialschotter.
5. Elephas primigenius, Röhrenknochen	0·437	35·947	Aus dem typischen Löss und dem Diluvialschotter.
6. Elephas primigenius, Schulterblatt	0·364	28·952	Aus dem typischen Löss und dem Diluvialschotter.
7. Bison priscus, Radius . .	0·217	26·597	Aus der Brandschichte vom Rothen Berge.
8. Bison priscus, Metacarpus .	0·331	29·072	Aus der Brandschichte vom Rothen Berge.
9. Equus caballus fossilis, Unterkiefer	0·309	30·645	Aus der Brandschichte vom Rothen Berge.
10. Mergelschale von 7. . . .	0·094	0·433	Aus der Brandschichte vom Rothen Berge.

Die Analysen wurden mit bei 100 Grad getrockneter Substanz ausgeführt, um den Einfluss der Bergfeuchtigkeit aufzuheben. Die Stickstoffbestimmung wurde nach der von Jodlbauer modificirten Kjeldahl'schen Methode ausgeführt, die Phosphorsäure nach der Molybdatmethode bestimmt.

Was die Resultate der Analysen anbelangt, so finden wir, wie es auch zu erwarten war, dass die aus dem Höhlenlehm stammenden Knochen den grössten Gehalt an Stickstoff zeigen, wie dies auch Fremy [1]), welcher für Knochen von Bos aus den Höhlen von Oreston 8—11 Percent organischer Substanz vorfand, welche, wenn man die von ihm aufgestellte Zusammensetzung des Osseïn zu Grunde legt, 1·39—1·9 Percent Nitrogenium ergeben würden, und Krocker [2]) für die Knochen eines Höhlenbären aus Olkuzs in Preussisch-Polen mit 0·785 Percent Nitrogenium bestimmten.

Die Knochen aus dem typischen Löss zeigen mit Ausnahme eines einzigen einen Stickstoffgehalt von rund 0·4 Percent, wobei namentlich der Nitrogeniumgehalt des Knochens von Elephas ein geringer ist, wohl wegen der Lagerung im wasserführenden diluvialen Schotter, wo eine stärkere Auslaugung der Knochen stattfand.

Die in der Brandschichte gelegenen Knochen zeigen einen durchwegs geringeren Gehalt an Stickstoff, den man rund mit 0·3 Percent annehmen kann.

Da die Wassercirculation in der Brandschichte, welche wegen ihrer geringen Mächtigkeit verschwindend gegen das ganze Lösslager ist, als eine für alle Theile gleiche angenommen werden kann, so ist der Verlust an organischer Substanz nur auf die Einwirkung des Feuers auf die Knochen zurückzuführen. Eine solche kann wohl bei der von Prof. Makowsky angenommenen Einwerfung der Knochen in das Feuer vorausgesetzt werden, nicht aber bei einem allgemeinen Brand der Grasnarbe auf den zur Diluvialzeit steppenartigen Geländen.

Dass nicht eine weitergehende Veraschung erzielt wurde, wäre leicht daraus zu erklären, dass die Knochen zu einer Zeit dem Lagerfeuer überantwortet wurden, als dieses schon seine Heftigkeit eingebüsst hatte und nur

[1]) Fremy, Untersuchungen über Knochen. Annales de physic et chimie, Paris (3) 43, S. 47.

[2]) Krocker, Chemisches Centralblatt 1877, S. 183.

als ein Haufen glühender Kohlen zu denken ist; dies wäre die Zeit nach dem Mahle, wo die vom Fleische befreiten Knochen, nachdem man sie zerschlagen, um das Mark zu gewinnen, in die Asche geworfen wurden, wo eine theilweise Veraschung derselben erfolgte. Man könnte auch die besonders mürbe und brüchige Beschaffenheit der Ränder der aufgeschlagenen Knochen auf eine hier heftigere Wirkung des Feuers zurückführen. Ausserdem wurden einzelne Knochen in der Brandschichte gefunden, welche anscheinend einer heftigeren Einwirkung des Feuers ausgesetzt waren, dieselben konnten aber nicht analysirt werden, da Prof. Makowsky dieselben als Belegstücke in der Sammlung der k. k. technischen Hochschule aufbewahrt.

Auffallend ist auch der geringere Phosphorsäuregehalt der Knochen aus der Brandschichte, welcher wohl für die verschiedenen Theile der Knochen je nach der festeren oder schwammigen Structur an und für sich verschieden, aber doch im ganzen Grossen geringer ist als der Gehalt an Knochen aus dem typischen Löss oder aus dem Höhlenlehm.

Dies dürfte sich auf die Wirkung des in der Brandschichte ursprünglich angehäuft gewesenen Kaliumcarbonates zurückführen lassen, welches in dem durchsickernden Wasser gelöst wurde und dann seine Wirkung auf das Tricalciumphosphat der Knochen in der Weise ausübte, dass sich lösliche Phosphate (theils Alkaliphosphat, theils Dicalciumphosphat) und Calciumcarbonat bildete, welch letzteres sich in den Höhlungen der Knochen wieder als Sinterhäutchen absetzte. Durch dieses Wegführen von Phosphorsäure aus den Knochen erklärt sich auch ihre Anwesenheit in der Mergelschale, welche die Knochen umschliesst.

Inwiefern das kaliumcarbonathältige Wasser einen Einfluss auf die Löslichkeit des Osseïn ausübt, ist Gegenstand einer jetzt von mir vorgenommenen Untersuchung.

An dieser Stelle will ich Herrn Prof. Donath, dem Vorstand des Laboratoriums für chemische Technologie an der k. k. technischen Hochschule in Brünn, in welchem die Analysen gemacht wurden, für seine freundliche Unterstützung meinen Dank ausdrücken.

4. Herr Dr. **H. Matiegka** in Lobositz übersendet einen Auszug aus seinem in čechischer Sprache im I. Bande der Zeitschrift „Český Lid“ erschienenen Aufsatze

Beiträge zur Kenntniss der körperlichen Beschaffenheit der Einwohnerschaft des nordwestlichen Böhmens.

(Příspěvky ku poznání tělesné povahy obyvatelstva v severozápadních Čechách.)

Die Untersuchung (im Frühjahr 1891 unternommen) betrifft 395 Schulkinder (Knaben) der Volks- und Bürgerschule von Lobositz, in den Tabellen (mit französischen Ueberschriften) nach ihrem Geburtsjahr geordnet. Die Bevölkerung der Stadt ist eine gemischte, etwa zu $^3/_4$ deutsch, $^1/_4$ slavisch (čechisch); nach den vorkommenden Namen scheint dieselbe zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Slaven entstanden zu sein. Bis zum XVII. Jahrhundert war die Stadt überhaupt rein slavisch.

Die Resultate der Untersuchung sind folgende:

Tabelle I der Originalabhandlung gibt eine Uebersicht über die Schädelindices, Tabelle II über die Maxima, Minima und Mittel derselben. Beim Wachsthum (zwischen 6 und 14 Jahren!) scheint keine wesentliche Aenderung in der Schädelbildung zu erfolgen. Im Ganzen erscheinen 5·30% mesocephal, 94·70 % brachycephal; das Minimum ist 75·44, das Maximum 98·75, das Mittel für alle 87·15; die grösste Zahl fällt auf den Index 86. „Jene 5 Indices, welche die grössten Zahlen aufweisen, d. i. von 84—88, stellen sozusagen die regelmässigen Verhältnisse der Schädelmaasse vor und es ist auffallend, dass in diesen Grenzen die geistig vorgeschrittenen Kinder verhältnissmässig am häufigsten vertreten sind.“ Von den Knaben mit Indices zwischen 84—88 ist in den einzelnen Jahrgängen stets ein verhältnissmässig grösseres Percent in die höheren Schulclassen aufgestiegen, als von jenen mit einem höheren oder namentlich von jenen mit einem niedrigeren Index [1]). Es handelt sich um die Frage, ob in der That jeder Schädeltypus auch bestimmte Maassgrenzen hat, in denen er mit einem normal oder besser entwickelten Gehirn, d. h. mit gut entwickelten geistigen Fähigkeiten verbunden ist.

Tabelle III gibt eine Uebersicht über die Gesichtsindices (Nasenwurzel—Kinn: Jochbogenbreite), Tabelle IV über die Maxima, Minima und Mittel; das Minimum für alle ist 70·0, das Maximum 97·48, das Mittel 80·36. Der Gesichtsindex wächst von Jahrgang zu Jahrgang; beim Wachsthum (in den betreffenden Jahren) wird also das Gesicht ein breiteres und niedrigeres. Die weiten Zahlengrenzen scheinen darauf zu deuten, dass von den ursprünglichen verschiedenen Gesichtstypen in Böhmen bis heute keiner durchwegs die Oberhand erlangt hat, ebensowenig wie keine bestimmte Haar- und Augenfarbe, während die Brachycephalie im Laufe der Zeit alle anderen Schädelformen verdrängte. Es wird daher in diesbezüglichen strittigen Fragen dem Gesichtsschädel mehr Gewicht beizulegen sein als dem Hirnschädel.

Die Tabelle V sowie die Zusammenstellung auf S. 435 unten zeigt die Vertheilung der Schüler nach

[1]) Der Knabe aus dem Jahrgang 1882 mit dem Index 75 (Tab. I) ist in der II., ein anderer mit dem Index 77 sogar noch in der I. Classe, während etwa $^2/_5$ ihrer Altersgenossen schon in der III. Classe sind. Die Knaben aus dem Jahrgang 1883 mit Indices 78 und 79 sind in der II. Classe; der Knabe aus dem Jahrgang 1881 mit dem Index 79 ist in der III. Classe, während beinahe $^3/_5$ ihrer Altersgenossen in der IV. und einer von ihnen mit dem Index 86 schon in der V. Classe ist; der Knabe aus dem Jahrgang 1877 mit dem Index 79 ist in der IV. Classe, während $^3/_{10}$ seiner Altersgenossen schon in der V. und $^6/_{10}$ in der VI. Classe sind. Weiters blieb der Knabe aus dem Jahrgang 1883 mit dem Index 98 in der I. Classe ($^7/_{11}$ Altersgenossen sind in der II. Classe), der Schüler aus dem Jahrgang 1880 mit dem Index 95 in der III. Classe (etwa $^1/_4$ der Altersgenossen ist in der IV. und beinahe $^2/_5$ schon in der V. Classe, 3 (beinahe $^1/_{20}$) aus der mittleren Gruppe stieg sogar schon in die VI. Classe auf etc. etc.

der Haarfarbe und die Tabelle VI sowie die Zusammenstellung auf S. 437 unten die Vertheilung der Schüler nach der Augenfarbe. Aus denselben ist ersichtlich, dass besonders die Haarfarbe, weniger deutlich die Augenfarbe, von Jahr zu Jahr dunkler wird.

Die folgenden Tabellen beschäftigen sich nicht mit einzelnen anthropologischen Charakteren, sondern mit Gruppen derselben, also mit Typen, indem sie einzelne Charaktere neben- und gegeneinanderstellen.

Auf Tabelle VII ist die Vertheilung der Schädelindices nach den Gesichtsindices durchgeführt; diese Zusammenstellung ergibt jedoch kein auffallendes Resultat.

Tabelle VIII gibt einen Ueberblick über die Vertheilung der Schädelindices nach der Haar- und Augenfarbe. Dieselbe sowie die drei Zusammenstellungen auf S. 534 unten, 537 oben zeigen, dass die Curve der hellhaarigen Knaben beim Schädelindex 86, die der dunkelhaarigen bei 88 ihren Culminationspunkt erreicht, während die Mittelgruppen den Uebergang vermitteln. „Dunkle Haarfarbe scheint in der That ein häufigeres Attribut der Kurzköpfigkeit zu sein als der Dolichocephalie, und umgekehrt die helle Haarfarbe.“ Dieselbe Tabelle VIII sowie die Zusammenstellung auf S. 537 unten zeigen weiter, dass unter den Knaben mit verhältnissmässig längerem Schädel mehr helläugige sich befinden als unter den stärker brachycephalen Knaben, was um so mehr hervortritt, wenn wir die Knaben mit dem Schädelindex 86, in welchen die Grenze zwischen der oberen und unteren Hälfte fällt, ausser Acht lassen. Die Zusammenstellung auf S. 538 oben zeigt die Vertheilung des „hellen Typus“ (helle Augen und Haare) und des dunklen Typus (dunkle Augen und Haare) nach den Schädelindices. Von den 31 Schülern, die den hellen Typus darboten, wiesen 41·9% einen Index von 75—86 auf, 58·1% einen von 87—94, von 47 mit dunklem Typus dagegen blos 38·3% einen Index von 75—86, dagegen 61·7% einen Index von 87—94.

Tabelle IX zeigt die Vertheilung der Haar- und Augenfarbe nach dem Gesichtsindex; doch ergibt sich blos dann, wenn wir die Schüler mit einem Index von 70—79 zusammengenommen, jenen mit Indices von 80—97 gegenüberstellen, in der ersten Gruppe eine grössere Anzahl helläugiger und blonder im Verhältniss zur zweiten Gruppe, und umgekehrt. Die Zusammenstellung auf S. 538 unten zeigt, dass von 31 Schülern mit hellem Typus 45·2% einen Index von 71—79, 54·8% einen von 80—88 aufweisen, von 47 Schülern mit dunklem Typus 51·1% einen Index von 71—79 und 48·9% einen von 80—88. Also Knaben mit hellem Typus pflegen verhältnissmässig häufiger ein verhältnissmässig niedrigeres Gesicht zu haben als jene von dunklem Typus. Blos diese einzige Zusammenstellung spricht dagegen, dass zu einem hellen Typus ein langes Gesicht, zu einem dunklen Typus ein niedriges Gesicht gehört. Sonst aber sind wir in der That berechtigt, sowie wir es gewohnt sind, mit dem Begriff der Kurzköpfigkeit auch die sonstigen Charaktere, als ein niedriges Gesicht, dunkle Haare und Augen — und umgekehrt mit jenem der Langköpfigkeit ein hohes Gesicht, helle Augen und Haare zu verbinden.

5. Herr Dr. L. **Niederle** in Prag übersendet einen Aufsatz über

Die Schädel von Senftenberg.

Beitrag zur Kraniologie der Bewohner des östlichen Böhmens.

Bei Gelegenheit eines kurzen Aufenthaltes in Senftenberg im östlichen Böhmen unternahm ich im dortigen im vorigen Jahrhundert erbauten Beinhause eine Anzahl von Schädelmessungen, und zwar führte ich sie bei 30 Stück beinahe vollkommen durch, so weit dies mit den mir eben zur Verfügung stehenden zwei Compasen möglich war, bei 30 anderen Schädeln stellte ich wenigstens die drei Hauptmaasse, die Länge, Breite und Höhe, fest. Die detaillirte Anführung meiner Messungsresultate behalte ich mir für eine in böhmischer Sprache unter gleichem Titel erscheinende Abhandlung vor und erlaube mir, an dieser Stelle blos eine bündige Uebersicht über die erlangten Resultate zu geben, wobei ich zugleich auf die in der böhmischen Abhandlung beigefügten Tafeln und Tabellen verweise[1]).

Das Gesammtresultat der kraniologischen Prüfung war ungefähr folgendes:

Alle Schädel sind entschieden brachycephal, und zwar die weiblichen im Durchschnitt brachycephaler als die männlichen; während der mittlere Schädelindex bei letzteren 84·23 beträgt, ist er bei den weiblichen Schädeln gleich 85·18; in den Serien erscheint der Culminationspunkt einestheils bei den Zahlen 79—80, anderentheils bei 83, bei den Weibern zwischen 84 und 85. Der mittlere Index für alle ist 84·59. Extrem brachycephale Formen mit einem Index über 90 kommen häufig genug (12·5%) vor; ein gleiches Percent weisen die Mesocephalen auf. Aus all dem ist ersichtlich, dass die Senftenberger Schädel, besonders die weiblichen, einen grösseren mittleren Schädelindex besitzen, als bisher für böhmische Schädel überhaupt angegeben wurde (vgl. die Arbeiten Weisbach's und Zuckerkandl's).

Zum Vergleich führte ich eine Indexreihe von 85 mährischen Schädeln (Hanaken und Podhoraken), welche Dr. Wankel dem Münchener Cabinet gesendet hatte und welche daselbst von Dr. Obolensky einer kraniologischen Prüfung unterzogen wurden, an. Herr Prof. J. Ranke war so freundlich, mir die Anführung der gewonnenen Schädelindices zu gestatten (vgl. Tab. 11).

Die Schädel sind weiters nach ihrer Höhe (vom Basion zum Bregma gemessen) im Verhältniss zur Länge orthocephal mit Neigung zur Hypsicephalie (Index im Mittel 74·70); trennen wir sie aber nach dem Geschlechte, so sehen wir, dass wieder die weiblichen

[1]) Tafel I bietet die Maasse der 30 vollständig gemessenen, Tafel II die Maasse der 30 übrigen Schädel. Eine Reihe von Tabellen stellt die Vertheilung der Schädelindices nach Serien dar, und zwar Tab. 3 die der Längenindices, Tab. 4 die der Höhenindices, Tab. 5 die der Indices des Obergesichts, Tab. 6 die der Nasen-, Tab. 7 die der Orbitalindices. Tab. 1 und 2 bietet die Maxima, Minima und Mittelwerthe der Hauptmaasse und ihrer Indices, Tab. 13 eine Serie von Schädelindices der Schulkinder von Neu-Paka und Pouchow bei Königgrätz. — Auf allen Tabellen sind die Maasse nach dem Geschlechte (♂, ♀ und ?) in drei Reihen vertheilt.

Schädel die höheren (Durchschnittszahl der Indices 75·55), nämlich hypsicephal, sind im Vergleich zu den männlichen (Index 74·52). Das Gleiche lehrt die Vertheilung in Serien.

Da allen Schädeln der Unterkiefer fehlte, mass ich blos die Höhe des Obergesichtes und die bizygomatische Breite und berechnete aus diesen Maassen einen Index (nach KOLLMANN). Dieser Index betrug im Mittel bei den männlichen Schädeln 52·03, bei den weiblichen 50·81, bei allen zusammen 51·91. Die Schädel sind daher nach KOLLMANN's Nomenclatur (vgl. die Frankfurter Verständigung) leptoprosop. Die entsprechende Serie weist aber einen bedeutenden Intervall im Variiren des Index auf.

Dem Nasenindex nach sind die Schädel mesorhin (bei Männern 49·52, bei Weibern 49·21; das Mittel für alle 49·52) sowohl im Mittel als auch nach dem Culminationspunkt der entsprechenden Serie.

Nach dem Orbitalindex erscheinen die Schädel hypsikonch. Der mittlere Index ist bei den männlichen Schädeln 84·00, bei den weiblichen 86·14, im Durchschnitt bei allen (mit Inbegriff der Schädel von nicht sichergestelltem Geschlecht) 86·37. Einen Index über 85 traf ich bei 47%, einen Index über 90 bei 23%. Abgesehen von den kraniometrischen Charakteren beobachtete ich an den Schädeln eine bedeutende Verwölbung der temporoparietalen Regionen in der Norma facialis, weiters die tiefgelagerte Insertion der Nasenwurzel an den männlichen Schädeln und ein zahlreiches Vorkommen der pränasalen Gruben.

Wie aus dem Angeführten ersichtlich ist, weichen diese Resultate in vielen Hinsichten von einigen älteren Angaben ab. Insbesondere weisen diese Schädel das Gegentheil von dem auf, womit im Jahre 1884 Prof. Dr. E. ZUCKERKANDL die böhmischen Schädel im Allgemeinen charakterisirte, wenn er unter ihren Eigenschaften auch enge, gedrungene Augenhöhlen und eine kurze, breite Nasenöffnung anführte [1]). Denn die Senftenberger Schädel sind mesorhin und hypsikonch. Und doch ist die dortige Bevölkerung ganz böhmisch. Auch die ältere Angabe, betreffend die Chamaecephalie, konnte hier nicht bestätigt werden.

Wohl aber glaube ich, dass man wahrscheinlich in verschiedenen Gegenden Böhmens auch verschiedene Schädeltypen finden wird und bin also weit entfernt, diese Charakteristik der Senftenberger Schädel ähnlich den älteren Versuchen auf alle böhmischen Schädel überhaupt auszudehnen [2]).

Auch bin ich geneigt, anzunehmen, dass wir in den jetzt deutschen Gegenden Böhmens im Vergleich mit den böhmischen — freilich nur bei Durchmusterung einer grösseren Schädelreihe — Differenzen in den kraniologischen Merkmalen finden werden; denn in jenen deutschen Gegenden werden sicherlich die somatischen Eigenthümlichkeiten der Colonisten aus dem nördlichen Deutschland nicht ohne Einfluss geblieben sein. So hat sich ja auch eine Differenz in der Verbreitung der blonden Complexion gegenüber der brünetten sicherstellen lassen.

Die bisherigen Messungen, die von Herrn Dr. MATIEGKA an den Schulkindern in Lobositz und von mir an jenen von Neu-Paka und Pouchow (bei Königgrätz) gemacht worden sind, haben in dieser Richtung nichts Positives ergeben: an beiden Orten sind die Kinder fast gleich stark brachycephal. Nur wenn man die Lobositzer Kinder nach der vermuthlichen Herkunft (freilich etwas unsicher dem Namen nach) in böhmische und deutsche theilt, sieht man, dass sich die letzteren etwas mehr an den niedrigen Indexzahlen betheiligen als jene. Dafür ergaben diese Messungen wiederum, dass bei uns die Kinder eine stärkere Brachycephalie besitzen als die Erwachsenen.

In einem Anhang gebe ich eine vorläufige kurze Beschreibung eines Cretinschädels, wie ich deren unter den Schädeln des Beinhauses mehrere beobachtete. Die Gegend von Senftenberg gehört ja zu denen in Böhmen, wo Cretinismus verhältnissmässig häufiger auftritt.

6. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Török, Dr. Aurel v.: Ueber die heutige Schädellehre. [Aus der internationalen Monatsschrift f. Anat. u. Phys. 1892. Bd. IX. Heft 3.] 18 S.

Brinton, Daniel G.: Anthropology: as a science and as a branch of University education in the United States. Philadelphia 1892. 16 S.

Parker, Wm. Thornton: Concerning American Indian Womanhood. — An Ethnological Study. [Reprinted from Annals of Gynaecology and Paediatry, March, 1892.] 12 S. Mit 2 Tafeln.

Orsi, P.: Contributi all' archeologia preellenica Sicula. Parma 1891. [Estratto dal Bullettino di paletnologia italiano. Anno XV, N° 9a 11e 12, 1889.] Mit 3 Tafeln. 64 S. [p. 158 bis 231; tav. IV, VI. VII.]

Moscou: Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Publié sous la Rédaction du Prof. Dr. M. MENZBIER. Année 1891. N° 4. (Avec 11 planches). (213—600) + 34 + 70 S. Moscou 1892.

Nicolaysen, N.: Kunst og handverk fra Norges fortid. Udgivet af Foreningen til Norske fortidsmindesmærkers Bevaring. Tiende hefte. (Pl. LXXII—LXXIX). Kristiania 1891. IV + (29—30) S.

Nicolaysen, N.: Hovedø kloster og dets ruiner. Med Titelkort og 10 plancher. Udgivet af Foreningen til Norske fortidsmindesmærkers Bevaring. Kristiania 1891. II + 8 S.

Guben: Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. II. Band. 4. Heft. Guben 1892. S. 275—330. Mit Taf. 4—6.

Campi, L.: Traccie di una stazione Gallica nell' alta Val di Sole. 4 S.

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: KOSTA HÖRMANN vladin savjetnik. Godina IV. — 1892. — Knjiga I. II. Sarajevo 1892. 204 S. Mit 3 Taf.

Breslau: Schlesiens Vorzeit. V. Vereinsangelegenheiten. S. 69—104.

[1]) Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XIV, S. 125.

[2]) Im September dieses Jahres kam ich zufälligerweise in ein kleines walachisches Dorf Tichá im östlichen Mähren, wo ich in der alten Kirche hinter dem Altar einen Haufen von menschlichen Knochen fand. An 18 Schädeln unternahm ich gleich das Messen. Resultate sind noch nicht bearbeitet, scheinen aber einige interessante Details vorzuweisen, so z. B. die häufigere dolichoide Form besonders bei den männlichen Schädeln, dessen mittlere Längenbreitenindex auf 82 sinkt.

St.-Pétersbourg: Mélanges biologiques tirés du Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Tome XIII. Livraison 1. St.-Pétersbourg 1891. II + 164 S.

Prag: Památky archaeologické a místopisné. XV. 4—8. V Praze 1890. S. 194—479. Mit Taf. XI—XXI.

Müller, Sophus: Ordning af Danmarks oldsager. Bronzealderen. Afbildningerne tegnede og chemityperede af Magnus Petersen. Udgivet paa Carlsberg-Fondensbekostning. Avec un resumé en Français. Kjøbenhavn 1891 (Paris, London, Leipzig). VI + 70 S. Mit 28 Tafeln.

Zampa, Prof. Raffaello: Cranica Italica vetera. Antichi resti umani in Italia. (Estratto dalle Memorie della Pontificia Accademia dei Nuovi Lincei, vol. VII.) Roma 1891. 80 S.

Zampa, R.: Sulla Etnografia dell' Italia. (Estratto dagli Atti dell' Accademia pontificia de' Nuovi Lincei. Anno XLIV. Tomo XLIV. Sessione VI[a] del 17 maggio 1891.) Roma 1891. 10 S.

Mies, Dr.: Demonstration eines Apparates zur Messung des Profilwinkels unter Berücksichtigung der „deutschen Horizontalen". — Ueber Körpermessungen zur genauen Bestimmung und sicheren Wiedererkennung von Personen. [Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1891. Nr. 11 (Bericht über die XXII. allgemeine Versammlung zu Danzig). S. 124 bis 128.]

Campi, Luigi: Ripostiglio di bronzi arcaici rinvenuti al bosco della pozza nel tenere di Mezocorona. Trento 1892. 20 S. Mit 1 Tafel.

Wien: Franz v. Hauer's siebzigster Geburtstag. [Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Separatabdruck aus Band VII. Heft 1.] Wien 1892. 26 S.

Jentsch, H.: Die Thongefässe der Niederlausitzer Gräberfelder. Versuch einer zeitlichen Gruppirung. [Separat-Abdruck der Niederlausitz. Mittheil. Bd. II. 1891.] 26 S. Mit 1 Tafel.

Jentsch, Dr. Hugo: Die prähistorischen Altertümer aus dem Stadt- und Landkreise Guben. Ein Beitrag zur Urgeschichte der Niederlausitz. In fünf Abtheilungen mit 5 lithographirten Tafeln. Guben 1862. IV + 24 + 28 + 28 + 22 + 24 S.

Sergi, G.: Le varietà umane della Melanesia. (Estratto dal Bollettino della R. Accademia Medica di Roma. Anno XVIII. Fascicolo II.) Roma. 90 S.

Lissauer, Dr.: Ueber den Formenkreis der slavischen Schläfenringe. [Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1891, Nr. 11 (Bericht über die XXII. allgemeine Versammlung zu Danzig). S. 138—142.]

Török, Dr. Aurél v.: Egy jézó szigetbeli Ájnó koponyáról. A koponya általános ismertetése tekintettel a kraniologia megoldandó problemáira, nevezetesen pedig a kraniometria mai reformjára. Tizennégy a szöveg közé nyomott ábratáblával s egy függelékkel. Különnyomat Gróf Széchenyi Béla „keletázsiai utazás tudományos eredményei" czimü munkájából. Budapest 1892. II + 266 S.

Zampa, Raffaele: Breve nota di Etnografia comparata. [Estratto degli Atti dell' Accademia pontificia de' Nuovi Lincei. Anno XLV. — Tomo XLV, sessione I[a], del 20 decembre 1891.] 4 S.

Collignon, Dr.: Projet d'entente internationale de recherches anthropologiques. 11 S.

Sopron: A Sopronmegyei régészeti társulat második évkönyve. MDCCCXCI. Sopron 1892. 88 S. (Geschenk von Ludwig Bella.)

Ulm: Jahreshefte des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a/D. Vierter Jahrgang. Ulm 1891. 154 S.

Baye, Le Baron J. de: La bijouterie des Goths en Russie. Extrait des Mémoires de la Société nationale des Antiquaires de France; tome LI. Paris 1892. II + 16 S. Mit 5 Tafeln.

Mies, Dr. med. Joseph: Ueber plastische Nachbildungen, welche mit Hilfe der Photographie hergestellt werden. [Sonder-Abdruck aus dem Photographischen Wochenblatt, 1892, Nr. 10 und 11.] 4 S.

Mies, Dr. med. Joseph: Die Photographie bei der Schädelmessung. 4 S.

Zampa, Raffaello: La Demografia Italiana, studiata più specialmente in riguardo all' azione dei monti e delle pianure sulla vita dell' uomo. Natalità, mortalità, aumento di popolazione, longevità, costituzione fisica e statura, per provincie circondari e comuni capiluogo di provincia. Con atlante. Bologna 1881. VIII + 374 S. Mit 9 Tafeln.

Zampa, Raffaello: Della comparazione dei caratteri fisici dei delinquenti e dei non delinquenti. [Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e Etnologia. Vol. XX. Fascicolo 1°, 1890.] 20 S.

Orsi, P.: Ancora sulla fibula a Micene e nelle terremare. [Estratto dal Bullettino di paletnologia italiana. Anno XVII, N° 11e 12. 1891 p. 174—177]

Constantinople: Gazette médicale d'Orient publiée par la Société impériale de Médecine de Constantinople. XXXIIme année. N° 24, 15 Février 1892. XVI + (369—384) + 32 S.

Nehring, Dr. A.: Russische Säugetier-Namen. [Zool. Gart. Jahrg. 1891. S. 326—330.]

Nehring, Dr. A.: Nachtrag zu der Abhandlung über die geographische Verbreitung der Säugetiere in dem Tschernosem-Gebiete etc. [Sonder-Abdruck a. d. Zeitschrift d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. 1891. Bd. XXVI] 2 S.

Danielli, Dott. Jacopo: Studio craniologico sui Nias. Firenze 1892. VIII + 120 S. Mit 3 Tafeln. [Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Volume XXI, Fascicolo 1° e 3°. — 1891.]

Maška, Karl J.: Die diluviale Fauna und Spuren des Menschen in der Schoschuwker Höhle in Mähren [Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt 1891. 41. Band. 2. Heft. S. 415—422. Mit Tafel VII.]

Maška, Karl J.: Bronzefund bei Mankendorf. Mit 1 Tafel. [Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale 1891.] 2 S.

Kříž, Dr. Martin: Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit. I. Die Slouperhöhlen. [Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt. 1891. 41. Band. 3. Heft. S. 443—570. Mit den Tafeln VIII u. IX.]

Sergi, G.: Crani Siculi neolitici. [Estratto dal Bullettino di paletnologia italiana. Anno XVII. Nr. 11 e 12, 1891. S. 157—172.] Parma 1891.

Cartailhac, Émile: Monuments primitifs des Iles Baléares. [Mission scientifique du Ministère de l'Instruction publique.] Toulouse 1892. XII + 80 S. Mit 51 Tafeln.

Prag: Zpráva společnosti přátel starožitností českých v Praze. (I. u. II. Bericht für 1889 u. 1890.) V Praze 1889 u. 1890. 50 + 68 S. Mit 4 + 3 Tafeln.

Matlakowski, Władysław: Budownictwo ludowe na podhalu. Z 23 tablicami litograficznemi i 25 rysunkami w tekście. Kraków 1892. II + 96 S.

Saussure, Henri de: Antiquités Mexicaines. Ier fascicule: Le manuscrit du Cacique. Genève 1891. 10 S. Mit 17 Tafeln.

Zampa, Dott. Raffaello: Contribuzione alla Etnografia della Melanesia Studio di due ragazzi Papuani. [Estratto dagli Atti dell' Accademia pontificia de' Nuovi Lincei. Anno XLIV. — Tomo XLIV, sessione I[a]. del 21 decembre 1890.] Roma 1891. 16 S.

Brinton, Daniel G., A. M., M. D., LLD.: Studies in South American Native Languages. From Mss. and rare printed sources. — Observations on the Chinantec Language of Mexico; and on the Mazatec Language and its affinities. Philadelphia 1892. 68 + 20 S.

Schrenck, Dr. Leopold v.: Die Völker des Amur-Landes. Ethnographischer Theil. — Erste Hälfte. Mit 37 lithographischen, zum Theil farbigen Tafeln und 13 Holzschnitten im Text. [Reisen und Forschungen im Amur-Lande in den Jahren 1854—1856 im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt und in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben. Band III. Zweite Lieferung.] St. Petersburg 1891. IV + XX + (311—630) S.

Hohenbruck, Le Baron Arthur de: Plans de constructions rurales en Autriche. (Maisons de paysans et de petits cultivateurs, fermes, métairies, basses-cours etc. etc.) Publié par le Ministère J. R. de l'agriculture. Dessins et autographies par Charles A. Romstorfer, Architecte. Vienne 1878. XII + 50 S.

Bassanowitsch, Dr. J.: Materiali sa sanitarnata etnografia na Bulgaria. Sofia 1891. IV + 184 S.

Berlin: Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. II. Band. — ½ Heft. Berlin 1891. IV + 80 S. Mit 15 Tafeln.

Boston: Transactions of the American Philological Association 1891. Volume XXII. 108 + LXXIV S.

Leipzig: Neunzehnter Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig 1891. 24 S. Leipzig 1892.

Lisboa: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 10ª Serie. — Nº 4 e 5. Lisboa 1891. S. 143—232. Mit 1 Tafel.

Adelaide: Transactions and Proceedings and Report of the Royal Society of South Australia. Vol. XIV. Part. II., including Proceedings and Reports. Edited by Professor Ralph Tate. [With fourteen plates.] Adelaide 1891. IV + (103 bis 398) S.

Chijs, Mr. J. A. van der: Nederlandsch-Indisch Plakaatboek, 1602—1811. Negende deel. Nieuwe Statuten van Batavia. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regeering. Batavia 1891. VIII + 648 S.

Chijs, Mr. J. A. van der: Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandts-India. Anno 1663. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regeering. Batavia 1891. II + 755 S.

Ijzerman, J. W.: Beschrijving der Oudheden nabij de grens der Residentie's Soerakarta en Djogdjakarta. Met Atlas. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Batavia 1891. VI + 136 S. Mit 10 Tafeln. Atlas mit 30 Tafeln und 1 Karte.

Polek, Dr. Johann: Rückblick auf die Forschungen zur Landes- und Volkskunde der Bukowina seit 1773. Vortrag, gehalten in der constituirenden Versammlung der Mitglieder des Bukowinaer Landes-Museums in Czernowitz am 21. Februar 1892. Czernowitz 1892. 32 S.

Schwartz, Wilhelm: Die Wünschelruthe als Quellen- und Schatzsucher. [Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Heft 1. 1892. S. 67—78.]

München: Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXII. Jahrgang. 1891. IV + (113—156) S. XXIII. Jahrgang 1892. 56 S. Mit 1 Tafel.

Bartels: Copien von Felszeichnungen der Buschmänner. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ausserordentliche Sitzung vom 9. Januar 1892. S. [25]—[26]. Mit 2 Tafeln.]

Schaaffhausen: Ueber die in Köln ausgestellten sogenannten Azteken. [Separat-Abdruck aus den Sitzungsberichten der Niederrhein. Gesellsch. f. Natur- und Heilkunde zu Bonn. Sitzung vom 6. Juli 1891. S. 1—2; 97—102.]

Schaaffhausen: Ueber vorgeschichtliche Funde in Mähren. [Sitzungsberichte der Niederrhein. Gesellsch. f. Natur- und Heilkunde zu Bonn. Sitzung vom 11. Januar 1892. S. 26—37.]

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ausflug, veranstaltet von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6. Juni 1892.

Bericht von **Gustav Bancalari.**

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

Die beiden Methoden der Hausforschung habe ich in einem Vortrage in der Anthropologischen Gesellschaft und neuerdings in dem Aufsatze: „Vorgang bei der Hausforschung" nebeneinander gestellt und in ihren Vor- und Nachtheilen gekennzeichnet. Diese Methoden sind die sogenannte Punktforschung, wobei ein sesshafter oder für Wochen an einem Orte sich aufhaltender Forscher die Häuser der nächsten Umgebung genau durchforscht, und die Linien- oder Routenforschung, wobei der Beobachter sich in Bewegung befindet und die Erklärung der Einzelbeobachtungen meistens an Orten sucht und auch findet, welche von dem fraglichen Objecte mehr oder weniger weit entfernt sind.

Aus der späteren Ergänzung der Routenbeobachtung durch Punktbeobachtungen, welchen dann auch sehr gut erwogene Fragebogen zu Grunde gelegt werden können, würde sich die Kenntniss der Gesammtfläche eines Bereiches ergeben und es liesse sich dann eine wahre und vollständige Typenkarte desselben entwerfen.

Es wurde bei diesen Darlegungen wiederholt hervorgehoben, dass es bei der Routenforschung auf gewisse Leistungen ankomme, welche an sich nicht schwierig sind, welche man aber doch kennen muss, und dass die verhältnissmässig geringe Zahl brauchbarer Routenforschungsresultate und dadurch das langsame Fortschreiten der Hausforschung hauptsächlich an dem geringfügigen Umstande liege, dass manche sehr fähige Hausforscher nicht zeichnen.

So lag der Gedanke nahe, erstlich den Vorgang der Routenforschung schriftlich zu erläutern (dies ist durch meinen erwähnten Aufsatz geschehen) und dann einer Anzahl von Personen Gelegenheit zur Einübung der Beobachtung und der Darstellung eines recht auffallenden und reinen Typus zu geben.

Die Ankündigung des Ausfluges wird hier nochmals abgedruckt. Sie hat sich als genügend erwiesen. Besonders die Form der „Aufgabe" hat sich bewährt.

Die Herren Theilnehmer waren dadurch unbeeinflusst und kamen ohne beirrende Vorkenntniss über die zu gewärtigende Hausform auf die Route.

Excursion der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu den Pfingsfeiertagen (5. und 6. Juni) 1892, unter der Führung des Herrn Gustav Bancalari.

Zweck: Praktische Darlegung einer Beobachtungsmethode zur Erforschung und Darstellung ländlicher Wohnhaustypen.

Aufgabe: Wie sind die Häuser auf der Weglinie Salzburg-Mattsee-Mattighofen-Uttendorf beschaffen?

Programm:

Rendezvous Pfingstsonntag, 5. Juni, Früh 7 Uhr: Café Tomaselli in Salzburg. Von da Marsch nach Mattsee (nebst einigen Umwegen). Sechsstündiger Spaziergang.

Pfingstmontag, 6. Juni: Marsch von Mattsee nach Mattighofen. Ankunft daselbst so frühzeitig, dass noch die nach der Specialkarte zu vermuthende Typengrenze bei Uttendorf untersucht und die Abreise nach Wien angetreten werden kann, wo man Dienstag Früh eintrifft.

Der Verlauf des Ausfluges war folgender:

Sonntag, 5. Juni, 7 Uhr 30 Minuten: Aufbruch von Salzburg. Marschlinie: Salzburg–Maria Plain–Lengfelden, Elixhausen–Ursprung; bisher auf der Strasse Salzburg–Mattsee; dann abzweigend auf Feldwegen über Wolfzagler, Kraiham, Hamberg, Bischelsroid, Pfarrhof Obertrum und dann auf der Strasse des Westufers des Obertrumer Sees nach Seeham (gegenüber Mattsee).

Weglänge 21 km = 2·8 Meilen.

Im Weichbilde von Salzburg wurde der städtisch beeinflusste („kranke") Typus beobachtet und an manchem Hause die Grenze festgestellt, wo der Gewohnheitsbau gänzlich verschwindet und der untypische (Baumeister-) Bau beginnt.

Bei Kemeting, wo ein Landzimmermeister die Dachconstruction der dortigen halbtypischen Häuser erklärte, traten allmälig Merkmale hervor, welche durch ihre stete Wiederkehr den Typus ankündigten. Erst in Unter-Mödlham fanden sich Häuser, welche alle bisher im Einzelnen beobachteten zerstreuten Merkmale in sich vereinten und daher als vollkommen typisch anmutheten. Solche Häuser wurden besichtigt und besprochen.

Pfingstmontag, 6. Juni: Regengüsse hatten bei Nacht den Weg nach Uttendorf gänzlich durchweicht, wie wir Morgens erfuhren; sie wiederholten sich auch am 6. Juni Vormittags. Der Marsch nach Mattighofen–Uttendorf musste somit leider aufgegeben und auf die Beobachtung des Typenwechsels im Mattigthale verzichtet werden. Dafür wurde der Vormittag zur Uebung einer Hausaufnahme benützt. Der Zufall führte hiebei zu einem merkwürdigen Hause im Dorfe Seeham selbst.

Das Franzlbauerhaus (Fig. 34)[1]), zu welchem 20 Joch Felder und Wiesen gehören, ein Einheitshaus ohne jedes Nebengebäude (sogar der Brunnen ist im Innern, im Stalle), mit Flachdach, ein Drittel der Hausbreite zur Firsthöhe, mit Schaardach (genagelte, mittelgrosse Falzschindel) gedeckt, ohne Firstzierde, gleicht dem Mondseerhaus („Ausland" 1892, Nr. 22) und ist vom Achenseetypus („Ausland" 1891) in keiner Hauptsache

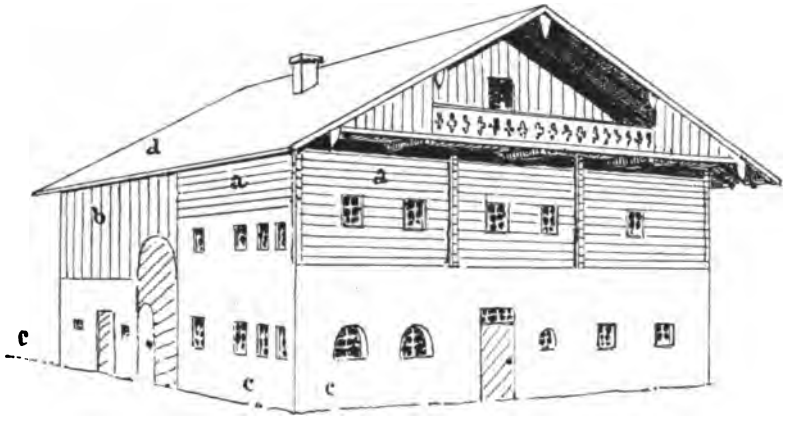


Fig. 34. Das Franzlbauerhaus in Seeham.

verschieden. Die Mauerung der beiden Hauskerne, des vorderen Wohnstockes und des rückwärtiges Stalles thut dem typischen Charakter keinen Abbruch. Wir hatten tagsvorher ebenso eingetheilte Häuser, von oben bis unten in Blockbau ausgeführt, gesehen und dem Vernehmen nach sind die Häuser gegen den Haunsberg zu, wo noch Holzreichthum herrscht, alle ganz und gar von Holz, aber sonst dem Franzlhause gleich.

Die Bretterverschalung des Hinterhauses über dem Stallkerne und des „Windbrettes" (das ist der Giebelwand über dem Balcon) entspricht dem in Seeham obwaltenden knappen Holzstande. In der oberen Waldzone ist meist Block, wo unten Bretterwände schon gebräuchlich sind. Es scheint ja im Allgemeinen mit zunehmender Entwaldung einer Gegend die Bauweise vom Block- zum Ständer- und Pfosten-, dann zum Bretterbau und endlich zum Mauerwerk überzugehen. Auch der hiesige Blockbau ist nicht mehr ursprünglich. Die Balken haben rechteckigen, länglichen Querschnitt, sind

[1]) Durch ein Versehen des Zeichners hat die Stube auf der einen Seite drei Fenster erhalten, während sie deren dort auch nur zwei besitzt. Anm. der Redaction.

eher Pfosten zu nennen und sind an den Ecken ohne Vorköpfe zusammengefügt (verzinkt), wie die Bretter einer Kiste.

Beharrlich ist in der Gegend die Form der beiden Tennenthore, in welche je ein Thürchen eingeschnitten ist (Fig. 34). Auch hierin gleicht das Seehamerhaus dem Mondseer.

Die Tenne ist blos dort, wo der Bauer Getreidefelder besitzt, zwischen Wohn- und Stallkern eingefügt. Sonst fehlt sie. Wir hatten keine Gelegenheit, ein solches tennenloses Haus genau zu beobachten.

Der Balcon, hier „Gang“ oder „Hausgang“ genannt, ist niemals von einem Obergeschoss, sondern blos vom Dachbodenraume aus mittelst einer Thüre zugänglich.

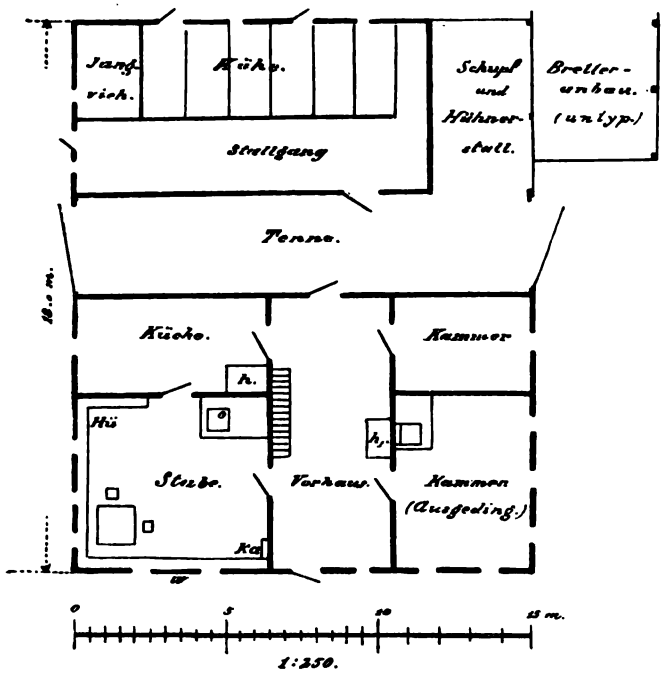


Fig. 35. Grundriss des Franzlbauerhauses in Seeham.

Er hat lediglich die Bestimmung eines Trockengerüstes, so wie im Canton Tessin und in Graubündten („Ausland“ 1891). Hie und da haben wir einen von einem Obertheile des Bodens zugänglichen „Obergang“ gesehen.

Die Eingangs- (Giebel-) Seite des Franzlhauses sieht nach Süden. Es kommen aber auch andere Richtungen vor; nur nicht gegen Nord und Nordwest.

Das „Vorhaus“ ist auffallend breit und der merkwürdigste Theil des Hauses. Dort befindet sich ein Sommerspeisetisch, aber auch noch der altartige Herd des ehemaligen „Ruck- (Rauch-) Hauses“ (Fig. 35 h_1 und Fig. 36). Seine Uebereinstimmung mit dem Herde der Palfauer Reiterkeusche („Ausland“ 1892, Heft 19, S. 296) in Obersteiermark ist auffallend. Auch der Radler (Kärntner) Kogel („Ausland“ 1890) ist zwar anders, aber nach denselben Principien gestaltet. In Seeham heisst der die Funken sammelnde und die Holzdecke vom Funkenfluge schützende Holz- und Lehmschirm nicht Kogel oder Kuttel, sondern Feuerhut. Die Palfauer Selchstangen fehlen in Seeham. Auch hier wird der (moderne) Stubenofen des Ausgedings vom Herd aus geheizt, obwohl früher kein Rauchfang bestanden hatte.

Der Rauch, nachdem er seine Funken in die Höhlung, in den Baldachin des Feuerhutes, abgegeben hat, qualmt dann unter dessen Randbalken hervor und hat sich dann einstens, wo er konnte, seinen Abgang gesucht. Erst eine spätere Zuthat (wir haben nicht er-

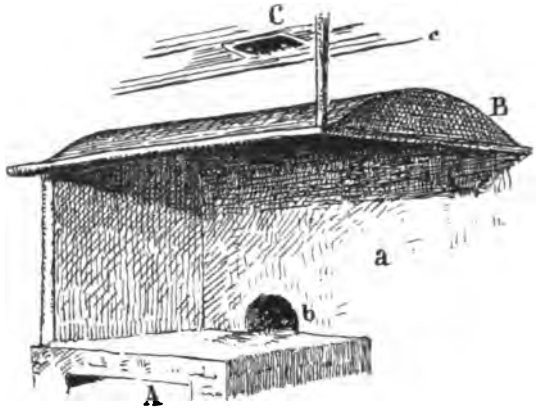


Fig. 36. Alter Herd im Franzlbauerhaus in Seeham.

fahren können, von wann) ist in dem aus Brettern zusammengefügten Rauchfang zu erblicken, der oberhalb des Feuerhutes (Fig. 36) beginnt, dann das Obergeschoss durchsetzt und wohl auch ein wenig erwärmt, um schliesslich mit einem offenen Stumpf (Fig. 37) mitten im Strohboden, also innerhalb des Daches zu enden. Ein mit einer Thüre verschliessbares Dachfenster ist oberhalb dieser Schlauchmündung. „Der Rauch selcht (räuchert) das ganze Stroh; es wird ganz braun; darum mögen wir auch

Fig. 37.
Hölzernes Rauchfangende im Franzlbauerhaus in Seeham.

den Herd nicht mehr und wollen ihn nächstens abbrechen.“ So sagte uns die Bäuerin.

Diese mir neue Zwischenstufe der Rauchfangentwicklung, wobei der Schlauch das Dach nicht durchsetzt, sondern im Innern des Bodenraumes mündet, erinnert mich an die seltsame Auskunft der Leute von Roana und Castelleto (in den sogenannten cimbrischen Siebengemeinden von Vincenza), sie hätten darum keine Rauchfänge und nur sehr ungenügende Rauchlöcher in der Hauptmauer, „weil es der Wind nicht erlauben würde,

Rauchfänge zu bauen". Auch im Seehamerhause muthet es an wie eine Scheu, das Rauchrohr ausserhalb der Dachfläche dem Wind und Regen auszusetzen. Offenbar hat man einmal zur Zeit, wo diese Form allgemein war, den Schutz des Daches für die Rauchfangmündung gebraucht oder für nothwendig gehalten.

Die Errichtung des Bretterschlauches (vgl. „Ausland" 1892, Heft 19, S. 297, wo eine weitere, höhere Entwicklungsstufe desselben abgebildet ist) mag mit der Einführung des Obergeschosses zusammenhängen. So wie jetzt der Rauch aus dem Obergeschoss in den Bodenraum dringt, so konnte er ja auch aus dem ebenerdigen Hause ohne weitere Vorrichtung in denselben dringen. Aber das neue Obergeschoss musste rauchfrei erhalten werden. So ist der Bretterschlauch und später der gemauerte Rauchfang entstanden. Die Errichtung des Obergeschosses wieder mag bei Anwachsen der Familienglieder wegen steigenden Grundwerthes und Vertheuerung des Holzes eingetreten sein. Es stellt nämlich die Verdoppelung des Wohnhauses bei Ersparung eines neuen Daches und einer Baufläche dar. So ist das Anwachsen der Bevölkerungsdichte naturgemäss der Sporn für die Anbahnung complicirterer Bauformen und sinnreicher Vorrichtungen und besonders in sehr dünn bevölkerten Ländern könnte man also manchen Einblick in primitive Hausverhältnisse hoffen.

Dass auch hier wieder die Hausflur („Vorhaus") auffallend breit ist, wie zumeist, wo ich in derselben den Herd oder den Sommerspeisetisch fand, unterstützt meine Annahme von der ursprünglichen Bedeutung der Flur als Koch- und Hauptwohnraum.

Der Kuhstall (6 Kühe, 2 Kälber, 3 Schweine) hat westlich einen, nördlich zwei Ausgänge, letztere zum Düngerhaufen; er mündet mit einer vierten Thüre in die Tenne, welche auch vom Wohntracte aus zugänglich ist. So kann der Bauer seine ganze Arbeit verrichten, ohne das Haus zu verlassen. Das Haus hat sechs Ausgänge, aber innerhalb desselben ist ebenfalls Alles miteinander verbunden. In anderen Häusern besteht noch eine weitere Stallthüre, also ein siebenter Ausgang.

Wenn man den Dachraum über dem zweiten Wohnungsgeschosse betritt, so steht man in einem grossen, mit Bretterboden versehenen, fast quadratischen Raume, dem Strohboden; rechts und links in den Dachwinkeln sind verschalte Verschläge, die Getreideböden. Im Strohboden mündet, wie bekannt, der Rauchschlauch; links davon ist der neuere, gemauerte Schlot in schiefer Richtung durch die Dachfläche geführt. Man sieht hinab auf die obere Fläche der Tennendecke und hinüber auf das System der Balken und Streben des oberhalb des gemauerten und gewölbten, niederen Stallkernes befindlichen Futterbodens, der mit einem Loch mit dem Stalle communicirt.

Lebhaft ist der Eindruck, dass hier nicht ein Haus mit seinem aufgesetzten Dache sein Inneres zeigt, sondern dass man unter einem selbstständigen Dache sich befinde, unter welches man zwei Gebäude gestellt hat, den Wohntract und das Stallparallelopiped, deren Zwischenraum die Tenne einnimmt. Meine Bemerkung („Ausland" 1891), „dass unter dem Flachdache Alles möglich sei", ist mir hiebei wieder in Erinnerung getreten; ebenso die Bauweise, dass zumeist zuerst das Dach errichtet und dann erst das Haus unter dasselbe hineingebaut wird.

Die Dachkanten sind durch breite, mit Einschnitten verzierte Ortbretter verdeckt. Anderwärts haben wir diese, dann den Streifen unterhalb der Balconbrust, mit schönen Bogenornamenten verziert, gesehen. Pferdekopfornamente fehlen gänzlich. Glockenthürmchen sind selten.

Es wäre sehr wünschenswerth, dass typische, vollständig aus Blockbau errichtete Häuser dieser Gegend, welche am Haunsberg in sehr schöner Entwicklung zu finden sein sollen, welche aber in nicht ferner Zeit verschwinden dürften, technisch genau mit allen Details à la Gladbach aufgenommen würden. Der rührige Verein für Landeskunde und Herr Oberingenieur Eigl, welcher das Pinzgauerhaus in solcher Weise bereits aufgenommen hat, könnten sich um diese Sache ein grosses Verdienst erwerben. Auch ist auffallend, dass von diesen schönen Häusern weder in Salzburg noch anderswo Photographien zu haben sind. Ein abermaliger Mahnruf an die Amateurphotographen sei mir an dieser Stelle gestattet.

Geradezu angenehm auffallend war die Freundlichkeit und die kluge Art der Auskünfte der Bewohner.

Die Gesellschaft ist in Salzburg von dem Director des Museums Herrn Peter und Herrn Dr. Prinzinger jun. vom Verein für Landeskunde freundlichst begrüsst worden. Der Altmeister der Salzburger Hauskunde, Dr. Prinzinger sen., hat seine Grüsse gesendet. Am Traunsee machte Herr Breitner, der bekannte Begründer des Scheffelbundes und des Mattseer Scheffelmuseums, auf das Liebenswürdigste die Honneurs der Gegend — dieser hatte auch der erwarteten Anthropologenschaar ein schwungvolles Gedicht gewidmet und im Salzburger Volksblatte veröffentlicht. Wir erfüllten eine angenehme Pflicht, demselben und seinen liebenswürdigen Damen Montag Mittags in seinem reizenden Wohnsitze unseren Besuch zu machen und hatten das Vergnügen, die Schätze seines Museums zu besichtigen.

In strömendem Regen wurde dann von Mattsee aus zu Fuss die Haltestelle Weng der Staatsbahn erreicht und die Excursion geschlossen.

Die Gesellschaftsleitung erfüllt eine angenehme Pflicht, indem sie Herrn Obersten Bancalari für das gelungene Arrangement und die lehrreiche Durchführung dieser Excursion ihren wärmsten Dank ausspricht.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXII. Der neuen Folge XII. Band.)

Nr. 4. November u. December. **Sitzungsberichte.** **1892.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 8. November 1892.** 1. Neue Mitglieder; S. [89]. — 2. Versammlungsabende 1892/93; S. [89]. — 3. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [89]. — 4. Vorschlag zur Ernennung eines correspondirenden Mitgliedes; S. [89].

Monats-Versammlung am 8. November 1892. 1. Wahl des Dr. Radloff zum correspondirenden Mitgliede; S. [89]. — 2. Bancalari, Hausforschungs-Fussreise; S. [89]. — 3. Hirth, Aufzeichnungen über die Wilden Formosas; S. [90]. — 4. Heierli, Tène-Gräber in Graubündten; S. [92]. — 5. Peiter, Erzgebirgische Gebräuche und Sitten; S. [94]. — 6. Ende, Die Baduwis auf Java (Nachtrag); S. [98]. — 7. Benedict, Offener Brief an Sergi; S. [101]. — 8. O. Müller, Neue Urne mit Menschenfiguren von Oedenburg; S. [105].

Monats-Versammlung am 13. December 1892. 1. Haberlandt, Malaien von Formosa; S. [106]. — 2. Herrmann, Volksthümliches aus Dobschau (Oberungarn); S. [106]. — 3. Blasius, Funde in der Baumannshöhle am Harz; S. [107]. — 4. Geschenke für die Bibliothek; S. [108].

Verzeichniss der Tauschschriften; S. [110]. — Hofrath Dr. Meynert; S. [111].

Ausschuss-Sitzung am 8. November 1892.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

a) als unterstützendes Mitglied:

Josef Haas, k. u. k. General-Consul in Shanghai.

b) als wirkliche Mitglieder:

Dr. Wilhelm Blasius, Director und Professor in Braunschweig;
Dr. Rudolf Hatschek in Wien;
Dr. Karl Masner, Custosadjunct am k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien;
Dr. Eduard Sonne in Wien;
Dr. Karl von den Steinen, Professor, Wannsee bei Berlin.

2. Als Versammlungsabende in der Saison 1892 bis 1893 werden bestimmt:

10. Jänner, 7. Februar, 14. März (Jahres-Versammlung), 11. April, 9. Mai, 13. Juni (statt dessen eventuell eine gemeinsame Excursion), 14. November, 10. December.

3. Mit der Ostsibirischen Section der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft in Irkutsk und dem Musealverein in Krain wird die Einleitung des Schriftentausches beschlossen.

4. Die Wahl des Akademikers Dr. W. Radloff in St. Petersburg zum correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft wird auf Beschluss des Ausschusses der Plenarversammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden.

Monats-Versammlung am 8. November 1892.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende begrüsst die besonders zahlreiche Versammlung. Er unterbreitet derselben den Vorschlag des Ausschusses, Herrn Professor und Akademiker Wilhelm Radloff zum correspondirenden Mitgliede zu ernennen. Den erwünschten Anlass hiezu bot dessen freundliche Uebersendung des grossen Werkes über die Expedition nach dem Orchonthale. Die von Radloff und Jadrinzew erzielten Aufschlüsse eröffnen uns Ausblicke von grosser Tragweite über die Vertheilung und die Culturhöhe der Turk-Stämme in vormongolischer Zeit.

Dieser Vorschlag wird einstimmig angenommen.

2. Herr Oberst a. D. **Gustav Bancalari** hält einen Vortrag

Ueber seine Hausforschungs-Fussreise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich,

den wir in Folgendem im Auszuge wiedergeben.

Es handelte sich hiebei um eine Art vorläufigen Berichtes und eine orientirende Uebersicht der Hauptergebnisse (der beobachteten Haustypen) und, wie erwähnt wurde, „um ein Beispiel der That, welches an die Worte eines früheren an dieser Stelle gehaltenen Vortrages und des Aufsatzes »Vorgang bei der Hausforschung« anknüpft".

Dieser Routenforscher hat in diesem Sommer die Alpen auf mehr oder minder im Zickzack geführten Marschlinien zum fünften Male durchquert; er hat lange Längsachsenstücke zurückgelegt und so allmälig, seit September 1889, ein allerdings weitmaschiges Beobachtungsnetz über die Ostalpen zwischen den Quer- oder Meridianlinien: Bregenz-Chur-Lago Maggiore einerseits und Aussee-Rottenmann-Sanct Andrä-Krainburg-Adelsberg andererseits; dann südlich der Längslinie Mariazell-Wildalpen-Hieflau-Gesäuse-Aussee-Salzburg-Bregenz und nördlich der Linie der oberitalienisch-küstenländischen und istrianischen Alpenausläufer von Mailand bis Fiume abgeschritten. Der Vortragende meinte indess, dass er alle seine Routen nicht deshalb auf der ausgestellten Karte verpflockt hätte, um zu zeigen, was er geleistet, sondern um die Herren Vereinsgenossen aufmerksam zu machen, was noch Andere leisten könnten und sollten und wie langsam ein Einzelner zu extensiven Ergebnissen gelange, von intensiven ganz zu schweigen.

Die Route von 1892 zerfällt nach den Haustypen und auch geographisch in folgende charakteristisch verschiedene Theilstrecken:

I. Salzburg-Lofer-Kitzbüchel-Wörgl, Unterinnthal bis Innsbruck; 10 Märsche vom 27. Juni bis 6. Juli. Dort herrscht unbedingt das vom Verfasser am Achensee, am Mondsee und auf der Vereinsexcursion von 1892 am Mattsee beobachtete Einheitshaus. An Besonderheiten wurden erwähnt: Todtenbretter im Salzburgischen, Brechelstuben, abgetrennte Getreidetennen in Osttirol; Bretterüberzüge zum Schutze der kostspieligen Blockwände an Wohn- und Feldstallgebäuden bei Kitzbüchel; eine edle Ausbildung des Holzstiles zwischen Sanct Johann in Tirol und Wörgl.

Die Bewohner sind körperlich und geistig wohlentwickelte Bajuvaren.

II. Der obere Inn: Zierl-Landeck-Nauders; dann Reschenscheideck-Stilfserjoch-Bormio; 10 Märsche vom 7. bis 16. Juli. Dort herrscht ein, grösstentheils vermauerter Stil, welcher vom Verfasser 1891 mit „Zierler Technik" benannt und nun wieder bis Bormio beobachtet worden ist. Das Einheitshaus bricht sich in seine, regellos neben einander gestellten Elemente, den Wohnstock und die Stallscheuer mit Tenne. Es wird auf eine gewisse Verwandtschaft mit den Bauten der romanischen Dörfer zwischen Chur und Splügen hingewiesen. An Besonderheiten wurden erwähnt: Hübsch gezimmerte Balken an der Stützvorrichtung des vorragenden Pfettendachs; seltsame fassförmige Oefen, mit Kacheln gespickt; schwalbennestförmige Backofenhintertheile, welche aus den Häusern in's Freie hinausragen, oft im Obergeschoss; schiessschartenartige Fensterbacken, welche auch im romanischen Theile Graubündtens zu finden sind.

Die Bewohner sind eigenartig, mehr den Wälschen Graubündtens als den Unterinnthalern gleichend.

III. Oberitalienische und südtirolische Alpenthäler. *a)* Bormio-Tirano-Edolo-Val del Sole-Val di Non-Trient; *b)* Trient-Sarca-Giudicarien bis Storo, nördlich des Idrosees; *c)* Val Ampola und Lago di Ledro-Riva; *d)* Riva-Rovereto; *e)* Rovereto-Piano delle fugazze (Thalschluss der Valarsa-) Schio bei Vicenza. Vom 19. Juli bis 8. August 16 Tage Marsch, 5 Tage Rast. Dort wurde das sogenannte „italienische Haus" beobachtet, der von Geheimrath v. Meitzen aufgestellte Begriff der „städtischen Formen" bestätigt, aber schärfer umschrieben und es wurden die Reste ehemals allgemeiner Strohdachtypen sichergestellt. Das italienische Ziegeldach ist in Südtirol jung. Sein fast allgemeiner Gebrauch hat sich erst in unserem Jahrhunderte eingebürgert.

Die Bewohner sind „Italiener", aber an Orts- und Familiennamen sowie im Aeusseren der Leute zeigt sich in mehreren Thälern unverkennbar germanische Mischung.

IV. Die bajuvarischen Sette Communi (Asiago) der Provinz Vicenza. Der Vortragende hat dieselben 1890 und 1892 besucht; er hatte dort zuerst eine eigene Typeninsel vermuthet, aber nichts veröffentlicht, weil er seiner Sache nicht sicher war. Jetzt, nachdem die dortigen Bauten im Anschluss an die benachbarten Gebiete beobachtet wurden, hat sich der Eindruck abgeschwächt. Die Häuser sind durch Uebervölkerung und italienischen Einfluss grossentheils „städtisch" geworden. Nur das „Halbwalmdach", welches beim Volk so wie in Oberösterreich „Schopfdach" heisst oder hiess, ist eigenartig.

V. Das oberitalienische Tiefland. Während einer vierwöchentlichen Rast in Padua, Chioggia, Venedig Lussin grande (südöstlich von Pola, Quarneroinsel) konnte zufällig ein ganz neuer, übrigens von Virchow 1890 beim Vorüberfahren bemerkter Strohdachtypus, die oberitalienische Bauernhütte, gezeichnet und beobachtet werden.

Während alle, auch 1892 bemerkten zahlreichen Varianten nach Bancalari's Urtheil dem sogenannten „oberdeutschen" Haustypus, welcher bekanntlich alle Häuser charakterisirt, in welchen jetzt Franken, Alemannen und Bajuvaren wohnen, welcher aber auch in slavische, magyarische und norddeutsche Gebiete hinausgreift, unbedingt zugesprochen werden müssen, weiss dieser Forscher mit der oberitalienischen Strohhütte, welche indess auch auf Bildern venetianischer Maler um circa 1500 vorkommt, nichts anzufangen. Diese einst vorherrschenden, jetzt noch immer zahlreichen Hütten heissen „Casoni", während das solide, gemauerte, ziegelgedeckte Bauernhaus „Cascina" heisst. Der Vortragende ladet ein, diesen interessanten Typus nach Vorkommen (geographischer Vertheilung) und Uebergangsformen ehestens zu erforschen, weil erst dann über denselben abgeurtheilt werden kann.

VI. Heimmarsch durch Innerösterreich von Adelsberg bis Aussee, vom 14. bis 29. September; 15 Marschtage. Eine „italienische Typeninsel" bei Wippach, wohin der Typus aus dem Isonzothale ausgekrochen, wird erwähnt; dann aber ein abnorm hohes, steiles Dach bei Präwald, Idria, und im übrigen eine unglaubliche Constanz des innerösterreichischen Typus in Krain, Kärnten und Steiermark nachgewiesen. Sehr merkwürdig ist der Umstand, dass das Flachdach Tirol ostwärts nicht verlässt und im Lungau nur ein kleines Stück ostwärts rückt, während doch das Schopfdach im Pusterthal weit westwärts dringt und dass im oberen Ennsthale, östlich von Radstadt, ebenfalls das Flachdach nicht mehr vorkommt. Oberst Bancalari meint, vielleicht das Colonistenhaus der, vom X. Jahrhunderte an, die damaligen Slavenländer Obersteiermark, Kärnten und Krain besiedelnden Deutschen im innerösterreichischen Typus erkennen zu sollen.

3. Durch die freundliche Vermittlung des Herrn k. u. k. Generalconsuls Josef Haas in Shanghai erhalten wir folgende, von Herrn Prof. Dr. **Friedrich Hirth** aus dem Chinesischen übersetzten

Aufzeichnungen über die Wilden Formosas.

Aus den chinesischen Annalen (Tai-wan-fu-tchi) des XVII. Jahrhunderts [1]).

Die Ureinwohner sind ihrer Natur nach von uns Chinesen sehr verschieden. Zunächst kennen sie keine Familiennamen und keine Zeiteintheilung wie unser Kalender. Ausser Vater und Mutter erkennen sie keine Verwandtschaftsgrade an, wie Onkel oder Vetter väterlicher oder mütterlicherseits. Sie bringen ihren Vorfahren keine Opfer, auch können sie ihr eigenes Alter nicht angeben. Beide Geschlechter gehen barfuss, doch bedecken sie ihren Körper mit Kleidern, und zwar den Oberkörper mit einem kurzen Hemd (tuan-shan), während sie die unteren Extremitäten mit Zeugwollen (fu-pu) umgeben. Die Weiber umwickeln ihre Beine vom Knie abwärts mit grauem Baumwollzeug und tragen meist Kopfschmuck von natürlichen Blumen, und Knaben und Mädchen im Alter von 14 oder 15 Jahren pflegen ihre Lenden mit einem Gürtel von geflochtenem Rotang festzubinden, wodurch sie erreichen, dass sie von Jugend auf lernen, mit Pfeilesschnelle zu laufen und an Geschwindigkeit es einem rennenden Pferde zuvorthun. Wenn ihr Haar seine volle Länge erreicht, schneiden sie es bis zur Hälfte ab und binden es zusammen. Ihre Zähne färben sie mit frischen Kräutern schwarz. Sie durchbohren ihre Ohren gross genug, um daran vermittelst eines durchgesteckten hölzernen Ringes (mu-huan) ein Stück Elfenbein (hsiang-tzu) zu befestigen. Sie lassen sich zumeist auf dem Arm oder Rücken tätowiren, ja Diejenigen, die es lieben, ihre Thaten zu verzeichnen, bedecken sogar den ganzen Körper mit Schriftzeichen, wobei sie sich der holländischen Schrift bedienen. Sie tragen Armspangen (chuo), die aus Bronze oder Eisen gegossen werden, und zwar bis zu einigen Dutzend Paaren. Sie suchen sich gegenseitig durch einen auf die Schultern herabhängenden Federschmuck (niao-ch'-ih) und durch Muscheln (Kauri-pei), die auf der Stirn aufgehängt werden, zu imponiren, indem diese Zierrathen ihrem Schönheitsgefühl entsprechen. Nach der volksthümlichen Anschauung wird auf die Geburt einer Tochter mehr Gewicht gelegt als auf die eines Sohnes, denn der Knabe verlässt früher oder später das Haus, um bei seinen Schwiegereltern zu leben, während die Tochter der Familie einst einen Schwiegersohn zuführt. Wünscht eine Jungfrau sich zu verheiraten, so begibt sie sich in das Gemeindehaus (kung-chich). Wer um sie werben will, bringt ihr draussen ein Ständchen auf der Maultrommel (k'ouch'in). Die Jungfrau kommt alsdann heraus, um sich mit ihm zu vereinigen. Ist er ihr angenehm, so werden die Eltern benachrichtigt, ein Trinkgelage wird angerichtet, wozu die Nachbarn eingeladen werden, und somit sind sie ein Paar. Wenn es auf dem Felde zu thun gibt, so steht die Frau hinter dem Pfluge, während der Mann daheim die Kinder versorgt. Wenn Mann und Frau sich des Umganges enthalten, gleichviel ob Kinder vorhanden sind oder nicht, so wird überall und mit Jedem Unzucht getrieben. Während der heissen Jahreszeit sieht man Männer und Weiber nackt in Paaren hockend den Beischlaf vollziehen; doch vermeiden es Erwachsene, sich dabei von den Jüngeren sehen zu lassen. Neugeborene Kinder werden mit kaltem Wasser gewaschen. Sie kennen weder Aerzte noch Medicin, jedoch nehmen sie ein Flussbad, wenn sie krank sind, in der Meinung, dass sie von der vom grossen Arzt in das Wasser gelegten Heilkraft genesen; überhaupt halten alle Wilden das Baden zu allen Jahreszeiten für zuträglich. Wenn Jemand gestorben ist, schmücken sie die Hausthür mit bunten Lappen. Was der Todte an Geräthen, Gefässen und Kleidern zurücklässt, wird unter die Ueberlebenden vertheilt, ebenso Alles, was dem Todten zugehörte. Der Leichnam wird drei Tage lang unter dem Bette aufbewahrt, alsdann versammeln sich die Nachbarn, tragen denselben in's Freie, benetzen ihn mit Wein und verscharren ihn tief in die Erde, ohne ihn in einen Sarg zu hüllen. Ziehen sie in eine andere Gegend, so graben sie ihn wieder aus, um ihn von Neuem zu begraben. Die Wohnstätten der Wilden erheben sich vier bis fünf Fuss über die Erde, sie sind tief und eng gebaut, wie Boote; Balken und Pfosten sind bunt bemalt. In der Nähe der Häuser wird beständig der Boden besprengt und gefegt, so dass auch nicht ein Stäubchen haften bleibt. Hinter der Wohnung pflanzen sie meist eine Reihe Cocosnussbäume, die durch eine Bambushecke mit einander verbunden sind, so dass man in der heissen Zeit nicht in die Wohnung gelangen kann. Sie kennen keine Bettdecken, sondern bedecken sich mit Kleidern. Auch haben sie keine Küchen. Als Ofen benützen sie ein drei Fuss hohes Gestell, worin eine grosse Pfanne aufgestellt wird. Aus dieser werden flüssige Speisen (Reis- oder Hirsesuppe) von den ringsumher Stehenden mit einer ausgehöhlten Cocosnuss ausgelöffelt, während trockener Reis einfach mit den Händen dem Munde zugeführt wird. Vom Reis wird im Mörser (ch'uang) ebensoviel zermahlen, als gerade verzehrt werden soll. Hirse, Weizen und Kleidungsstücke werden in einer Kürbisflasche (hu-lu-hu) aufbewahrt. Sie lieben es, Wein zu trinken; derselbe wird aus Reis bereitet, den sie im Munde zerkauen, worauf sie ihn in einer Bambusröhre mehrere Tage reifen lassen. Wenn ein Gast zu ihnen kommt, so kommen sie aus der Wohnung heraus, um sich die gegenseitige Ehrerbietung zu erweisen; dieselbe besteht darin, dass der Gast erst jenen Wein kostet, worauf er eingeführt wird. Zum Reisen bedienen sie sich eines mit Rindern bespannten Wagens. Wo der Weg durch eine abschüssige Stelle im Gebirge unterbrochen wird, lassen sie sich an Rotangseilen hinab, während sie tiefe und breite Bäche auf eingelegten Felsblöcken

[1]) Herr Dr. M. Haberlandt gibt über diese Annalen folgende Notiz: „Tai-wan-fu-tchi" ist eine Topographie des chinesischen Theiles der Insel Formosa. Die erste Ausgabe des Kao-kung-kien wurde im Jahre 1694 vollendet, einige Jahre nach Unterwerfung von Formosa; eine zweite Ausgabe erschien 1741 durch Lin-hiang-pih, in 20 Büchern. Die letzte Ausgabe stammt von Luh-shih-tsch, einem Mandschu und Fan Hien, in 25 Büchern, vollendet 1747. Das Werk enthält ausser den gewöhnlichen statistischen Angaben, wie sie in den chinesischen Topographien gegeben werden, einen Bericht über die verschiedenen Stämme, welche die Insel von alter Zeit bis zur Gegenwart bewohnt haben.

überschreiten. Beförderer öffentlicher Schreiben sind mit Schellen versehen, die an beiden Händen festgebunden werden und durch Schütteln einen Ton von sich geben; sie laufen so schnell als ob sie flögen. Die Speere der Wilden sind über fünf Fuss lang. Sie nehmen, ohne zu fehlen, jeden Gegenstand auf hundert Schritte. Sie bedienen sich eines aus Bambus verfertigten Bogens mit einer hänfenen Schnur als Sehne, mit dem sie lange, spitze, aber ungefiederte Pfeile schnellen. Feldarbeiter betrachten den Tag, an dem sie ihre Ernte beschliessen, als das Jahresende. Tief im Innern des Gebirges haust eine affenähnliche Menschenart, nicht ganz drei Fuss (d. i. vier Fuss engl.) gross. Wenn sie Einen sehen, so steigen sie auf die höchsten Baumspitzen, will man sie aber einfangen, so ziehen sie sich mit gespannter, auf den Feind gerichteter Armbrust auf die fernsten Schlupfwinkel in den Baumkronen zurück. Es gibt auch eine Rasse, die in Höhlen lebt und so den ältesten Urbewohnern Chinas gleicht. Sie lieben es, Menschen zu tödten und ihre bis auf den Knochen blossgelegten Schädel, mit Gold verziert, als Zeichen der Tapferkeit in ihren Wohnungen aufzuhängen. Man kennt einen Stamm, wo es Sitte ist, den leiblichen Vater, wenn er zu alt wird, an einem Baum aufzuhängen, um ihn den Stammesgenossen preiszugeben, die ihn tödten und wegschleppen und statt seiner ein Schwein aufhängen. Ihre Beamten unterscheiden sich in wirkliche und in Hilfsbeamten. In einer grossen Gemeinde haben sie fünf bis sechs, in einer kleinen drei bis vier Unterbeamten, je nach der Zahl der den Stamm bildenden Familien. Bei Rechtsfällen dient das Gemeindehaus als Gerichtshalle; kleine Streitigkeiten werden ausserhalb der Halle geschlichtet. Von den Gerichtsschreibern verstehen sich einige auf die holländische Schrift; diese nennt man chiao-ts'ê (Registratoren), alle Ein- und Ausgehenden werden von ihnen gezählt. Nachdem sie einen beschnittenen Gänsefederkiel in die Tusche getaucht, schreiben sie jene Schrift quer von links nach rechts, und nicht von oben nach unten. Man sagt, dass neuerdings die Wilden die chinesische Civilisation annehmen, indem Privatlehrer bemüht sind, ihre Kinder allmälig in das Verständniss der chinesischen Literatur, chinesischer Sitten und der Musik einzuweihen.

4. Herr **Jakob Heierli** in Zürich übersendet eine Mittheilung über

Tène-Gräber im Canton Graubündten.

(Mit 3 Text-Illustrationen.)

Seit der Gründung des rhätischen Museums in Chur mehren sich die archäologischen Funde im südöstlichen Theile der Schweiz. Die neuesten Nachrichten, die wir dem unermüdlich thätigen Herrn Major H. Caviezel verdanken, beziehen sich auf Gräber, die in der Nähe des Städtchens Ilanz unweit des Rheines gemacht wurden. Schon im Jahre 1887 war in Val Pilac, auf der rechten Seite der neuen Strasse, die von Ilanz über Luvis nach Süden in's Lugnetz führt, ein Grab zum Vorschein gekommen [1]). Es enthält in einer Steinkiste von über 2 m Länge und circa 45 cm Breite ein Skelet, bei welchem eine interessante Fibel lag, die in's rhätische Museum gelangte (Fig. 38). Sie zeigt Früh-La Tène-Charakter. Der gerippte Bügel weist oben eine Rinne auf, in welcher einst eine Korallen-Einlage vorhanden gewesen sein dürfte. Der zurückgebogene Fuss trägt eine Platte, die zur Aufnahme einer Paste bestimmt war. Oberhalb dieser Platte schliesst das Fussstück der Fibula mit einem Köpfchen ab, das deutlich menschliche Züge zeigt.

Der Fundort dieses Grabes liegt rechts von der Landstrasse, etwa einen halben Kilometer von Luvis entfernt, auf der linken Seite des Val Palic in einer Gegend, welche Quadras heisst. Sie bildet eine sanft geneigte Terrasse oberhalb der Brücke über den Luviser Bach. Die Sage meldet, es sei da nicht geheuer und um Mitternacht will man Geister auf Quadras bemerkt

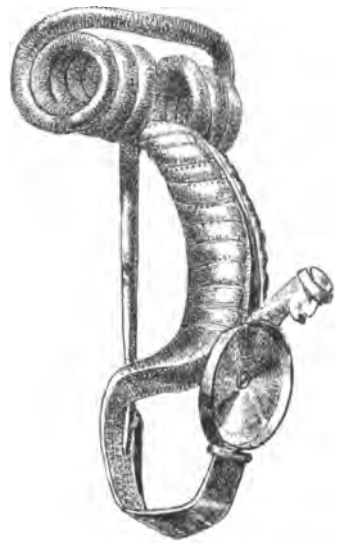


Fig. 38. Bronzefibel von Luvis. Nat. Gr.

haben. Diese Erzählungen haben nun eine weitere Illustration erhalten durch neuere Grabfunde.

Als man für die Lugnetzer Strasse Schotter brauchte, entnahm man denselben dem Gehänge, in welches die Strasse eingeschnitten ist. Dadurch kam das weiter oben, am Rande der erwähnten Terrasse liegende Gebiet in's Rutschen und mit ihm zwei Gräber, die auf Quadras gelegen hatten. Die Strassenarbeiter fanden Stücke einer Kette und einen Spiralring. Als Herr Caviezel von dem Funde hörte, eilte er nach Luvis und erwarb die Objecte. Die Gräber waren nur zum Theil abgestürzt. Er liess den Rest derselben untersuchen und fand, dass die Skelette in westöstlicher Richtung gelegen hatten, eingebettet in Steinkisten von 1·75 m und 1·4 m Länge. Die Breite der Gräber mochte 55 und 40 cm betragen haben. Die Schädel waren nicht mehr vorhanden, die Beine lagen kreuzweise über einander.

[1]) Siehe „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde", V (1887), S. 495.

Das eine der beiden Gräber, welche ganz in der Nähe des Fundortes von 1887 lagen, enthielt, wie schon erwähnt, Kette und Ringlein, das andere war ohne Beigaben. Das Ringlein ist mit einer grünen Patina überzogen, besteht aber nicht aus Bronze, sondern aus Weissmetall. Es enthält zwei Windungen, ist breit, bandartig und seine Enden sind spitz. Die Weite beträgt 1·05 cm; der Ring würde also für ein Mädchen passen.

Die Bronzekette wiegt 120 Gramm und ist in zwei Stücken erworben worden (Fig. 39 *a* und *b*). Das grössere misst 70 cm, das kleinere 26 cm. Das letztere

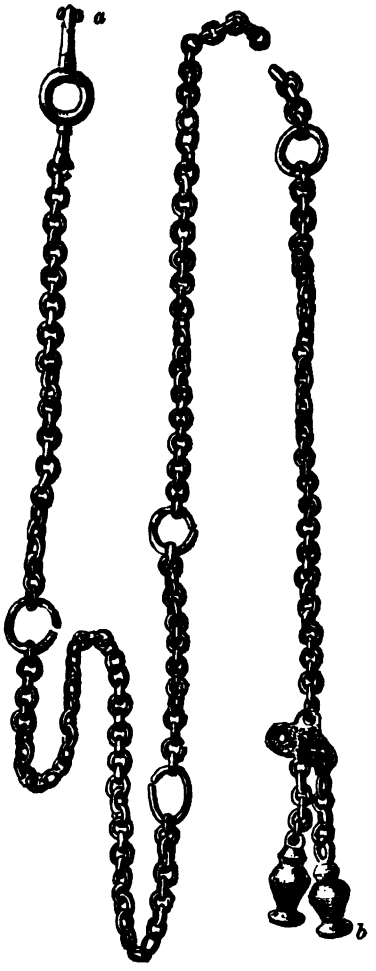


Fig. 39 (*a* und *b*). Zwei Bestandtheile einer Bronzekette von Luvis. Circa $^2/_3$ nat. Gr.

enthält am Ende ein dreieckiges Bronzeplättchen, das mittelst einer Oese mit den Kettengliedern verbunden ist. Es weist drei Löchlein auf, in deren einem eine Breloque hängt. Ein zweites Gehänge derselben Art ist auch noch vorhanden, das dritte fehlt. Nahe dem ausgebrochenen Ende dieses Kettenfragments ist ein runder Bronzering von 3 mm Drahtdicke und 1·3 cm Weite. Er wurde aus einem Bronzedraht durch Umbiegen der Enden gebildet. Das grössere Kettenstück enthält drei ähnliche Ringe, die in verschieden grossen Abständen sich befinden. Die eigentlichen Glieder der Kette sind kleine Bronzeringlein, durch Umbiegen von flachem Draht entstanden. Am unverletzten Ende dieses grösseren Fragments ist eine Schliesse mit Thierkopf-Ornament (Fig. 40). Thierköpfe an Schmuckketten sind nicht selten in Gräbern der Schweiz gefunden worden. In Weisslingen, Kanton Zürich, lag in einem Grabe neben Tènefibel, Bronzering und Fragment eines Gagat(?)ringes auch eine Bronzekette, in welcher ein Glied hakenförmig aufgekrümmt ist und in einen Thierkopf endet. Leider ist diese schöne Kette unvollständig; sie liegt im Museum in Zürich [1]). Das Thierkopf-Ornament kommt auch an einer Kette von Oberhofen am Thunersee vor, die in der Form der die Ringe verbindenden Kettenglieder grosse Aehnlichkeit zeigt mit der Kette von Weisslingen. Das eine Ende derselben trägt indessen auch zwei Breloques, ähnlich wie die Kette von Luvis. In Oberhofen lagen bei der Kette mehrere Ringe, worunter silberne Spiralringlein, die an Luvis erinnern; ferner ein silberner Fingerring mit vergoldeter Plaque, die das gallische Pferd zeigt [2]). Der ganze Fund entstammt einem Flachgrabe, das ein Skelet barg.

Noch ein Grabfund mit einer Bronzekette sei erwähnt; er findet sich abgebildet in Bonstetten, Recueil, Taf. XXI. Der Fundort liegt bei Gempenach, französisch Champagny, unweit des Murtenersees, wo sich ein grosses Gräberfeld befand, das zahlreiche Objecte aus der früheren und mittleren La Tène-Periode geliefert hat. Darunter befindet sich eine Kette aus Bronze, deren Schliesse im Allgemeinen derjenigen von Luvis ähnelt, jedoch nicht in einen Thierkopf endigt; dagegen finden sich auch bei dieser Kette zwei Breloques mit Kettchen und die Kettenglieder bestehen, wie im Fund von Luvis, aus Ringlein von umgebogenem, flachem Bronzedraht und aus etwas grösseren Ringlein, die aus rundem Draht verfertigt wurden.

Fig. 40. Schliesse mit Thierkopf-Ornament zu der Bronzekette von Luvis. Nat. Gr.

Diese Angaben dürften genügen, um zu zeigen, dass der Fund von Luvis der sogenannten La Tène-Zeit zuzurechnen ist. Damit stimmt auch, dass es Flachgräber mit Skeletten sind. In der Schweiz finden wir nämlich in den Gräbern der Hallstatt-Periode fast ausnahmslos Leichenbrand in Hügeln, während in der zweiten Eisenzeit allmälig die Sitte überhand nahm, die Todten in flacher Erde und unverbrannt zu bestatten. Der Luviser Grabfund ist der erste sichere La Tène-Fund im Canton Graubündten.

[1]) Siehe „Katalog der Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich". I, S. 210 und Tafel.

[2]) Siehe Bonstetten, Recueil, Taf. XXVII, 1—9 und 13.

5. Herr **Wenzel Peiter,** Oberlehrer in Stolzenhan bei Joachimsthal, übersendet Mittheilungen über

Erzgebirgische Gebräuche und Sitten.

1. Verhaltungsmassregeln während der Schwangerschaft.

Um einer leichten Entbindung entgegenzugehen, unternehmen viele Schwangere eine Wallfahrt nach dem nahen Maria-Sorg oder nach Maria-Kulm oberhalb Karlsbad. Manche gehen selbst bis nach Quinau im Komotauer Bezirke, Maria-Schein im Teplitzer Bezirke oder selbst nach Maria-Stock im Tepler Gebirge.

In der ersten Hälfte der Schwangerschaft sollen schwangere Frauen nichts Hässliches ansehen oder längere Zeit betrachten, denn sonst werde ihr Kind auch hässlich werden. Vor Allem sollen sie sich aber vor dem Anblick von Krüppeln hüten, denn im anderen Falle wäre es leicht möglich, dass sie schon einen Krüppel zur Welt brächten. Feuermäler sollen entstehen, wenn die Schwangere vor einem Feuer oder vor einer blutenden Wunde plötzlich erschrickt. Beim Erschrecken vor Feuer soll das Feuermal immer an gleicher Körperstelle des Kindes erscheinen, über die sich die Mutter im Schrecken mit der Hand strich oder die sie mit den Händen bedeckte. Mir wurde als Thatsache erzählt, dass eine resolute Mutter bei einem Schadenfeuer noch schnell genug die Hände von ihrem Gesichte weggezogen und auf einen nicht näher zu bezeichnenden Körpertheil gelegt habe; und richtig soll das neugeborene Kind auf derselben Stelle ein Feuermal gehabt haben. Um zu verhüten, dass das Kind mit einem Feuermale geboren werde, ballen viele Schwangere auch bei plötzlichem Erschrecken die Hände zur Faust und blicken so lange scharf auf die Nägel ihrer eingezogenen Finger, bis sie sich beruhigt haben. Bei plötzlichem Erschrecken vor einer blutenden Wunde soll das Blutmal das Bild der blutenden Stelle wiedergeben. Auch das Erschrecken vor Thieren ist nach dem hocherzgebirgischen Volksglauben für Schwangere von grösstem Nachtheile, weil dieselben sich dadurch ebenfalls versehen können und dann das Kind je nach der Thiergattung mit behaarten Muttermälern, mit Hasenscharten u. dgl. zur Welt kommen soll. Ich habe bei einem Mädchen ein behaartes Muttermal oberhalb der rechten Hüfte besichtigen können, das täuschend das Bild eines auf den Hinterbeinen sitzenden Hasen wiedergab. Die Mutter versicherte mir, sie sei während der Schwangerschaft vor einem Hasen, der sich plötzlich vor ihr erhob, erschrocken. Im Schreck habe sie die Hand auf die rechte Hüfte gestützt und dadurch sei nach ihrem Glauben das bezeichnete Muttermal entstanden. In einem anderen Falle wird mir versichert, dass eine Schwangere — mir wurde dieselbe sogar mit Namen genannt — unversehens auf einen Maulwurf getreten sei, so dass sich dieser vor Schmerz auf den Rücken legte. Ihr Kind, das sie lebend zur Welt brachte, soll auf der Gesichtsseite des Körpers ganz das Aussehen eines Maulwurfes gehabt haben, weshalb es der Arzt eingehen liess. Erschrickt die Mutter vor einem Hasen und greift sich dabei in's Gesicht, so soll das Kind sicher eine Hasenscharte bekommen. Das letztere soll auch der Fall sein, wenn die Schwangere aus einem „Schneuzltopfe" (ein Topf mit einer rinnenartigen Ausbuchtung am oberen Rande) isst oder trinkt. Die Kinder, die in den Jahren geboren werden, in denen es viele Schwarzbeeren (Heidelbeeren) gibt, sollen meistens auch mit schwarzen Muttermälern gesegnet sein. Eine Mutter, die während des Schwarzbeerenpflückens ausrutschte und sich etwas unsanft auf einen mit Beeren dicht behangenen Strauch setzte, soll ein Kind geboren haben, dessen Gesäss von schwarzen Flecken ganz gesprenkelt war.

Bricht eine Schwangere ein Stück Holz über dem Knie, so wird sie ein brüchiges Kind gebären. Ebenso auch, wenn sie beim Holzlesen einen von den Holzhauern liegen gelassenen Keil findet und denselben aufhebt. Beim Einkaufe soll sie die gekauften Sachen nicht in der Schürze nach Hause tragen, denn sonst wird das Kind anwachsen (bei einem „angewachsenen" Kinde kann man die Finger nicht unter die Rippen schieben) und in Folge dessen recht lange nicht gehen lernen.

Der erzgebirgische Volksglaube erlaubt ferner den Schwangeren nicht, Kranke oder Sterbende zu besuchen, wie sich überhaupt solche Frauen auch an Leichenbegängnissen nicht betheiligen sollen. Der Grund hievon wird wohl darin zu suchen sein, die in „gesegneten Umständen" befindlichen Frauen vor jeder Gemüthsaufregung zu bewahren. Schwangere Frauen, die eine Leiche ansehen, gebären Kinder mit bleicher Gesichtsfarbe, auf deren Wangen sich nie ein Hauch von Roth zeigen soll, oder selbst Kinder, die ganz das Aussehen des Todten besitzen. Gleichzeitig darf nicht unerwähnt bleiben, dass man im Hocherzgebirge den Besuch einer Schwangeren gerne sieht, da man glaubt, dass sie Glück in's Haus bringe. Niemals soll sie jedoch eine Gebärende besuchen, denn ihr Besuch würde derselben und möglicherweise auch ihr eine schwere Entbindung einbringen.

Aengstlich nehmen sich Schwangere in Acht, dass sie nicht einmal unversehens unter einer Wäscheleine oder Wäschestange oder selbst unter dem zugemachten Schlagbaume eines Zollamtes hindurchschreiten, denn der Glaube wurzelt fest, dass dadurch die Nabelschnur des Kindes im Mutterleibe verwickelt werde.

Das Ueberschreiten von Gräben, das Heben von Lasten, überhaupt das Verrichten von gar zu schweren Arbeiten von Schwangeren sieht man nicht allzu gerne, doch glaubt man, und zwar mit Recht, dass tägliche Bewegung und mässige Arbeit zu einem leichten Gebäracte verhelfen.

Ein anderer Aberglaube ist noch der, dass eine Schwangere sich niemals einen Strick um den Leib binden soll, weil sich sonst ihr Kind einstens erhängen wird. Zum besseren Verständniss dieser Anschauung sei erwähnt, dass es im Hocherzgebirge gang und gäbe ist, den Waldarbeitern sommersüber das Mittagessen nachzutragen. Auf dem Rückwege nehmen dann die Essenträger gewöhnlich eine Hucke Aeste u. dgl. mit nach Hause. Haben sie nun in beiden Händen zu tragen,

so binden sie sich auf dem Heimweg oft den Strick zur Holzhucke auch um den Leib.

Manche Schwangere reiben sich die Bauchgegend während der letzten vier Wochen ihrer Schwangerschaft mit ihrem eigenen Urin ein. Sie glauben, dadurch werde dem Anwachsen der Nachgeburt an die Gebärmutter vorgebeugt.

Während des Geburtsactes legt man den Wöchnerinnen das Brautgebetbuch unter das Kopfkissen, da man meint, dass dadurch die Geburtswehen mehr Kraft bekämen.

Zum Schlusse wollen wir noch die gebräuchlichsten hocherzgebirgischen Ausdrücke für die Schwangerschaft anführen. „Sie ist in gesegneten Umständen", sie ist „in anderen Umständen" sind wohl die gebräuchlichsten Bezeichnungen, doch kann man auch hören: „Sie kriegt a Klas" (ein Kleines), „sie ist schwanger", „sie ist in der Hoffnung" u. s. w.

2. Gebräuche bei der Taufe eines Kindes.

Bei Kindstaufen kommt der Pathe in's Haus der Wöchnerin, wird hier bewirthet und begibt sich dann in Begleitung der Hebamme, die das Kind trägt, öfters auch in Gemeinschaft des Kindsvaters zur Kirche. Beim Weggange frägt der Pathe die Wöchnerin, welchen Namen das Kind bei der Taufe erhalten soll, und spricht nach Bekanntgabe desselben (gewöhnlich erhält das Kind den gleichen Vornamen wie der Pathe): „Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir zurück!" Von der Zeit des Weggehens aus dem Hause der Wöchnerin bis zum Wiedereintreffen und zur Uebergabe an die Mutter, also so lange der Pathe den Pathenbrief nicht übergeben hat, darf er keine Nothdurft verrichten, denn sonst könnte das Kleine das Wasser nicht halten und würde ein Bettnässer. Die Zurückgabe des Kindes an die Wöchnerin erfolgt mit den Worten: „Einen Heiden trugen wir fort, einen frommen Christen bringen wir zurück!" Während der Abwesenheit des Kindes beim Taufgange legt man in den Kindskorb ein Mangelholz, denn dadurch soll es einstens reich werden. Wird das Kind zur Taufe gefahren, so muss auf demselben Wege die Rückreise angetreten werden, denn dann wird sich der Täufling einstens auf keinem Wege verirren.

In besseren Familien nimmt man meistens zwei bis vier Pathen. Diese Sitte hat sich aber vom Nachbarlande Sachsen herübergepflanzt und da die Pathengeschenke fast immer in Geld gegeben werden, so erklärt sich von selbst, warum jetzt auch arme Leute diese Sitte nachäffen. Während man im Flachlande nur die Namen Wenzel, Franz, Karl, Josef, Anna, Marie und Johanna findet, hat das hocherzgebirgische Namenregister eine Auswahl von sehr vielen und meistens auch sehr hübschen Vornamen, als Richard, Cölestin, Edmund, Wilhelm, Melanie, Camilla, Olga, Oliva, Melitta u. s. w.

Einige Tage nach der Taufe bringen der Pathe und auch die Freundinnen und Nachbarinnen der Wöchnerin die sogenannte „Wochensuppe" (kräftige, leicht verdauliche Speisen), indem sie gleichzeitig auch damit die „Wochenbettbesuche" abstatten. „Wochensuppe" zu tragen oder zu schicken ist durch die Volkssitte der Pathe dreimal verpflichtet.

Bevor die Wöchnerin nicht kirchlich eingesegnet ist, lässt man sie Tag und Nacht niemals allein und auch nicht vor die Stubenthür treten. Allein lässt man sie nicht, denn sonst könnte es leicht geschehen, dass sie einschlummere und während ihres Schlummers die „Wechselbutte", ein sagenhaftes Wesen, das kleine Kind forttrage und dafür einen Wechselbalg in die Wiege lege. Da an allen Orten des Hocherzgebirges zu den Hausindustriearbeiten, als: Spitzenklöppeln, Gorlnähen, Handschuhnähen u. dgl., auch die Kinder herangezogen werden und diese meistens bei diesen Arbeiten mit unterschlagenen Beinen sitzen, so ist es leicht erklärlich, wenn das Becken des weiblichen Geschlechtes grosse Breite aufweist und die Geburten im Allgemeinen leichte zu nennen sind. Wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wird, sollen öfters sogar die Labia major der Vulva nicht einmal schliessen. Um ihrer früheren Beschäftigung wieder nachgehen zu können, begibt sich die Wöchnerin gewöhnlich schon in acht oder vierzehn Tagen zur Kirche behufs kirchlicher Einsegnung. Die frühzeitige Reife, das baldige Mutterwerden (verbunden mit oftmaligen Schwangerschaften) lassen das erzgebirgische Weib frühzeitig welken und altern. Daher kommt es, dass man im Hocherzgebirge nur wenige halbwegs hübsche Frauen trifft, trotzdem an schönen Mädchen keine Noth ist. In einzelnen Ortschaften hat dies wohl noch einen anderen Grund, nämlich in der jahrelangen Abwesenheit der Männer, die als Musiker, Spitzenhändler u. s. w. draussen in der Fremde für sich und die Ihrigen den Lebensunterhalt erwerben.

3. Der Säugling in Brauch und Sitte.

Eine der wichtigsten Pflichten einer Mutter ist das Säugen des Kindes an ihrer Brust. Bei normalen Verhältnissen pflegt man im Hocherzgebirge das Kind acht bis zwölf Monate an der Mutterbrust zu lassen. Während dieser Zeit enthält sich die Mutter des Genusses von scharfen und gewürzhaften Speisen. Bedauerlich ist daher die gegen diese Volksvorschrift verstossende und sich immer mehr ausbreitende Unsitte, durch den Genuss von Branntwein der Muttermilch alkoholische Wirkungen mitzutheilen, um damit den Kleinen längeren und tieferen Schlaf zu geben. Allgemein glaubt man, dass während der Zeit der Säugung keine Schwängerung eintrete, deshalb befleissigt man sich auch, das nachzuholen, was während der letzten Zeit der Schwangerschaft versäumt wurde. Doch dieser Glaube erweist sich meistens trügerisch, denn oft treten Fälle ein, dass eine Mutter den Säugling abstillen muss, weil sie schon wieder unter ihrem Herzen ein neues Lebewesen trägt. Ebenso trügerisch erweisen sich auch die Volksmittel, durch Trinken von Tabaksaft oder Pain-expeller die bekannte erzgebirgische Fruchtbarkeit einzudämmen. Weiber, die Pain-expeller während der Schwangerschaft trinken, sollen nur todte Kinder gebären.

In Bezug auf den Säugling hat man im Hocherzgebirge sehr viele Gebräuche zu beobachten, will man nicht gegen die allgemeine Sitte verstossen. Tritt man in eine Stube, in der ein Säugling liegt, so muss man sich, wenn auch nur auf einige Augenblicke niedersetzen, denn dadurch trägt man dem Kinde die Ruhe nicht fort. Einen Korbträger lässt man niemals mit seinem Korbe eintreten, betritt jedoch unachtsamerweise ein solcher die Stube, in der sich ein kleines Kind befindet, so schneidet man von seinem Korbe einige Späne ab und legt sie in die Wiege; dadurch wird dem schädlichen Einflusse durch das Hineintragen des Korbes vorgebeugt. So lange das Kind nicht sechs Wochen alt ist, duldet man auch keinen Hund in der Kindsstube, denn wie sich ein solcher unter die Wiege legen würde, so hätte das Kind seine Plage mit „Hundschütern“ (kleine Spitzasse). Damit das Kind nicht „beschrieen“ (behext) werde, legt man unter sein Kopfkissen das Gebetlein „der sieben Himmelsriegel“, und Jeder, der sein gutes Aussehen, sein Wachsen u. s. w. bespricht, setzt aus demselben Grunde immer dazu: „Gott behüt's!“ Z. B.: „Ist aber das Kind gewachsen, Gott behüt's!“ Sagt es der Sprecher nicht, so wird es gewiss die Mutter oder Wärterin sagen.

Wird das Kind in ein anderes Haus mitgenommen, so beschenkt man es daselbst, wenn es der erste Besuch ist. Reichere Leute geben ein Geldstück und mehrere Eier, ärmere meistens nur ein Ei. Das Geldstück soll dem Kinde Glück bringen und durch das Geschenk der Eier soll es leichter reden lernen. Beim Ueberreichen der Eier spricht man folgendes Sprüchlein, indem man gleichzeitig dreimal über den Mund des Kindes das Kreuzeszeichen macht:

„Dou Kind larn schnottern,
Wei di Hühner gogern.“
(Da, Kind, lerne schnattern,
Wie die Hühner gackern.)

Ebenfalls soll das Kind leicht reden lernen, wenn man es an dem ersten Gründonnerstag, den es erlebt, mit einer Schüssel und mit einem Löffel beschenkt. Durch drei Jahre ist der Pathe verpflichtet, seinem Pathenkinde ein Weihnachts- und Ostergeschenk zu geben. Da man sich, wie der Volksmund sagt, „nicht bereden“ lässt, so erheischen die Gaben oft nicht geringe Opfer von den Gebern.

Ein Kind unter einem Jahre darf nicht geschlagen werden; schlägt man es auf den Rücken, so gewöhnt es sich das Stottern an, schlägt man es mit der Hand, so wird es „dalket“, das heisst ungeschickt. Auch später soll ein Kind nicht mit der Ruthe gezüchtigt werden. Die Züchtigung mit der Ruthe soll das Kind „dürr“ (mager) machen.

4. Gebräuche bei Hochzeiten.

Alle hocherzgebirgischen Hochzeiten werden nur bei zunehmendem Monde gefeiert, denn man glaubt, wie der Mond zunehme, so werde auch das Glück und die Liebe der Brautleute zu einander zunehmen. Dienstag und Samstag hält man für die Glückstage der Woche, deshalb werden fast alle hocherzgebirgischen Hochzeiten an einem dieser Tage gehalten. Kein Brautpaar lässt sich trauen, so lange noch ein Grab auf dem Friedhofe offen steht, weil sonst eines von den Brautleuten bald stirbt. Wenn der Bräutigam die Braut zur Trauung abholt, so muss er sie zu überraschen, sie zuerst zu erblicken suchen, wenn er länger leben will. Die Braut aber sperrt sich ein, denn bei ihr handelt es sich um die Herrschaft in der Ehe, wenn sie ihn zuerst sieht. Die Herrschaft geht ihr unbedingt verloren, wenn er sie überrascht, noch ehe sie sich in den Brautstaat geworfen hat. Die Bräute kleiden sich gerne in einer Bodenkammer an, die über der Hausflur liegt, damit der Bräutigam unter ihnen weggehen müsse, denn dadurch werde er sich seiner Frau einstens willig unterordnen. Die Braut hat sich ferner schon früher gekümmert, einige Kopfhaare ihres Bräutigams zu bekommen; diese legt sie in die Brautschuhe und die Herrschaft im Ehestande ist ihr ebenfalls gesichert. Noch besser aber soll es sein, wenn sie sich im Geheimen einige Geldstücke aus des Bräutigams Börse verschafft und diese in die Schuhe oder in den rechten Strumpf legt, denn dadurch sei ihr nicht allein die Herrschaft gesichert, sondern auch der Geldmangel werde niemals in ihr Haus einkehren. Aus dem Brautgemache führt der Bräutigam die Braut in die Hochzeitsstube. Hier empfangen in feierlichster Weise beide den Segen der Eltern und der Trauzeugen.

Nur jungfräuliche oder doch noch den äusserlichen Schein von ihrer Jungfräulichkeit besitzende Bräute dürfen ein weisses Brautkleid, den Brautschleier und den geschlossenen Myrthenkranz im Haare tragen. Ist die Braut bereits Mutter geworden, so wählt sie wohl heutzutage auch noch ein lichteres Brautkleid und trägt einen kurzen Schleier, aber der Myrthenkranz darf nicht mehr geschlossen sein. Witwen tragen als Bräute meistens dunkler gefärbte Brautkleider ohne Brautschleier und Myrthenkranz. Um zu ersehen, ob die Braut einmal mit Brotsorgen zu kämpfen haben wird, steckt sie eine Brotrinde ein und nimmt diese mit zum Altar. Wird diese später nicht schimmelig, so bleiben ihr solche Sorgen erspart. Die ärmste Frau im Orte hat man an die Hausthüre bestellt, wenn nicht eine sich von selbst eingestellt hat; diese wird von den Brautleuten mit Geld und Kuchen beschenkt, denn das wehrt das Unglück in der Ehe ab. Viel Glück sollen die Brautleute in der Ehe haben, wenn es während des Kirchenganges etwas regnet. Auf dem Gange zur Kirche soll sich die Braut nicht umsehen, denn sonst bekommt sie Heimweh nach dem Elternhause. Wird gefahren, so muss der Kutscher unterwegs viel mit der Peitsche knallen, damit er die dem Brautpaare feindlich gesinnten Geister verscheuche. Aus demselben Grunde wird auch eine Menge sächsischen Schiesspulvers verpufft. Vielseits nimmt man jedoch schon an, dass das Schiessen blos zu Ehren des Brautpaares geschehe. Doch dem ist nicht so! Nach vollzogener Trauung wird, ohne unterwegs irgendwo einzukehren, in das zukünftige Heim der Brautleute gegangen oder gefahren, damit sie dorthin den Segen der Kirche tragen. Von da aus begibt man sich erst wieder

in das Hochzeitshaus, wenn es nicht ein und dasselbe sein sollte. Daselbst angekommen, führen Anverwandte der jungen Frau (meistens ältere weibliche Hochzeitsgäste) den neugebackenen Ehemann zum Rauchfang und lassen ihn in denselben hinaufschauen, denn dadurch werde ihm die Herrschaft seiner Frau nicht so schwer fallen. Diese Mittel sind nicht ohne Erfolg, denn es ist Thatsache, dass in vielen Ortschaften des Hocherzgebirges Mann und Weib ihre Aufgabe vertauscht haben. Der Mann verrichtet die Aufgaben des Weibes und diese ist der eigentliche Erhalter der Familie. Für den Eingeweihten erklärt sich dieser Rollentausch durch den Umstand, dass das Weib bei der Hausindustrie mehr verdienen kann als der Mann, da sie doch mit der Nadel besser umzugehen versteht als letzterer.

In der hintersten Ecke, im sogenannten Brautwinkel, sitzen bei der Hochzeitstafel die jungen Eheleute, rechts und links daneben die Trauzeugen und bei nobleren Hochzeiten auch der Brautführer, die Bräutigamsführerin und die Brautgespielinnen. Bei der Hochzeitstafel soll etwas zerbrochen werden, aber nicht absichtlich, denn nur dann gibt es Glück in der Ehe. Nach aufgehobener Tafel wird auch ein Tänzchen gemacht. Auf kleineren Hochzeiten spielt eine Ziehharmonika auf, auf grösseren öfters auch eine ganze Musikcapelle. Im letzteren Falle begibt man sich gewöhnlich zum Tanze in den Saal eines Gasthofes, wenn ein solcher im Orte vorhanden ist. Dass die Neuvermählten in ihrem Brautstaate den Hochzeitstanz eröffnen müssen, ist selbstverständlich, denn dies ist zum künftigen Glücke ebenfalls unerlässlich. In einigen Orten stellt sich um die neunte Abendstunde auch der Messner mit einem Zinnteller ein. Er bekommt zu essen und zu trinken und von jedem Hochzeitsgaste eine Opfergabe — meistens eine kleinere Silbermünze — für die Kirche auf seinen Teller. Um Mitternacht werden die Brautleute in den Ehestand eingeführt, indem der Braut eine weisse Haube und dem Bräutigam eine weisse Schlafmütze aufgesetzt wird. Zuvor schon hat sich die Braut überzogen, das heisst in ein einfacheres Kleid geworfen. Aus diesem Grunde, von dem später die Rede sein wird, hat sie sich wohlweislich ein Kleid ausgesucht, an dem es wenig zu binden, zu knöpfen u. dgl. gibt. Wenn nun das Ehepaar sich's wieder im Brautwinkel bequem gemacht hat, die jungen Hochzeitsgäste sich neuerdings durch Erbsen- und „Zuckerl"-werfen necken, dann bringt der Brautführer eine mit Papier zugebundene Schüssel, auf der zwei kleine Blumensträusse liegen, und bietet diese dem Brautpaare an. Kaum haben beide ihre Sträusschen weggenommen, so wirft der Darbieter mit aller Wucht die Schüssel auf den Boden. In je mehr Scherben dieselbe zerschellt, desto mehr Glück ist den Brautleuten beschieden.

Beim Nachhausegehen drückt jeder Hochzeitsgast der Braut eine Fünfer- oder Zehnerbanknote in die Hand, je nachdem er an der Mittags- und Abendtafel oder nur an letzterer theilgenommen hat. Auf kleineren Hochzeiten ist es auch mit einem Fünfer beziehungsweise mit einer Spende von zwei bis drei Gulden abgethan.

Nach Schluss der Hochzeit begeben sich die Neuvermählten in's Schlafgemach. Wer sich hier am ehesten entkleidet hat, also am ersten in's Brautbett steigen kann, überlebt den anderen Theil. Deshalb hat sich die junge Frau schon vorgesehen, dass sie beim Ausziehen so wenig Bänder als möglich zu lösen hat.

Am Tage nach der Hochzeit wird vom Hause der Braut aus, in welchem fast immer auch die Hochzeit gefeiert wird, der „Kammerwagen" in das Haus des Ehemannes gefahren. Voran schreitet demselben das Ehepaar, dann folgen Mädchen mit weiss zugebundenen Körben, in denen sich Kochgeschirr, Hausrath u. dgl. Sachen befinden, hinter denselben folgt der eigentliche Kammerwagen, bei reichen Bräuten öfters auch mehrere. Auf demselben ist das Heiratsgut der Braut, als: Schränke, Tische, Stühle, Bettstellen u. s. w., verladen; wird in eine Wirthschaft hineingeheiratet, so findet man darauf auch Wirthschaftsgeräthe. Die einzelnen Stücke sind immer so geladen, dass man Alles sehen und taxiren kann. Obenauf liegen die Federbetten in bunten (rothgestreiften) Ueberzügen. Je mehr beim Kammerwagenfahren gejauchzt wird, desto mehr Glück haben die jungen Eheleute. Dass, wie beim Hochzeitszuge, das obligate Schiessen nicht fehlt, ist selbstredend. Alle zehn Schritte halten die Fuhrleute unter dem Vorwande, die Wagenräder hätten sich heiss gelaufen. Es muss „geschmiert" und „gewassert" werden, d. h. ein Bierkrug oder eine Branntweinflasche macht die Runde. Bekannte des jungen Ehepaares ziehen öfters auch einen Strick quer über den Weg und der junge Ehemann sieht sich gezwungen, freien Durchzug zu erkaufen; mit einigen „Sechserln" und einem Trunk ist dies abgethan. An diesem Tage geht es oft noch lustiger zu, als am eigentlichen Hochzeitstage.

5. Gebräuche bei Todesfällen und bei Begräbnissen.

Freud' und Leid stehen gar oft im menschlichen Leben enge bei einander, deshalb mögen auch in diesen Skizzen den Gebräuchen bei Hochzeiten jene bei Todesfällen und Begräbnissen folgen. Zuvor seien jedoch dem Todesboten des Hocherzgebirges einige Zeilen gewidmet. Der Hocherzgebirgler hat drei Boten des Todes: das Erdhennel (Erdhühnl), die Todtenuhr und den Todtenvogel. Das Erdhühnl ist ein sagenhaftes Wesen, das durch Scharren unter der Diele, durch Hervorhuschen unter der Bettstelle des Kranken dessen baldigen Tod anzeigt. Viele Leute wollen dasselbe schon gesehen haben. Die Todtenuhr ist eigentlich der in die Gattung der Klopfkäfer gehörige Trotzkopf *(Anobium pertinax)*. Durch das Anschlagen der Stirn und des Halsschildrandes gegen das Holz, in welchem er lebt, bringt er ein dem Ticken der Uhr ähnliches Geräusch hervor, durch welches sich die Geschlechter gegenseitig locken und durch welches er unschuldigerweise zur Todtenuhr gestempelt wird, da man dasselbe aus Unkenntniss als Vorzeichen eines Todesfalles im Hause hält. In dem Holze der alten erzgebirgischen Häuser ist dieser Käfer

häufig zu finden. Den Todtenvogel benennt der Naturhistoriker mit *Athene noctua Scopoli*, Minervaeule oder Steinkauz. Wie alle Eulen, fliegt der Steinkauz, von Neugierde getrieben, gerne hellbrennenden Feuern oder erleuchteten Punkten zu, wodurch er ohne Wissen und Willen zum Todtenvogel wird. Es sei hier nur ein Fall unter vielen ähnlichen herausgegriffen. In einem einsamen Gehöfte — fast sämmtliche hocherzgebirgische Dörfer bestehen nur aus Einschichten —, am Saume eines Waldes, liegt ein Todtkranker. Das Licht wird bei seinem Lager die ganze Nacht hindurch nicht ausgelöscht. Ein Steinkauz fühlt sich von demselben angezogen, mit leisem und gedämpftem „Bu, bu", zwischen welches er öfters das hellere „Quew" hören lässt, fliegt er darauf zu. Plötzlich stösst er sich an eine der Fensterscheiben; erschrocken fährt er mit lautem Schrei, welcher wie „Kuwitt, kuwitt" klingt, zurück. Da braucht wirklich der Wärter keine rege Phantasie zu besitzen, um aus dem kleinen Kerl mit seinen grossen, gelben Augen ein grosses Gespenst zu machen, das an das Fenster klopfte und rief: „Komm mit, komm mit!" Noch viel mehr wird dieser Glaube verstärkt, wenn die Nacht stürmisch und dunkel ist.

Liegt ein Sterbender im Hause, so unterdrückt man alles Weinen und Schluchzen, damit er ruhig sterben könne. Hat ein Kranker einen längeren Todeskampf zu bestehen, so fragt man ihn, ob er vielleicht gegen Jemanden noch Feindschaft im Herzen trage. Im bejahenden Falle lässt man die betreffende Person holen — Niemand weigert sich auch in einem solchen Falle, zu kommen — und versöhnt die beiden Gegner. Jedem Sterbenden gibt man eine brennende, geweihte Kerze in die Hand und betet mit ihm Sterbegebete. Hat der Tod endlich seine Fittige über ihn ausgebreitet, so lässt man die Uhr in der Stube stehen und, im Falle der Verstorbene ein Wirthschaftsbesitzer war, begibt man sich auch in den Stall und verkündet es dem Vieh, dass der Herr gestorben sei. In's Gesicht und auf die Augen des Todten legt man in Kornbranntwein getauchte Leinwandflecke, damit der Todte eine schöne Gesichtsfarbe behalte. Gewöhnlich lässt man die Leiche auf dem Bette liegen, in dem der Kranke gestorben ist; nur im Hochsommer legt man sie öfters auf ein Brett in eine Bodenkammer. In früheren Zeiten wurden die Todten häufiger auf Bretter gelegt, eigentlich gebunden. In Joachimsthal wurde dies schon vor einem Mannesalter behördlich verboten, da sich der Fall ereignete, dass ein Scheintodter, auf ein zu langes Brett geschnallt, beim Erwachen sich erschlug. Ehe man die Leiche anzieht, ruft man dreimal deren Namen, denn dadurch sollen die Glieder ihre Starre verlieren und der Todte sich in Folge dessen leichter ankleiden lassen. In Städten brennt bei der Leiche ein Licht, damit der Todte, im Falle er nur scheintodt sein sollte, sich orientiren könne, wenn er wieder erwache. In manchen Orten hält man auch Todtenwache bei der Leiche und richtet sogenannte „Leichenbitter" aus. Diese haben die Aufgabe, von Haus zu Haus zu gehen und in jedem derselben den Tag und die Stunde des Begräbnisses anzusagen.

Im Sarge werden die Hände des Todten kreuzweise über die Brust gelegt; Kinderleichen erhalten Blumen, Leichen von Erwachsenen ein Crucifix in die Hand. Ferner belegt man noch alle Leichen im Sarge mit Heiligenbildern, Rosenkränzen und dergleichen Sachen. In Joachimsthal versammeln sich am Tage vor dem Begräbnisse die Angehörigen des Todten bei der bereits eingesargten Leiche und beten bei derselben gemeinschaftlich fünf Vaterunser und den Glauben. Nach Beendigung des Gebetes legt Jeder eine Münze (gewöhnlich ein Kreuzerstück) mit den Worten in den Sarg: „Da hast Du das Deinige, lass' mir das Meinige!"

Vor dem Begräbnisse bahrt man den Todten in der Hausflur auf. Bei seinem Kopfe steht immer ein Gefäss mit Weihwasser und jeder Leidtragende besprengt die Leiche dreimal damit, indem er auf deren Stirne, Mund und Brust das Kreuzeszeichen macht. Beim Hinaustragen der Leiche setzen die Träger dreimal ab; hinter ihnen wird das Weihwassergefäss auf den Boden geschleudert, dass es zerbricht, und die Hausthüre versperrt. In der Stube wirft man alle Stühle um, dadurch soll den Angehörigen nicht so bange nach dem Verstorbenen werden. Begegnet der Leichenzug einem zweispännigen Wagen, so stirbt als Nächster im Orte ein Ehegatte, begegnet man aber einem einspännigen Wagen, so wird eine ledige Person dem Todten nachfolgen. Wird bei einem Begräbnisse wenig geweint, so bedeutet dies nichts Gutes für die Angehörigen, denn man sagt: „Auf eine trockene Leiche folgt ein nasser Kummer." Selbst aus der Zeit des Todesfalles glaubt man Manches zu entnehmen, so z. B. glaubt man, dass eine Wirthschaft zurückgehe, wenn der Hausherr zur Zeit des abnehmenden Mondes stirbt.

6. Herr **Louis von Ende** in Brüssel übersendet einen

Nachtrag zu dem Aufsatze „Die Baduwis auf Java"

In meinem obengenannten Aufsatze (siehe diese Mittheilungen, Bd. XIX, S. 7 ff.) habe ich in Kürze die Ergebnisse meiner Studien über einen der interessantesten Volksstämme niedergelegt, welcher sich inmitten der ihm ganz fremden, mohammedanischen Bevölkerung von Java seine selbstständige Existenz als abgesonderter Volksstamm und seine uralten Sitten und Gewohnheiten in seltener Reinheit zu bewahren verstanden hat.

Wie bereits in genanntem Aufsatze erwähnt wurde, herrscht über den Ursprung dieses Stammes noch ein vollkommenes Dunkel und Alles, was man darüber schreibt, beruht in der Hauptsache nur auf Vermuthungen, welche die einzelnen Forscher aus den verschiedenen oft recht unbestimmten Mittheilungen der Baduwis selbst entnommen und abgeleitet haben.

Es ist aber zur Evidenz erwiesen, dass die Baduwis stets bemüht waren, ihren Ursprung, ihre Sitten und Gebräuche in tiefes Geheimniss zu hüllen und ihre diesbezüglichen Mittheilungen keinen grossen Werth oder Anspruch auf Vertrauen haben können.

Immerhin hat rastlose Forschung — an der sich neuerdings auch Dr. Julius Jacobs hervorragend be-

theiligte und die Ergebnisse seiner Forschung veröffentlichte [1]) — mehr Licht darüber verbreitet und so interessante Thatsachen zu Tage gefördert, dass ich glaube, den Lesern meines Aufsatzes einen Dienst zu erweisen, wenn ich diese Ergebnisse in folgendem Nachtrage zusammenfasse.

Die im Munde der Baduwis fortlebende Legende weist auf ihre früheren Beziehungen zu dem Hindu'schen Reiche von Padjadjaran, welches vor 350 Jahren der mohammedanischen Eroberung weichen musste und zu Grunde ging.

Von diesem Reiche ist aber wenig mehr bekannt, als das, dass seine Hauptstadt in der Nähe von dem heutigen „Buitenzorg", auch „Bogor" genannnt, lag.

Die jetzige Landschaft „Lebak" machte also sicherlich einen Theil davon aus, und wenn da jetzt noch Menschen wohnen, die in ihren Legenden die Erinnerung an das Reich bewahrten, so ist anzunehmen, dass es Ureinwohner jenes Landstriches sind und keine Flüchtlinge aus anderen Landschaften, die sich erst später dort niederliessen.

Das jetzt so unzugängliche Gebirge in Lebak war in der Hinduzeit jedenfalls besser bebaut und bewohnt als gegenwärtig, was man unter Anderem daraus schliessen kann, dass das jetzt nur mit unendlichen Schwierigkeiten zu erreichende „Kosala" einen echten Hindunamen (er bedeutet „lieblich") trägt und man dort bei einer Ausgrabung vor mehreren Jahren eine sehr schön gearbeitete, bronzene Glocke eines Hindutempels fand.

Die Sage, dass die Baduwis Flüchtlinge seien, gründet sich auf den Namen „Orang-Parahiang", welchen sie sich selbst geben und der in der Landessprache die Bedeutung hat: „Ausgewichene". So hat man die ganze Provinz der Preanger-Regentschaften „Tanah Parahiang" genannt und angesehen als das Land der vor der mohammedanischen Eroberung Ausgewichenen, weil „Hiang" gleich ist mit „Hilang" und „Njahiang" bedeutet „verschwinden".

Aber nach Dr. Jacobs bezeichnet „Parahiang" auch „Thal der Geister", weil man auf der Insel „Bali" (ca. 20° s. B. und 115° ö. L.) ein zum Tempel gehöriges und der Verehrung der Seelen der Gestorbenen geweihtes Grundstück „Parahiang" nennt.

Nun aber verdient ein ganz besonderer Umstand die Aufmerksamkeit, welcher mit dem abgesonderten Leben der Baduwis und mit dem Namen „Parahiang", welchen sie sich selbst geben, in engem Zusammenhange ist: der Umstand nämlich, dass sie die Wächter und Hüter sind vom „Aufenthaltsorte der Geister".

Dies ist ein besonderer Platz, im Süden der Landschaft gelegen und mit rauhen, seltsam geformten Steinen überstreut, den sie „Artja-Domas" nennen, ein Name, welcher auch noch an anderen Orten, ausserhalb dem Gebiete der Baduwis, derartigen Anhäufungen alter verwitterter Steinbilder gegeben wird.

So hat man beispielsweise einen von Batavia aus leicht zu erreichenden „Artja-Domas" in der Besitzung „Tjikopo".

Wer von Buitenzorg (Bogor) nach Gadok reist, hat rechter Hand den Weg nach dem Landhause Tjikopo und findet an der rechten Seite dieses Weges, einige Kilometer hinter dem Landhause den „Artja-Domas".

Dies ist ein Ort, wo unter einem ganz merkwürdigen Baume, geformt durch das eigenthümliche Zusammenwachsen einer riesengrossen „Puspa" (Schima Wallichii Chois., Gordonia Wallichii DC) mit einem Waringin (Ficus Benjaminea Mig.), ein „Kramat" (Betstätte, heiliger Platz) mit natürlichen Gardinen, ein weiteres Pondok (Zufluchtsort bei Regen etc., Zimmer aus Bambus verfertigt, ohne Wände) mit Bänken und einer Tafel zum Darbringen der Opfer gefunden werden. Der Platz rundherum ist ganz bedeckt mit steinernen Figuren, die, obgleich ganz verwittert, doch in ihren Gestalten sehr den Affen gleichen, die auf den Hinterbeinen kauern, und worunter sich auch einige Linggams (steinerne Stampftröge), scheinbar aus späterer Zeit, befinden.

Dieser Opfer- und Betplatz wird jetzt nicht nur von Mohammedanern, sondern auch von Chinesen besucht und benützt.

Nach dem Lexikon des Professors Veth ist mit diesem Platze die Legende verbunden, dass die steinernen Figuren 800 Ungläubige sind, welche wegen ihrer Weigerung, den mohammedanischen Glauben anzunehmen, zur Versteinerung verdammt wurden.

Diese Legende ist aber wahrscheinlich nur entstanden aus der mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überkommenen Erinnerung an die Niederlage und Vernichtung eines Hindustammes durch die Mohammedaner, wodurch dann zugleich der heilige Platz für die neue Religion in Beschlag genommen wurde und heute noch als „Kramat" (Opfer- und Betplatz) gebraucht wird.

Unter den „Artja-Domas" der Baduwis sind von den verschiedenen Forschern nur sehr unvollständige Aufzeichnungen vorhanden und Dr. Koorders sagt unter Anderem, dass der Artja-Domas der Baduwis sich bedeutend von dem zu Tjikopo unterscheidet, indem der erstere eigentlich nur aus Haufen bemooster Steine, ähnlich den Grabhügeln der Hindus, besteht. Die umwohnende mohammedanische Bevölkerung dagegen behauptet, dass da auch grössere, wenn auch nur roh gearbeitete steinerne Figuren zu finden sind. Doch darf man auch nicht ausser Acht lassen, dass die Eingeborenen geneigt sind, grössere erratische Steine für Figuren aus grauer Urzeit zu halten und auszugeben. Es ist übrigens sehr unsicher, ob wohl ein europäischer Forscher den Artja-Domas der Baduwis in Wahrheit gesehen hat, denn die Girang-Pu-uns (Häuptlinge der Baduwis) erklärten beinahe Allen die Unmöglichkeit, sie hinzuführen, weil sie den Ort nur einmal im Jahre an einem bestimmten Tage besuchen dürften; und so ist es auch leicht möglich, dass Dr. Koorders nicht nach dem Artja-Domas, sondern nach irgend einem ganz anderen Orte geführt worden war. Es ist ja bekannt,

[1]) De Badoej's. Door Jul. Jacobs en J. J. Meijer. Uitgegeven door het koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie. 'S-Gravenhage 1891.

dass er vielfach getäuscht wurde und falsche Mittheilungen von Leuten entgegennahm, die sich für Häuptlinge der Baduwis ausgaben, ohne solche zu sein.

Ich glaube wohl annehmen zu dürfen, dass die Eintheilung der „Orang-Parahiang“ oder Baduwis in 40 besondere Familien und die Bewachung der Artja-Domas durch dieselben auf historischen Thatsachen beruht und man nicht fehlgeht, wenn man die Baduwis als Ureingesessene der Vor-Hinduzeit betrachtet und nicht als eingewanderte Flüchtlinge.

Man stelle nur zuerst die Frage: „Haben die Baduwis selbst nach ihrer Einwanderung und Niederlassung in Lebak den Artja-Domas dargestellt?“

Sie selbst leugnen dies ganz bestimmt und verneinen auch, dass der Artja-Domas eine alte Grabstätte von ihnen sei. Die ganz aussergewöhnliche Verehrung, welche sie dieser Stätte zollen, deutet übrigens schon auf höheren Ursprung und Zweck.

Auch die Steinfiguren des Artja-Domas bei Tjikopo sehen älter aus als die der letzten Hinduzeit und die çivaïtischen Gegenstände daselbst scheinen aus späterer Zeit zu stammen und sind weniger verwittert. Die letzten Hindus fügten vielleicht zu den Figuren des damals schon sehr alten geweihten Ortes noch neue hinzu.

Doch wenn der Artja-Domas älter ist als der Fall des Reiches von Padjadjaran vor 350 Jahren, dann wäre es doch auch sehr zufällig, dass die Baduwis auf ihrer Flucht gerade dort ankamen und sich da niederliessen; und ganz unerklärlich würde es sein, warum der ausgewichene Volksstamm nie mehr als 40 Familien zählen darf.

Nein! Gerade diese Bestimmung lässt mit Sicherheit vermuthen, dass dieser den Geistern geweihte Ort mit seinen aus 40 Familien bestehenden Hütern eine aus der grauesten Vorzeit vererbte Einrichtung ist und die Baduwis die Behüter und Diener eines heiligen Platzes sind, der seinen Ursprung vielleicht sogar noch vor der Zeit der Hindus auf Java hat.

Möglicherweise sind früher an allen Artja-Domas solche besondere „Orang-Parahiang“ oder „Hüter des geheiligten Ortes der Geister“ vorhanden gewesen, die nach und nach, erst durch die Ausbreitung des Buddhismus und später durch die Invasion des Islams ausgerottet wurden oder sich verlaufen haben und mit den Neuerungen verschmolzen, bezüglich darin untergegangen sind.

Man darf auch nicht ausser Acht lassen, dass die eigenthümlichen Lebensregeln der Baduwis, alle ihre ganz besonderen Vorschriften und Einrichtungen anklingen und hinweisen auf eine weit zurückliegende Vergangenheit, auf einen älteren Zeitabschnitt der Geschichte, als selbst das Hindu-Zeitalter für Java ist, und dass die Erklärung einiger Forscher, als sollten die Baduwis und ihre Eigenthümlichkeiten nur asketischen Regeln und der ewig erneuten Trauer über den Fall des Reiches von Padjadjaran entstammen, keineswegs Glauben verdient.

Religiöse Vorschriften, welche bezwecken, den äusseren Ceremonien ein grösseres Ansehen zu geben, sind meistens nur zurückzuführen auf das Festhalten an uralten Sitten und Gewohnheiten.

Wir brauchen nur an die heute noch übliche Beschneidung der Juden mit einem steinernen Messer zu denken, welche aus der Steinzeit datirt u. A. m.

So erinnern auch die Eigenthümlichkeiten der Baduwis-Vorschriften an Lebensgewohnheiten, wie solche nur zur Zeit der primitivsten Bildung vorherrschen konnten.

Die Baduwis gebrauchen z. B. keinen Pflug, obwohl derselbe einen Hindunamen (Wluku) trägt und also offenbar durch die Hindus eingeführt worden ist.

Sie benützen keine Schlafstätten, sondern liegen auf dem blossen Erdboden; in ihre Kopfkissen füllen sie die Baumwolle, ohne dieselbe von den Samenkörnern zu reinigen, wahrscheinlich weil man dies in der Urzeit noch nicht zu thun verstand.

Sie haben keine Lampen, brennen des Nachts kein Licht und essen des Nachts nicht, und zwar wahrscheinlich nur deshalb, weil man in der grauen Vorzeit, aus welcher sie diese Lebensweise fortsetzen, noch keine andere Weise kannte, um Räume zu beleuchten, als durch Anzünden von Fackeln aus Holz oder Bambus.

Das Salz ist ihnen so heilig, dass sie stets eine gewisse Menge vom Vater auf den Sohn vererben; sie verarbeiten kein Metall und tragen keine anderen Kleider als solche von weissen, schwarzen oder blauen, selbstgewebten Stoffen oder aus den Fasern des spanischen Rohres verfertigt; und auch diese Sitte könnte ihren Ursprung aus einer Zeit haben, in der es noch keine anders gefärbten Kleiderstoffe gab oder das Tragen bunter Kleider als leichtsinniger Luxus galt.

Sie benützen kein anderes Fahrzeug als ein Floss zum Ueberfahren von undurchwatbaren Flüssen; sie schreiben nicht; das Wild fangen sie, doch stechen sie es nicht todt, sondern tödten es durch Erschlagen.

Auch das Laksafest der Baduwis, wobei als Opfer für den Segen der folgenden Ernte eine Jungfrau, aus Reismehlteig gemacht, für die Gottheit in den Wald gebracht wird, hat einen starken Anklang an polynesische, vorhindu'sche Gebräuche und lässt uns daran denken, dass in noch früheren Zeiten in derartigen Fällen Menschenopfer gebräuchlich waren.

Alle diese Vorschriften und Sitten sind jedoch nicht als asketische Regeln aufzufassen, sondern es sind einfach die Gesetze der althergebrachten, vorelterlichen Lebensweise aus der Vor-Hinduperiode, welche den 40 Familien, denen die Bewachung der Artja-Domas für alle Zeiten anvertraut wurde, zur unveräusserlichen Pflicht gemacht sind.

Diese Gesetze sind streng gegen Alles gerichtet, was damals unerlaubt war oder als nicht gewünschte Neuerung angesehen wurde, aber gerade darum besassen sie natürlich keine Verurtheilung von dem, was zu jener Zeit noch unbekannt war, und weil sie z. B. weder die Beschneidung noch selbst den Gebrauch und die Anbetung der Namen von Allah und Mohammed verbieten, müssen sie unbedingt ihren Ursprung aus einer Zeit haben, die weit vor der mohammedanischen Eroberung, also viel mehr als 350 Jahre, zurückliegt.

Seltsam berührt es, wenn man bei diesem Völkchen neben der ältesten Alterthümlichkeit, neben Rohrfaserkleidung und Bambusfackeln als Lampen, wieder in jeder Wohnung das Neueste des Neuen, ein deutsches, auf dem Bazar gekauftes Spiegelchen findet.

Indem wir nun das Vorhergehende zusammenfassen, finden wir die annehmliche Erklärung für das Bestehen dieser 40, ganz abgeschieden und nach sonderbaren Gesetzen lebenden Familien, dass sie in grauer Vorzeit — noch vor Einführung des Buddhismus — auf gewöhnliche, ihrer Zeit entsprechende Weise lebten und als die berufenen Hüter und Bewahrer eines Heiligthumes ihres Volkes angestellt waren.

Festhaltend am Glauben ihrer Väter und deren Gesetzen, an ihren übernommenen Pflichten, wollten sie sich jedoch den Lehren und Neuerungen der das Land überströmenden Buddhisten nicht anbequemen, zogen sich von der übrigen Bevölkerung zurück und begannen in völliger Abgeschiedenheit ihre bis auf den heutigen Tag fortgesetzte eigenthümliche Lebensweise.

So haben sie die ihnen von Geschlecht zu Geschlecht überkommenen Verpflichtungen getreulich erfüllt, die ererbten Sitten und Gebräuche hoch gehalten und bewahrt, hüten noch heute das ihnen anvertraute Heiligthum ihres Volkes und wehren sich, so viel sie nur immer können, gegen jede Vermengung mit dem Neuen, so weit es in Streit mit ihren Gesetzen ist.

Dass aber der doch nicht ganz zu vermeidende Umgang mit ihrer Umgebung und die Neugestaltung aller Dinge nicht ohne Einfluss auf sie bleiben kann und in kürzerer oder längerer Zeit die Eigenthümlichkeiten dieses seltsamen Völkchens verwischen wird, ist sicher, und schliesslich werden, nach dem Laufe alles Irdischen, auch die letzten Spuren seines Daseins vernichtet und seine einstige Existenz vergessen sein.

Um so mehr ist es die Pflicht des Ethnologen und Geschichtsforschers, über den Ursprung, die Sitten und Gebräuche und das fernere Fortbestehen dieser merkwürdigen Menschen so viel Licht zu verbreiten und Erinnerungen für die Nachwelt festzuhalten, als nur immer möglich ist.

7. Herr Professor Dr. **Moriz Benedict** ersucht um Aufnahme des folgenden Sendschreibens an Professor Sergi in Rom über

Die Benennungsfrage in der Schädellehre.

Lieber Freund!

Sie haben die glückliche Idee gehabt, in der Classification der Schädel auf Blumenbach zurückzugreifen. Die seit Retzius in Schwung gekommene gekünstelte Art, die Objecte nach willkürlichen Gesichtspunkten zu ordnen, hat Ungleichartiges zusammengerückt und Gleichartiges weit auseinander gerissen. Es war verfrüht und verfehlt, als die deutschen Fachmänner die „Frankfurter Vereinigung" schufen. Man kann im Vorhinein nicht bestimmen, welche Formelemente und daher welche Maasse für alle Schädelgruppen und für einzelne Schädel massgebend sind. Das war auch einer der Gründe, warum ich mich der „Frankfurter Vereinigung" nur in dem Sinne angeschlossen habe, dass auch ich die dort gewünschten directen Maasse nahm und anführte. Die betreffenden Projectionsmaasse habe ich nach einer mir correcter erscheinenden Methode genommen.

Indem Sie nun daran gehen, nach richtigen Principien die Schädel zu sondern, um sie dann richtig ein- und anreihen zu können, haben Sie sich leider von der Unsitte nicht losgeschält, die Benennung der Formen mit Hilfe eines griechischen Wörterbuches zu schaffen. Deshalb habe ich Sie brieflich beschworen, von dieser „hellenischen Barbarei" abzulassen. Sie haben mich gefragt, wie Sie dies anstellen sollen und ich will Ihnen darauf eine bündige Antwort ertheilen.

Vor Allem muss ich klar darlegen, aus welchen Gründen ich die Methode der griechischen Nomenclatur für eine unglückliche halte und warum ich glaube, dass wir dieselbe so bald als möglich fahren lassen müssen.

Bedenken Sie zunächst, dass innerhalb weniger Decennien der Unterricht in der griechischen Sprache aus den Mittelschulen verschwunden sein wird, weil die Culturvölker endlich einsehen werden, um wie viel vortheilhafter für den allgemeinen Bildungsunterricht und für die Vorbereitung für die Universitäten es ist, wenn wir uns auf den geistigen und ethischen Boden der modernen Cultur stellen und uns als Grundlage unserer Ausdrucksweise der modernen Sprache bedienen.

Bedenken Sie weiter, dass auch schon heute nur ein ganz kleiner Kreis von Fachmännern die Literatur in's Detail verfolgen kann, weil jeder Autor in jeder Abhandlung neue griechische Wortbildungen construirt und es dem halbwegs Aussenstehenden, z. B. Medicinern und Juristen, den Ingenieuren und Laien, welche an den Fortschritten der Craniologie interessirt sind, fast unmöglich ist, zu folgen, wenn er eine oder die andere der jüngsten Publicationen nicht gelesen hat.

Bedenken Sie, welche hohe culturelle Bedeutung die Schädellehre für eine richtige Begrenzung der alten Streitfrage über Willensfreiheit und Determinismus hat, dass sie ferner berufen ist, die Rassen-Ideen, Empfindungen und Leidenschaften zu klären und zu veredeln und den brudermörderischen Chauvinismus zu bändigen, und Sie werden zugestehen müssen, dass es ein culturfeindliches Beginnen ist, durch eine philologische Geschmacklosigkeit die Gebildeten abzuschrecken. Wir wollen auch Lehrer der Künstler sein und schon deshalb benöthigen wir einer für sie verständlichen Sprache. Wenn wir die Künstler belehrt haben, werden dann ihre Werke wieder eine Quelle unserer Belehrung werden.

Sprachliche Bezeichnungen sollen an und für sich dem Leser etwas sagen und es hat keinen Sinn, wenn er statt dessen erst eine Summe fremdartiger Vocabeln seinem Gedächtnisse einprägen muss.

Zudem machen wir uns mit unseren Wortbildungen geradezu lächerlich und wenn ein neugriechischer Aristophanes uns mit unserem Kauderwelsch so auf die Bühne bringen würde, wie wir sind, wären wir ganz so ergötzliche Possenfiguren, wie in den italienischen Possen die mit anglosächsischem Accent und mit anglosächsischem Geiste italienisch redenden Söhne und Töchter Albions. Wie herzlich würden die Zuhörer lachen,

wenn einer unserer Gelehrten auf der Bühne das Wort „Chamäocephalie“ aussprechen würde, in der Meinung, dass er damit auf griechisch sage, dass der Schädel nieder sei, während im Griechischen „Chamai“ dem französischen Parterre entspricht und die Zuschauer würden sich daher mit Recht über diese „Parterre-Schädligkeit“ lustig machen.

Wie soll sich Jemand das Wort: „dolichocephal“ zurechtlegen? Es wird als Eigenschafts- oder Beiwort gebraucht und folglich ist die Silbe „al“ adjectivisch; die Wurzel des Wortes wäre dann „ceph“ und diese Wurzel wäre wohl in keinem griechischen Wörterbuch zu finden. Und wenn der Leser auch errathen würde, dass dieses „ceph“ eigentlich „keph“ heisst, würde er sich wieder nicht zurechtfinden, da der Stamm des Wortes „kephal“ ist. Wir begehen eben wegen der Fremdartigkeit der Laute einen grammatikalischen Unsinn. Wir müssten also im Deutschen „dolichokephalisch“ sagen.

Geradezu köstlich ist der Ausdruck makroskopisch. Er ist als Gegensatz zu „mikroskopisch“ ausgedacht worden. Unter dem Mikroskop verstehen wir ein Instrument, mit dem man winzige Gegenstände, die das unbewaffnete Auge nicht erkennt, in künstlicher Vergrösserung sieht. Wenn die Wortbildung richtig ist, dann müsste Makroskop ein Instrument sein, mit dem man grosse Gegenstände verkleinert sieht. In der That ist aber das Makroskop unser unbewaffnetes Auge und wenn wir sogenannte makroskopische Befunde lesen, so finden wir nicht blos Angaben, die auf Gesichtswahrnehmung beruhen, sondern auch solche über Consistenz, Geräusche und Gerüche!

Haben wir es wirklich nöthig, so viel Unsinn zu sprechen? Gewiss nicht. Unsere Sprachen sind nicht so ungelenk, um nicht durch neue Wortbildungen alles Vorkommende bezeichnen zu können. Nur wir Gelehrten leben in der lächerlichen Einbildung, dass wir etwas Besseres sind, wenn wir mit fremdartigen Lauten herumwerfen und Wenige von uns sind derartig Meister ihrer Sprache, um sie schöpferisch handhaben zu können. Wir bedienen uns einer durch akademischen Staub eingetrockneten ungelenken Zunge und versäumen es, in den Kreis des Volkes hinabzusteigen, das die Sprache unvergleichlich freier, künstlerischer und productiver handhabt. Wie genau der Sprachgebrauch mit seinen Schätzen wirthschaftet, kann man ersehen, wenn man bedenkt, wie vielseitig das eine Wort „Thee“ verwendet wird, wenn man sagt: Wir trinken Thee, wir kaufen Thee, man baut Thee und man ladet ein zu einem Thee. Wie geschickt man geflügelte Worte in's Moderne übersetzen kann zeigt z. B., dass der Engländer sagt: Kohlen nach Newcastle statt: Eulen nach Athen tragen. Besonders für verschiedene Formen und Abweichungen vom Typus sind Auge und Zunge des Volkes sehr empfindlich und wenn Sie, lieber Freund, in Venedig und Mailand, in Florenz und Rom, in Neapel und in Palermo die Marktweiber und Gassenjungen belauschen würden, wie sie sich gegenseitig darstellen und bespötteln, so würden Sie gewiss eine Unsumme von plastischen und drastischen Ausdrücken für jene Formen finden, die Sie suchen. Fragen Sie weiter Dialekt- und Jargondichter und Sie werden einen prächtigen Sprachschatz finden, von dem Sie und Ihre akademischen Freunde keine Ahnung haben. Ziehen Sie den Kneipenwitz der Künstler, wenn sie die Darstellungen ihrer Collegen verspotten, das Genie von Caricaturenzeichnern zu Rathe und Sie werden Formvergleiche und damit Ausdrücke für Formen finden, und zwar kaum weniger als Sie brauchen. Fragen Sie das Volk als Geographen und Sie werden in der Kunst von Wortbildungen einen sprungweisen Fortschritt machen. Lungarno, Trastevere, Castelnuovo, Civita vecchia sind nicht von Professoren erfunden worden. Fragen Sie das Volk als Botaniker, da werden Sie das Wort „Capobianco“, das für die nationale craniologische Bennenung geradezu epochemachend ist, hören. Denken Sie an Barbarossa! Es darf und kann nicht wahr sein, dass die romanischen, und die italienische Sprache im Besonderen, in dem Masse fortbildungsunfähig sind, um sich den Bedürfnissen der modernen Naturwissenschaft nicht accommodiren zu können. Wenn Dante aus einem Dialekte eine neue Schriftsprache für eines der begabtesten und productivsten Völker geschaffen hat, so muss es möglich sein, aus dem brachliegenden Sprachschatze dieses Gesammtvolkes eine Fortbildung für neue Bedürfnisse zu schaffen. Löst Euch von den akademischen Fesseln los, und Ihr werdet sprachmächtig sein. Wenn die Zoologen dieselbe Gemacklosigkeit begehen, wie wir, so ist dies ein mildernder Umstand, spricht uns aber nicht frei von Schuld und Fehle.

Wir können ja weiters besonders gelungene Neologismen einer modernen Sprache in eine andere aufnehmen. Ich erinnere Sie an die Ausdrücke: Reihengräberschädel, Neanderthalschädel, Kurganschädel etc. Wir können für die Bezeichnungen analoge bekannte Formen aus der übrigen Erscheinungswelt, Fundorte, Völkernamen, die Namen der ersten Beschreiber etc. heranziehen. Die Schädel der Tasmanier z. B. sind mannigfach, aber einen Typus derselben können wir speciell z. B. als Tasmanierschädel bezeichnen. Mit der genannten Reserve ausgesprochen, fällt die Zweideutigkeit weg. Welche köstlichen Ausdrücke für das Kiefergerüst haben wir in den Worten: Schnauze, Rüssel, Schnabel etc., die sich im Spottlexikon aller Sprachen finden. Die Bezeichnung der Gaumenbogenformen können wir von den Architekten entlehnen und mit: griechisch (bei flacher Decke), mit: römisch (bei weitem Bogen), mit: byzantinisch (bei engem Bogen), mit: gothisch (bei spitzem Bogen) und mit: maurisch (bei eingeknicktem Doppelbogen) alle Formen bezeichnen. Es ist ein mehr als oberflächliches Argument, wenn man meint, der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen, wenn man aus einer fremdartigen Sprache fachgemässe Ausdrücke wählt, weil sie dann für die Gelehrten aller Nationen gemeinschaftlich seien. Allein ein Italiener z. B., der nicht deutsch versteht, wird trotz der gemeinschaftlichen Ausdrücke kein deutsches Buch lesen können, und wenn er deutsch versteht, wird er auch die stilgerecht gewählten Ausdrücke verstehen oder leicht verstehen lernen. Auch die griechische Sprache ist z. B. nicht fähig, eine Verhältnissdimension kurz

auszudrücken. Wir lügen grammatikalisch, wenn wir behaupten, dass z. B. Brachycephalie eine relative Kürze bedeutet; das Wort bedeutet wörtlich: absolute Kurzköpfigkeit.

Es ist kein Unglück, wenn wir in modernen Sprachen einige Silben oder Worte oder Verbindungsworte mehr gebrauchen. Die Wissenschaft hat ja keinen Telegrammtarif. Es war seiner Zeit ein schwerer Schritt, die gemeinsame wissenschaftliche Sprache — die lateinische — aufzugeben. Niemand bereut es heute. Wir müssen dasselbe in Bezug auf Benennung und Bezeichnung thun.

Ich habe mich lange bemüht, für die Schädellehre passende Ausdrücke in deutscher Sprache zu finden und ich glaube, jetzt in der Lage zu sein, diese mittheilen und zugleich beiläufig die Richtung angeben zu können, wie man in allen modernen Sprachen zu demselben Resultate gelangen kann. Man discutire diese Vorschläge, verbessere und ersetze sie, aber vorwärts in dieser Richtung müssen wir kommen.

Die grösste Schwierigkeit machten die Ausdrücke für Verhältnissmaasse. Wir haben uns bisher damit beholfen, dass wir Ausdrücke aus dem Griechischen wählten, welche wörtlich nur absolute Dimensionen bezeichneten, und wir legten ihnen willkürlich die Bedeutung von Procentverhältnissen bei.

Wir können aber einen absolut langen Kopf durch das Beiwort „lang" charakterisiren, während wir mit „Lang"-Kopf einen im Procentverhältniss langen Kopf verstehen [1]). Ausserdem können wir auch verhältnisslang, verhältnisshoch etc. sagen und schreiben, um die Relativität der Dimension anzudeuten. Es wird also in Zukunft auch ohne hellenischer Barbarei deutlich sein, was wir meinen, wenn wir sprechen:

1. Vom Lang-Kopf oder Lang-Köpfigkeit, vom Lang-Schädel und von Lang-Schädligkeit oder von verhältnisslangen Schädeln etc. statt von Dolichokephalie.
2. Vom Kurz-Kopf etc. statt von Brachykephalie.
3. Vom Hoch-Kopf etc. statt von Hypsikephalie.
4. Vom Nieder-Kopf statt von Chamaeokephalie.
5. Vom Lang-Gesicht statt von Leptoprosopie.
6. Vom Kurz-Gesicht statt von Chamöoprosopie.
7. Von der Lang-Nase statt von Leptorhinie.
8. Von der Kurz-Nase statt von Platyrrhinie.
9. Vom Hoch-Auge statt von Hypsiconchie.
10. Vom Nieder-Auge statt von Chamöoconchie.

Diesen würde sich der Schmalkopf (Stenocephalus) und der Eng-Kopf (Stenoterokephalus) anreihen. Wir werden ferner von breitjochigen Schädeln (Euryzygie) sprechen und die Euryzygie zu ihren Geschwistern versammeln. Wir werden von einer vor- und rückfliegenden Nase oder vom vor- und rückfliegenden Kiefer sprechen, statt von Prognathie oder Retrognathie und Profatniatie. Wo die Adjective hart klingen, wird man vorwaltend das Hauptwort benützen und umgekehrt. Die Ausdrücke Bleichgesicht, Rothschädel, hartköpfig, Hoch- und Tiefquellen u. s. w. bieten Analogie.

Die Volkssprache ist überhaupt reich an entsprechenden Wortbildungen, z. B.: hochnasig, blauaugig, Triefauge, hochbusig, grossherzig, Grossherzigkeit, kleinmüthig, langbeinig. Das Volk hat die Ausdrücke mit Vorliebe als Vergleichungsbilder gewählt [1]).

Dass wir für einen weiten, engen, überengen, keilförmigen, rechteckigen, viereckigen, eiförmigen, elliptischen Kopf in keiner modernen Sprache erst eines griechischen Ausdruckes benöthigen, versteht sich von selbst.

Einen Schädel mit kammartiger Vorwölbung eines Theiles der Sagittalnaht können wir als Kamm-Schädel bezeichnen; einen solchen, bei dem die Höhe des Scheitels hoch emporgewölbt ist, als: Kuppel-Schädel statt die Ausdrücke: Lofo- und Comatokephalie zu gebrauchen. Der Kammschädel ist eine Form, die bei belasteten Individuen bei uns sehr häufig ist. Bei dem menschlichen Schädel kommt freilich ein Kamm, wie z. B. bei männlichen Raubthieren, nicht vor und wir könnten eigentlich beim Menschen nur vom kammartigen Schädel sprechen. Für manche Form des Kuppelschädels ist der Ausdruck: Thurmschädel heranzuziehen. Ist ein Schädel dadurch ausgezeichnet, dass der erste Stirnbogen ober der Nase und dem entsprechend auch der knöcherne Brauenbogen stark hervorspringt, so können wir ihn als: Stirnwall- oder Wallschädel bezeichnen (Proophriokephalie).

Warum wir nicht einfach von einer hohen oder niederen, einer breiten oder schmalen, einer vorfliegenden oder rückfliegenden, einer flachen oder gewölbten, ferner von einer gut entwickelten Stirn sprechen sollen statt den vielen „Metorien", ist nicht einzusehen.

[1]) Analog sprechen wir vom Lang-Schädel. Wir könnten für die geschriebene Sprache sogar die zusammengesetzten Worte in doppeltem Sinne gebrauchen, indem wir durch die Schreibweise Langkopf die absolute und durch die Schreibweise Lang-Kopf die relative Raumgrösse ausdrücken und so analog bei allen Grössenausdrücken verfahren.

[1]) Für die germanischen Sprachen wird eine analoge Wortbildung keine Schwierigkeiten haben. Ich erinnere an die Ausdrücke: Highland, Niederland etc. Für die romanischen Sprachen lässt sich gewiss auch leicht ein Ausweg finden, z. B.: Un cranio lungo für einen langen Kopf; für einen verhältnisslangen Kopf könnte man sagen: Un cranio allungato. In demselben Sinne kann man vom cranio largo und cranio slargato, von einem cranio alto und elevato, von cranio corte und seorciato, vom cranio stretto und restretto, und von cranio basso und abbassato oder ridotto sprechen. Ob Ausdrücke wie Capolungo, Capolargo etc. die Ohren der Italiener nothwendig verletzen oder ob dieselben sich rasch an sie gewöhnen würden, können nur Italiener definitiv entscheiden. Der Ausdruck Capobianco, der für eine Feldblume üblich ist, ist geradezu massgebend. Nehmen Sie, lieber Freund, statt des griechischen Wörterbuchs das berühmte italienische von Pietro Fanfani in die Hand und Sie werden nicht mehr im Zweifel sein, dass die italienische Sprache genug formreich ist, um eine nationale Ausdrucksweise für die Schädellehre liefern zu können. Muth und fester Wille sind nothwendig. Die Worte: altoccio, largoccio, bassotto sind unersetzbar und gestatten gewiss analoge Bildungen für die anderen Dimensionen, wenn dieselben nicht bereits als Provinzialismen bestehen.

Die Slaven werden um solche Wortbildungen am wenigsten verlegen sein. Ihre Sprachen sind lange in der Werkstätte des Volkes geblieben und sie haben sich eine Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit erworben, die sie ganz so wie die griechische zum wissenschaftlichen Gebrauch besonders geeignet machen.

Ebenso können wir von breiten, von flachen, flachdachartigen, von vorn, hinten und seitlich steilen Scheitelbeinen sprechen, ferner von steil abfallenden, von abschüssigen oder von kuppelförmig gewölbten Hinterhauptsbeinen, ferner von steilen oder abschüssigen oder von auswärts oder einwärts fliegenden Seitenwänden des Schädels u. s. w.

Von einzelnen Punkten können wir das Dakryon als Thränenpunkt, das Ophrion als Stirnwall- oder Wallpunkt, das Bregma als vorderen Pfeilpunkt, das Obelion als Nährlochpunkt, das Basion als vorderen Lochpunkt oder besser als vorderen Grundpunkt bezeichnen etc.

Die verschiedenen Capacitäten können als: Mittel-Schädel, Klein-Schädel, Zwerg-Schädel, Gross-Schädel und Riesen-Schädel bezeichnet werden, wobei die Ausdrücke „Zwerg“ und „Riesen“ die Dimensionen zwerghaft und riesenhaft bedeuten, während bekanntlich die Schädel der Zwerge nicht nothwendig klein und jene der Riesen nicht nothwendig gross sind.

Ich will hier einige Uebersetzungen von Ihren Typenbezeichnungen aus der Abhandlung über Malaienschädel geben.

1. Varietät.

Bei Ihnen: Microcefalo eumetoro, ipsidolicocefalo, ovoide, mesoprosopo, platirrino, cameoconcho, profatniaco.

Deutsch: Zwerg-Schädel mit gut entwickelter Stirne, verhältnisslang und hoch, eiförmig, mit mittellangem, kurznasigem Gesichte und vorfliegendem Oberkiefer, nieder-augig.

2. Varietät.

Bei Ihnen: Stenocefalo volgare, ipsedolicocefalo, ellissoide, oligo-cefalo, mesoprosopo, mesorrino, cameconeo, profatniatici.

Deutsch: Elliptischer, kleiner, verhältnisshoher und langer melanesischer Schmalschädel mit Mittel-Gesicht und Nase, nieder-augig, mit vorfliegendem Oberkiefer.

3. Varietät.

Bei Ihnen: Ipsicefalo stenotero, iperdolicocefalo, dolichellissoide, elattocefalo.

Deutsch: Eng- und Hoch-Schädel, über verhältnisslang, elliptisch, klein.

3. Varietät, 2. Untervarietät.

Bei Ihnen: Proofriocefalo clitobrachimetoro, cameprosopo, platirrino, ipercomeconco, profatniatico.

Deutsch: Stirnwallschädel mit niederer, rückfliegender Stirne, mit Kurz-Gesicht und Nase, Auge besonders verhältnissnieder, Kiefer vorfliegend.

4. Varietät.

Bei Ihnen: Mesocefalo clitoplatimetoro, euriomalo bregmatico, ipsicefalo, elattocefalo.

Deutsch: Schädel mit mittlerem Längen-Breitenmaasse, mit rückfliegender Flachstirne, mit breitem, flachem Scheitelgewölbe, verhältnisshoch, klein.

6. Varietät.

Bei Ihnen: Proofriocefalo pitecoide, stenocefale, brachioclitometoro, elissoide, camedolicocefalo, elattocefalo, mesoprosopo, platirrino, mesoconco, prognato.

Deutsch: Affenähnlicher Stirnwallschädel. Ein enger, verhältnissniederer und langer, kleiner, elliptischer Schädel, mit kurzer, rückfliegender Stirn, mittleren Gesichts- und Augen-Verhältnissen, mit Kurznase und vorfliegender Nasenlinie.

7. Varietät.

Bei Ihnen: Lofocefalo, brachiclitometoro etc.

Deutsch: Kammschädel, mit niederer, rückfliegender Stirne etc.

Ausführlicher muss ich mich mit Ihrer 8. melanesischen Varietät beschäftigen. Sie bezeichnen dieselbe folgendermassen:

Sfenocefalo tetragono, brachimetoro, dolicomeso brachicefalo, ipsicefalo, metrio-cefalo, ipsostegobregmatico, ipsioncobregmatico, cremnoopistocranio, camelognato, eurizigo, cameprosopo, platirrino, cameconco, ortognato, iperplatopico.

Diese Bezeichnung hat mich in grosse Aufregung versetzt, die ich erst durch einige Nächte verschlafen musste. Meinen Sie wirklich, dass Jemand, der die Form dieses Schädels in bester Erinnerung hat, diese Schilderung mit Ihren Ausdrücken wiederholen könnte. Vielleicht nicht einmal Sie, ohne dass Sie einen Zungen-Chirurgen holen müssen, um die Verrenkung einzurichten.

Zudem ist die Hauptbezeichnung nicht ganz richtig. Ist denn das Verhältniss der grössten Breite zur kleinsten Stirnbreite bei den Schädeln dieser Varietät so ausserordentlich, dass der Ausdruck „Keilschädel“ gerechtfertigt ist? Ich glaube nicht. Ihr Schädel verengt sich steil gegen die Keilbeinflügelgrube, aber die Linea semicucularis springt wieder vor, deshalb ist auch der Ausdruck „tetragon“ nicht gelungen, weil es gar zu künstlich ist, eine eingeknickte Linie als eine gerade anzusehen. So keilförmig und so viereckig wie diese Schädel sind so viele, dass man diese Merkmale nicht als unterschiedsbezeichnend ansehen kann [1]). Ich habe mich bemüht, diesen Schädel zu bezeichnen und meine „Volksphantasie“ zu Hilfe zu nehmen. Vor Allem ist Etwas in die Augen springend. Bei der Ansicht von hinten bildet der Schädel die Form des Querrisses eines Hauses und ich schlage direct den Ausdruck Querriss-Schädel vor. Diese Bezeichnung sagt uns viel, und zwar erstens die Steildachform der Queransicht des Scheitelbeines, zweitens das senkrechte Abfallen der Seitentheile des Schädels in der Region seiner grössten Breite und damit die nahezu gleiche Grösse der Interparietal- und der grössten Breite, und

[1]) Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, dass die Beachtung der relativen Breite zwischen der grössten Breite und der Breite zwischen den Keilbeinflügelgruben wichtig ist und daher die Angabe ihrer absoluten oder der Verhältnissbreite für manche Schädel und besonders für solche mit rascher Verjüngung nach vorne wichtig ist. Ich schlage den gekürzten Ausdruck „grubeneng“ für das absolute Verhältniss und „grubenverhältnisseng“ für das relative Verhältniss vor.

drittens, dass die Basis relativ breit und nahezu so breit ist als die zwei letztgenannten Breiten. Weiters sagt dieser Ausdruck, dass die Scheitelhöcker tiefer als gewöhnlich im Verhältnisse zu Scheitelhöhe stehen, während Sie fälschlich von einer „Hipsioncobregmatie" sprechen.

Geometrisch bedeutet diese Form ein Fünfeck, dessen Seitenlinien senkrecht auf der Grundlinie stehen und das oben steildachartig abschliesst. Wir könnten abkürzend für die Schädellehre diese Form als rechtwinkelig-fünfeckige und jene mit einwärtsliegenden Seitenwänden als schiefwinkelig-fünfeckige bezeichnen.

Der Ausdruck: Melanesischer Querriss-Schädel oder rechtwinkelig-fünfeckiger Steildach-Schädel würde die Varietät vollkommen von allen anderen melanesischen unterscheiden. Freilich wäre diese Bezeichnung nicht hinreichend, um diese Schädelart allgemein von allen anderen zu unterscheiden.

Ihre 7. Varietät hat aber eine Eigenthümlichkeit des Gesichtsbaues, die vielleicht überhaupt nicht weiter vorkommt, nämlich ein relatives Zurückgezogensein des medialen Gesichtstheiles und eine ungewöhnliche Kürze der Gesichtslänge.

Wenn wir also diesen Typus als: Ueberkurzes Flach- und Breitgesicht oder als Melanesischen Schädel mit überkurzem Flach- und Breitgesichte bezeichnen, ist er von allen melanesischen und wahrscheinlich sonst von allen Schädeln unterschieden.

Ganz sicher sind wir, wenn wir sagen: Melanesischer Querriss-Schädel oder rechtwinkelig-fünfeckiger Steildachschädel mit überkurzem flachen Breit-Gesichte. Seine weitere Charakteristik ist auch ohne Hellenomanie leicht zu geben und lautet: Hoher, niederstirniger Mittelschädel mit mittleren Längenbreitenverhältnissen und abschüssigem, flachem Hinterkopfe, herausspringenden Jochbogen, nieder-nasig und nieder-augig und mit mittlerer Nasenlinienstellung.

Ich schliesse hiemit meinen vorläufigen Versuch ab, für die Craniologie deutsche Worte zu gebrauchen. Ich werde in einem nächsten Briefe die Skizze einer anderen craniologisch-symbolischen Sprache entwickeln, welche analog der mathematischen und chemischen als internationale und streng wissenschaftliche dienen kann.

Ich beschwöre Sie, lieber Freund, die Gabe scharfer Wahrnehmung und scharfsinniger Auffassung, welche Ihnen die Natur verliehen hat und welche Sie in den Dienst der Schädellehre stellen, nicht durch einen sprachlichen Fehlgriff blosszustellen und zu lähmen. An die anthropologischen Gesellschaften richte ich die dringende Aufforderung, durch energische Beschlüsse weiterem Unheile vorzubeugen und die Resolution zu fassen, die ich hiemit vorschlage, nämlich:

Der Unfug der griechischen Wort-Neubildungen sei einzustellen und der bereits eingerissene Unfug sei möglichst gut zu machen.

Wien, im November 1892.

8. Herr Dr. Otto Müller berichtet über

Eine vierte Urne mit ornamentalen Zeichnungen menschlicher Figuren vom Burgstall bei Oedenburg.

Im verflossenen Sommer hat Prof. Ludwig Bella in Oedenburg im Auftrage und unter Beisein Seiner k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este wieder einige prähistorische Grabhügel (Tumuli) auf dem Burgstall bei Oedenburg eröffnet und in einem solchen Tumulus mittlerer Grösse neben anderen Artefacten eine rothbraune, bauchige kleine Thonurne ausgegraben, welche an der Hals- und Bauchfläche eingeritzte Ornamente von menschlicher Gestalt zeigte.

Hierüber bringt der in ungarischer Sprache geschriebene „Archaeologiai Értesitő" („Archäologischer Anzeiger"), Band X. (neue Folge), Budapest, Jahrgang 1892 (S. 324), einen Bericht sammt einer Abbildung dieser Urne (S. 323, Fig. 3), welchen wir uns beeilen, unseren Lesern in auszugsweiser deutscher Uebersetzung sammt der nebenstehenden Abbildung

Fig. 41. Urne mit Menschenfiguren von Oedenburg.

(Fig. 41), die wir der Gefälligkeit der verehrlichen Redaction des „Archaeologiai Értesitő" verdanken, zur Kenntniss zu bringen.

Diese kleine Thonurne ist im Ganzen 13 cm hoch und steht auf einem hohlen Fusse von 2·5 cm Höhe; der grösste Bauchdurchmesser beträgt 12 cm, die Halsweite einschliesslich des ausladenden Randes 7 cm. Die Gliederung (Einschnürung) zwischen Hals und Bauch bildet eine fingerbreite Furche. An der Halsfläche, oberhalb dieser Furche sind kleine, gestrichelte, eingeritzte Dreiecksornamente, von denen drei zu menschlichen Figuren in der primitivsten Zeichenweise gestaltet sind. Auch auf der Bauchfläche unterhalb jener Halsfurche befinden sich etwas grössere, gestrichelte, eingeritzte Dreiecksornamente, zwischen denen auf einer Seite, welche am Bilde leider nicht sichtbar ist, ebenfalls zwei ähnliche Gestalten enge neben einander dargestellt sind, während eine dritte, gleiche Figur etwas weiter davon absteht.

Diese ganz primitiv gezeichneten menschlichen Figuren zeigen, wie die prähistorischen Töpfer sich zu Zeichnern menschlicher Gestalten entwickelt haben und wie allmälig aus dem geometrischen Ornamente das

figurale, Menschen- und Thiergestalten darstellende Ornament entstand. Man zog mitten durch das Dreiecksornament, von der Spitze zur Basis einen das Dreieck in zwei Hälften theilenden Strich, eine schmale Furche, welche man von der Spitze des Dreieckes nach oben hinaus verlängerte; dann setzte man durch diesen Längsstrich, an der Spitze des Dreieckes in Kreuzform einen Querstrich an, dessen Enden, menschlichen Armen gleich, nach aufwärts gebogen sind. Der nach oben verlängerte Längsstrich, also der Hals der menschlichen Figur, ist auf beiden Seiten mit Punkten eingesäumt, während an den aufwärts gebogenen Armen nur unterhalb derselben sich eine Punkteinsäumung befindet, welche sich auch an den beiden Seiten des das rockförmige Kleid bildenden Dreiecksornamentes fortsetzt.

Die Köpfe der menschlichen Gestalten sind nicht besonders hervorgehoben; ebenso findet man von Füssen an jenen Figuren, welche am Urnenhalse angebracht sind, keine Spuren, während bei den Figuren auf dem Urnenbauche die Füsse durch unter den Röcken (Dreiecksornamenten) hervorragende kleine Striche angedeutet sind.

Zieht man diese kleine Urne in Vergleich zu den bisherigen drei ebenfalls bei Oedenburg gefundenen grösseren Thonurnen mit Ornamenten, menschliche oder thierische Gestalten darstellend, so kann man fast genau die fortschreitende Entwicklung der figuralen Ornamentirung von Thongefässen bei den prähistorischen Töpfern der Gegend von Oedenburg verfolgen.

Die oben beschriebene kleine Urne ist wohl der primitivste Versuch, geometrische Figuren durch kleine Beisätze in menschliche Gestalten umzuwandeln. Von einer symmetrischen Anordnung dieser Gestalten auf der Hals- und Bauchfläche der Thonurne ist zudem noch keine Spur. Wenn man diese Urne mit jener von derselben Fundstelle, dem Burgstalle bei Oedenburg, im Tumulus Nr. 27 gefunden — (siehe: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band XXI [der neuen Folge XI. Band], Jahrgang 1891, Sitzungsberichte [S. 75 und 76] sammt Abbildung [S. 76] und Taf. X, Fig. 2) — und jener vom Warischberge (Karlshöhe) bei Oedenburg, im Tumulus Nr. 3 gefunden — (siehe ebenda: Mittheilungen S. 187—190 und Taf. VIII, Fig. 1, 2 und 3) — vergleicht, so erscheint die oben besprochene kleine Urne fast als das Werk eines Lehrlings gegenüber jenen zwei anderen Urnen, den Werken seines Meisters.

Es wurde schon in diesen Mittheilungen darauf hingewiesen, dass die Urnen aus dem Tumulus Nr. 27 des Burgstalles und aus dem Tumulus Nr. 3 des Warischberges von demselben Töpfer verfertigt worden sein dürften. Das gleiche Ornament des „laufenden Hundes“ oder „Wellenbandes“ am Halsrande beider Urnen, die gleichen, mit Stempeln eingedrückten Augen, aus concentrischen Kreisen mit inneren Punkten gebildet, welche zu Dreiecksmustern aneinandergereiht sind, ebenso die symmetrische Anordnung der menschlichen Gestalten und Thierfiguren auf den Urnenhälsen bezeugen die gleiche Formenfertigkeit und die gleiche ideale Darstellung in den Zeichnungen.

Einen weiteren Fortschritt der keramischen Zeichnungsornamentik, wenn auch nicht die gleiche nette Ausführung, bekundet die grosse Thonurne aus dem Tumulus Nr. 28 des Burgstalles bei Oedenburg (siehe ebenda, Sitzungsberichte [S. 72 und 73] sammt Abbildung [S. 72] und Taf. X, Fig. 1). Es ist hier eine freie Auffassung und eine von geometrischen Figuren emancipirte Darstellung, eine menschliche und thierische Gestalten realistisch, wenngleich noch primitiv zeichnende Weise sichtbar, welche einen höheren Grad der Fertigkeit des Meisters bekundet. Vielleicht war es auch nur ein Versuch des ersten Meisters, aus gewohnten Formen herauszutreten und der realistischen Formerscheinung der Menschen und Thiere ähnliche Bilder in freier Gestaltung zu zeichnen.

Jedenfalls erregen die Oedenburger Thonurnen mit Zeichnungen von Gestalten und Lebensscenen der dortigen Landesbewohner aus der Zeit der sogenannten Hallstatt-Periode, also etwa aus der Mitte des ersten Jahrtausendes vor Christi Geburt, ein besonderes Interesse, so dass wir nur wünschen können, ähnliche Fundgegenstände mögen noch vielfach zu Tage kommen.

Monats-Versammlung am 13. December 1892.

Vorsitzender: Herr k. u. k. Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Herr Dr. **M. Haberlandt** hält einen Vortrag

Ueber die Malaien von Formosa.

Nach einer historischen und geographischen Uebersicht über die Insel schildert der Vortragende im Anschlusse an die Nachrichten der chinesischen Annalisten und die Forschungen Terriens de Lacouperie's die ethnologischen Verhältnisse Formosas. An der Hand einer Sammlung ethnographischer Objecte von den Chekwhans der Kapsulan-Ebene im Nordosten der Insel, die das k. k. naturhistorische Hofmuseum Herrn Dr. Friedrich Hirth in Tamsui verdankt, wird eine Culturskizze der Malaien Formosas versucht, in welcher besonders die Tracht und der Schmuck, von welchen eine grössere Reihe von Formen vorliegt, ausführliche Berücksichtigung finden. Auch eine kleine Anzahl sehr gelungener Originalphotographien der „Wilden“ von Formosa wird vorgewiesen. Sie gestatten die physische Complexion sowie die eigenthümliche Tätowirung, die hier nach den Geschlechtern verschieden ist, deutlich zu erkennen; ebenso geben sie ein treues Bild verschiedener Beschäftigungen, wie des Webens, Bogenschiessens u. s. w.

Der Vortrag wird, mit Abbildungen der wichtigsten Objecte ausgestattet, in den „Mittheilungen“ erscheinen.

2. Herr Professor Dr. **Anton Herrmann** aus Budapest hält einen Vortrag

Volksthümliches aus Dobschau (Oberungarn).

Wir hoffen, demnächst eine längere Skizze über diesen Gegenstand aus der Feder des Herrn Professors Dr. A. Herrmann bringen zu können.

3. Herr Professor Dr. **Wilhelm Blasius** in Braunschweig übersendet eine Notiz [1]) über

Die neuen Funde in der Baumannshöhle bei Rübeland am Harz.

Nachdem in den ersten Monaten d. J. zum Zwecke der Begründung eines Höhlenmuseums in Rübeland unter Aufsicht des Museums-Assistenten Grabowsky neue Ausgrabungen in der Hermannshöhle ausgeführt waren, bei denen sich in den diluvialen Ablagerungen am Bärenkirchhof unter Anderem ein Feuersteinmesser als ein sicherer Beweis dafür, dass schon zur Diluvialzeit der Harz bei Rübeland von Menschen bewohnt war, gefunden hatte, wurden von April bis October d. J. zu verschiedenen Zeiten die Untersuchungen in den neuen Theilen der Baumannshöhle fortgesetzt. Die Arbeiten der Jahre 1890 und 1891 waren hier hauptsächlich der sorgfältigen Durchforschung der östlichen Abdachung eines riesigen Schuttkegels gewidmet gewesen, welcher, durchwegs und ausschliesslich Reste glacialer oder borealer Thierreste enthaltend, als jüngere Diluvialablagerung einer älteren, hauptsächlich Höhlenbärenknochen enthaltenden Höhlenausfüllung aufgelagert erschien. Die Vermuthung lag nahe, dass die Bildung des genannten Schuttkegels auf Einschwemmungen zurückzuführen sei, die zur Glacialzeit durch damals nach aussen offene Spalten von oben her stattgefunden hätten. Im April d. J. wurde zur Prüfung dieser Hypothese der Versuch gemacht, von der Höhle aus, d. h. von unten nach oben, dieser vermeintlichen Bahn der Einschwemmungen zu folgen, wobei sich bestätigend herausstellte, dass an verschiedenen Stellen über den Schuttkegel vorspringende Felskanten und eingeklemmte hängende Blöcke mit einem ähnlichen Schutte bedeckt waren, wie solcher unten lag. Zuletzt musste der Gefahr wegen ein weiteres Vordringen von unten nach oben aufgegeben werden; statt dessen wurde Ende Juli und Anfangs August d. J. unter der Leitung von Professor Kloos nach den Berechnungen des Obersteigers Beel genau über dem Schuttkegel einer Felsspalte folgend ein Schacht von oben nach unten getrieben, der ungefähr bei $7^1/_2$ m Tiefe die jetzige oberste Decke der Haupthöhle über dem Schuttkegel durchbrach. Nicht allein der Umstand, dass in dem Schachte dieselben Schuttablagerungen wie in dem Schuttkegel in der Tiefe vor Augen treten, sondern auch die Thatsache, dass in einer Tiefe von $4^1/_2$—$5^1/_2$ m sich zahlreiche Knochenreste vom Renthiere (Tarandus rangifer foss.) und anderen Glacialthieren, vermischt mit sehr gut erhaltenen Knochen des Diluvialpferdes (Equus caballus foss.), fanden, bestätigt auf das Glänzendste die anfängliche Vermuthung über die Entstehung jenes Schuttkegels. Um weiter festzustellen, dass die unter der durch Renthierreste charakterisirten jüngeren Diluvialablagerung liegenden Höhlenausfüllungen keine Glacialfauna enthalten, wurden die letzteren im September und October d. J. unter wesentlicher Betheiligung von Professor Kloos und Baron H. v. Uslar am Fusse des Schuttkegels, und zwar an der Verbindungsstelle zwischen der alten und neuen Baumannshöhle aufgegraben. In der sich hier findenden stark versinterten Knochenbreccie sind bisher nur Knochen und Zähne vom Höhlenbär (Ursus spelaeus), Höhlenleopard (Felis antiqua) und kleineren Raubthieren nachzuweisen gewesen, während die Thiere der Glacialfauna vollständig zu fehlen scheinen. — Im Juni d. J. leitete der Berichterstatter ferner eine Ausgrabung an der im westlichen Theile der neuen Baumannshöhle gelegenen Höhlenlehmterrasse und nahm zu gleicher Zeit eine solche an der sogenannten „Wolfsschlucht“ vor, die unter Anderem interessante Reste des Höhlenwolfes (Canis lupus foss.) lieferte, nachdem hier vorher schon die zu einem einzelnen Skelet gehörenden Knochen eines Höhlenbären gefunden worden waren. — An dem nahegelegenen „Ochsenhang“ wurden die Ausgrabungen unter Aufsicht des Museums-Assistenten Grabowsky im April, unter derjenigen des Berichterstatters im Juni d. J. mit reichen Ergebnissen fortgesetzt. Ersterer hatte um Ostern d. J. ferner am sogenannten „Knochenfelde“ interessante Funde von vermuthlich durch Menschenhand bearbeiteten Knochen gemacht. Im September und October d. J. wurden die Ausgrabungen an dieser Stelle und in der darüber nach Süden aufsteigenden Schwemmhöhle unter gleichzeitiger Beschäftigung mehrerer Arbeiter und Bergleute in grösserem Massstabe wieder aufgenommen, in der Schwemmhöhle ein schmaler Weg in der Länge von etwa 20 m ausgetieft und am Knochenfelde unter der an einigen Stellen bis zu einem halben Meter starken versinterten Decke ein unregelmässiges Loch von 1 bis 2 m Tiefe, 7 m Länge und 1—3 m Breite ausgegraben, wobei sich aus der Beschaffenheit des abgelagerten Schuttes und Erdreiches sowie der beigemengten Steine mit Wahrscheinlichkeit ergab, dass hier ältere und jüngere Diluvialablagerungen mit einander vermischt sind. Die zum Theile erst in den allerletzten Tagen an dieser Stellen gemachten reichlichen Funde sind in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung noch nicht vollständig zu übersehen; ausser zahlreichen Knochen des Höhlenbären und Höhlenwolfes waren z. B., um nur die in die Augen springenden Funde zu nennen, charakteristische Reste vom Höhlenlöwen (Felis spelaea), vom Höhlenleoparden (Felis antiqua) und von einer kleinen Katzenart (vermuthlich Felis catus foss.) nachzuweisen. Das interessanteste Ergebniss der letzten Forschungen dürfte aber sein, dass sich am Knochenfeld mehrere unzweifelhafte roh gearbeitete Feuersteingeräthe diluvialer Menschen gefunden haben. Das erste und grösste, das sich in der Form mit einer im mittleren Diluvium bei Taubach gefundenen Lanzenspitze vergleichen lässt, entdeckte der Berichterstatter am 30. September d. J. unter Knochen, welche der Arbeiter Wolf (Vater) etwa $1^1/_4$ m tief unter der stark versinterten Decke des Knochenfeldes ausgegraben hatte. Am folgenden Tage fand Baron v. Uslar nahe dabei 1 m tief einen rundlichen Feuersteinsplitter

[1]) Dieselbe ist einem Vortrage entnommen, den Herr Professor Blasius in der ersten Sitzung des Vereines für Naturwissenschaft in Braunschweig am 13. October d. J. gehalten hat. (Aus der Abendausgabe des „Braunschweiger Tagblatt“ vom 20. October 1892, Nr. 494.)

mit ähnlicher Bearbeitung, der vielleicht als Schaber verwendet worden ist, und zwei Tage später hatte derselbe das Glück, nahe dabei in einer Tiefe von 1 bis 1¼ m ein drittes Feuersteingeräth von geringerer Grösse zu entdecken; in Bearbeitungsweise, Form und Umfang fast genau mit der berühmten diluvialen „Lanzenspitze von Moustier" übereinstimmend. Sämmtliche drei erwähnten Geräthe sind nach dem Typus dieses letzteren hergestellt. Die eine Seite zeigt die natürliche glatte Fläche mit der gewöhnlich als „Schlagmarke" bezeichneten knollenartigen Anschwellung, die andere Seite weist die durch das Absprengen hervorgerufenen erhabenen Kanten und den charakteristischen muscheligen Bruch auf; die Ränder sind zum Theile sägeartig ausgebreitet. Am 8. October endlich hatte der Berichterstatter selber noch die Gelegenheit, einen vierten (wenig oder gar nicht bearbeiteten) kleinen Feuersteinsplitter in seiner natürlichen Lage, etwa 30 cm unter der Sinterdecke, zu sehen. Sämmtliche bis jetzt in der Baumannshöhle gefundenen Feuersteinstücke zeichnen sich durch ihre milchweisse Farbe aus, im Gegensatze zu dem im März d. J. in der Hermannshöhle gefundenen Feuersteinmesser von meist durchscheinend bräunlich-grauer Färbung.

Nach diesen letzten Funden ist es keinem Zweifel mehr unterworfen, dass die Höhlen bei Rübeland am Harz hinfort als eine wichtige Fundstätte der Spuren diluvialer Menschen in Deutschland bezeichnet werden müssen.

4. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Kraus, Franz: Die unterirdischen Zufluchtsstätten von Naours in der Picardie. [Sonder-Abdruck aus dem „Globus" Band 61. Nr. 22.] 4 S.

Collignon, Dr. R.: Projet d'entente international pour arrêter un programme commun de recherches anthropologiques a faire aux Conseils de révision. [Extrait des Mémoires de la Société nationale des Sciences naturelles et mathématiques de Cherbourg. T. XXVIII. 1892.] 12 S.

Dublin: Proceedings of the Royal Irisch Academy. Third Series. Volume II. N° 2. Dublin 1892. S. 117—298; 85 bis 104. Mit Taf. VII—XI.

Fălticenĭ: Şezătoarea. Revistă pentru literatura şi tradiţiunĭ popolare. Anul I. N°. 3. Maĭŭ 1892. S. 65—96.

Schaaffhausen, H.: Die XII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Danzig vom 3. bis 5. August 1891. [Leopoldina XXVIII. 1892, Nr. 7 bis 10.] 10 S.

Jrkutsk: Zapiski Wostotschno-Sibirskowa Otdjäla Imperatorskowa Russkowa Geografitscheskowa Obschtschestwa po Etnografii. T. I, 1. – T. II, 2. Jrkutsk 1889, 1890. II + II + 160 + IV + 54 S. 10 Tafeln.

Laibach: Mittheilungen des Musealvereines für Krain. Fünfter Jahrgang. Laibach 1892. XVI + 120 + II + 188 S.

Laibach: Izvestja muzejskega društva za Kranjsko. Drugi letnik. V Ljubljani 1892. IV + 160 S.

Riccardi, Dott. Paolo: Antropologia e Pedagogia. Introduzione ad una Szienza della educazione. (Osservazioni psicologiche; ricerche statistiche; misure antropologiche ecc.) Parte prima: Osservazioni psicologiche; ricerche statistiche e sociologiche. Modena 1892. 172 S.

Weber, F.: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. [Separat-Abdruck aus: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.] 8 S.

Brinton, D. G.: Current Notes on Anthropology. [Science, Vol. XIX. S. 146—147; 174—175; 202 - 203; 230—231.]

Ottawa: Documents relatifs à l'unification de l'heure et à la légalisation du nouveau mode de mesurer le temps. Imprimés par ordre du Parlament. Ottawa 1891. 32 S. Mit 1 Tafel.

Laloy, Léon: Malformation héréditaire du pavillon de l'oreille. [L'Anthropologie I, 580—590.] Paris 1890.

Laloy, Dr. L.: Un cas nouveau de polymastrie. [L'Anthropologie, III, 174—192.] Paris 1892.

Laloy, Léon: Étude des Applications thérapeutiques de la Suggestion hypnotique. Paris 1891. 44 S.

Gatschet, Albert S.: A mythic tale of the Isleta Indians, New Mexico; The Race of the Antelope and the Hawk around the Horizon. [Reprinted from Proceedings of the American Philosophical Society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. XXIX. 208—218.] Philadelphia 1891.

Brinton, D. G.: Further Notes on Fuegian Languages. [Proceedings of the American Philosophical Society. XXX, 249—254.] Philadelphia 1892.

Brinton, Daniel G.: The Tribute Roll of Montezuma. Part. I. The written language of the Ancient Mexicans. [Reprinted May 20, 1892, from Trans. Amer. Philos. Soc., Vol. XVII, p. 53 - 58.]

Brinton, Daniel G.: Analytical Catalogue of Works and scientific Articles of Daniel G. Brinton, A. M., M. D., LLD. 16 S.

Capanni, D. V.: Nuovo Microbo nel Baco da Seta e il Platygaster del Bombix Mori. Reggio nell' Emilia. 1892. 8 S.

Potanin, G. N.: Tschernaja wjära ili Schamanstwo u Mongolow i drugija stati dordži banzarowa. (S portretom i biografiej.) Izdano na sredstwa tschastnjuch žertwowatelej w polzu Wostotschno-Sibirskowa otdjäla imperatorskowa russk. geograf. obschtschestwa. Sanktpeterburg 1891. XL + 130 S.

Fleming, Sandford: An Appeal to the Canadian Institute on the Rectification of Parliament. Together with the Conditions on which the Council of the Institute offers to award one thousand dollars for prize essays. Toronto 1892. 176 S.

Ohlenschlager, F.: Die Ergebnisse der römisch-archäologischen Forschungen der letzten 25 Jahre in Baiern. [Sonder-Abdruck aus: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XI, 1. S. 1—17.] Trier.

Hale, Haratio: Language as a test of mental capacity: being an attempt to demonstrate the true basis of Anthropology. [From the Transactions of the Royal Society of Canada. Vol. IX, Sec. II. 1891. S. 77—112.]

Gatschet, A. S.: Natchez. — Tutelo. [From the American Anthropologist for January, 1892. S. 51, 52.]

Washington: Contributions to North American Ethnology. Volume II. Part I und II; Volume VI. Washington 1890. LVIII + 712 + VI + 712 + XVIII + 794 S. Mit 1 Tafel.

Dorsey, James Owen: Omaha and Ponka Letters. Washington 1891. 128 S. [Geschenk der Smithsonian Institution.]

Thomas, Cyrus: Catalogne of Prehistoric Works east of the Rocky Mountains. Washington 1891. 246 S. 17 Tafeln. [Geschenk der Smithsonian Institution.]

Hoffman, W. J.: The Mide'wiwin or „Grand Medicine Society" of the Ojibwa. [Extract from the Seventh Annual Report of the Bureau of Ethnology. S. 144–300; Taf. 2 bis 23.] Washington 1891.

Weisbach, Dr. A.: Die Deutschen Niederösterreichs. Eine anthropologische Skizze. [Mittheilungen des k. u. k. Militär-Sanitäts-Comités. XI.] Wien 1892. 30 S.

Forrer, R.: Beiträge zur Prähistorischen Archäologie und verwandte Gebiete. Strassburg i. E. 1892.

Hoyos y Sáinz, Don Luis: Notas para un avance de la Bibliografia Antropologica de España. [Acta de la Sociedad española de Historia natural. Segunda seria, tomo I (XXI). Sesión de Marzo de 1892.] 10 S.

Hoyos, Sáinz, D. Luis de: Notas para un estudio antropológico sobre el cricimiento. (Anal. de la Soc. Esp. de Hist. Nat., tomo XXI, 1892.) Mit 1 Tafel, 30 S.

Hoyos, Sáinz, Luis de, y Aranzadi, Telesforo de: Un avance á la Antropológia de España. Con 3 mapas, 2 gráficos y, 22 cuadros numéricos. Madrid 1892. 72 S.

Dublin: The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XXX. Part I and II. Dublin 1892. Mit 6 Tafeln, 108 S.

Guben: Niederlausitzer Mittheilungen. II. Bd. 6. Heft. Guben 1892.

Richlý, Jindřich: Příspěvky ku poznání prvotniho osidleni jiho-východni části hvozdu pomezního v Čechách. V Jindřichově Hradci, 1892. 62 S.

Pizzighelli, G: Handbuch der Photographie für Amateure und Touristen. Zweite Auflage. 3 Bde. Halle a. S., 1891.

Berlin: Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. II. Bd. 3. und 4. Heft. Berlin, 1892. 164 S.

Sydney: Australian Museum. (Report of Trustees for the year 1891.) 34 S.

Paris: Nouvelles Géographiques. Deuxième Année. Nr. 1. Janvier 1892. 16 S.

München: Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIII. Jahrgang. Nr. 8, 9, 10. S. 57—104.

Hyades, P., et Deniker, J.: Mission scientifique du Cap Horn. 1882—1883. Tome VII. Anthropologie, Ethnographie. Paris 1891. Mit 34 Tafeln. 422 S.

Dan, Dimitrie: Ţiganii din Bucovina [Popoarele Bucovinei Fascicula II.] Cernăuţi 1892. 32 S.

Mooney, James: The Sacred Formulas of the Cherokees. [Extract from the Seventh Annual Report of the Bureau of Ethnology.] Washington 1891.

Chantre, Ernest: La bijouterie Caucasienne de l'Epoque Scytho-byzantine. [Société d'Anthropologie de Lyon. Séance du 2 juillet 1892.] Lyon 1892.

Chantre, Ernest: Origine et ancienneté du premier age du fer au Caucase. [Société d'Anthropologie de Lyon. Séance du 7 mai 1892.] Lyon 1892.

Verneau, Dr. R.: Les racees humaines. [A. E. Brehm: Merveilles de la nature.] Paris. 792 S.

Macdonald, Rev. D.: Three New Hebrides Languagues (Efatese, Eromangan, Santo.) Melbourne 1889. [Geschenk der Public Library, Museums, and National Gallery of Victoria.]

Macdonald, Rev. D.: South Sea Languages. A Series of studies on the Languages of the New Hebrides, and other South Sea Islands. Volume II. Tangoan-Santo, Malo, Malekula, Epi (Baki and Bierian), Tanna, and Futuna. Melbourne 1891. [Geschenk der Public Library, Museums, and National Gallery of Victoria.]

Lisboa: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa 10ª Serie, Nos 6—12. 11ª Serie. Nos 1 e 2. Lisboa 1891, 1892.

Schmeltz, J. D. E.: Catalogus der Ethnographische verzameling van het Museum der Overijselsche Vereeniging tot Ontuikkeling van Provinciale Welvaart te Zwolle. Met drie afbeeldingen. Leiden 1892.

Gatschet, Albert S.: A mythic tale of the Isleta Indians, New Mexico; The Race of the Antelope and the Hawk Around the Horizon. Indian text; translation, remarks on the mythic tale and on Isleta sun-worship. [Reprinted from Proceedings of the American Philosophical Society. Vol. XXIX. Pages 208 to 218.] Philadelphia 1891.

Kafka, Josef: Führer durch die südafrikanische Ausstellung des Afrikareisenden Dr. Emil Holub. Aus dem Böhmischen übersetzt von Gustav Wittler Prag 1892. [Geschenk von Dr. Emil Holub.]

Pilling, James Constantine: Bibliography of the Algonquian languages. Washington 1891. [Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology.]

Woking: Summary of the London Oriental Congresses of 1891 and 1892. 32 S.

Woking: Sidelights on the Oriental Congress of 1892. 8 S.

Pallary, M. Paul: La main dans les traditions juives et musulmanes du Nord de l'Afrique. [Association française pour l'avancement des sciences.] Paris 1891. 8 S.

Pallary, M. Paul: État du Préhistorique dans le département d'Oran. [Association française pour l'avancement des sciences.] Paris 1891. 14 S.

Pallary, Paul et Tommasini, Paul: La grotte des Troglodytes (Oran). [Association française pour l'avancement des sciences.] Paris 1891. 17 S.

Mooney, James: Recension über Krauss' Dr. Friedrich „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven". [Reprinted from „The Journal of American Folk-Lore", No. XI.]

Mooney, James: Notes on the Consumes tribes of California. [From The American Anthropologist for July 1890.]

Mooney, James: Improved Cherokee Alphabets. — A kiowa mescal rattle. [From The American Anthropologist for January 1892.]

Mooney, James: Cherokee and Iroquois Parallels. [Reprinted from Journal of American Folk-Lore. Vol. II, No. IV.]

Adelaide: Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XV, Part. I. Adelaide 1892. Mit 13 Tafeln. 120 S.

Radloff, Dr. W.: Atlas der Alterthümer der Mongolei. [Arbeiten der Orchon-Expedition.] St. Petersburg 1892.

Moscou: Congrès International de Zoologie. Deuxième session, à Moscou du $\frac{10}{22}$—$\frac{18}{30}$ Août 1892. Première partie. Moscou 1892.

Montreal: The Canadian Record of Science. V, 3. Montreal 1892.

Pallary, M. Paul: Les faunes malacologique pliocène et quaternaire des environs d'Oran. [Association française pour l'avancement des sciences.] Paris 1891.

Montreal: Catalogue of Canadian plants. Part VI. (Geological and Natural history Survey of Canada.] Montreal 1892.

Ottawa: Commission de Geologie: Rapport annuel. Vol. IV. 1888—89. Mit 12 Karten. Ottawa 1891.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Verzeichniss

der

Institute, Vereine und Redactionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte.)

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Aardrijkskundig Genootschap.
Athen: Kaiserlich deutsches archäologisches Institut.
Basel: Evangelische Missions-Gesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Belgrad: Redaction des Starinar archäologickoi družtva.
Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte.
Bombay: Anthropological Society.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: Redaction des Journal of American Ethnology and Archaeology.
Braunschweig: Redaction des Globus.
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
— Museum für schlesische Alterthümer.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— Société d'Anthropologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
— Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institut of America.
— Redaction des Journal of American Folk-lore.
Chicago: Redaction des American Antiquarian and Oriental Journal.
Christiania: Foreningen til Norske Fortidsmindes mærkers Bevaring.
Czernowitz: Bukowinaer Landesmuseum
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Demerara: Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Frankfurt a. d. O.: Redaction der Societatum litterae. (S.)
Genf: Société de Géographie.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie.
Halle a. d. S.: Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie.
Helsingfors: Finska Videnskabs Societeten.
— Finnische Alterthums-Gesellschaft.
Innsbruck: Museum Ferdinandeum.
Irkutsk: Ostsibirische Section der kais. russischen geographischen Gesellschaft.
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
— Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. (S.)
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— Geschichtsverein für Kärnten.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
— Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Laibach: Musealverein für Krain.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
London: Royal Society.
— Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
— Redaction des Journales Folk-Lore.
Lüttich: Institut archéologique Liègeois.
— Société du Folklore Wallon.
Lyon: Société d'Anthropologie.
— Muséum d'histoire naturelle.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— Società italiana di scienze naturali.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
— Kaiserliche Archäologische Gesellschaft.
München: Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Redaction der prähistorischen Blätter. (S.)
New-York: Redaction der Science.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Parenzo: Società istriana di Archeologia e storia patria.
Paris: Société d'Anthropologie.
— Redaction des Journales L'Anthropologie.

Paris: Société de Géographie.
— Société nationale des Antiquaires de France.
— Redaction der Mélusine.
— Redaction des Journales La Tradition.
— Redaction der Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie.
— Redaction der Revue archéologique.
Philadelphia: American philosophical Society.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
— Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
— Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
— Redaction des Český lid.
Rio de Janeiro: Museo nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— Società geografica italiana.
— Redaction des Bulletino di Paletnologia italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
Santiago: Deutscher wissenschaftlicher Verein. (S.)
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Shanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Sophia: Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
Spalato: Redaction des Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata.
Stockholm: Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
St. Petersburg: Kaiserliche Archäologische Commission.
— Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
St. Petersburg: Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
— Russische Anthropologische Gesellschaft. (S.)
Strassburg: Redaction der Antiqua.
Stuttgart: Redaction der Württembergischen Vierteljahrshefte.
Sydney: Royal Society of New South Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
Tokyo: Anthropological Society.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
Turin: Redaction der Zeitschrift Cosmos.
Warschau: Redaction der Wisła.
Washington: Smithsonian Institution.
— United States Geological Survey.
Washington: Anthropological Society.
Wien: K. k. Gesellschaft der Aerzte.
— K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— K. k. geographische Gesellschaft.
— K. k. geologische Reichsanstalt.
— K. k. naturhistorisches Hofmuseum.
— Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— Wissenschaftlicher Club.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
Woking: Redaction der Asiatic Quarterly Review.
Yokohama: Asiatic Society of Japan.
Zürich: Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Durch den im Juni d. J. erfolgten Tod des Herrn Hofrathes und Universitäts-Professors **Dr. Theodor Meynert** hat die Gesellschaft einen grossen Verlust erlitten. Die Redaction hofft, in einer nächsten Nummer der Mittheilungen den Abdruck des letzten, von ihm geschriebenen Artikels bringen zu können.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

Die neuentdeckten Gräber von Podbaba

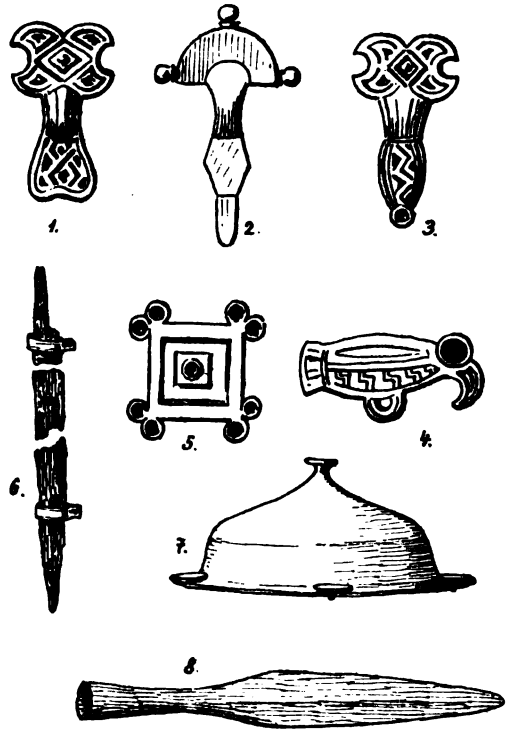
und

der erste künstlich deformirte prähistorische Schädel aus Böhmen.

Von **Dr. Lubor Niederle** in Prag.

(Mit 12 Text-Illustrationen.)

Im Herbste vorigen Jahres wurden in der Ziegelei des Herrn Meilbeck in Podbaba, einem Orte nördlich von Prag, einige neue Skeletgräber gefunden. Mehrfachen Nachrichten zufolge sind an demselben Orte schon sehr viele Skeletgräber gefunden worden, ohne



Beigaben aus den Gräbern von Podbaba bei Prag.
Fig. 1—5. Bronzefibeln. Fig. 6. Eisenmesser. Fig. 7. Eiserner Schildbuckel mit Knöpfen aus Bronze. Fig. 8. Eiserne Lanzenspitze.

dass jedoch die Kunde davon in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre. Das letzte Mal hatte aber Prof. Dr. J. Píč, Redacteur der „Památky archaeologické", Gelegenheit, mehrere Gräber zu durchforschen und es gelang ihm, einige Schädel nebst mehreren kleinen Objecten für das königl. Landesmuseum zu erwerben. Da Herr Prof. Píč über diese Funde vom archäologischen Standpunkte selbst zu berichten gedenkt, will ich seiner Arbeit nicht vorgreifen und mich hier nur mit einigen kurzen und nothwendigen Bemerkungen begnügen.

Die Gräber sind gewöhnliche Skeletgräber in Reihen geordnet, die Beigaben, die in's Museum gelangt sind, zeigen einen rein merovingischen Charakter. Die Abbildungen der Hauptobjecte in Fig. 1—8 werden den Typus der Gräber ganz scharf charakterisiren.

Die abgebildeten Objecte sind sämmtlich in Gräbern gefunden worden nebst zahlreichen anderen Bronze- und Eisenobjecten (Ringe, Pincetten, Schnallen, Messer, Lanzen und Schwertfragmente, ferner Thon-, Glas-, Bernstein- und Steinperlen). Diese präsentiren sich also als ganz regelmässige Reihengräber der merovingischen Periode [1]).

Ich gehe nun zur anthropologischen Beschreibung der in Podbaba aufgefundenen Schädel über.

Das böhmische Museum enthält acht Schädel aus Podbaba. Die übrigen Skelettheile sind wahrscheinlich zu Grunde gegangen.

Die Schädel selbst sind für die heimische Anthropologie von hohem Interesse. In erster Reihe präsentiren sie sich als eine Schädelgruppe von selten reinem Typus. Man kennt bis jetzt in Böhmen keine andere prähistorische Station, von der mehrere Schädel vorhanden wären, bei welchen der Typus in solcher Reinheit hervortreten würde, wie bei jenen von dem Begräbnissplatz in Podbaba. Eine solche Station wird natürlich sehr wichtige Belege sowohl für die Datirung als auch für die ethnographische Bestimmung liefern. In zweiter Reihe ist hervorzuheben, dass sich unter den Schädeln ein ohne

[1]) Eine merovingische Fibel aus Podbaba, die sich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien befindet (Saal XII, Vitrine 60) und zwei ganz ähnliche, die zusammen mit zwei Eisenspeeren in der retrospectiven Abtheilung unserer Landesausstellung von H. E. Mikš ausgestellt war, werden wohl auch derselben Gräberstätte angehören.

Zweifel künstlich deformirter befindet, ein Fall, der in Böhmen einzig dasteht und deshalb umsomehr Interesse bietet.

Von den acht Podbabaer Schädeln gehören ganz gewiss fünf diesen merovingischen Gräbern an.

Diese Schädel wurden zugleich mit anderen Objecten theils der archaeologischen Section (ein Schädel), theils dem Vorstande des geologischen Cabinetes, Herrn Prof. Dr. Ant. Frič, zugeschickt, wo sie sich auch jetzt befinden. In derselben Sammlung habe ich schon früher drei andere Schädel aus Podbaba gesehen und gemessen [1]).

Obzwar ohne jegliche nähere Auskünfte über die Provenienz dieser Schädel, schloss ich schon in einer meiner früheren Arbeiten [2]), dass sie, ihrem ziemlich markirten Reihengräbertypus nach zu urtheilen, einer späteren Periode angehören müssen. Jetzt aber bin ich überzeugt, dass sie Podbabaer Gräbern entnommen sind, welche derselben Stelle, demselben Friedhofe und derselben Zeit, wie die oben beschriebenen Gräber, angehören. Denn nicht nur die Etikette „Meilbeck'sche Ziegelei", sondern auch der physische Typus der Schädel stimmt ganz vortrefflich mit den fünf später gefundenen „merovingischen" überein.

Die künstlich deformirten Schädel unterdessen bei Seite lassend, werden wir den Versuch einer kurzen Beschreibung der normalen Schädel unternehmen [3]).

Schädel Nr. 1 (Datum des Fundes 24. September 1887) gehörte einem älteren Weibe an; die Sagittalnaht beginnt an ihrem hinteren Ende, die Kranznaht an den Seiten zu verschmelzen; die Zähne sind stark abgenützt, einzelne defect, ihre Alveolen obliterirt. In der Norma parietalis bietet der Schädel ein längliches Oval mit ausgeprägten Scheitelhöckern und einem stark ausgezogenen, dabei kugeligen Hinterhaupt dar. Das Gesicht erscheint hoch, die Stirn ist entsprechend breit, die Augenhöhlen hoch, schräg gestellt, die Interorbitalbreite beträchtlich, die Nasenbeine liegen flach. Ueberhaupt zeichnet sich das ganze Gesicht durch seine Flachheit aus. Das Kinn ist spitz, indem die beiden Unterkieferhälften unter einem kleineren Winkel zulaufen. Durch seinen Index (72·43) präsentirt sich der Schädel als ein echter Dolichocephalus; der Längenhöhenindex beträgt 70·27, der Orbitalindex (nach Manouvrier) [1]) 84·21, der Nasenindex 49·03.

Schädel Nr. 2 stammt von einem jüngeren Individuum, dessen Geschlecht ich nicht absolut sicherstellen konnte. Er ist klein, eine vorspringende Glabella fehlt, die Orbitalränder sind schwach und zarter. Hingegen ist der Unterkiefer kräftig gebaut, die Stirn zurückweichend, weshalb das Gesicht den Eindruck von Rohheit macht und mehr für das männliche Geschlecht des Schädels spricht. Die Nähte sind noch alle offen, dabei schön gezackt. Die Zähne (jetzt zum Theil fehlerhaft eingekittet) sind stark abgenützt, nur die Weisheitszähne erscheinen ziemlich neu. Die Schädelkapsel hat eine ovoide Form. Das Gesicht, obzwar roh, bietet doch den Reihengräbertypus fast rein. Der Alveolarfortsatz, der bei dem vorhergehenden Schädel in der Norma lateralis concavprognath erscheint, ist hier fast convex zu nennen.

Der Schädel ist mesocephal (78·28), sein Augenhöhlenindex beträgt 86·84, der Nasenindex 49·01.

Schädel Nr. 3 (mit „Meilbeck'sche Ziegelei, 18. März 1888" bezeichnet) [2]). Eigentlich das Schädeldach mit fehlendem Gesichtsskelet wahrscheinlich männlichen Geschlechtes. Seine Jugendlichkeit wird

---

[1]) Die Schädel der prähistorischen böhmischen Grabstätten sind im Landesmuseum, theils im geologischen Cabinet, theils in der archäologischen Sammlung untergebracht, was natürlich die comparative Forschung in hohem Masse erschwert. Es ist aber Hoffnung vorhanden, dass im neuen Museumsgebäude, wohin auch die Sammlungen in nächster Zeit übersiedeln werden, ein speciell für die Anthropologie bestimmtes Cabinet errichtet wird und so auch die anthropologischen Objecte einen dem Studium mehr zugänglichen Platz finden werden.

[2]) Niederle, Příspěvky k anthropologii zemí českých. I. Prag 1891. S. 78. Siehe auch die fleissige Abhandlung des H. L. HašKovec: „Šest lebek z útvarů mladších a starších naplavenin v Čechách" („Sechs Schädel aus der jüngeren und älteren Alluvialformation in Böhmen") in den Sitzungsberichten der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag 1890, I, S. 153 ff.

[3]) Dem Herrn Univ.-Prof. Dr. Antonín Frič, der mir das craniologische Material bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat, spreche ich hier meinen aufrichtigsten Dank aus.

[1]) Die Schädel sind sonst nach der Broca'schen Methode gemessen, die fast ganz in der Frankfurter Verständigung angenommen wurde. Nur beim Messen der Orbitallänge habe ich mir eine Abweichung erlaubt. Broca in seinen „Instructions", die im Jahre 1878 erschienen sind, bezeichnete als den inneren Endpunkt der Orbitallänge das Dakryon. Von seinem Schüler und Freunde Herrn Manouvrier, Professor an der École d'Anthropologie in Paris, habe ich vernommen, dass Broca, so wie jetzt Manouvrier, in den letzten Jahren beim Messen der Orbitallänge nicht mehr das Dakryon, sondern den Punkt wählte, der sich an der Kante, welche die Os lacrymale mit der inneren nasalen Fläche der Orbita bildet, befindet.

[2]) Bei HašKovec, l. c. S. 1, ist der Schädel irrthümlicherweise als „alter Weiberschädel" angeführt.

durch den Umstand bezeugt, dass der Körper des Hinterhauptbeins vom Keilbeine noch getrennt erscheint. In der Norma verticalis zeigt er ein ziemlich langes, gleichmässiges Oval, dessen grösste Breite fast auf die Scheitelhöcker zu liegen kommt. Das Hinterhaupt ist stark ausgezogen, das Inion ziemlich stark vorspringend.

Der Schädel ist dolichocephal (73·03), nach dem Längenhöhenindex (70·22) eher niedrig.

Schädel Nr. 4. Junger männlicher (?) Schädel mit fast unbenützten Weisheitszähnen, schwach entwickelter Glabella, hingegen starken Zitzenfortsätzen. die Zähne insgesammt gut erhalten, die Weisheitszähne nur wenig abgenützt. Die stark gezackte Lambdanaht enthält viele Schaltknochen. Die Glabella sowie die Augenbrauenwülste sind gut entwickelt; desgleichen die Zitzenfortsätze. Das Schädeloval zeigt ein ausgezogenes Hinterhaupt. Das Gesicht ist ziemlich prognath, die Stirn flach und zurückfliehend; die Jochbogen liegen flach an. Der Nasenrücken ist ziemlich breit, jedoch hoch (scharf). Der Gaumen ist hoch gewölbt. Wie die Maasse zeigen, ist der Schädel exquisit dolichocephal (69·92); der scheinbar geringe Längenhöhenindex (71·40) ist

Fig. 9 u. 10. Schädel (Nr. 5) aus den Gräbern von Podbaba bei Prag.

Die Jochbogen sind flach anliegend, das Hinterhaupt etwas ausgezogen. Im Pterion findet sich ein Schaltknochen. Die Schädelwölbung erscheint etwas asymmetrisch (scheinbar nicht postmortal).

Auch dieser Schädel ist seinem Längenbreitenindex (73·91) nach rein dolichocephal; der Obergesichtsindex beträgt 57·14, der Augenhöhlenindex 98·60, der Nasalindex 51·02. Ueberhaupt stellt dieser Schädel einen schönen Reihengräbertypus vor.

Schädel Nr. 5. (Siehe Abbildung Fig. 9 u. 10.) Kräftiger und junger männlicher Schädel, denn alle Nähte sind aussen wie innen offen geblieben, doch zumeist nur durch die bedeutende Länge bedingt; der Gesichtsindex beträgt 56·71. Die Augenhöhlen erscheinen hoch (Index 94·59), ebenso die Nase (Index 45·28).

Schädel Nr. 6 (archaeologische Sammlung des böhmischen Landesmuseums). Weiblicher Schädel mit schön gezackten, noch durchgehends offenen Nähten; die Zähne sind bis auf die Schneidezähne sehr gut erhalten, jedoch ziemlich abgenützt, weniger die Weisheitszähne. Vom Bregma ab lassen sich noch deutliche Spuren der ursprünglichen Stirnnaht verfolgen. Im linken Pterion befindet sich ein kleiner, im

rechten ein grösserer Schaltknochen; ein ähnlicher im linken Asterion. Der Schädel stellt in der Norm. vertic. ein regelrechtes Ovoid mit kugelig ausgezogenem Hinterhaupt dar. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind nicht ausgeprägt. Die Stirn selbst ist hoch und flach. Die Jochbogen verlaufen anliegend, die Augenhöhlen sind hoch, das Orbitaldach wenig gewölbt, die Interorbitalbreite gross. Der Nasenrücken ist scharf. Der Unterkiefer erscheint wegen seiner Schmalheit gegen das Kinn zu zugespitzt. Der Gaumen ist sehr hoch gewölbt. Dem Längenbreitenindex (75·67) nach ist der Schädel mesocephal, der Form nach dolichoid. Der Obergesichtsindex beträgt 55·64 (?), der Orbitalindex 86·90, der Nasalindex 46·94.

Schädel Nr. 7. Schädel eines jüngeren Individuums, dessen Geschlecht nicht zweifellos sichergestellt werden kann, theils weil die Geschlechtscharaktere, wie in der Jugend überhaupt, noch nicht stark ausgeprägt sind, theils weil die künstliche Deformation, der dieser Schädel zweifellos unterlegen war, ihre Ausbildung hinderte. Da die Arc. superciliares ebenso wie die Zitzenfortsätze nicht sehr stark sind, der Schädel im Ganzen nicht sehr gross ist, würde eher für das weibliche Geschlecht sprechen. Dass das Alter kein hohes war, beweisen die durchwegs noch offenen Nähte sowie der Umstand, dass die Weisheitszähne gegenüber den stark abgeschliffenen Schneide- und Mahlzähnen eine ganz geringe Abnützung aufweisen. Auch die Sutura sphenobasilaris ist noch erhalten. Im rechten Pterion befindet sich ein Schaltknochen. Von der Stirnnaht haben sich keine Reste mehr erhalten. Was die Form anbelangt, so stellt der Schädel in der Norm. vertic. ein fast regelrechtes (gleichmässiges) Oval dar, nur vorne an den Seiten etwas eingedrückt. Bei der Seitenansicht merkt man am besten, wie durch Druck auf die Stirnregion diese selbst abgeflacht, der ganze Scheitel dabei gehoben wurde. Das Hinterhaupt ist sehr wenig ausgebaucht. In der Norm. occip. erscheint uns die Schädelcontour als hohes, abgedachtes Pentagon mit senkrecht abfallenden Seiten, welche an den Stellen zwischen Scheitelhöcker und Asterion einen Eindruck aufweisen. Die Norm. facial. zeigt uns deutlich denselben leptoprosopen Typus, welcher die Reihengräberschädel und auch die übrigen Schädel von Podbaba charakterisirt. Blos die Augenhöhlen sind etwas niedriger.

Den Maassen nach erscheint der Schädel dolichocephal (Längenbreitenindex 74·42), hoch (Längenhöhenindex 81·39). Der Obergesichtsindex beträgt 52·45 (?), der Orbitalindex 80·55, der Nasalindex 50.

Vor der Reinigung des Schädels konnte man auf der schwachen Lehmschichte an mehreren Orten des Schädels, hauptsächlich aber an der Sut. coronalis, die deutlichen Abdrücke eines feinen Gewebes sehen. Unter dem Mikroskope haben sich mir aber nur Spuren von vegetabilischen Würzelchen gezeigt.

Besondere Erwähnung verdient die schon oben angedeutete künstliche Deformation des Schädels, welche, da die Knochen keine Sprünge oder Risse zeigen und auch keine Asymmetrie besteht, nicht als postmortal entstanden aufgefasst werden kann, also schon im Leben bestanden hat. Diese Deformation wurde zweifelsohne dadurch erzielt, dass die Stirn zu einer Zeit, wo eine Umgestaltung noch möglich ist, also so lange die Knochen nachgiebig und die Nähte offen waren, zurückgedrückt wurde, so dass die sonst gewölbte Stirn sich abflacht und zurücktritt, wobei zugleich das Bregma und der ganze Scheitel stark gehoben wird (Längenhöhenindex 81·39, wogegen die anderen Schädel sich um 70 gruppiren). Die Deformation war, wie ich zu zeigen versuchen werde, eine künstliche und in den ersten Lebensjahren erzeugte, und zwar wahrscheinlich vermittelst eines breiten Bandes, welches quer über die Stirn, zu beiden Seiten schräg herab gegen das Hinterhaupt zum Inion verlief; dafür spricht untrüglich der quere Eindruck an der Stirn (vgl. die Abbildung Fig. 11 u. 12), ebenso wie jene Impressionen zwischen den Scheitelbeinhöckern und den Asterien, wie man sie in der Norm. occip. sehr schön sehen kann. Harte Platten (Brettchen) wurden hier wohl nicht benützt, denn auf der Stirn kann man gerade an der Stelle der verwachsenen Stirnnaht eine schwache Leiste sehen, resp. verfolgen, und zwar am stärksten an der Stelle der queren Impression. Eine zur Erzielung der Deformation verwendete harte Platte hätte wohl die Stirn vollständig flach gedrückt, wohingegen ein während der Zeit, als die beiden Stirnbeine noch nicht verschmolzen waren, angelegtes Band, auch von den Seiten her auf beide Stirnbeinhälften einwirkte, und sie so etwas dachförmig gegeneinander drückte.

Eine andere Impression erscheint uns in der Norm. later. hinter dem Bregma. Ob jedoch, wie Professor Anutschin an russischen (mir nur aus Abbildungen bekannten) Schädeln annimmt, diese durch ein zweites Band, das über das Bregma herab zum

Hinterhaupt geführt wurde, erzeugt worden ist oder ob sie nur eine natürliche Folgeerscheinung des durch das erste Band bedingten Druckes vorstellt (wie Lenhossék schloss), kann ich nicht entscheiden.

eines Hinterhaupthöckers schliesse. Die Kranz- und Lambdanaht ist zum Theil, die Pfeilnaht fast vollständig verwachsen. Das Hinterhaupt ist nicht ausgezogen, seine untere Fläche kurz und flach. Die

Fig. 11 u. 12. Deformirter Schädel (Nr. 7) aus den Gräbern von Podbaba bei Prag.

Schädel Nr. 8. Schädeldach ohne Gesichtsskelet (auch das linke Schläfenbein fehlt), von einem alten Weibe herrührend, wie ich aus der Kleinheit des Schädels, den schwachen Zitzenfortsätzen, den nur angedeuteten Augenbrauenwülsten und dem Mangel

Schädelcontour erscheint in der Norm. vertic. als längliches Ovoid, in der Norm. occip. als ein dachförmig abgeflachtes Pentagon mit parallel und senkrecht abfallenden Seiten. Dem Längenbreitenindex (75·41) nach ist der Schädel mesocephal.

Tabelle der Hauptmaasse der Schädel von Podbaba.

Die Capacität wurde wegen Mangel an präcisen Instrumenten nicht gemessen.

Schädel-nummer	Des Schädels			Untere Stirnbreite	Gesichtshöhe [1]	Jochbogenbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Augenhöhlenhöhe	Augenhöhlenbreite [2]	Interorbitalbreite	Index					Geschlecht des Schädels	Bemerkung
	grösste Länge	grösste Breite	Höhe									B. : L.	H. : L.	Gesichts-	Nasen-	Augenhöhlen-		
1.	185	134	130	96·5	—	—	52	25·5	32	38	—	72 43	70·27	—	49 03	84·21	♀	—
2.	175	137	—	89	—	—	51	25	33	38	—	78·28	—	—	49 01	86·84	♂?	—
3.	178	130	125	90	—	—	—	—	—	—	23	73·03	70·22	—	—	—	♂?	—
4.	184	136	—	88	68	119	49	25	35·5	36	23	73·91	—	57·14	51·02	98·60	♂?	—
5.	203	142	144·5	102	76	134	53	24	35	37	26	69·92	71·40	56 71	45·28	94·59	♂	—
6.	185	140	—	104	63·5	115?	49	23	36·5	42	26	75 67	—	55·64?	46·94	86 90	♀	—
7.	172	128	140	92	64	122?	48	24	29	36	24	74·42	81·39	52·45?	50·00	80·55	♀?	Deformirt
8.	179	135	—	91	—	—	—	—	—	—	—	75 41	—	—	—	—	♀	—

[1]) Vom Nasion bis zum Alveolarpunkt.
[2]) Nach Broca-Manouvrier.

Wie schon aus dieser kurzen Beschreibung und aus den in einer beigefügten Tabelle verzeichneten Maassen zu ersehen ist, gehören diese Schädel dem

Reihengräbertypus an, welchen Kollmann in seinen classischen Beiträgen zur Craniologie folgendermassen beschreibt: „Dolichocephale Schädel mit

schmalem Gesichte, weit geöffneten, runden Orbitaleingängen, schmaler, hoher Nase, anliegenden Jochbogen, orthognathe Beschaffenheit des Gesichtsschädels überwiegend, doch kommen mesognathe, ja selbst stark prognathe Formen vor [1])."

Ich habe schon erwähnt, dass sich dieser Typus auf der genannten Gräberstätte ziemlich rein bewahrt hat. Die Schädel, welche einen höheren Index (als 75) zeigen, bilden eben nur durch diesen eine scheinbare Ausnahme, die man vielleicht nur für eine individuelle Variation erklären kann. Dessungeachtet stehe ich nicht an, diese Schädelreihe als eine ziemlich reine zu bezeichnen.

Schon in meiner Arbeit über die Skeletgräber der letzten prähistorischen Zeit in Böhmen [2]) bin ich zu dem Schlusse gekommen, dass man in Böhmen sowohl als auch in den angrenzenden Ländern zwei dolichocephale prähistorische Schädeltypen unterscheiden muss. Der erste und ältere ist jener, den wir am reinsten in den Skeletgräbern der neolithischen Periode und von da an in den Skeletgräbern der eigentlichen Bronze- und der Hallstatt-Periode bis in die letzte prähistorische Zeit hin verfolgen können. Dieser Typus zeichnet sich durch den grossen Procentsatz extrem dolichocephaler Schädelformen aus, die ein sehr oft niedriges, chamaeprosopes Gesicht und, so viel ich beurtheilen kann, einen starken, in der Norma facialis fast viereckigen Unterkiefer aufweisen. (Die untere Kieferkante nähert sich fast einer geraden Linie.)

Der jüngere Typus, der sich, so viel ich weiss, bei uns zuerst bei den La Tène-Funden zeigt, ist der eigentliche Reihengräbertypus; er zeichnet sich besonders durch seine Leptoprosopie aus. Ob er eine ursprünglich neue Rasse oder nur eine Rasse, die sich aus der ersten herausgebildet hat, voraussetzt, kann ich nicht entscheiden. Das eine scheint aber ziemlich sicher zu sein, dass für Böhmen das Erscheinen dieses zweiten Typus ein neues Volk, eine neue Einwanderung bedeutet. Wenn man auf Grund der bisherigen Fundstellen die Verbreitungskarte dieses Reihengräbertypus in Böhmen überblickt, sieht man, dass sich diese Schädel speciell in Nordböhmen zeigen. Denn so viel ich weiss, wurde im südlichen Böhmen bis jetzt keine Gräberstätte mit Schädeln von rein dolichocephalem Typus vorgefunden. Ich will daraus aber nicht den Schluss ziehen, dass das südliche Böhmen von den Vertretern dieses Typus überhaupt nicht bewohnt war.

Als ein Stammsitz der Dolichocephalen kann aber die Umgebung von Prag bezeichnet werden. Es ist überhaupt interessant, constatiren zu können, dass diese Gegend schon in prähistorischen Zeiten sehr stark bewohnt war, und zwar, wie wir schon jetzt bestätigen können, von den ältesten Zeiten an bis zum Beginne der geschichtlichen Periode. Schon in der Vorgeschichte scheint Prag selbst, wenn man sich so ausdrücken darf, die „Hauptstadt" des böhmischen Landes gewesen zu sein.

In der nächsten Umgebung von Prag wurde bereits eine Fülle von Gräber- und Wohnungsstätten durchforscht [1]), doch lieferten dieselben bis in die letzte Zeit mehr archaeologisches als anthropologisches Material. Erst unlängst sind reiche anthropologische Fundgruben aufgedeckt und studirt worden. Am Burgwalle Levý Hradec wurde im vorigen Jahre eine grosse Begräbnissstätte aus der letzten prähistorischen Periode aufgedeckt, welche wohl einige Hundert Gräber enthält. Aus den bis jetzt aufgedeckten Gräbern sind zahlreiche Schädel gerettet worden und liegen theilweise bei Herrn Ryzner, Arzt in Roztok bei Prag, aufbewahrt. Alle diese Schädel sind schon von Herrn Dr. Matiegka studirt und gemessen und die ersten 40 in seiner Crania bohemica publicirt [2]). Zählen wir zehn neue Schädel hinzu, so findet man unter 50 Schädeln 16 dolichocephale, 18 mesocephale und 16 brachycephale, also das Verhältniss von 32% : 36% : 32%. Daraus ist ersichtlich, dass hier die Dolichocephalie eine wichtige Rolle spielt, obgleich beide dolichocephalen Typen zusammengezählt wurden.

Dazu tritt nunmehr die Gräberstätte von Podbaba. Hier sehen wir einen fast reinen Reihengräbertypus. Und wenn alle die Schädel, die in den alten Gräbern vorgefunden und vor mehreren Jahren hier in der Umgebung von einem der ersten böhmischen Archaeologen, P. Krolmus, aufgedeckt worden sind [3]) und

[1]) Archiv f. Anthropologie, XIII, S. 219.

[2]) Vgl. auch das Referat in den Sitzungsberichten der Wiener Anthropolog. Ges., Bd. XX, 1890, S. 102.

[1]) Vgl. ihre Aufzählung von H. Břet. Jelínek in den Mittheilungen der Wiener Anthropolog. Ges. Bd. XX, S. 136.

[2]) Dr. H. Matiegka: Crania bohemica. Prag 1891, S. 48 ff.

[3]) Levý Hradec hat gegenüber Podbaba ein grosses Procent Brachycephaler, und schon aus diesen anthropologischen Gründen ist ersichtlich, dass dieser Fundplatz einer anderen Periode angehört. Dies wurde auch archaeologisch bestätigt. Während in Podbaba Gegenstände merovingischen Stiles gefunden worden sind, wurden in Hradec und der Umgebung slawische Schläfenringe und Denare böhmischer Herzoge gefunden.

die seinen freilich mangelhaften und kurzen Berichten zufolge durchwegs an die merovingischen Gräber erinnern, aufbewahrt worden wären, so zweifle ich nicht, dass die Zahl der Reihengräbertypus-Schädel, also auch ihre procentuelle Stärke, noch mehr gestiegen wäre.

Auf den Anhöhen von Prag war daher ohne Zweifel ein dolichocephales Volk angesiedelt, dessen Cultur in die letzte, speciell noch in den Anfang der letzten prähistorischen Periode hinaufreicht. Denn ungeachtet älterer mangelhafter Berichte hat man hier Gräber, von den Podbabaer merovingischen angefangen bis zu den echten slawischen von Levý Hradec gefunden. Die mit merovingischen Sachen ausgestatteten Gräber weisen auf eine reinere dolichocephale Rasse hin, die letzten slawischen von Levý Hradec auf eine schon sehr gemischte Bevölkerung.

Es ergibt sich daher die Frage: „Wer waren diese Dolichocephalen des Reihengräbertypus?“ Waren es vielleicht Markomannen und tritt das slawische Element in der Brachycephalie und Mesocephalie der Schädel von Levý Hradec hervor? Oder waren es bereits auch Slawen, so wie sie sich anderswo ursprünglich als dolichocephal zu zeigen scheinen?“

Bei der Herausgabe meiner früher citirten Arbeit wusste ich noch nichts von dieser wichtigen Fundstelle. In dieser Arbeit bin ich zu folgenden Schlüssen gelangt. Ich fand, dass die bekannte Virchow'sche Hypothese von der Uebereinanderfolge prähistorischer Rassen den Verhältnissen in Böhmen am meisten entspricht. In den Gräbern der letzten prähistorischen Zeiten, in denen man schon historischen Documenten zufolge auf eine durchaus slawische Bevölkerung schliessen muss, finden wir einen starken Procentsatz Dolichocephaler. In den bis jetzt bekannten und auch craniologisch durchforschten Reihengräbern mit Gefässen vom slawischen Typus und Schläfenringen befinden sich — auf Grund 110 von Matiegka beschriebener Schädel — 20·9% Dolichocephale gegen 40·9% Brachycephale. Ich kann hier das Ergebniss noch weiterer 30 studirter Schädel hinzufügen, bei denen das Verhältniss 50% : 20% ist[1]). Ein ähnliches Verhältniss werden wohl auch die mährischen Gräber ausweisen. Denn obwohl dort die prähistorische Craniologie ein bis jetzt fast unangebautes Feld ist, kann ich, nach den mir spärlich zugekommenen Berichten zu schliessen, die Versicherung geben, dass der Procentsatz der Dolichocephalen ein bedeutender ist. Ich gebe gerne zu, dass sich dieses in Böhmen und Mähren auftretende Verhältniss im ersten Momente am leichtesten dadurch erklären liesse, wenn man die dolichocephale Bevölkerung für die historisch verbürgten Markomannen, also Germanen, und die Brachycephalen für slawische Böhmen erklärt. Dadurch würde auch die Erscheinung eine gute Erklärung finden können, dass auf einem Orte reine Dolichocephalen und einige Jahrhunderte später eine mit einem starken Procentsatze von Brachycephalen vermischte slawische Bevölkerung auftritt (Podbaba, Levý Hradec). Bei uns tritt für diesen Standpunkt Herr Dr. J. L. Píč ein. Dies war anfangs auch meine eigene Meinung. Doch als ich polnische und russische Funde durchmusterte, fand ich mich gezwungen, lieber die früher von Virchow aufgestellte Hypothese von einem ursprünglichen dolichocephalen Typus einer Partie von Slawen aufzunehmen und den Versuch zu machen, dieselbe bei allen slawischen Funden anzuwenden. Denn in Polen und Russland steigt der Procentsatz der Dolichocephalen so, dass z. B. in den Gubernien von Smolensk, Twer, Poltawa, Tschernigow und Kiew eine überwiegend grosse Zahl der prähistorischen Schädel dem dolichocephalen Typus angehört. Aus diesen Gründen glaubte ich wenigstens mich für berechtigt zu halten, die Hypothese aufzustellen, dass die Slawen sowie die Germanen und Gallier ursprünglich, das ist in jener Zeit, wo sie vom Osten Europas her in dessen Centrum sich überwälzten, noch ein überwiegend dolichocephales, leptoprosopes Volk, kurz gesagt, ein Stamm des Reihengräberschädeltypus waren und erst dort, wo sie eine ältere Bevölkerung antrafen und sich mit derselben vermischten, allmälig brachycephal wurden.

Dies ist selbstverständlich dort in stärkerem Masse der Fall, wo die brunette Rasse in überwiegender Mehrheit sich vorfand. Denselben Vorgang setze ich bei den Germanen und Galliern voraus, welche demselben, oder besser gesagt, bis jetzt einem ähnlichen Typus angehörten.

Im Grossen und Ganzen genommen lautet also die Streitfrage folgendermassen: Jetzt sind wir brachy-

[1]) Hieher gehören z. B. die Schädel von Dražkovice (3), Roudnice (1), Lukavec (1), Hoch-Oujezd (1), Tattina (1), Kotlaska (1), Řepov (3), dann neue 10 von Levý Hradec und 9 messbare Schädel von Zbuzany, deren ausführliche Würdigung von Dr. H. Matiegka erfolgen wird.

cephal, fast alle prähistorischen Funde aber, z. B. besonders die schon vielfach genannte Gräberstätte von Levý Hradec, weisen einen ziemlich grossen, dem Reihengräbertypus angehörenden Procentsatz von dolichocephalen Schädeln aus. Und doch gehört diese Gräberstätte einer Zeit an, wo man in der böhmischen Geschichte nicht ein Wort von einer deutschen Bevölkerung hört. Die Behauptung ist also naheliegend, dass das Land nur von einer slawisch sprechenden Bevölkerung besetzt war. Ohne Widerspruch zu fürchten, kann man sagen, dass wir einer gemischten Bevölkerung entstammen, in welcher das dolichocephale Element fast ganz unterdrückt worden ist.

Es entsteht die Frage: Welches von diesen zwei Elementen (Dolichocephale und Brachycephale) war das ursprünglich slawische, welches hat dem anderen die slawische Sprache und Cultur beigebracht? In Böhmen, wie ich schon gesagt habe, scheint die Lösung eine ganz einfache und leichte: Das brachycephale Element scheint das eigentlich slawische gewesen zu sein. Freilich muss man mit diesen augenscheinlich leichten Lösungen immer sehr behutsam umgehen. Ich neige noch immer der ursprünglichen Dolichocephalie der Slawen zu, obgleich ich davon vollständig nicht überzeugt bin, noch überhaupt auf Grund bisheriger Kenntnisse überzeugt sein kann. Meiner vorher aufgestellten Hypothese neige ich aus folgenden vier Hauptgründen zu:

Erstens auf Grund des schon hervorgehobenen starken Procentsatzes Dolichocephaler in slawischen Gräbern, der am stärksten dort hervortritt, wohin fast durchwegs die Archaeologie und Geschichte die eigentliche Heimat der Slawen legen: an den mittleren und oberen Lauf des Dnjepr, also im Theile des heutigen Polen und der westrussischen Gubernien: Kiew, Poltawa, Tschernigow, Mohilew, Smolensk. Ich zweifle nicht, dass die hiehergehörenden Skeletgräber Slawen angehören, welcher Meinung auch manche namhafte russische Forscher sind. Unter diesen ist speciell der berühmte Anthropologe Prof. A. Bogdanow nach langem Zweifel zu derselben Thesis der ursprünglichen Dolichocephalie der Slawen gelangt [1]).

[1]) Antropologičeskaja Wystavka, Bd. III, S. 475 und Bd. IV, I, S. 106, 107. Näheres darüber habe ich dargelegt in einem Artikel, welcher als Entgegnung auf eine diesbezügliche Kritik des Herrn Dr. Píč im Prager „Athenäum" („Zur Frage über den ursprünglichen physischen Typus der Slawen", 1891, S. 193 ff.) erschienen ist.

Zweitens ist für die Verwandtschaft und deshalb auch für den geforderten gemeinschaftlichen physischen Ursprung der Slawen und Germanen ein Beleg auch die enge Sprachenverwandtschaft und

drittens müssen wir denselben Process einer vollständigen Vernichtung der dolichocephalen germanischen Rasse auch in ganz Süddeutschland supponiren. Wenn es hier möglich war, dass sich eine dolicephale Bevölkerung in einer brachycephalen physisch ganz verlor, dabei aber intellectuell Oberhand gewann und der anderen ihre Sprache und Cultur aufpfropfte, so ist die Möglichkeit eines solchen Processes für Böhmen auch nicht ausgeschlossen. So halten wir uns zu der Hypothese berechtigt, die slawische Nationalität der heutigen böhmischen Bevölkerung zum Theile als eine Slawisirung einer anderen Rasse zu erklären.

Als vierten, sehr gewichtigen Grund muss man auch den Umstand aufrechthalten, dass wir bereits mehrere unzweideutige Belege für den ursprünglichen blonden Typus der Slawen (blonde oder röthliche Haare, blaue Augen, weisse Haut) haben, eine Eigenschaft, welche, im Vergleiche mit dem germanischen Typus, auf denselben Schädeltypus hinweist. Ich will hier nicht die vielbekannte Nachricht Herodot's von den höchst wahrscheinlich slawischen Budinen oder die Nachricht des Prokopios über die Slawen überhaupt wiederholen, und bemerke nur, dass arabische Reisende und Kaufleute Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi, welche in slawischen Ländern (Russland und Polen) Geschäfte trieben, die russischen Slawen durchwegs mit dem Epitheton „blond" belegten, so: Massûdî, Qazvînî, Abû Manşûr, Al Akhtâl [1]). Dass Ibrahîm Ibn Jakûb, der die Slawen „verschieden" nennt (muḥtâlif), im X. Jahrhunderte in Böhmen, die Oberherrschaft des brunetten Typus [2]) fand, zeugt nur dafür, dass die Böhmen als einer der westlichsten slawischen Ausläufer, sehr nahe dem europäischen Centrum der dunklen Brachycephalen, am frühesten dem Einflusse derselben unterlagen [3]).

[1]) Siehe meine „Beiträge", S. 116, und den Artikel im „Athenäum" (1891, S. 200).

[2]) Nach dem Originale und der russischen Uebersetzung: „Izvěstija Al-Bekri i drugich avtorov o Rusi i Slavjanach", herausgegeben von A. Kunik und V. Freiherr von Rosen. (Supplement zu dem XXXII. Bde. der Berichte der Petersburger Akademie der Wissenschaften.) St. Petersburg 1878, S. 46, 49.

[3]) Wahrscheinlich sind einige slawische Stämme schon gemischt hergekommen. Wir dürfen nicht glauben, dass zur Zeit der Völkerwanderung das ganze Slawenthum durchwegs noch einen reinen Typus gehabt hat.

So bin ich zu einem für unsere Vorgeschichte ziemlich negativen Schlusse gekommen. Ich halte die eben ausgeführte Hypothese für die wahrscheinlichere, bin aber nicht im Stande, zwischen dem germanischen und slawischen Reihengräbertypus jene feinere Distinction herauszufinden, auf Grund deren man mit Entschiedenheit sagen könnte, welche Gräber germanisch und welche eigentlich slawisch sind. Schluss: Die Craniologie ist für mich bis jetzt nicht im Stande, in die so stark ventilirte Kelten- und Markomannenfrage in Böhmen ein klares Licht zu bringen. Anders steht freilich die Sache für diejenigen, welche für Böhmen den brachycephalen slawischen Typus als ursprünglich annehmen.

Für mich steht es fest, dass man die Gräber, die sich sonst ihren Funden nach in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausendes rangiren liessen und als slawisch erwiesen, bis jetzt in Böhmen für durchwegs slawisch halten kann. Ich fand keinen Grund, hier noch in dieser Zeit eine andere Bevölkerung, welche Gräber von gleichem archaeologischen Typus angelegt hätte, vorauszusetzen [1]). Vom archaeologischen Standpunkte aus nehme ich jedoch gerne die Partei derjenigen, welche auch aus anthropologischen Gründen hier eine frühere germanische Bevölkerung suchen und gerade die neuentdeckte Gräberstätte von Podbaba ist es, welche mich auf diese Annahme bringt. Denn noch vor einem Jahre, wo ich ausser dem Vinařicer Grabfunde (mit drei Gräbern) nur vereinzelte Gräber mit merovingischen Beigaben kannte [2]), konnte ich nur den Schluss ziehen, dass, „solange man nicht mehrere und grössere Grabstätten des merovingischen Typus auffindet, man von einer merovingischen Cultur in Böhmen nicht reden kann". Man braucht ja nicht einige Skeletgräber für Spuren und Belege eines fremden, vielleicht markomannischen, fränkischen oder allemannischen, als eines deutschen um die Mitte des ersten Jahrtausendes nach Christo in Böhmen streifenden oder angesiedelten Stammes anzusehen. Vielmehr könnten es reiche Personen slawischen Stammes sein, welche sich aus der Fremde von Händlern eingeführte Schmucksachen verschaffen konnten und mit denselben auch beerdigt wurden, oder einzelne Fremde, die im Lande gestorben sind.

Jetzt freilich, wo man in einem neuen grossen Grabfunde typische merovingische Beigaben vorfand, ist man zu einer ganz anderen Stellungnahme gezwungen.

Dazu kommt noch Folgendes: Für die Annahme einer germanischen Bevölkerung in Böhmen spricht hauptsächlich auch das historische Beweismaterial, welches nach Böhmen hinein durch einige Jahrhunderte die germanischen Markomannen setzt. Freilich wird der letztere Standpunkt nicht allgemein getheilt. Einige Forscher halten zwar die Markomannen für einen deutschen Stamm, behaupten aber, dieselben seien in Böhmen selbst nicht ansässig gewesen. Andere sehen in ihnen wieder einen slawischen Stamm (Markomannen = Moravané, Mährer). Ich selbst, der ich mich bis jetzt mit den Anfängen der eigentlichen Geschichte nicht specieller befasst habe, kann mich hier nur nach den Ansichten unserer Autoritäten auf diesem Gebiete richten. Die hervorragendsten unserer verstorbenen — Palacký, Šafařík — und unserer lebenden böhmischen Historiker — Tomek, Goll, Kalousek u. A.) [1]) — halten an der Meinung fest, dass man in Böhmen eine durch längere Zeit dauernde markomannische Ansiedelung anerkennen müsse. Aus diesem gewiss nicht unwichtigen Grunde kann ich mich dafür entscheiden, in der neu entdeckten Gräberstätte von Podbaba einen Rest des Markomannenvolkes zu sehen, vorausgesetzt, dass der merovingische Stil der Objecte wirklich eine germanische Cultur bezeichnet. Gegen diese Ansicht spricht weder die Anthropologie noch die Archaeologie; letztere scheint vielmehr die Ansicht zu bestätigen. Wenn ich noch einmal an die alten Nachrichten von P. Krolmus erinnere, von den Gräbern, die in dieser Gegend früher entdeckt worden sind, wenn ich, der Aussage des Herrn Dr. Píč zufolge, hinzufüge, dass in der Meilbeck'schen Ziegelei seit vielen Jahren schon Hunderte von Gräbern geöffnet worden sind, dass man von Podbaba schon früher einzelne schöne und kostbare Schmucksachen vom merovingischen Typus gebracht hatte, so ist es wahrscheinlich, dass die Umgebung von Prag schon in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausendes nach Christo stark bevölkert, ja vielleicht eine Hauptansiedelung der in Böhmen ansässigen Markomannen war. Noch einmal bemerke ich aber, dass ich eine deutsche Herkunft dieser Ansiedelungen nicht als absolut erwiesen halte. Denn man kann sich auch ganz gut denken,

[1]) Ich bemerke, dass ich nicht von anderen Gräbergattungen spreche. Die ältere vorslawische Bevölkerung müsste doch nach unserer Hypothese inmitten der slawischen Bevölkerung in Böhmen leben und Gräber anlegen.

[2]) Es sind dies die folgenden: Grab von Úherce, Želenky (Schellenken), Bříza, Pátek und Želenice.

[1]) In jüngster Zeit trat für diesen Standpunkt auch Herr Dr. Píč in „Památky archeologické", Bd. XV, S. 193, ein.

dass schon damals das slawische Prag ein Hauptmarkt für die auf der Donau von Westen und Süden herübergebrachten Waaren (worunter ja bekanntlich Schmucksachen immer eine grosse Rolle spielten) war, wie dies ja einige Jahrhunderte später, als Ibrahîm Ibn Jakûb das Land bereiste, thatsächlich der Fall war. Es wäre dann nichts Unnatürliches, an diesem Orte Spuren fremden Einflusses zu suchen und zu finden. Ein solcher Ort entfremdet sich bekanntermassen der einheimischen Nationalcultur zuerst. Doch, wie gesagt, die bis jetzt giltigen historischen Beweise haben mich gezwungen, diese interessante Fundstelle an der unteren Moldau für Ueberbleibsel einer grossen nichtslawischen Ansiedelung zu erklären [1]).

* * *

Der deformirte Schädel.

Es ist natürlich, dass mich vom ganzen Funde am meisten der Schädel Nr. 7 interessirte, welcher auf den ersten Blick deutlich deformirt erscheint, obzwar die Deformation keineswegs einen so hohen Grad erreicht, wie bei einigen anderen europäischen oder amerikanischen Schädeln dieser Art.

Vor Allem ist es nöthig, die Frage nach der Ursache der Deformation zu berühren. Ist diese wirklich eine künstliche und — im bejahenden Falle — auf welche Art wurde sie erzeugt? Es wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass ähnliche Deformationen auf natürliche Weise beim Durchtritte des Kopfes durch das Becken bei der Geburt entstehen und sich weiter erhalten können. In der That sind solche bei der Geburt erzeugte Deformationen des Kopfes sehr häufig und darunter finden sich auch Formen, die der unseres Schädels ganz ähnlich sehen. Bei dem gewöhnlichsten Verlaufe der normalen Geburt, wo der Kopf mit dem Hinterhaupte den Beckencanal zuerst verlässt, pflegt die Stirn stark zusammengedrückt zu werden, in Folge dessen sich der Durchmesser des Kopfes in der entgegengesetzten Richtung (vom Gesichte zum Lambda) verlängert. Die Deformation fällt um so grösser aus, je schwerer der Durchgang, je enger das Becken und je weniger nachgiebig die Weichtheile sind. Nachdem die Schädelknochen des Neugeborenen sehr weich sind, entstehen manchmal geradezu schreckliche Deformationen, welche das Kind ohne irgend einen Nachtheil für die weitere Gesundheit erleidet. Die elastischen Membranen der Nähte und Fontanellen erlauben ein starkes Ueber- und Unterschieben der einzelnen Knochen, wobei gewöhnlich das Hinterhauptbein und die Stirnbeine unter die Scheitelbeine und auch die Stirn- und Scheitelbeine übereinander zu liegen kommen, namentlich bei Vorhandensein eines verengten Beckens.

Es ist klar, dass unter gewissen Bedingungen ähnliche Deformationen des Schädels bei der Geburt entstehen können, wie sie der in Rede stehende Schädel aufweist. Da aber der Kopf bei der Geburt nicht mit der Mittellinie seiner Stirn in der Conjugata des Beckens bleibt, sondern gewöhnlich schräg stehend vorwärts rückt, ist das Entstehen einer symmetrischen, die ganze Stirn gleichmässig treffenden Deformation unwahrscheinlich. Weiters aber ist es bekannt, dass sich auf solche Art erworbene Deformationen, wie Schroeder [1]) sagt, „nur einige Tage nach der Geburt erhalten". Topinard und Manouvrier [2])

[1]) Hiebei will ich nicht leugnen, dass es sehr leicht möglich ist, dass ein Theil der Slawen schon vor dem V. oder VI. Jahrhunderte in Böhmen neben den Markomannen und vielleicht schon neben den Bojern sass. Manche Gründe, welche einige Archaeologen für die Autochthonie der Slawen in Böhmen anführen, scheinen dafür zu sprechen, dass diese hier schon länger angesiedelt waren. Ich bin der Ansicht, dass die Annahme einer Markomannenansiedelung in keinem contradictorischen Widerspruche mit einer eventuellen früheren Ankunft der Slawen steht. Eines schliesst das Andere nicht aus. Es ist ganz gut möglich, dass man für diese Annahme Beweise finden wird; freilich müssen wir deren Auffindung erst abwarten.

[1]) Dr. K. Schroeder. Lehrbuch der Geburtshilfe, VII. Aufl., Bonn 1882, S. 169, 184.

[2]) L. Topinard. Élements d'Anthropologie générale, S. 756. L. Manouvrier in seinem Artikel „Note sur les effets d'une déformation artificielle du crâne chez un nouveau-né bolivien" (Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, Série III, vol. XII [1889], S. 567) bei der Gelegenheit einer Besprechung eines hochdeformirten bolivianischen Schädels, der einem nur kurze Zeit am Leben erhaltenen Neugeborenen gehörte und dessen Mumie während der Weltausstellung im Pavillon von Bolivia ausgestellt war. — Auch I. I. de Armas spricht sich in ähnlicher Weise aus. Die Deformation der Indianerschädel als ein Product verschiedener geburtshilflicher Manipulationen hat schon Oviedo in seiner Historia general y natural de Indias (Ausgabe vom J. 1535) erklärt. (Ivan Ignacio de Armas, „Les crânes dits déformés." Havanna 1885, S. 11, 12.) Zwischen dem Herrn de Armas und Herrn Montalvo entstand überhaupt eine interessante Polemik über die Deformation der Schädel. Montalvo erklärte einige Caraibenschädel für deformirt, wogegen Armas mit der Behauptung, deren Gestalt sei eine natürliche, auftrat. (I. I. de Armas, „La fabula de los Caribes", Havanna 1884, S 22 ff., und die oben citirte Arbeit; José R. Montalvo „Deformaciones artificiales del craneo. Replica al Sr. D. I. I. de Armas, Havanna 1884.)

schliessen daher mit Recht, diese natürliche sowie jene hie und da von den Hebammen zu gleichem Zwecke ausgeführte künstliche Deformation sei „incapable de produire une déformation soutenue". Dr. G. Budin [1]) endlich wies experimentell und statistisch (durch Aufnahme von Kopfmaassen bei einer ganzen Reihe von Neugeborenen von der Geburt an in kurzen Intervallen) nach, dass der Schädel gewöhnlich im Durchschnitte nach 48 Stunden seine normale Gestalt wieder vollständig erlangt.

Ich glaube mich daher nicht mehr länger bei diesem Einwande aufhalten zu müssen; nach dem Angeführten sind die bleibenden Schädeldeformationen niemals ein Product oder eine Folge der Vorgänge bei der Geburt. Alle später bestehenden, nicht künstlich erzeugten Schädeldeformationen müssen wir blos als pathologische Erscheinungen deuten, z. B. als Folge eines vorzeitigen Nahtverschlusses, als Folge von Knochenerkrankungen und dergleichen mehr. Betreffs der durch vorzeitige Nahtverschmelzung entstandenen Deformationen (Kahnköpfe, Thurmköpfe, Spitzköpfe etc.) verweise ich auf die schönen Arbeiten von Virchow, Zuckerkandl, Topinard u. A. m.

An unserem Schädel ist nichts Pathologisches bemerkbar. Die Knochensubstanz ist gesund und von normaler Structur und die Nähte, deren Verwachsung ähnliche Verbildungen erzeugen könnte, sind innen wie aussen offen. Es erübrigt uns nur, die Deformation als eine künstliche anzusehen und dies umsomehr, als sie an Schädeln aus dieser Zeitperiode schon öfters beobachtet wurde und häufig so markant ist, dass man geradezu die Abdrücke der Bänder, mit deren Hilfe die Deformation zu Stande gebracht wurde, erkennen kann.

An unserem Exemplare sind derartige deutliche Spuren nicht nachweisbar. Aus der Gestalt der Deformation selbst, für welche sich Analogien unter den Schädeln, an denen sich der Vorgang bei der künstlichen Verbildung ablesen lässt, vorfinden, weiter aus der bekannten Praktik moderner Völker, bei denen der Gebrauch fortlebt, sowie auch aus den Experimenten, welche Prof. Lenhossék [2]) an todten Neugeborenen unternahm, schliesse ich, dass die Deformation des Podbabaer Schädels einfach durch das mehrfache Herumführen eines Bandes um Stirne und Hinterhaupt ausgeführt wurde, wobei das Band zweifellos am Hinterhaupte geknüpft wurde. Sichere Spuren, wie sie der Gebrauch harter Platten (Brettchen) zurückgelassen hätte, finden sich weder an der Stirne noch am Hinterhaupte.

Beinahe alle bisher publicirten Arbeiten über die in europäischen Gräbern aufgefundenen, künstlich deformirten Schädel waren hauptsächlich Auseinandersetzungen über den Ursprung und die Verbreitung dieser eigenthümlichen und sicherlich interessanten Sitte gewidmet. War es in der europäischen Vorgeschichte ein einziges Volk, welches derselben huldigte und welchem alle in Europa gefundenen Stücke angehören? Oder war die künstliche Deformation ein allgemeinerer Gebrauch, ein Gemeingut mehrerer verschiedener Völker?

Ausführliche Erörterungen und Antworten, diese Fragen betreffend, füllen so manche Seite in den Arbeiten eines Gosse, Davis, Baer, Fitzinger, Bräss, Anutschin, Broca und Lenhossék aus.

Namentlich die beiden vorzüglichen Monographien Lenhossék's [1]) erschöpfen beinahe Alles, was bis zum Jahre 1885 über dieses Capitel veröffentlicht wurde und ich betrachte es daher als überflüssig, hier nochmals alle Resultate, zu denen man vordem gelangte, vorzuführen, wie auch die Geschichte aller Funde von prähistorischen deformirten Schädeln Europas zu wiederholen. Seit der Publication Lenhossék's erschien mit Ausnahme der fleissigen Arbeit von Bräss [2]) die einzige, grössere, in russischer Sprache verfasste Arbeit „O deformirowannych čerepach, najděnnych w Rossii (Ueber die deformirten in Russland aufgefundenen Schädel) von Prof. Dm. N. Anutschin in Moskau [3]). In dieser vorzüglichen Arbeit

[1]) Dr. P. Budin. „De la tête du foetus au point de vue de l'obstétrique. Recherches cliniques et expérimentales. Paris (O. Doin) 1876, S. 65. Die diesbezügliche Messungstafel S. 66.

[2]) Künstliche Schädelverbildungen § 1. Der Mangel an passendem Material im anatomischen Institute der böhmischen Universität zur Zeit der Abfassung dieser Abhandlung gestattete mir leider nicht die Vornahme ähnlicher Versuche.

[1]) Josef von Lenhossék. Die künstlichen Schädelverbildungen im Allgemeinen und zwei künstlich verbildete makrocephale Schädel aus Ungarn, sowie ein Schädel aus der Barbarenzeit Ungarns (Budapest 1878). Die Ausgrabungen zu Szeged-Öthalom in Ungarn . . . ferner ein dritter und vierter künstlich verbildeter makrocephaler Schädel aus Ó-Szöny und Pancsova in Ungarn (Wien, W. Braumüller, 1886).

[2]) M. Bräss. Beiträge zur Kenntniss der künstlichen Schädelverbildungen (Mittheilungen des Vereines für Erdkunde. Leipzig 1886. S. 131—180).

[3]) Diese Arbeit wurde in den Mittheilungen der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie an der Moskauer Universität, Bd. XLIX, 4. Heft, S. 367—414 (Moskau 1887), publicirt.

wird vor Allem ein Ueberblick über alle älteren, von anderwärts her schon bekannten Funde, ausserdem aber zum ersten Male eine vollständige Uebersicht der Deformationen und der Funde deformirter Schädel im russischen Reiche geboten. Da ich annehmen kann, dass vielen deutschen Forschern diese Arbeit wegen Unkenntniss der Sprache bisher unzugänglich war und auch kein ausführlicheres Referat die Resultate derselben zur allgemeinen Kenntniss brachte [1]), sehe ich mich berechtigt, zu der kurzen Aufzählung der bisher gemachten europäischen Funde [2]) einen Auszug aus der vortrefflichen von Anutschin gebotenen Uebersicht über die russischen Funde und die daraus gezogenen Schlüsse anzufügen.

Dubrux (a. 1826) schrieb als Erster über russische deformirte Schädel aus der Krim, ihm folgte Dubois de Montpereux, Rathke, Ašik, K. Meyer. Die erste grössere Arbeit lieferte Karl Ernst von Baer im Jahre 1860 [3]); er schrieb dieselben nach einem Vergleich dieser Schädel mit den bisher gefundenen westeuropäischen mit gewisser Wahrscheinlichkeit den Awaren zu [4]).

Prof. D. Anutschin selbst studirte bis zur Veröffentlichung seiner Arbeit mehr als 10 Schädel aus der Krim und sprach sich über deren Deformation in dem Sinne aus, dass diese in der Jugend durch einen Verband erzeugt worden sei, der ihre Grösse (ihren Horizontalumfang) und ihre Dolichocephalie vermindert hätte. Dieser Verband bestand aus 2—3 einerseits über die Stirn, andererseits senkrecht auf den Scheitel hinter dem Bregma, wo sich eine kleine Abstufung bildete [5]), verlaufenden Bändern. Anutschin wendet sich gegen die Ansicht Baer's, als würden die Schädel der Krim den Awaren angehören, jedoch stimmt er mit ihm in ihrer Datirung (Anfang des Mittelalters, vielleicht schon I. bis IV. Jahrhundert n. Chr.) [1]) überein. Der russische Archaeologe Lucenko spricht sie geradezu dem barbarischen, zum Theile gräcisirten Stamme der Aspurgianer zu, die von Kleinasien aus auf die Halbinsel Krim gelangten. Sehr interessant ist es allerdings, dass rohe Thonfiguren, die in den Katakomben des Mithridatesberges in der Krim und anderwärts gefunden wurden, deutlich einen nach rückwärts gedrückten Kopf aufweisen [2]). Prof. Anutschin selbst kann aber auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen nicht entscheiden, welchem Volke die Schädel der Krim zuzuschreiben seien; so viel jedoch erklärt er mit Bestimmtheit, dass ihr Typus (wie auch schon Baer erkannte) kein mongolischer sei. Eine andere Art von Deformation findet sich häufig (obzwar beinahe ausschliesslich bei Weibern) in den späteren Friedhöfen der Krim. Einige schrieben sie den Gothen zu; nach Anutschin aber gehören sie wahrscheinlich den hier im XVI. bis XVII. Jahrhundert ansässigen Griechen an [3]).

Ausserhalb der Krim wurden deformirte Schädel in Russland am häufigsten in den alten Gräbern des Kaukasus gefunden und bis heute wird daselbst eine theilweise Deformation geübt [4]). Bayern fand in Samthawro (etwa 20—25%) deformirte Schädel, ihre Verbildung ist jedoch nicht so eclatant wie

---

[1]) Ich kenne blos ein kurzes Resumé in der Revue d'Anthropologie XVII, p. 375.

[2]) Eine hübsche Uebersicht über die Verbreitung der künstlichen Schädelverbildungen im Allgemeinen siehe bei Bäss, l. c. S. 174 ff. In derselben ist auch die Literatur recht fleissig zusammengestellt.

[3]) K. E. von Baer. Die Makrocephalen im Boden der Krim und Oesterreichs, verglichen mit der Bildungsabweichung, welche Blumenbach Makrocephalus genannt hat. Mit 3 Tafeln (Mémoires de l'Académie impériale de sciences de St. Petersbourg. VII. Série, Tome II, Nr. 6) 1860.

[4]) Auf Seite 18 sagt er direct: „Dennoch muss ich bekennen, dass ich zu einem sicheren Resultate, für welches ein überzeugender Beweis gegeben werden könnte, noch nicht gelangt bin."

[5]) Anutschin, l. c. S. 374 ff., 406 ff. Lenhossék dagegen nimmt nach seinen experimentell erworbenen Erfahrungen nur ein compactes, über die Stirn verlaufendes Band an; die kleine Abstufung hinter dem Bregma ergibt sich nach ihm von selbst als Resultat der Verflachung der Stirnbeine und gilt ihm für ein untrügliches Zeichen einer künstlichen Deformation; als pathologisches Product wurde sie bis jetzt nicht beobachtet (Lenhossék, Die künstlichen Schädelverbildungen, S. 30, die Ausgrabungen zu Szeged-Öthalom, S. 203, 219). Allerdings ist diese Erscheinung ganz verschieden von der durch die vorzeitige Synostose entstandene Klinocephalie. Dagegen nahm Baer an, dass sie einem stärkeren Wachsthum des hinteren und vorderen Kniees des corpus callosum ihre Entstehung verdanke (Die Makrocephalen, S. 11, Anm. 2).

[1]) l. c. S. 380, 382.

[2]) c. f. die Abbildungen in der Arbeit Anutschins, S. 383.

[3]) l. c. S. 384 und 385. Die Gräber von Gursuf und Gugursk in der Krim, in denen auch viele verbildete Schädel vorkamen, hält N. Charuzin für gothisch (aus dem VII. bis VIII. Jahrhundert). (Mittheilungen der Wiener anthr. Gesellschaft 1890, S. 166; 1891, S. 41.)

[4]) l. c. S. 386. Vordem hat dieselbe schon Weisbach nachgewiesen. In neuerer Zeit hat ihr besonders Dr. E. Pokrowsky seine Aufmerksamkeit gewidmet. („O wlijaniji kolybjeli na deformaciju čerepa", in den Mittheilungen der Freunde der Naturwissenschaften, Anthr. und Ethn. in Moskau. Bd. XLIX, Heft 3, S. 207, auch im Bd. XXXV, Heft 1, S. 475). Vergleiche darüber zwei Referate in der Revue d'Anthropologie. 1882, S. 561 und 1887, S. 238.

die der Krimschädel [1]). Auch war der ursprüngliche Index cephalicus hier dolichocephal, an den Schädeln der Krim nach Anutschin dagegen mesocephal.

Im Gebiete des Kaukasus wurde an den Quellen des Baksanflusses in einem Grabhügel noch ein stark deformirter Schädel gefunden. Jetzt wird diese Gegend von den tatarischen Balcharzen bewohnt; aber weder diesen noch den vor ihnen hier ansässig gewesenen eranischen Osseten schreibt Anutschin diesen Schädel zu [2]).

Deformirte Schädel fand weiter Herr Leontjew in den Kurganen am unteren Laufe des Don, Herr Krylow in den Kurganen der Sloboda Ilinka (Don'scher Kreis); auch in Rostow am Don wurde einer in bedeutender Tiefe gefunden [3]). An der Wolga wurde im Jahre 1880 ein stark deformirter Schädel (wahrscheinlich weiblichen Geschlechts) bei Samara aufgefunden, der in seinem Typus vollständig den Schädeln aus der Krim gleicht, was zu beweisen scheint, dass dieser Gebrauch weit über die Krim nach Westen wie nach Osten sich verbreitet hatte [4]).

So viel über die russischen, in der Arbeit Anutschin's detaillirt beschriebenen Funde.

Die im westlichen Europa gemachten Funde und alle dieselben beteffenden an die Oeffentlichkeit gelangten Berichte hat besonders Lenhossék in seinen beiden Monographien erschöpfend benützt. Ich will sie daher hier blos in aller Kürze aufzählen und mich bei Anführung der Publicationen (wie überhaupt in dieser Arbeit) blos auf jene beschränken, welche nach dem Jahre 1886 erschienen sind oder von Lenhossék nicht benützt werden konnten. Daher citire ich die älteren Forschungsresultate auch nur nach Lenhossék.

In Oesterreich wurden bisher die meisten deformirten Schädel in Ungarn, u. zw. in Csongrád an der Theiss (♂ ?), in Ó-Szöny im Komorner Comitat (♂), in Pancsova, in Lengyel [1]), weiter in Székely-Udvarhely (Oberhell) in Siebenbürgen gefunden; dann in Niederösterreich in Feuersbrunn bei Grafenegg, bei Atzgersdorf und in den Grotten des Calvarienberges bei Baden (soweit derselbe als künstlich deformirt anerkannt werden kann) und endlich in Podbaba in Böhmen.

Alle gehören wahrscheinlich dem Beginne des Mittelalters an, mit Ausnahme des Schädels von Lengyel [2]).

In Italien wurde ein ähnlicher Schädel in Padua auf der Piazza capitaneata in einem Grabe aus derselben Periode gefunden [3]). Von den in Deutschland an's Tageslicht gebrachten Schädeln dieser Art fand sich einer unter den 30 fränkischen Schädeln in Meckenheim bei Bonn (aus dem V. bis VI. Jahrhundert); ein zweiter stammt aus dem Gräberfeld bei Strassburg (Weissthurmthor) aus der Römerzeit, ein dritter unbekannten Ursprungs wird in Darmstadt aufbewahrt; ein vierter endlich wurde in Niederolm am Rheinufer in einem Gräberfelde aus dem VI. bis VIII. Jahrhundert nach Christo gefunden.

[1]) l. c. S. 386. Ibidem siehe auch die vollständige Literatur über die deformirten kaukasischen Schädel. Vergleiche dazu noch den Aufsatz des Fürsten Urubijew: „Ob uslowijach nachoždënija četyrech deformirowannych čerepach s kawkaza. (Mittheilungen der Freunde der Naturwissenschaften, Anthr. und Ethn. in Moskau, Bd. XLIX, Heft 3, S. 179.) Nach H. Anutschin behandelte die deformirten Schädel aus alten Gräbern Kaukasiens noch N. W. Kalužijskij („Zamětki o čerepach naidennych K. J. Olschsewskim na Kawkazě" im „Dnjewnik antropol. otdjela" der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie in Moskau 1890, S. 124 ff.) und neuestens A. A. Jwanovskij in dem Artikel „Čerepa iz mogilnikow Osetiji" (Die Schädel aus den ossetischen Gräberstätten) im „Dnjewnik" 1891, S. 203 ff. Derselbe führt folgende Fundorte von deformirten Schädeln im Kaukasus an: Fluss Baksan und sein Zufluss Otlukkal, Tschegem, Chulam, Gräber von Samthavro, Aul Urusbij, Kamunta, Lizgor, Dargaws und andere. Neuestens kamen dazu 10 Schädel aus den Grabhügeln, die im Jahre 1890 von Gräfin P. S. Uwarow bei Sadalisk (Sadlesk) und Donjifars ausgegraben wurden.

[2]) l. c. S. 390.

[3]) l. c. S. 393—395.

[4]) l. c. S. 396.

[1]) Siehe darüber den Aufsatz Virchow's „Excursion nach Lengyel (Süd-Ungarn)" in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. 1890, S. 97 ff.

[2]) Lenhossék (Die künstlichen Schädelverbildungen, S. 76, 104 u. ff.) versucht freilich nachzuweisen, dass der Csongráder Schädel wegen seines Erhaltungszustandes nicht älter als 300—400 Jahre sein kann. Aber ich möchte eher der Meinung Anutschin's und Virchow's beistimmen, dass dieser Schädel sicher älter ist (Anutschin, l. c. S. 403, und Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1890, S. 115). Es ist immer problematisch, aus dem Erhaltungszustande auf das Alter eines Schädels schliessen zu wollen. Nach Lenhossék wurden angeblich in Csongrád mehrere deformirte Schädel aufgefunden, aber die früheren gingen alle verloren.

[3]) Die neue Arbeit von G. Sergi („Sopra un cranio deformato", Roma 1890) war mir nicht zugänglich. Aus einem leider sehr kurzen Referat von Dr. G. Mingazzini (Archiv für Antropologie, XX, S. 291) ersehe ich, dass es sich hier um einen durch die Abflachung der Stirn und des Occiputs deformirten Schädel handelt, der in einer Grube bei Bologna gefunden wurde. H. Sergi hält ihn für den Schädel eines kaukasischen Individuums, das sich den Invasionen, die von Osten nach Europa herkamen, beigemischt hat. So erklärt er auch die anderen europäischen Schädel dieser Art.

In der Schweiz fand Troyon einen deformirten Schädel in dem aus späterer Zeit stammenden Grabhügel in Bel-Aire bei Lausanne.

In Frankreich sind die in den Grabhügeln des Juragebietes aus dem Beginne der Eisenzeit, in dem fränkischen Grabfeld in Villy in Savoyen (von Dr. Gosse beschrieben) und zu Marseille gefundenen deformirten Schädel bekannt; bis zum heutigen Tage hat sich der Gebrauch der künstlichen Schädelverbildung hier am stärksten von allen modernen europäischen Staaten erhalten, und zwar in Toulouse, in den Departements Deux Sèvres, Haute Garonne, in der Bretagne u. s. f.

Ein deformirter prähistorischer Schädel wurde im Zuidersee gefunden und aus England ist mir auch nur der einzige Fund eines deformirten weiblichen Schädels aus dem Grabe bei Harnam-Hille aus der späteren Zeit (beschrieben von Davis und Akermann) bekannt. So weit mir die Literatur (besonders die Fachblätter) in Prag zugänglich war, konnte ich keinen weiteren Fall sicherstellen.

Aus all diesen Funden können wir den Schluss ziehen, dass von den sicherer datirten Fundstätten blos der kleinere Theil (hauptsächlich die kaukasichen Grabhügel sowie jene des Juragebietes) älteren Perioden angehört. Die übrigen müssen der überwiegenden Mehrzahl nach in den Anfang des Mittelalters verlegt werden; blos Samthavro und Kertsch bilden, wie Anutschin wohl bemerkt, gewissermassen einen Uebergang in der chronologischen Reihenfolge.

Diese grosse Verbreitung erschwert allerdings bedeutend die Sicherstellung, welchem Volksstamme der Gebrauch, den Schädel künstlich zu verbilden, eigenthümlich war. Selbst wenn wir jene Gegenden, wo diese Erscheinung nur vereinzelt auftritt, ausser Acht lassen und blos auf jene unser Augenmerk richten, wo sie häufiger auftritt, d. i. im Kaukasus, in der Krim, in Oesterreich-Ungarn und Frankreich, so bietet uns doch diese geographische Verbreitung keinen sicheren Anhaltspunkt dafür, welchem Stamme des Alterthums dieser Gebrauch zuzuschreiben wäre. Anutschin lässt in seiner oben citirten Arbeit diese Frage unentschieden; ebenso Virchow in seiner oben citirten Arbeit über die Funde von Lengyel. Doch scheint es ziemlich sicher zu sein, dass mehrere Völker diesem Gebrauche huldigten, eines in der Krim und ein anderes in Frankreich, und dass es sich vor Allem blos um die Frage handelt, die einzelnen Mittelpunkte, also namentlich die Krim, ethnisch festzustellen. Bei den Hunnen herrschte nach Anutschin dieser Gebrauch aller Wahrscheinlichkeit nach auch. Für diese Annahme sprechen ihm die ungarischen Funde [1]).

Baer sprach sich, wie wir sahen, für den awarischen und gegen den hunnischen Ursprung der ungarischen und österreichischen Schädel, die uns vor Allem interessiren, aus. Die Hunnen zählt er vom anthropologischen Standpunkte aus zu den Mongolen. Anders verhält es sich mit den Awaren, welche nach dem Jahre 563 Pannonien besetzten; bis jetzt kennen und üben die kaukasischen Awaren nebst den Lesghiern die Deformation aus [2]). Sie gehören ebenso wie die Awaren des Mittelalters dem nicht mongolischen Typus an. Auch die Nähe zweier „awarischen Hringe" bei dem Fundorte des Feuerbrunner Schädels waren ihm ein Beweis für seinen awarischen Ursprung. Aehnlich erklärte Fitzinger [3]) die Krimer und die österreichisch-ungarischen Schädel für awarisch. Broca selbst trat mehrere Male, besonders bei der Gelegenheit des internationalen Congresses in Pest [4]), für den kymrischen Ursprung der Schädel aus der Krim und aus Westeuropa ein (vor ihm in ähnlicher Art schon Dubois de Montpéreux) [5]). Smirnow sprach die Schädel von Samthawro den Alanen, den Vorfahren der jetzigen Osseten, zu [6]), Lenhossék [7]) die ungarischen den tatarischen Fürsten, welche mit verschiedenen Kriegsheeren in Ungarn eindrangen.

Ueberblicken wir das bisher gesammelte Material und dessen Vertheilung, so müssen wir eingestehen, dass es sich bei den deformirten Schädeln Europas kaum um ein einziges Volk handelt, dem diese Sitte ausschliesslich eigenthümlich war; es ist sicher schwer, die französischen Funde mit jenen in Ungarn und in den der Krim gemachten in Zusammenhang zu bringen.

---

[1]) l. c. S. 408.

[2]) Baer schloss damals freilich blos nach einem einzigen in der Petersburger Akademie aufbewahrten Schädel (Die Makrocephalen, S. 65 u. ff., Taf. II).

[3]) L. J. Fitzinger. „Ueber die Schädel der Avaren". Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften. Math.-naturwiss. Classe, V, S. 26. Wien 1853.

[4]) Congrès internationale d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique. VIII. session à Budapest 1876. Compte Rendu, Vol. I, S. 561 ff.

[5]) Die künstlichen Schädelverbildungen, S. 84.

[6]) Unter Anderen schloss Rathke und K. Meyer bei den Schädeln von Kertsch auf die für uns nicht massgebenden Makrocephalen des Hippokrates.

[7]) Künstliche Schädelverbildungen, S. 88.

Dieser Gebrauch herrscht übrigens noch heutigen Tages bei verschiedenen europäischen Volksstämmen, wenn er auch nicht überall gleich prononcirt auftritt. Virchow erinnerte an die Deformation, welche z. B. die slawischen Serben in der Lausitz an ihren Kindern erzeugen [1]), während Pokrowsky in den oben citirten Arbeiten diesen Gebrauch bei einer ganzen Reihe osteuropäischer Volksstämme constatirt [2]). Dabei ist es nicht nöthig, seine Verbreitung durch Uebertragung von einem Volke auf das zweite zu erklären, sondern derselbe konnte spontan an verschiedenen Orten entstehen und erst später ein Gemeingut werden, ähnlich wie die Trepanation in vorgeschichtlicher Zeit und ähnlich wie es die künstliche Kopfdeformation eigentlich noch heute ist. Denn es scheint mir gewiss, dass die trepanirten Schädel aus Böhmen blos wegen der an ihnen vorfindlichen Trepanation in keinem ethnischen Zusammenhange mit den ähnlichen Schädeln Frankreichs stehen. Ich könnte daher nicht, wie dies Herr Schaaffhausen gethan hat, die Scythen mit Peruanern zu identificiren auf Grund des ähnlichen Deformationsverfahrens [3]).

Obzwar ich wohl weiss, dass wir diese Sitten mit ganz anderen Gefühlen und Gedanken beurtheilen, als die Urvölker und uns nie ihr Seelenleben vollständig klar vor Augen treten kann, so erscheint mir doch möglich zu urtheilen, dass auch der Gedanke, den Kopf künstlich zu verbilden (wenn dazu überhaupt eine bewusste Intention nöthig war), der später so verbreitet auftritt, nicht an einem einzigen Orte entstanden und durch Ueberlieferung oder Wanderung über einen grossen Theil des Erdkörpers entstanden sein müsste, sondern dass er spontan in Frankreich, im Kaukasus und in der Tatarei, sowie bei den Flathead-Tribes von Nordamerika und bei den Aymaras von Südamerika auftrat.

Diese Möglichkeit muss wenigstens zugegeben werden. Ich hebe dies hervor, um daran zu erinnern, dass, wenn sich ein ethnischer Erklärungsgrund nicht von selbst bietet, es rathsamer erscheint, zu dieser Erklärung Zuflucht zu nehmen, als unbegründete Schlüsse zu ziehen.

Natürlich interessirt uns hier eigentlich und in erster Reihe blos die ethnische Bestimmung der in Deutschland, Oesterreich und Ungarn aufgefundenen deformirten Schädel.

Die Schädelgestalt selbst verräth uns nicht viel: denn die verschiedenen Autoren berichten über verschiedene Schädeltypen. Die Schädel der Krim weisen nach Anutschin ursprünglich einen mesocephalen aus, jene von Ungarn hatten nach Lenhossék vor der Deformation einen brachycephalen Schädelindex [1]). Unser Schädel ist dolichocephal. Auf die Angaben des Index ist aber kein grosser Werth zu legen, da wohl sicher steht, dass bei diesen Schädelverbildungen am meisten der Längenindex leidet, so dass aus einem Dolichocephalus in kurzer Zeit leicht ein Brachycephalus entstehen konnte. Einen besseren Aufschluss können wir von der Form des Gesichtes erwarten, obzwar auch dieses durch die Deformation in Mitleidenschaft gezogen wird. Der von uns oben angeführte Schädel weist vollständig den gleichen Gesichtstypus auf wie die übrigen mit ihm gefundenen, und zwar entspricht er nach seiner Leptoprosopie, seiner schmalen Nase, der Orthognathie und den hohen Augenhöhlen der charakteristischen Form des Reihengräbertypus. Ebenso scheinen mir, soweit ich aus den Abbildungen schliessen konnte, auch andere deformirte Schädel in ihrer Gesichtsform diesem Typus nahezukommen. Aber man darf, wie erwähnt, wieder nicht vergessen, dass die Verbildung des Schädels auch auf das Gesicht Einfluss nahm [2]). Der Druck auf die Stirn verursachte nicht nur eine Abflachung und daher eine scheinbar vermehrte Höhe der Stirn, sondern mochte dabei auch ein Hinaufrücken der Supraorbitalbögen erzeugen und trug so zur Vergrösserung der Augenhöhlenhöhe bei. Es ist daher angezeigt, sich vor Allem immer die Frage zu beantworten, ob der Gesichtstypus ein ursprünglicher oder durch die Schädeldeformation erzeugter ist.

[1]) Lenhossék, Künstliche Schädelverbildungen, S. 18, und Virchow, Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, 1877, S. 137.

[2]) Vgl. auch D. J. H. Porter, „Notes sur la déformation artificielle des enfants chez les peuples sauvages et civilisés". (Extrait du Report of the National Museum 1889 nach L'Anthropologie, I [1890], S. 462.)

[3]) Congress in Karlsruhe. Correspondenzblatt d. Deutschen anthr. Gesellschaft, 1885, S. 67.

[1]) Ausgrabungen zu Szeged-Öthalom, S. 220.

[2]) Dasselbe legt in seinen classischen, für die Frage über die craniologischen Effecte einer Deformation hochwichtigen Arbeiten Prof. N. Rüdinger dar. („Ueber künstlich verunstaltete Gehirne der Eingeborenen der Neuhebriden" in der Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft vom 25. Februar 1887, und „Ueber künstlich deformirte Schädel und Gehirne von Südseeinsulanern" in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in München, II. Classe, XVI. Band, II. Abth., München 1888, S. 385.)

Im Allgemeinen scheinen nun die Schädel, die ich aus Abbildungen kenne (jene aus Oesterreich-Ungarn und aus der Krim), im Gesicht den Reihengräbertypus wiederzugeben und sie entsprechen daher auch dem Typus unseres Podbabaer Schädels, dessen Leptoprosopie, wie wir aus der Vergleichung dieses Stückes mit den übrigen mit ihm gefundenen schliessen können, eine ursprüngliche, ererbte, keine secundäre ist.

Im Ganzen haben wir aus der Schädelform selbst nicht viel Sicheres zur Bestimmung seines ethnischen Ursprunges gewonnen; so viel können wir als sicher annehmen, was schon Baer und nach ihm neuerdings Anutschin mit Sicherheit an den Schädeln der Krim und Lenhossék an den ungarischen Cranien nachwies, nämlich, dass der Schädeltypus kein mongolischer ist, dass wir es also hier mit einem nichtmongolischen Volksstamme zu thun haben.

Es ist natürlich, dass wir in Oesterreich diese Frage nach dem ethnischen Ursprung wohl am ehesten in Ungarn zu lösen hoffen dürfen. Hier fand sich das meiste Material und hier können wir noch am ehesten erwarten, die charakteristischen Grabformen und Beigaben zu finden, aus denen wir auf den Culturzustand und die Culturrichtung, also indirect auf die ethnische Zugehörigkeit schliessen dürften. Lenhossék schrieb in seinen Arbeiten diese Schädel, wie schon bemerkt wurde, den Tataren zu, welche diese Sitte angeblich von Südamerika, namentlich durch die Vermittelung buddhistischer Missionäre übernahmen. In die Heimat zurückgekehrt, führten die Missionäre angeblich diesen Gebrauch bei den vornehmeren Familien ein, wie sie ihn auch in Amerika nur bei der Aristokratie kennen gelernt hatten. Das gemeine Volk übte bei den Tataren die Deformation nicht aus, wodurch sich auch das relativ seltene Auftreten solcher Schädel in Europa erklärt. Diese Schädel gehörten also tatarischen Fürsten an, welche mit verschiedenen fremden Heerschaaren zu Beginn des Mittelalters und noch später während der Türkenkriege (Csongrader Schädel) nach Ungarn gelangten.

Die Sitte, den Schädel künstlich zu verbilden, war in der That bei verschiedenen Tatarenstämmen verbreitet [1]).

Diese ganze Argumentation Lenhossék's entbehrt der Ueberzeugungskraft. Auch vom anthropologischen Standpunkte aus fehlt jeder überzeugende Grund für die Zuweisung der ungarischen Schädel einer sonst so gut charakterisirten hochasiatischen Rasse.

Es ist vorderhand wohl am besten, alle diese in Oesterreich gefundenen Schädel, mit Ausnahme jenes von Lengyel, in eine und dieselbe Periode zu verlegen (wogegen kein gewichtiger Grund spricht) und in dieser Periode nach dem Namen ihres Stammes zu forschen. Ich für meinen Theil konnte in der ethnischen Feststellung dieser Schädel zu keinem sicheren Resultate gelangen und es erübrigt mir nichts, als einfach zu sagen, dass sie einem von jenen zu Beginn des Mittelalters in Ungarn ansässigen Stämmen angehörten, welcher möglicherweise mit jenem in der Krim wohnhaften und derselben Sitte huldigenden Volksstamme stammverwandt war. Weder die Geschichte noch die vergleichende Ethnographie, noch die Anthropologie konnte mir einen sicheren Anhaltspunkt bieten. Der anthropologische Typus aller Schädel weist allein, wie wir oben sagten und wie schon Baer zeigte, blos auf einen nichtmongolischen Ursprung hin [1]). Dies ist die einzige Einschränkung, zu der wir gelangen. So lange wir aber nicht sicher die anthropologische Zugehörigkeit jener mannigfachen Volksstämme, die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters in den ungarischen und dacischen Ebenen ansässig waren, kennen, ist es, wie mir scheint, unmöglich zu entscheiden, ob wir es hier mit Schädeln von Hunnen oder Awaren oder Gothen zu thun haben, obzwar diese letzteren das Auftreten dieser Sitte hierzulande und in der Krim erklären würden.

Es ist nun allerdings eine andere Frage, ob die in Deutschland und der hier beschriebene in Böhmen gefundene Schädel auch einzelne Repräsentanten dieses gesuchten Stammes sind, also etwa Kriegsgefangene oder dgl. m. (wie Lenhossék z. B. von dem in Harnam-Hille gefundenen weiblichen Schädel annahm [2]) oder ob dieser Gebrauch einfach hie und da von einem anderen Stamme angenommen wurde. Auch hier vermissen wir jeden festen Anhaltspunkt. Beides ist möglich. Für eine Uebertragung von einem Stamme zum anderen würde bei unserem Schädel die entschiedene Gleichartigkeit im Typus mit den übrigen am selben Gräberfelde gefundenen sprechen; denn alle

[1]) Die künstlichen Schädelverbildungen, S. 91. Die Ausgrabungen zu Szeged-Öthalom, S. 227, 235.

[1]) Die Makrocephalen, S. 65. — So auch Anutschin (l. c. S. 384) und Lenhossék (Künstliche Schädelverbildungen, S. 65, 75, 84), der für das Charakteristikon des mongolischen Rassentypus vor Allem die breite Nasenapertur und ihren unteren, nach unten gezogenen Rand hielt.

[2]) Die künstlichen Schädelverbildungen, S. 102.

Schädel gehören sicherlich dem Reihengräbertypus an. Freilich ist es eine merkwürdige Erscheinung, dass dieser Gebrauch nur so zerstreut und vereinzelt in einem Stamme vorkommen sollte; aber es lässt sich auch dafür noch eine Reihe von Beispielen anführen, dass ein Gebrauch bei einem Volksstamme nicht durchwegs geübt, nicht verallgemeint ist, ja oft nicht einmal einer einzigen Kaste eigen ist [1]).

Zum Schlusse möchte ich noch einige Worte dem Begriff der „Künstlichkeit" an der Deformation widmen. Wohl ein Jeder, der sich mit diesem Thema beschäftigte, stellte sich die Frage nach dem Grunde, nach der Absicht, die man bei der künstlichen Verbildung im Sinne hatte und es wurden in dieser Hinsicht verschiedene Erklärungen geboten. Man wollte eine bedeutende Höhe der Stirn und dadurch etwa ein intelligenteres Aussehen erzeugen (Lenhossék) oder ein Unterscheidungsmerkmal für die verschiedenen Volkskasten schaffen, oder ein einfaches Mittel zur besseren Befestigung einer hohen Frisur haben (Foville) u. dgl. m. Ich gebe zu, dass in einzelnen Fällen wirklich diese oder jene Absicht obgewaltet haben mag; aber ich lege zugleich die Frage vor, ob vielleicht doch nicht der grösste Theil der Deformationen ursprünglich, wie später, eine unabsichtliche, unbewusste war. Der Begriff „künstlich" deckt sich nicht mit dem Begriff „bewusst und absichtlich". Es ist sicherlich ganz verschieden, ob wir etwas künstlich, doch unbewusst, oder ob künstlich mit einer bestimmten Absicht erzeugen. Wir deformiren z. B. unsere Füsse auch künstlich, nämlich durch das Tragen unseres modernen Schuhwerkes, jedenfalls aber ohne Absicht; ja man ist sich allgemein nicht einmal bewusst, dass unsere Schuhe überhaupt eine stärkere Deformation zu Stande bringen. Aehnlich kann es sich nun mit der Deformation der Schädel verhalten und ich neige mich der Ansicht zu, dass der grössere Theil der Deformationen unbewusst, wenn auch künstlich erzeugt ist.

Der Erste, der meines Wissens mit aller Entschiedenheit eine ähnliche Ansicht verfocht, war Prof. L. Manouvrier, und zwar in privaten Unterredungen auf dem Congresse der Association pour l'avancement des sciences in Toulouse. Er fand aber heftige Gegner und besonders in den Aerzten aus der Toulouser Gegend, welche diese Deformation für eine angeborene Eigenthümlichkeit der Toulouser hielten; jedenfalls mit Unrecht. Es ist sicher, dass z. B. die Limousiner Mütter von der Deformation der Köpfe ihrer Kinder nichts wissen; sie bemerken vielleicht überhaupt nicht, dass der Schädel sich von dem nichtdeformirten anderer Leute in etwas unterscheidet. Als man sie darauf aufmerksam machte, wussten sie die Ursache dieser Verschiedenheit nicht, wussten nicht, dass sie einzig und allein durch das Tragen eines eigenthümlichen Häubchens (bandeau sere-tête), welches man den Kindern auf den Kopf setzt, bedingt wird.

Dr. Delisle wies in seinem vor Kurzem veröffentlichten interessanten Aufsatze [1]) sehr gut auf diese unbewusst geübte, obzwar manchmal sehr stark ausgeprägte Deformation hin und erklärt sie gleich Manouvrier blos als die Wirkung dieses Häubchens. Kaum kommt das Kind zur Welt, erhält es dieses Häubchen fest um Stirne und Hinterhaupt gebunden, welches von nun an beinahe nie mehr herabgenommen wird; blos ein zweites Häubchen, welches man über das erste zieht, wird für die Wochentage und den Sonntag gewechselt. Es ist nun klar und ganz natürlich, dass schon einige Monate des ersten Lebensjahres genügen, um eine vollständige bedeutende Deformation zu Stande zu bringen [2]). Doch tragen die

[1]) Dr. G. Marcano in seiner Ethnographie précolumbienne du Venezuela. Vallées d'Aragua et de Caracas (Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, T. IV. 2. série, auch selbstständig bei A. Hennuyer [Paris], 1889, S. 35) hat unter den Cranien aus Gräbern von Aragua nur die Hälfte deformirt gefunden (bei beiden Geschlechtern durch eine Pression auf das Frontale). Vgl. darüber auch Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, 1888, S. 227.

Nach Ernest Chantre waren in den Gräbern von Samthawro nur 20% der Schädel verbildet. Dabei fand er bei heutigen Osseten 60%, bei Armeniern von Kurdistan 40%, bei Kurden 33%, bei Ansariern 38%, bei Kurden vom Ararat und vom Wan-See 75% von Verbildeten. (Recherches anthropologiques dans le Caucase, Tome II, S. 122.) Auch in den oben angeführten Gegenden Frankreichs ist dieser Gebrauch kein allgemeiner.

[1]) „Sur les déformations artificielles du crâne dans les deux Sèvres et la Haute Garonne (Bulletins de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 1889 [III. série], T. XII, S. 649). — Ein Auszug davon erschien auch im „Globus" (1891, S. 118). Vergleiche auch seine ältere Arbeit „Contribution à l'étude des déformations artificielles du crâne. Thèse. Paris (A. Parent) 1880.

[2]) Die Einzelnheiten sind bei den verschiedenen Naturvölkern verschieden: Die Tragdauer eines solchen Verbandes schwankt zwischen 10 Monaten bis zu 10 Jahren (Lenhossék, Künstliche Schädelverbildungen, S. 15, 33). Es ist natürlich, dass der Verband im Allgemeinen so lange auf dem Kopfe bleiben soll, bis sich die Form des Schädels fixirt hat, bis die Casserische Fontanelle und die Stirnnaht sich geschlossen haben, also wenigstens bis zum dritten Lebensjahre. Aber schon einige Monate genügen, um eine starke Deformation zu erzeugen.

Knaben diese Häubchen bis zum achten Lebensjahre; die Mädchen sogar bis zu ihrer Verheiratung! Der Kopf, der in den ersten Kinderjahren sehr schnell wächst, wird so im Stirn-Hinterhauptsumfange am Wachsthum gehindert und wächst daher compensatorisch gegen hinten zu, etwa in der Richtung der Lambda stärker.

Allerdings traten in der Discussion, welche diesen Auseinandersetznngen Delisle's in der Anthropologischen Gesellschaft in Paris folgte, G. de Mortillet, Sanson und hauptsächlich Frau Clem-Royer gegen diese Ansichten auf, aber Manouvrier zeigte sehr wohl, dass in der That schon einige Monate genügen, um eine starke und bleibende Deformation[1]) zu erzeugen, welche an Stärke in nichts den amerikanischen oder prähistorischen europäischen Schädeln nachsteht.

So erscheint also diese moderne französische Deformation künstlich, aber, wie ich glaube, zugleich unbewusst erzeugt zu sein; Aehnliches gilt vielleicht von der prähistorischen Deformation überhaupt. Vielleicht herrschte auch damals die Sitte, den Kindern auf irgend eine Weise den Kopf zu verbinden und zu bedecken, ohne dass man dabei die Absicht haben musste, ihn zu deformiren[2]). So würde sich auch das vereinzelte Auftreten solcher verbildeter Schädel, wie z. B. unseres Podbabaer, erklären, der in seinem Typus mit den übrigen mit ihm gefundenen übereinstimmt, daher mit ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach einem und demselben Stamme angehört und der seine Deformation zwar künstlich durch einen Kopfverband erlangte, ohne dass diese Deformation direct beabsichtigt worden sein müsste, sonst wäre allerdings das ganz vereinzelte Auftreten eines Beispiels in einem Stamme doch auffallend. Im concreten Falle konnte vielleicht eine Mutter, länger als dies sonst üblich war, einem Kinde aus irgend welchen Gründen die feste Kopfhaube sitzen gelassen haben. So würde sich diese Ausnahme unter den Kopfformen wohl einfacher erklären lassen, als durch das plötzliche Auftreten einer an Ort und Stelle entstandenen oder von anderwärts übernommenen Sitte, den Kopf künstlich und absichtlich zu verbilden.

[1]) Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, l. c. S. 659 ff. — Vergleiche auch seine oben citirte Arbeit über einen Neugeborenen von Bolivia.

[2]) In demselben Sinne spricht sich auch M. Bräss aus. „Jede Deformation ist nach unserer Auffassung ursprünglich eine „unbeabsichtigte"; sie wird — anfangs wenigstens — nicht geübt, um ihrer selbst willen . . . . sondern sie ist, was ihre Entstehung betrifft, nur als nothwendige Folge von Handlungen aufzufassen, deren Zweck ein ganz anderer war." (Es ist das nach Bräss „nothwendige Befestigung des Säuglings".) Erst später „unterstützt und bestärkt wurde das Compressionsverfahren durch mancherlei Vorstellungen, die aber nur secundär zu der einmal geübten Handlungsweise hinzutreten; sie begünstigten die Sitte, auch nachdem das erste Motiv, die Befestigung des Kindes, nicht mehr zur Geltung kam; sie trugen dazu bei, dass sich der Gebrauch vererben konnte bis zu den höchsten Stufen der Cultur". (Bräss, l. c. S. 141, 144.)

Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker.

Eine ethnographische Untersuchung

von

Dr. Hjalmar Stolpe[1]) in Stockholm.

(Mit 58 Text-Illustrationen.)

Auf einer ethnographischen Studienreise, die mich in den Jahren 1880—1881 durch einen grossen Theil von Europa führte, wurde es mir während der Arbeit in den Museen für Völkerkunde klar, dass der Schlüssel zu einer wirklich wissenschaftlichen Behandlung des Materials in vergleichenden Studien der Ornamentik zu suchen sei. So auffällig es erscheinen mag, dass dieses Feld nicht schon längst bearbeitet worden ist, verhält es sich doch in der That so, und der Umstände, welche die Entwicklung dieses Theiles der Ethnographie gehemmt haben, sind manche. Zunächst lag wohl die Ursache darin, dass die Mehrzahl der ethnographischen Museen noch nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnet war. Als wissenschaftlich geordnet und durchgearbeitet konnten in ganz Europa eigentlich nur die Museen in Kopenhagen, Dresden und Rom, das damals noch in Lyon befindliche „Musée Guimet" für comparative Religion und das Museum Godeffroy in Hamburg, insoweit das Local ausreichte, in Betracht kommen. Noch eine Ausnahme muss besonders genannt werden, nämlich die reiche Sammlung des Generals Pitt Rivers in London, in welcher bei der Aufstellung des damals circa 2000 Nummern umfassenden Materials gerade die typologische Entwicklung zu Grunde gelegt war. Von den übrigen Museen waren die grossen Sammlungen in Berlin, Wien, Paris und London wegen bevorstehender Aufstellung in neuen Räumlichkeiten ganz oder grösstentheils magazinirt und daher nur zum Theil benützbar. In Leiden lagerten ungeordnete Massen und die mittelgrossen und kleinen Museen und Sammlungen befanden sich sowohl in Betreff der Aufstellung als auch der wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials meist in durchaus unbefriedigendem Zustande. Dass die Wissenschaft unter solchen Umständen sich in ihrer Entwicklung gehemmt sah, liegt auf der Hand.

Mit einer Bereitwilligkeit, deren ich stets mit Freude gedenke, wurde mir überall, sowohl in den bereits geordneten, als in den noch unfertigen Museen, alles zugängliche Material zur Verfügung gestellt. In Wien scheute man sogar nicht die Mühe, um meinetwillen hervorzuholen, was bis zur Vollendung des neuen Museums in Kisten verpackt stand, und in Berlin, Paris, London und Leiden, wie auch in manchen kleineren Museen und Sammlungen, gewährte man mir unbeschränkte Freiheit, auch in den Abtheilungen zu arbeiten, die sonst nicht für Besucher geöffnet waren. Aber trotzdem war die Uebersicht des Ganzen und die Möglichkeit zu directen Vergleichen grösserer Serien begreiflicherweise sehr erschwert.

Mit Anwendung einer äusserst einfachen und rasch ausführbaren Methode, um namentlich ge-

[1]) Dieser Aufsatz erschien — mit Ausnahme des später verfassten Anhanges — zuerst in schwedischer Sprache in der Zeitschrift „Ymer", deren Redaction uns auch die Clichés freundlichst zur Verfügung stellte. Frau Musealdirector J. Mestorf in Kiel hatte die Güte, die Uebersetzung desselben zu übernehmen, welche der Autor noch durchsah und in mehreren Punkten abänderte und ergänzte. Die Redaction dieser Mittheilungen sah sich veranlasst, eine Uebersetzung dieses wichtigen Aufsatzes zu geben, weil es der erste ist, der in streng methodischer Weise die reichen Erfahrungen eines Fachmannes auf einem ganz neuen Gebiete zur Darstellung bringt. Der Autor desselben, Herr Dr. Hjalmar Stolpe, war auch der erste Forscher, der die Wichtigkeit des Studiums der Ornamentik der sogenannten Naturvölker erkannt hat, denn seine Studien über diesen Stoff reichen schon über zehn Jahre zurück. Wir sprechen an dieser Stelle Frau Musealdirector Mestorf unseren verbindlichsten Dank für die mühevolle Uebersetzung und Correctur aus. Anm. d. Red.

schnitzte Ornamente zu copiren [1]), sah ich mich bald im Besitze eines grossen Vorrathes vollkommen zuverlässiger Abbildungen in Originalgrösse sowohl von ganzen Gegenständen als von Ornamentdetails; Abbildungen, welche sogar jede kleine Laune des Schnitzers, jeden kleinsten Fehler wiedergaben. Die Anzahl dieser „Abreibungen" wuchs im Laufe der Reise zu einer Sammlung von über 3000 Nummern, die zahlreichen Detailzeichnungen und Skizzen ungerechnet. Es ist mir dadurch möglich geworden, das vergleichende Studium alles dessen, was in der Mehrzahl der europäischen Museen an wichtigsten Ornamentformen vorhanden ist, nach meiner Heimkehr fortzusetzen. Weiteren Zuwachs erfuhr meine Sammlung gelegentlich wiederholter Studien in europäischen Museen und auf der Vanadis-Expedition (1883—1885), während welcher ich Zeit zum Copiren fand in den Museen zu Rio de Janeiro, St. Jago de Chile und Lima, in Privatsammlungen auf Nukahiva und Tahiti, in den Museen in Honolulu, Tokio, Singapore und an mehreren Orten im nördlichen Indien, namentlich in Calcutta.

Die Veröffentlichung des reichen Materials ist leider mit so grossen Kosten verknüpft, dass ich das Resultat meiner Arbeiten bis jetzt nur in Form mündlicher Vorträge zu weiterer Kenntniss habe bringen können. Mein Werk in kleine Abhandlungen zu zerstückeln, erschien mir ebenso unzweckmässig, als es mir widerstrebte. Da indessen die Mittheilung einiger der wichtigeren theoretischen Resultate der Herausgabe des Ganzen möglicherweise förderlich sein könnte, hielt ich es für passend, einstweilen eine kleine Serie zwangloser Aufsätze zur weiteren Kenntniss zu bringen.

[1]) Diese Methode besteht einfach darin, dass man ein Stück japanisches Papier auf das Object legt und dann mit schwarzem Wachs scharf darüber hinreibt, wodurch die erhabenen Partien sich auf dem Papiere schwarz abzeichnen. Bei diesem Verfahren treten oftmals die Details eines Ornaments deutlicher und übersichtlicher hervor als auf dem meistens einfarbigen Original, und so dürfte es für Jeden, der mit den technischen Details geschnitzter Arbeiten nur einigermassen vertraut ist, nicht schwer halten, sich nach den Abbildungen ein lebendiges Bild der Originale zu machen. Um wirklich gute Copien zu erhalten, ist begreiflicherweise die Güte des Papiers und des Wachses ebenso wichtig, wie einige Uebung in der Manipulation. Die Figuren 12—16 dieser Abhandlung sind directe photographische Reproductionen solcher Abreibungscopien ohne Retouche; Fig. 22—29, 32, 35—38, 41—49, 53—55, sind nach abgeriebenen Copien gezeichnet; Fig. 2, 17, 18, 21, 30, 31, 34, 50, 52, 56, 58 sind nach Originalzeichnungen von meiner Hand ausgeführt.

Ich möchte denselben die Bemerkung vorausschicken, dass das Material, auf dem meine Schlussfolgerungen beruhen, ein viel reicheres ist, als die kleine Auswahl, die ich in Folgendem in Abbildungen vorlegen kann, ahnen lässt.

Das vergleichende Studium der Ornamentik bei den Naturvölkern hat eine zweifache Aufgabe. Da gilt es erstens bei jedem Volke das Eigenartige und Charakteristische im Stil herauszufinden. Diese Untersuchung ist gegenwärtig, wo die Ethnographie sich noch in ihrem Kindheitsstadium befindet, um so nothwendiger, als das von den civilisirten Völkern für das Studium der Cultur der Naturvölker gesammelte Material nur zu oft an ungenügenden oder geradezu unrichtigen Angaben über die Herkunft der Gegenstände leidet. Für eine solche Untersuchung ist das vergleichende Studium der Ornamentik die schätzbarste Hilfsquelle. Es erfordert allerdings ein grosses Material, um in das Chaos, welches uns da entgegentritt, Klarheit zu bringen; allein, sind die ersten Schwierigkeiten überwunden, dann finden wir bald, dass der in den Erzeugnissen der Naturvölker sich kundgebende Stil sowohl in Betreff der Formen als der Ornamentik ein so bestimmter und ausgeprägter ist, dass man schliesslich von jedem Gegenstand, der nach dieser oder jener Seite nur das geringste charakteristische Merkmal zeigt, mit voller Bestimmtheit die Herkunft feststellen kann.

Besonders lohnend ist dieses Studium, wenn es sich um Naturvölker handelt, die in Folge äusserer Verhältnisse mehr oder minder streng isolirt leben. Das dankbarste Feld gewähren sonach begreiflicherweise die Inselvölker; durch weite Meeresflächen getrennt, durch Winde und Ströme wenigstens für lange Zeiten an freiwilligem Verkehre gehindert, haben sie während ihrer langen Abgeschlossenheit Gelegenheit gehabt, einen besonderen, ihnen eigenen Stil auszubilden. Halten wir uns z. B. an die Völker des Stillen Oceans, so finden wir da eine beachtenswerthe Neigung zu einer derartigen eigenthümlichen Differenzirung. Sehr stark tritt dieser Hang in Melanesien zutage. Nicht nur jede Inselgruppe hat dort ihren eigenen Stil, sondern auch einzelne Inseln derselben Gruppe haben einen solchen, und auf grösseren Inseln, z. B. auf Neu-Guinea, kann die Sonderung sich sogar bis auf die einzelnen Stämme erstrecken.

Ebenso scharf, wenn nicht noch schärfer, tritt diese Verschiedenheit auf einzelnen Inselgruppen Polynesiens zutage. Hier haben aber entweder die politisch-socialen Verhältnisse bei den Polynesiern die Ausbreitung eines gewissen Stils über verhältnissmässig weit ausgedehnte Gebiete begünstigt, oder die früher auftretende und rasch verbreitete europäische Civilisation hat die Vernichtung einer Masse von Material verschuldet, welche neue Bahnen für die Culturforschung hätte eröffnen können. Es ist bekannt, mit welchem Eifer die Missionare Autodafeen anzustellen pflegten zur Vernichtung alles dessen, was die Völkerschaften an ihr Heidenthum erinnern konnte.

Zum richtigen Verständniss des Stoffes, welcher den Gegenstand des vorliegenden Aufsatzes bildet, dürfte es sich empfehlen, die wichtigsten der in Polynesien auftretenden Stilarten und deren Verbreitung näher in's Auge zu fassen.

Wenn wir von gewissen kleineren, mehr individuellen Stilabweichungen absehen, lässt sich Polynesien in bestimmte ornamentale Hauptprovinzen abtheilen. Diese Provinzen umfassen bisweilen mehrere, bisweilen nur eine einzige Inselgruppe. Eine spätere, durch ein reicheres und kritisch gesichtetes Material begünstigte Forschung wird diese Hauptprovinzen ohne Zweifel in mehrere kleinere sondern können.

I. Die Provinz **Tonga-Samoa**. Die Elemente, aus welchen die dortige Ornamentik sich zusammensetzt, sind die gerade Linie, die Zickzacklinie und deren Abart, die gezahnte Linie. Die Abwechslung in dieser einfachen Ornamentik wird durch verschiedene Combinationen der genannten Elemente erreicht. Hauptsächlich geschieht dies durch Eintheilung der Fläche in kleine Felder, innerhalb welcher die Liniensysteme, aus denen sie gebildet ist, in den aneinandergrenzenden Feldern nach verschiedenen Richtungen laufen. Bisweilen ziehen parallele Zickzacklinien, mehr oder minder häufig mit geraden Linien abwechselnd, über grosse Theile des verzierten Gegenstandes. Nicht selten sieht man in geradlinige Ornamente menschliche Figuren mit mehr oder minder leicht zu deutenden Geräthen eingestreut, oder Thierfiguren, wie z. B. Hunde, Ratten, Schweine, Vögel oder Fische; bisweilen auch ein vollständig aufgetakeltes Schiff, welches dann beweist, dass das Object erst nach erfolgter Bekanntschaft mit den Weissen angefertigt worden ist. Diese eingestreuten Bilder sind aber der eigentlichen Ornamentik fremd und haben wahrscheinlich ihre eigene Bedeutung.

Eine Unterscheidung der Ornamentik auf den beiden Hauptgruppen der Provinz, *Tonga* und *Samoa*, ist indessen, wenigstens gegenwärtig, äusserst schwierig, weil in den Angaben über die Herkunft der einzelnen Objecte eine grosse Verwirrung herrscht. Da kommen die widersprechendsten Bestimmungen vor, und eine entscheidende kritische Behandlung dieses schwierigen Capitels steht noch aus. Mit Sicherheit sind dieser Provinz auch die an der Grenze des melanesischen Gebietes liegenden Inseln *Futuna*, *Tutuila* und *Rotuma* zuzuzählen; möglicherweise auch die *Tokelau*- und *Ellice*-Gruppen, obwohl die jedenfalls wenig entwickelte Ornamentik der beiden letztgenannten noch wenig bekannt ist.

Eine besondere Stellung nimmt in dieser Provinz die südlich von Samoa liegende kleine, isolirte Insel **Niue** oder Savage-Island ein, deren einfache, aber sehr charakteristische Ornamentik dergestalt von derjenigen der Hauptprovinz abweicht, dass sie wohl als eine selbstständige betrachtet zu werden verdient.

Es darf nicht übersehen werden, dass die Provinz Tonga-Samoa in den einfachsten Formen ihrer Ornamentik starke Berührungspunkte mit dem äussersten Vorposten Melanesiens nach Osten, den *Fidji*-Inseln, besitzt, was auch mit dem sonstigen bekannten Culturzusammenhang, namentlich zwischen Tonga und Fidji, wohl übereinstimmt.

II. Die Provinz **Maori**. Der charakteristische Zug der neuseeländischen Ornamentik ist die krumme Linie mit ausgesprochener Tendenz zur Spiralbildung, die bisweilen einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Hiedurch unterscheidet sie sich von allen anderen polynesischen Ornamenten. So durchaus isolirt, wie man sie gewöhnlich betrachtet, ist dieselbe indessen nicht; einige, wenngleich seltene Berührungspunkte mit der Fidji-Ornamentik sind mir bekannt. Von *Neu-Guinea* sind übrigens Parallelen nachweislich, die jedoch nicht als Beweis für einen wirklich historischen Zusammenhang betrachtet werden dürfen.

III. Die Provinz **Rarotonga-Tubuai-Tahiti**. Da die Behandlung der ausgeprägt geradlinigen Ornamentik der *Rarotonga*- und *Tubuai*-Inseln [1]) das

[1]) Die auf den Karten gewöhnlich vorkommenden Namen *Hervey*- und *Austral*-Inseln habe ich absichtlich durch einheimische nach den Namen der Hauptinseln ersetzt. Der Name Marquesas hingegen musste aus speciellen Gründen beibehalten werden.

eigentliche Thema dieser Untersuchungen bildet, so werde ich vorläufig von einer Erörterung derselben absehen und verweise hinsichtlich der Vereinigung der drei Inselgruppen zu einer Provinz auf die Seite 24 angeführte Reservation in Betreff Tahitis.

IV. Die Provinz **Manihiki.** Die Ornamentik derselben beschränkt sich auf in verschiedenen Mustern ausgeführte Einlagen runder Perlmutterplatten in Holz, und weicht sonach von derjenigen der nächsten Nachbarn völlig ab. In Folge dessen muss diese kleine Inselgruppe, obgleich ihre Einwohner nachweislich rarotonganischer Abkunft sind, so lange man keine eigentlichen Holzschnitzereien von dort kennt, den übrigen als eine besondere ornamentale Provinz gegenübergestellt werden. Der Mangel an Holzschnitzereien dürfte hier in der überwiegenden Palmenvegetation dieser Laguneninseln Erklärung finden, weil dieselbe für die specifisch polynesischen Schnitzereien aus rein technischen Gründen kein geeignetes Material abgeben kann.

V. Die Provinz **Marquesas.** Hier tritt uns eine Ornamentik entgegen, die sich von Allem, was Polynesien in dieser Beziehung aufzuweisen hat, unterscheidet. Statt eines gleichmässig ausgebreiteten, ziemlich einförmigen Systems, das mit geringer Abwechslung ganze Flächen bedeckt, treffen wir hier eine Menge scharf differenzirter Zeichen, die mit verhältnissmässig grosser Freiheit und Beweglichkeit durcheinander geworfen sind, oftmals grosse Flächen unbedeckt lassend. Ausser dem menschlichen Antlitze in etlichen stark stilisirten, verschiedenen Formen, finden wir eine Menge selbstständig zusammengestellter, conventioneller Zeichen, die, soviel wir wissen, sämmtlich ihre besonderen Namen und ihre besondere Bedeutung haben. Da haben wir also eine Ornamentik, welche bis an die Grenze der Bilderschrift differenzirt ist, ohne aufzuhören, eigentliche Ornamentik zu sein. Diese Erscheinung, welche, nachdem sie zu weiterer Kunde gelangt war [1]), zuerst keineswegs nach Gebühr beachtet wurde, verdient mit der späteren Entdeckung (1868) einer wirklichen Bilderschrift auf der *Osterinsel*, dem östlichsten Vorposten Polynesiens, in Zusammenhang gebracht zu werden.

VI. Die Provinz **Hawaii.** Linearornamentik vorherrschend. Gerade Linien mit knotenartigen Anschwellungen, Zickzacklinien und Sterne (auf Kalebassen) oder parallele und sich kreuzende Linien mit Punkten in den durch die Kreuzung sich bildenden Vierecken (auf Tapakeulen und Tapastempeln); bogenförmiges und durchbrochenes Schnitzwerk auf Trommeln und gemalte Ornamente auf Tapadecken, sowie einzelne textile Ornamente auf Teppichen; das ist so ziemlich Alles, was die *Hawaii*'schen Inseln in ornamentaler Beziehung aufzuweisen haben. Auch hier sind Andeutungen vorhanden, dass die verschiedenen Ornamente ihre bestimmte Bedeutung haben [1]). — Die äusserst grotesken Götzenbilder aus Holz oder Flechtwerk können selbstverständlich nicht zu dem Gebiete der Ornamentik gerechnet werden. Zu einer ornamentalen Stilisirung scheinen sie nicht den Grund gelegt zu haben.

Eine grosse Inselgruppe ist in vorstehender Uebersicht völlig übergangen, nämlich die der *Poumotu*-Inseln und der südöstlich davon gelegenen *Gambier*-Inseln, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir über die dortige Ornamentik äusserst wenig wissen. Nach einigen Proben zu urtheilen, scheint dieselbe Linearornamentik einfachster Art gewesen zu sein. Inwiefern sie den Typen von Rarotonga-Tubuai oder denjenigen von den Marquesas näher stehen, lässt sich gegenwärtig nicht entscheiden. Die Paddelform der Gambier-Inseln nähert sich zwar derjenigen von den Marquesas-Inseln, aber das kann die Thatsache nicht aufwiegen, dass die Bewohner ihrem Dialecte nach als Rarotonganer (Hervey) bezeichnet werden.

Obige Uebersicht zeigt uns, welche Mannigfaltigkeit in der Ornamentik bei den Polynesiern herrscht. Und doch haben wir hier dieselbe Menschenrasse mit

---

[1]) Tilesius, Ueber den Ursprung des bürgerlichen Lebens und der Staatsform in den Südseeinseln, und zwar auf der Insel Nukahiwah, einer der Washington-Inseln; Pölitz', Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. Leipzig 1828, Bd. 2, pag. 133—168. Mit einer lithographirten Tafel in Folio. — Tilesius, welcher an v. Krusenstern's Weltumseglung 1803—1807 theilnahm, berichtet ausführlich über die Namen und Bedeutung einer Menge von Zeichen. Schon vor Tilesius war diese Sache (aber weniger ausführlich und in gewissen Fällen nicht correct) von einem anderen Mitreisenden, v. Langsdorff, behandelt (Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, Frankfurt am Mayn 1812, Bd. I, pag. 105 ff., Taf. 9). — Der Einzige, welcher Tilesius' Erörterung ernstlich in Betracht zog, ist H. Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872. — Ich beabsichtige, demnächst dieses Thema in einem Beitrage zur Tätowirungsfrage eingehender zu behandeln.

[1]) Bastian, Inselgruppen in Oceanien. Berlin 1883, pag. 263.

nahe verwandten Sprachen und derselben Cultur vor uns.

Ein eigenthümliches Interesse gewährt das Verfolgen der allmäligen Stilveränderungen vom Westen nach Osten. Ein genetischer Zusammenhang lässt sich zwischen den verschiedenen Stilarten zwar nicht nachweisen, aber eine aufwärts sich bewegende Culturentwicklung ist unverkennbar. Von den einfachen geometrischen Ornamenten im Westen sehen wir, je weiter wir nach Osten kommen, immer höhere und höhere Stilformen auftreten. Die Bilderschrift auf der Osterinsel bildet das letzte Glied dieser Kette. Ein bedeutungsvolles Stadium ist, wie wir alsbald sehen werden, auf diesem Wege die in der eigentlichen Bedeutung des Wortes sinnreiche Ornamentik der Rarotonga-Tubuai-Gruppe (Provinz III). Nach einer noch glänzenderen Entwicklung auf den Marquesas-Inseln verschwinden die geschnitzten Ornamente so gut wie gänzlich auf der Osterinsel, wo eine in regelmässigen Zeilen geordnete Bilderschrift erscheint und deren Vorläufer, die Ornamentik, erlischt. Dank der sinnbildlichen Ornamentik der Marquesas-Inseln ist die Bilderschrift der Osterinsel nicht länger eine isolirte, unerklärliche Erscheinung in Polynesien [1]).

Die erste der beiden Hauptaufgaben, welche das vergleichende Ornamentstudium sich stellt, habe ich in Vorstehendem dargelegt. Sie war vorherrschend praktischer Art, indem sie darauf ausging, das für jedes Gebiet Charakteristische herauszufinden. Damit kann sich eine wissenschaftliche Forschung begreiflicherweise nicht begnügen. Je deutlicher uns das Constante in jeder Stilart entgegentritt, desto unabweislicher drängt sich uns die Ueberzeugung auf, dass der steten Wiederholung dieser Details, die, als Zierrath betrachtet, oft von sehr geringem Werthe erscheinen, eine tiefere Ursache zu Grunde liegen muss. Sie können nicht zufällig dort stehen, sie müssen irgendwelche Bedeutung haben. So gute Leitfaden, wie solche die Marquesas-Ornamentik gewährt, stehen uns nicht immer zu Gebote. Wir müssen durch Analysen eines möglichst grossen Materials den uns verborgenen Sinn herauszufinden suchen, und dies ist die zweite Hauptaufgabe.

Die Entwicklungslehre, die auf so viele der verschiedenartigsten Wissenschaften befruchtend gewirkt hat, findet auch auf diesen Theil der Völkerkunde ihre reiche Anwendung.

Beim Studium eines grossen Ornamentsmaterials findet man oft, dass auf den ersten Blick unbedeutend erscheinende Details durch eine Serie von Zwischenformen als Rudimente anderer, aus der Natur entlehnter Vorbilder zu erklären sind. Die Rudimente können mehr oder weniger deutlich sein; allein überall, wo sich ihr Ursprung deutlich feststellen lässt, können sie meiner Auffassung nach keine andere Aufgabe haben, als das Bild, welches ihnen zu Grunde liegt, darzustellen und in's Gedächtniss zurückzurufen. Erst in einem sehr späten Stadium geht ihre ursprüngliche Bedeutung dermassen verloren, dass sie zu einem blossen sinnlosen Ornamente herabsinken. Diese Erscheinung ist sowohl aus der archäologischen Typologie als auch aus der Kunstgeschichte so bekannt, dass sie hier keiner weitläufigen Erklärung bedarf. Mittlerweile ist es überraschend, wie oft wir in den Ornamentformen der Naturvölker Beispiele finden, dass rein lineare Ornamente von Menschen- oder Thierbildern hergeleitet sind. Die Pflanzenwelt scheint merkwürdigerweise bei den exotischen Naturvölkern ein viel geringeres Material zur Stilisirung geliefert zu haben.

Einigen der interessantesten Erscheinungen auf diesem Gebiete beabsichtige ich eine Serie von Aufsätzen zu widmen. Ich beginne dieselbe mit einer kurzen Entwicklungsgeschichte von den Rarotonga- und Tubuai-Gruppen in Polynesien. In der Folge werde ich hoffentlich Gelegenheit finden, ähnliche Beiträge von anderen Inselgruppen des Stillen Oceans und aus Südamerika zu bringen.

I. Die Rarotonga- und Tubuai-Inseln.

A. Ethnographische Uebersicht.

Die **Rarotonga-** oder **Hervey-Gruppe** besteht aus sieben bewohnten Inseln, 1100 km S. S. W. von Tahiti. Die meisten derselben sind von Cook entdeckt (1773 und 1777), weshalb sie auch, be-

[1]) In meinem Vortrage auf dem Orientalisten-Congress in Stockholm (7. September 1889) habe ich die Frage ausführlicher behandelt. Uebrigens besitzt z. B. auch Neuseeland ein Surrogat für Schrift in gewissen geschnitzten Stäben oder Brettern. Auf einem jetzt im British Museum bewahrten Stab ist z. B. die Geschichte des Stammes Ngati-Rangis dargestellt (Edge-Partington, Album of the weapons, tools, ornaments etc. of the Natives of the Pacific Islands, Manchester 1890, Pl. 375, Fig. 1), desgleichen die von Bastian (Inselgruppen in Oceanien, Berlin 1883, pag. 191, 197, 263) erwähnten geschnitzten Stäbe und Bretter, die er „Hokka-poppa“ und „He waka paparanga rakau“ nennt. Desgleichen die Zeichenschrift der Hawaii-Inseln auf Kapa (tapa); Bastian, a. a. O., pag. 263.

sonders von den Franzosen, nach ihm benannt werden. Die grösste derselben ist die bergige, pittoreske Insel *Rarotonga;* sie ist vulkanischen Ursprunges. Danach kommen *Mangaia* (S. O. davon) nebst *Atiu* (Katutia), *Mauki, Mitiaro, Manuai* und *Aitutaki*, N. O. und N. von Rarotonga, alle, mit Ausnahme der Atolle Manuai, erhöhte Koralleninseln. Eine achte, *Palmerston-Island*, weit nach N. W. ist bewohnt gewesen, war aber schon bei der Entdeckung (1774) verlassen. Die neunte, *Takutia*, ist unbewohnt. Die Bewohner dieser Inselgruppe gleichen der Bevölkerung von Tahiti. Sie sprechen einen Dialect, welcher zwischen dem tahitischen und dem Maori-Dialect liegt.

Nach Traditionen, welche sich bei einer Familie auf Rarotonga erhalten haben, scheint die Einwanderung von Samoa ausgegangen zu sein, und ähnliche Traditionen trifft man auf Mangaia. Aber auch von Tahiti haben Einwanderungen stattgefunden, wahrscheinlich zu einer Zeit, als sowohl die Hervey-Inseln als Tahiti Raiatea, als der heiligsten unter den Gesellschaftsinseln, unterworfen waren. Die Hervey-Gruppe scheint ihrerseits den Tubuai- oder Austral-Inseln Colonisten geliefert zu haben. (Bewohnt sind von letzteren *Rimatara, Rurutu, Tubuai, Raivavai* und die am weitesten nach Süden gelegene *Oparo* oder *Rapa iti*). Die Aehnlichkeit in der Cultur dieser beiden Inselgruppen erstreckt sich auf die Ornamentik und auf die Formen der Geräthe. Von der einheimischen Ornamentik Tahitis und der dazu gehörenden Inseln hat sich merkwürdigerweise wenig erhalten [1]). Aber die Erzeugnisse der Hervey-Gruppe scheinen eine so ausgedehnte Verbreitung über die Tahiti-Gruppe gehabt zu haben, dass beide mit Fug und Recht als e i n e ornamentale Provinz betrachtet werden dürfen.

Von mehreren Schriftstellern wird besonders Mangaia als der Ort genannt, wo die reich mit Schnitzwerk verzierten Axtstiele und die paddelförmigen Geräthe etc. angefertigt werden, deren Ornamente den Stoff für vorliegende Abhandlung bilden. Es scheint, als ob die Hervey-Insulaner durchschnittlich energischer und in industrieller Beziehung unternehmender, vielleicht weniger demoralisirt gewesen sind, als die verweichlichten Tahitier. Ihre grosse Bildungsfähigkeit haben sie übrigens dadurch bewiesen, dass sie überraschend schnell und vielleicht in höherem Grade als irgend ein anderes Volk des südlichen und mittleren Polynesiens sich die europäische Civilisation angeeignet haben.

In religiöser Beziehung standen die Hervey-Insulaner und die Tahitier einander sehr nahe. Das könnte auch die Verbreitung gewisser Gegenstände erklären, die mit religiösen Ornamenten geschmückt und, muthmasslich für religiöse Handlungen bestimmt, insofern man zahlreichen Angaben über ihre Herkunft in verschiedenen Museen trauen darf, von den Hervey-Inseln nach Tahiti geführt zu sein scheinen.

Dass die im Folgenden näher zu schildernde Ornamentik, wie wir nachstehend darlegen werden, in religiösen Vorstellungen wurzelt, ist ausser Zweifel. Es ist freilich sowohl in der Archäologie als in der Ethnologie viel Unfug damit getrieben, dass man Allem, was man nicht anders zu erklären wusste, einen religiösen Hintergrund gab. Allein, wenn jemals, so ist diese Auffassung auf dem polynesisch-ethnographischen Gebiete berechtigt, wo das ganze Leben der Menschen dergestalt mit religiösen Vorstellungen durchwebt ist, dass es schwerer fallen dürfte, nachzuweisen, wo die Religion n i c h t mit hineinspielt, als das Gegentheil. Es gibt kaum eine in unseren Augen noch so profane Handlung, die nicht unter dem Schutze einer besonderen Gottheit steht [1]). In allen Dingen, selbst in solchen, die von Menschenhand gemacht waren, wohnte ein Gott oder der Gegenstand selbst war ein Gott. Kein Wunder also, dass wir in der Ausschmückung der Dinge eine ausgeprägte Symbolik finden.

Zu einem richtigen Verständnisse der Ornamentik ist deshalb eine kurze Darstellung der wichtigsten Züge der Götterlehre unumgänglich, wenigstens um zu zeigen, welchen Platz die für unsere Frage wichtigsten Gottheiten in dem polynesischen Pantheon einnehmen. Es ist keine leichte Sache, die sich öfters geradezu widersprechenden Angaben in Einklang zu bringen. Nicht nur, dass die Traditionen auf den verschiedenen Inseln von einander

[1]) Ich besitze in meiner Sammlung eine höchst merkwürdige Copie einer Lanze von Tahiti, welche einen Ansatz zu einer abweichenden Ornamentik zeigt. Ich habe die Copie an Ort und Stelle angefertigt und die dort erhaltene Auskunft über ihren Ursprung ist durchaus authentisch. Ich erwarte indessen noch weitere Nachrichten, bevor ich die gefundene Spur weiter verfolge.

[1]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. VI, pag. 297, 8. Hier lässt sich hinzufügen, dass auf den Hawaii-Inseln das Klopfen der Tapa unter dem Schutze Hinas, der Mondgöttin, stand. Derselbe Mythus scheint auf den Hervey-Inseln bekannt zu sein. Gill, Myths and Songs from the South Pacific, pag. 45—47. (The woman and the moon.)

abweichen, sie haben sich im Laufe der Zeit auf derselben Insel verändert. Desto willkommener ist daher die ausführliche Darstellung gerade der Mythologie Mangaias, womit Rev. W. Wyatt Gill nach zwanzigjähriger Missionsthätigkeit auf den Hervey-Inseln die Wissenschaft zu bereichern im Stande war [1]) und die hier kurz resumirt folgt. Diese Darstellung kann mit veränderten Namen auch auf Tahiti und manche andere Insel Anwendung finden, wenigstens auf solche innerhalb der Provinz, der wir unsere

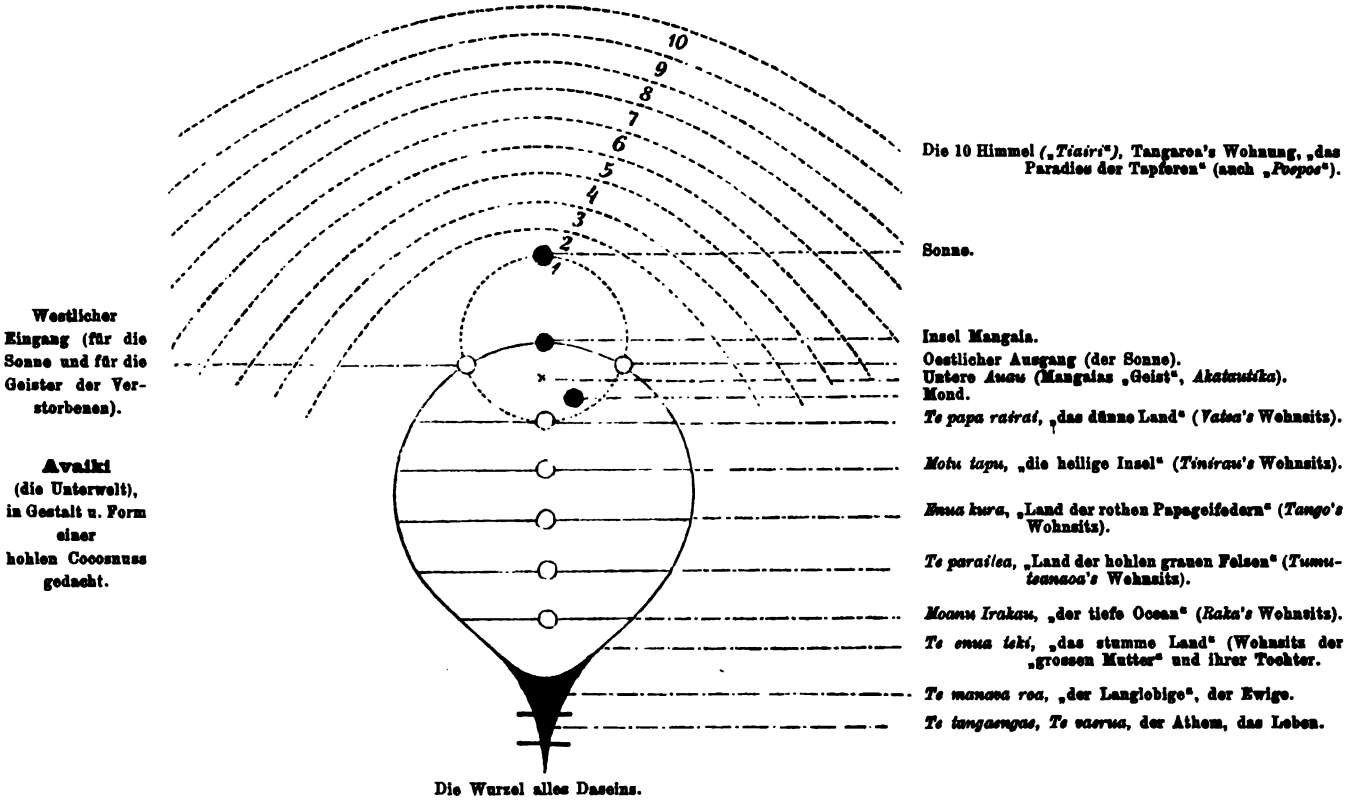


Fig. 13. Schematisches Bild, die Vorstellung der Mangaia-Insulaner vom Universum darstellend. (Nach Wyatt Gill, Myths etc., pag. 2.)

Aufmerksamkeit widmen. Dass der Mythus auf den Hervey-Inseln sich so rein und übersichtlich erhalten hat, ist ihrer verhältnissmässig isolirten Lage am äussersten Rande Polynesiens zu verdanken.

* * *

Auf Mangaia stellte man sich das Universum als eine grosse, hohle Cocosnuss vor (s. d. Diagramm Fig. 13). Der innere Raum dieser Nuss heisst *Avaiki*. Zu unterst, an der ausgezogenen Spitze dieser Nuss, wohnt ein Geist Namens *Te-aka-ia-roe*, d. i. „die Wurzel alles Daseins". Dies ist das erste, ursprünglichste aller Wesen. Darüber wohnt *Te-tanga-engae* oder *Te-vaerua*. Das bedeutet „der Athem", „das Leben". Ueber ihm, in dem dicksten Theile des untersten Endes der Schale, wohnt *Te-manava roa*, der „Langlebige" nach der üblichen Uebersetzung des Namens [1]). Diese drei sind die ursprünglichen erschaffenden und erhaltenden Principien im Universum und scheinen mehr abstracter Natur zu sein.

Im Innern der Nuss, in **Avaiki**, wohnt zu unterst ein weiblicher Dämon, ein Wesen von Fleisch und Blut, *Vari-ma-te-takere*, d. i. der Uranfang, wörtlich „Beginn und Boden" (der hohlen Cocosnuss) [2]), auch „die grosse Mutter" genannt. Ihre Wohnung (Te enua teki, „das stumme Land") ist so eng, dass sie im Sitzen die Kniee bis an's Kinn hinaufziehen muss, vielleicht eine Anspielung auf die Stellung der Leibesfrucht. Sie schuf zuerst *Avatēa* oder *Vātea*, d. h. „Mittag", ein Gott, dessen eine Seite wie ein Mensch,

[1]) Wyatt Gill, Myths and Songs from the South Pacific. London 1876.

[1]) Manava bedeutet eigentlich Bauch, Magen, Eingeweide; demnach würde der Name zunächst auf körperliche Grösse hinweisen (manava roa wohnt auch in dem dicksten Theile der Wurzel). Aber Gill scheint demselben mit Absicht die mehr bildliche Bedeutung beizulegen.

[2]) Vari bedeutet eigentlich Schlamm, Erde.

die andere wie ein Walfisch gestaltet ist. Er wohnt in *Te-papa-rairai* oder „dem dünnen Lande". Sein menschliches Auge ist nach Einigen die Sonne, das andere (das Walfischauge) der Mond. Sie gehen auf und nieder durch zwei in dem oberen Ende der Nuss befindliche Oeffnungen und beleuchten in wechselnder Ordnung die Oberwelt und Avaiki.

Nach *Vātea* schuf die grosse Mutter zunächst *Tinirau*, den „Unzähligen" [1]). Er wohnt auf *Motu tapu*, der „heiligen Insel" und herrscht über die Fische. Den Stoff zu diesen beiden nahm sie aus ihrer eigenen rechten Seite. Aus anderen Stücken, die sie ihrer linken Seite entnahm, bildete sie nacheinander *Tango*, „den Erhalter", der in dem Lande der rothen Papageifedern (Enua-kura) wohnt, *Tumuteanaoa*, „das Echo", das in den hohlen, grauen Klippen wohnt (*Te-pārai-tea*) und *Raka*, „die Unruhe", der über die Winde herrscht und in *Moana Irakau*, „dem tiefen Oceane", wohnt. Schliesslich, als die grosse Mutter merkte, dass ihre linke Seite mehr geschädigt, war als die rechte, entnahm sie der letzteren noch ein sechstes Kind, die Tochter *Tu-metua* („die an der Mutter sich festklammernde"). „*Tu*" wurde das Lieblingskind ihrer Mutter und lebt bei ihr unten im „stummen Lande".

Vātea sieht im Traume ein weibliches Wesen, *Papa* genannt, die seine Gattin wird und ihm Zwillingssöhne schenkt, *Tangarōa* und *Rongo* [2]). Dies waren die ersten Geschöpfe in vollkommener Menschengestalt. Danach gebar sie *Tonga-iti* (der unter dem Namen *Mata-rau*, „der Zweihundertäugige", auf den Hervey-Inseln verehrt wird), *Tangiia* und *Tane-papakai* (= „Tane, der Nahrungsmittel aufhäuft"). Von diesen fünf Söhnen des *Vātea* ist *Tangarōa* der begabteste, weshalb der Vater ihm all sein Gut zuwenden will. Die Mutter zeigt das Gefährliche dieses Verfahrens, indem sie *Vātea* daran erinnert, dass sie als die Eltern in solchem Falle nichts anrühren dürften, was dem *Tangarōa* als dem Aeltesten gehöre. Da wurde denn das Gut so getheilt, dass alles Rothe auf Erden dem *Tangarōa*, alles Uebrige dem *Rongo* zufallen solle. Es war klar, dass *Tangarōa* bei solcher Theilung zu kurz kommen musste. Da sich nun aber unter allen Varietäten der Tarowurzel und der Banane von jeder eine rothe fand, so erhielt er diese und ausserdem die rothblätterige Kastanie, eine Art Yam, eine Art der Cocosnuss, vier Arten rothe Fische und den Hummer. Ausserdem werden alle blonden Menschen als *Tangarōa's* Kinder betrachtet.

Der schwarzhaarige *Rongo* hat drei Söhne (oder Tochtersöhne), *Rangi*, *Mokoiro* und *Akatauira*, von denen namentlich der erstgenannte berühmt ist, weil er zuerst auf den Gedanken kam, Mangaia oder Auau, wie die Insel damals noch hiess, aus der

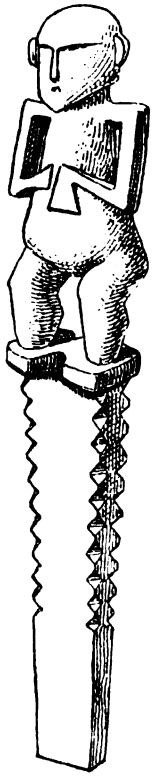


Fig. 14. „Bild des Tangarōa" in Holz. Tahiti. *Basel*, Missionshaus Nr. 1122. — (1/6.)

Unterwelt heraufzuziehen, und alsdann diese Grossthat mit Hilfe seiner Brüder wirklich ausführte. Allein, wie alle Dinge aus Leib und Seele bestehen, so auch diese Insel, und als ihr Leib an die Oberfläche des Meeres gezogen war, blieb ihre Seele, *Akatautika* („die wohl Abgewogene", „Gesetzte"), wie die Priester sie nannten, in Avaiki zurück. *Rongo's* drei Söhne sind die ersten Bewohner der oberen Insel [1]). Der Vater bleibt als Gott der Nacht und des Krieges auf der unteren Insel wohnen.

[1]) *Tinirau* bedeutet eigentlich „vierzig Millionen" (tini = 200.000, rau = 200). Gill, a. a. O., pag. 95.

[2]) Tangarōa heisst im Tahitidialect Taarōa und aus Rongo wird Roo oder O Rō, unter welchem Namen er in den Reisebeschreibungen am häufigsten vorkommt.

[1]) Gill, a. a. O., pag. 19, hält für möglich, dass sie wirkliche Menschen, Häuptlinge der ersten Einwanderer waren.

Missvergnügt über diese Theilung des Besitzes, hat *Tangarōa* Auau verlassen und eine neue Heimat gesucht, die er endlich auf Rarotonga und Aitutaki findet. Nach seinem Abzuge von Auau erhielt die Insel ihren neuen Namen Mangaia, d. h. „Friede".

Die Verehrung *Tangarōa's* erstreckt sich über ganz Polynesien; am höchsten ehrt man ihn auf den Hervey- und Tubuai-Inseln und auf Tahiti, wo er als der vornehmste aller Götter gilt. Die sich auf ihn beziehenden Mythen verändern sich auf den verschiedenen Inselgruppen und es scheint, als ob er nur noch erwähnt, dass er in den zehn Himmeln herrscht, wohin die Geister der im Kampfe gefallenen Menschen kommen.

Denen, welche eines natürlichen Todes sterben, weist der Mythus einen anderen Aufenthalt an. Ihre Geister gehen in die Unterwelt, nach Avaiki. Dort leben sie unter der Herrschaft *Tikis,* des Königs des unterirdischen Paradieses. Auf Rarotonga, Tahiti und Neuseeland glaubt man, er sei der erste Mensch gewesen[1]). Er ist der Urtypus einer ganzen ansehnlichen Gruppe göttlicher Wesen, die alle Menschen

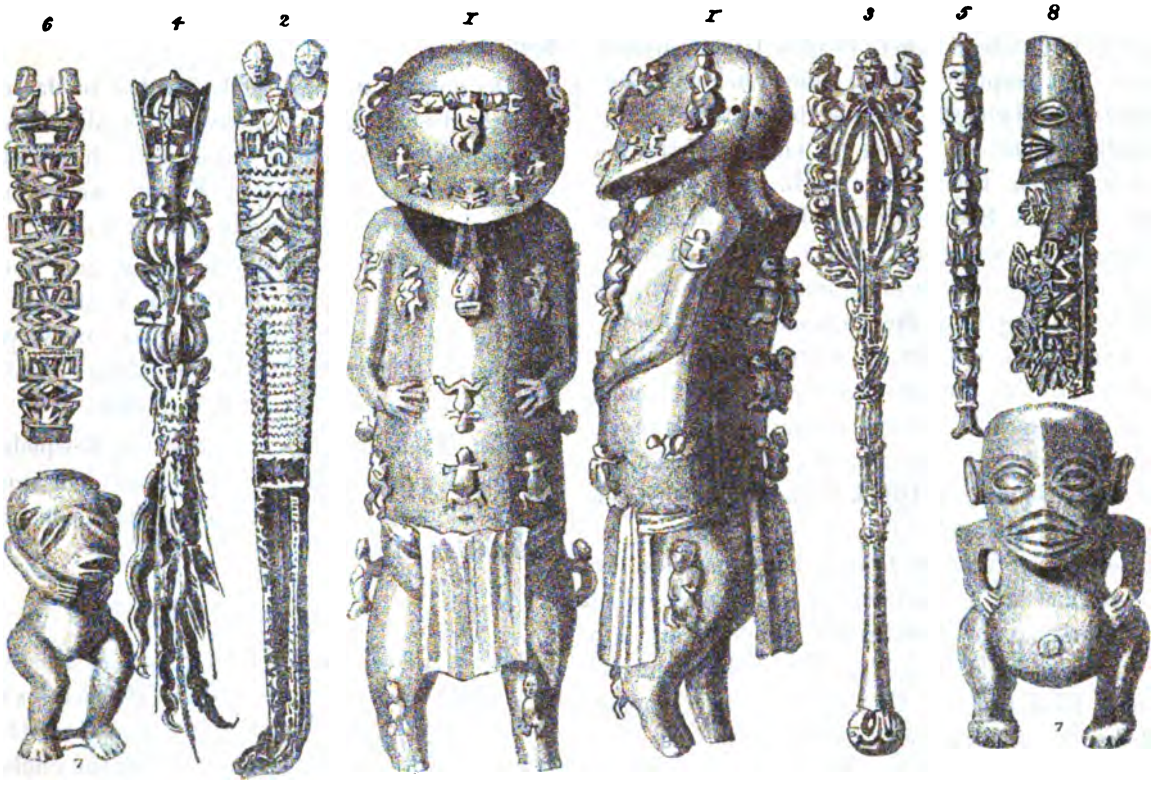


Fig. 15. Ellis, *Polynesian Researches.* London 1829. Bd. 2. Titelbild. Erklärung a. a. O., pag. 220 u. 221. 1. u. 3. Tangarōa, 2. Rongo's drei Söhne, 5. Rongo und seine Söhne, 6. Götzenbilder an einem Canoe von Huahine, 7. Oromatua, Götze von den Hervey-Inseln. 4. u. 8. von Ellis sonst nicht erklärt; beide wahrscheinlich Tangarōa; vergl. unten.

an einigen Orten mit *Vātea* verwechselt wird. Seine Abkömmlinge sind Götter niederen Ranges und heissen *Tangarōa's* Kinder. Es heisst auch, dass er die Welt erschaffen und die Menschen aus seinem Rücken hervorgebracht habe. Nach einer anderen Version hat er sie aus rother Erde gebildet. Auch heisst es von ihm, dass er sich in ein Boot verwandelt und die Menschen über das Meer geführt habe. Von den unzähligen Mythen über ihn[1]) sei gewesen und nach dem Tode zu Göttern erhoben sind, die indessen im Range noch unter den obgenannten eigentlichen Göttern stehen, welche mit einem gemeinschaftlichen Namen *Atua* genannt werden. Die *Tiki,* als eine besondere Classe von Göttern betrachtet, sind also die abgeschiedenen Geister der Vorfahren, denen göttliche Verehrung gewidmet wird. Sie sind die Schutzgeister ihrer sie überlebenden Angehörigen und werden durch Bild-

[1]) Ausführliche Mittheilungen über ihn findet man bei Waitz-Gerland, VI, pag. 231 ff.

[1]) Nach Anderen war Rangi der erste Mensch. Wyatt Gill, a. a. O., pag. 114.

werke geehrt, in welchen sie bei gewissen Gelegenheiten ihre Wohnung nehmen. Diese Bilder sind mannigfacher Art, von den kolossalen steinernen Statuen auf der Osterinsel, bis zu den kleinen Figuren aus geschliffenem Nephrit, die der Maori bei sich trug.

Der eigentliche ursprüngliche *Tiki*, der König in Avaiki, empfängt, wie bereits gesagt, in seinem unterirdischen Reiche die Geister der eines natürlichen Todes gestorbenen Menschen. Ihr Loos wird auf verschiedene Weise geschildert. Nach der Vorstellung Einiger werden sie von *Tiki* aufgefressen und vernichtet; Andere glauben, dass sie, nachdem sie harte Prüfungen bestanden, einer ewigen Glückseligkeit geniessen, die hauptsächlich in einer reichlichen Befriedigung aller Leibesbedürfnisse besteht.

Auffälligerweise wird *Tiki* an einigen Orten als weibliches Wesen betrachtet, z. B. auf Mangaia. Dort ist *Tiki* die Schwester des *Veêtini*, des ersten Menschen, der natürlichen Todes gestorben ist [1]). Sie sitzt an der Schwelle eines langen Hauses unten in Avaiki und empfängt die abgeschiedenen Geister, jedoch nur solche, die ihr ein Opfer bringen. Wer ihr nichts mitbringt, muss ewig draussen stehen in Regen und Finsterniss, zitternd vor Kälte und Hunger, was um so härter für ihn ist, als er die ganze Zeit sehen muss, wie die vom Glück Begünstigten drinnen ihres Daseins froh sind.

In Betreff der *Tiki* zu bringenden Opfer und der bei Todesfällen zu beobachtenden Trauerceremonien hatte *Veêtini* genaue Vorschriften gegeben, als ihm gleich nach seinem Tode in Folge der herzzerreissenden Klagen seiner Eltern und seiner (damals noch lebenden) Schwester [2]) erlaubt wurde, dieselben auf einen Tag zu besuchen. Die Opfer mussten in Nahrungsmitteln bestehen, welche mit dem Todten begraben wurden. Da die Begräbnissweise in Mangaia darin bestand, dass die Leichen in tiefe Höhlen versenkt wurden (es gab deren eine für die Vornehmen, eine für das gemeine Volk), sollten die Opfer ihnen nachgeworfen werden. Sie bestanden in fünf alten Cocosnüssen, die man öffnete und deren Saft auf die Erde ausgegossen wurde. Alsdann wurde jede Nuss einzeln in Blätter und Tapa gewickelt und eine nach der anderen nebst anderer Speise in die Grube hinabgeworfen, wobei die Leidtragenden jedesmal den Namen des Todten riefen und hinzufügten: „Hier ist deine Speise, iss davon.“ War die letzte Nuss sammt Zubehör hinabgeworfen, riefen die Angehörigen: „Lebe wohl! Wir kommen nicht wieder zu dir!“ Nach rarotonganischem Brauch sollte das Opfer in dem Kopf und den Nieren eines Schweines, einer gespaltenen Cocosnuss und einer Kawawurzel bestehen.

Der hiemit abschliessende Ausflug in das mythologische Gebiet hatte den Zweck, in aller Knappheit zu zeigen, in welchem Ideenkreise die Inselvölker sich bewegten, über deren Kunst, wenn man so sagen darf, wir hier Bericht geben wollen.

Es ist unumgänglich nothwendig, zum wenigsten eine Ahnung von der poetischen Kraft zu haben, die diesen Völkerschaften unleugbar innewohnt, um die wenngleich trübe Wiederspiegelung derselben in ihrer Ornamentik richtig zu verstehen.

Ein Theil der hier angeführten Beispiele kann vielleicht gewisse Erscheinungen auf dem ornamentalen Gebiete erklären helfen, welche sonst unverständlich bleiben würden.

B. Die Ornamentik.

In den meisten ethnographischen Museen und Sammlungen findet man gewisse Basaltäxte von guter Arbeit, mit einem reich und kunstvoll geschnitzten Stiel aus Holz, dessen eigenthümliche Form für den praktischen Gebrauch absolut untauglich erscheint. Bald sind diese Stiele vierseitig, nach dem oberen Ende sich langsamer verjüngend (Fig. 16 u. 17), bald konisch (Fig. 18), bald vielkantig (Fig. 19), bald bilden sie eine Zusammensetzung aller dieser Formen, so dass ein mehr oder minder langes Stück des unteren Endes vierseitig, das übrige obere Ende rund oder vielkantig ist (Fig. 20). Bisweilen ist der Schaft unten so dick, dass man ihn kaum mit beiden Händen umspannen kann.

In solchen Fällen lässt sich die Axt auf der breiten Basis des unteren Stielendes aufstellen. Ferner findet man gleichmässig dicke, runde, vierseitige oder vielkantige Axtstiele (der Fig. 19 ähnlich, aber dünner) und von nicht grösserem Durch-

[1]) Wyatt Gill, a. a. O., pag. 170.

[2]) Sie selbst kam auf folgende Weise in die Unterwelt. Böse Geister, sogenannte Oromatua, pflegten durch den Spalt an der Westseite der Insel, wo die Sonne und die Todten in die Unterwelt hinabstiegen, heraufzukommen und Krankheit und Tod unter den Menschen zu verbreiten. Um der Wiederholung dieses Unglückes vorzubeugen, stürzte sich die schöne Tiki lebendig in den Spalt, der sich sofort über ihr schloss. Seitdem mussten die Sonne und die Todten sich einen anderen Eingang zur Unterwelt suchen, aber Tikis Absicht war gelungen; die bösen Geister kehrten nicht wieder.

messer, als dass man sie bequem fassen kann. Allein auch die so gestielten Aexte erscheinen für den praktischen Gebrauch nicht zweckmässig und die typischen, geradlinigen, geometrisch regelmässigen Schnitzereien, womit der Stiel gleich den oben genannten vollständig bedeckt ist, lassen vermuthen, dass sie nicht für gewöhnlichen, profanen Gebrauch bestimmt gewesen sind.

Aexte mit glattem, rundem, dünnem Stiel, die leicht zu handhaben sind, sieht man verhältniss-

Fig. 16. Axt von Mangaia, 45 cm hoch. British Museum. Nach Edge-Partington, Taf. 14, Fig. 2.

mässig selten. Vielleicht hat man sie neben den reich verzierten nicht für würdig gehalten, in so grosser Anzahl nach Europa gebracht zu werden. Im British Museum befindet sich eine, welche unten in einen konischen Knopf im gewöhnlichen Hervey-Stil endet (Fig. 21). Sie stammt angeblich von Raivavai in der Tubuai-Gruppe. Auch das Musée de la Marine in Paris (Louvre) besitzt etliche (Nr. 2478 und 2479), angeblich von Mangaia, aber, soweit mir erinnerlich, ohne Endknöpfe am Stiel.

Unter sonstigen charakteristischen Gegenständen von den Hervey- und Tubuai-Inseln sind, als am häufigsten vorkommend, gewisse ruderförmige Geräthe zu erwähnen, die mit Schnitzwerk zum

Fig. 17. Axt von Mangaia, 76 cm hoch. Collection Heape. Nach Edge-Partington, Taf. 13, Fig. 1.

Theil in gleichem Stil wie die Axtschäfte völlig bedeckt sind. Doch kommen in ihrer Ornamentik, wie wir weiter unten zeigen werden, auch andere Elemente zur Erscheinung. Die Endknöpfe sind ent-

weder platt und rechteckig (Fig. 22) oder umgekehrt konisch (Fig. 31) und mit mehr oder weniger stilisirten menschlichen Figuren geschmückt. Fig. 27 zeigt ein vollständiges Blatt eines solchen Geräthes, Fig. 24—26 Theile anderer ähnlicher Blätter. Uebrigens gilt von diesen paddelförmigen Geräthen dasselbe, was von den Axtstielen gesagt wird, dass wir über ihre Bestimmung vorläufig so gut wie gar nichts wissen und dass sie vielleicht ganz anderen Zwecken gedient haben, als man ihnen zuerkannt hat. Darüber weiter unten mehr.

Dieselben charakteristischen Ornamente trifft man übrigens auch auf vielen anderen Gegenständen, wie Speeren, Stäben, Trommeln verschiedener Form, auf Holzschalen und anderen Holzgefässen und auf gewissen grossen, ovalen Schöpfkellen mit langem Stiel, die möglicherweise nur als Varianten des oben genannten paddelförmigen Geräthes zu betrachten sind.

Wenn wir absehen von den unverkennbar menschenähnlichen Figuren an den Endknöpfen der sogen. Ruder.

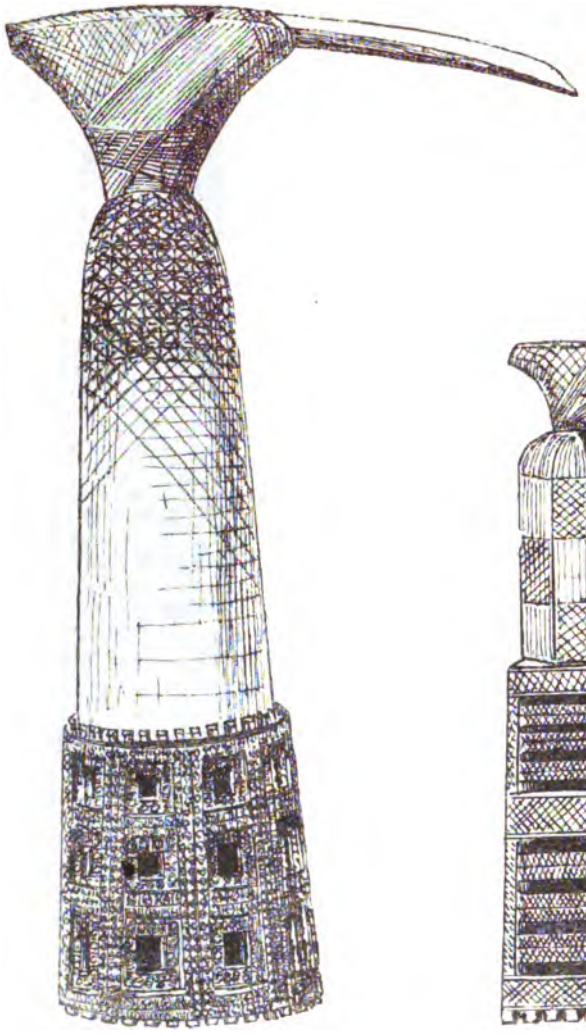


Fig. 18. Axt von Mangaia, 73·6 cm hoch. British Museum.

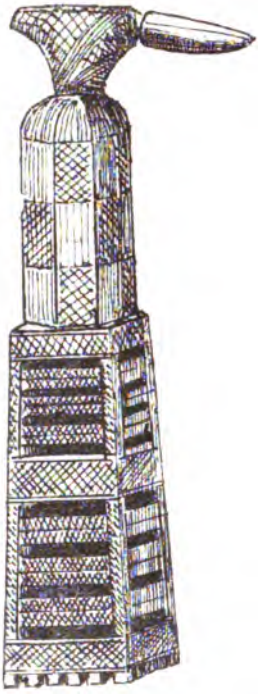


Fig. 20. Axt von Mangaia, 39·4 cm hoch. British Museum.

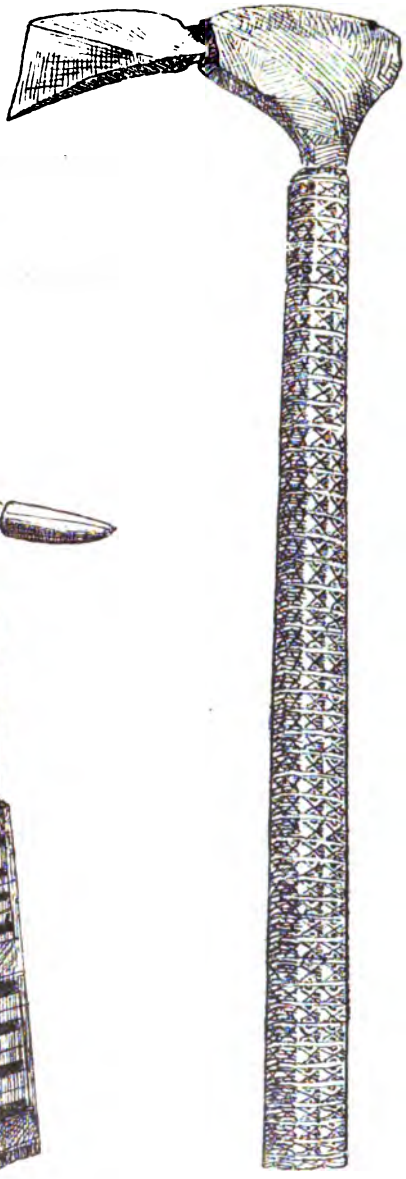


Fig. 19. Axt von Mangaia, 81·3 cm hoch. Collection Heape.

Alle drei nach Edge-Partington, Taf. 14.

Schöpfkellen und Stäbe (Fig. 30—39, 42, 43) oder an den Trommeln und ihren Spannklötzen (Fig. 40, 41), so finden wir auf sämmtlichen oben angeführten Gegenständen eine Ornamentik, die sich aus wenigen einfachen Elementen zusammensetzt.

So finden wir z. B. an den Stielen der Aexte zunächst das schon erwähnte geradlinige Ornament, das, scheinbar nur aus regelmässigen, quadratischen

oder rhombischen Vierecken bestehend, den Eindruck eines Netzwerkes von viereckigen Maschen macht. Es wird technisch durch Combinationen triangulärer Einschnitte gebildet, die je durch einen scharfen Grat getrennt, paarweise beisammen stehen und von kreuzweise laufenden glatten Bändern (der nicht geschnitzten Holzfläche) geschieden werden (Fig. 48 *c* und 51). Oftmals weichen die sich kreuzenden Bänder auseinander und so entstehen durch scharfe Grate verbundene Zickzackbänder (Fig. 44, 45, 48 *a* und 50).

Nicht selten wird das Ornamentsystem durch tiefe Furchen oder gar durch quer durch das Holz gehende rechteckige Löcher unterbrochen, wodurch Verstümmelungen entstehen (Fig. 48 *b*, 49), die auf den ersten Blick als neue Ornamentformen erscheinen, bei näherer Prüfung aber als Fragmente schon bekannter Formen erkannt werden. Fügen wir diesen einfachen Elementen ein seltener vorkommendes System hinzu, welches in Reihen gleichseitiger Dreiecke besteht, welche dergestalt geordnet sind, dass die Spitze jedes einzelnen Dreiecks in die Basis des nächsten hineinragt (Fig. 53), so ist damit die geradlinige Ornamentik des Axtstieles, so viel ich weiss, vollständig charakterisirt. Es liesse sich allerdings denken, dass auf dünnen, cylindrischen Axtstielen

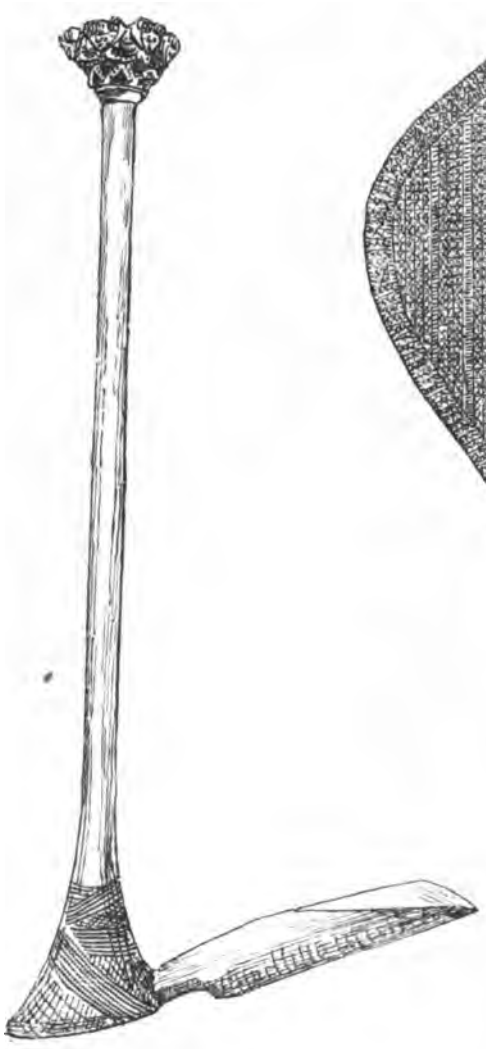


Fig. 21. Axt von Raivavai, 61 cm lang. British Museum.
Nach Edge-Partington, Taf. 14, Fig. 4.

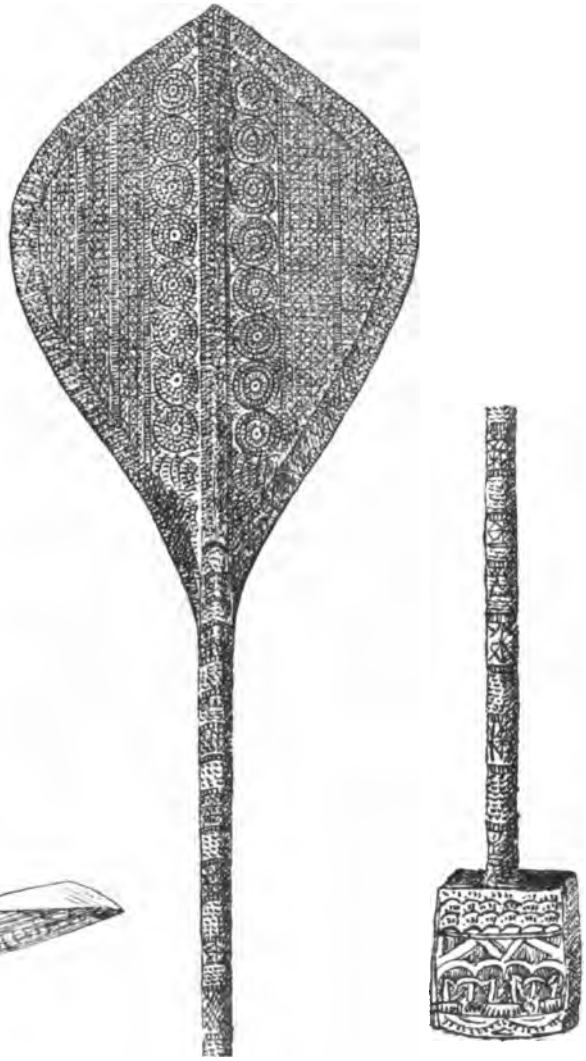


Fig. 22. „Paddel" von Raivavai, 122 cm lang. Collection Heape.
Nach Edge-Partington, Taf. 7.

die geschilderten geradlinigen Ornamente mit halbmondförmigen Einschnitten abwechseln, wie dies öfters auf den Schäften der „Paddel“ vorkommt; mir ist jedoch kein Beispiel davon bekannt.

Darstellungen deutlicher Menschenfiguren können auf Axtstielen nur an solchen konischen Endknöpfen vorkommen, wie bei Fig. 21.

Auf den paddelförmigen Geräthen dagegen wird das Vorkommen menschlicher Figuren zur Regel, sei es, dass dieselben in mehr oder minder starkem Relief ausgeführt sind, wie z. B. an den umgekehrt konischen Endknäufen oder, wie dies bei den rechteckigen Knäufen der Fall ist, lediglich durch Eingravirung in die plane Fläche hergestellt werden. Gleichzeitig mit den hier beschriebenen geradlinigen Ornamentformen erscheinen an diesen Geräthen sowohl am Stiel wie am Blatt (Fig. 24) eine Art

Fig. 23. Haifischzahn *(Nio mango)*.

halbmondförmiger Einkerbungen, die gewöhnlich in Reihen zusammenstehen und durch einen scharfen Grat von einander getrennt sind. Bald sind sie derartig gruppirt, dass die concaven Seiten einander zugewendet stehen (Fig. 26), bald stehen die convexen Seiten einander gegenüber (Fig. 69). Ein anderes Ornament des genannten Geräthes, das an Axtstielen niemals vorkommt, besteht in concentrischen Ringen, die theils aus gezahnten, theils schlichten Kreisen gebildet werden (Fig. 25—28). Gezahnte Linien (Fig. 23) trifft man z. B. an den „Paddel“-Blättern als Begrenzungslinien der einzelnen Felder und ebenso an den Rändern der Blätter. Sie werden überhaupt gern verwendet, wo man eines Einfassungsornamentes bedarf. Es ist ohne Zweifel das Ornament, welches Wyatt Gill „Haifischzahn“ nennt (nio mango), und zwar ist dies um so wahrscheinlicher, als es unter demselben Namen auf den Marquesas-Inseln vorkommt [1]). In der Hervey-Ornamentik tritt es äusserst selten in Gestalt sich kreuzender Linien auf, welche ornamentfreie Vierecke umrahmen, so z. B. auf einer langen Lanzenspitze im Museum zu Boulogne.

Fügen wir zu den schon genannten Ornamenten noch die im westlichen Polynesien so häufig vorkommenden parallelen Zickzacklinien, die bisweilen mit geraden abwechseln, so ist damit der ganze Vorrath der linearen Ornamentikelemente dieser Inseln buchstäblich erschöpft.

In Betreff der Gruppirung der hier beschriebenen ornamentalen Elemente ist zu bemerken, dass sie auf den Blättern der „Paddel“ in viereckigen Feldern (Fig. 24) oder in parallelen Bändern (Fig. 25 und 26) angeordnet sind. Nur in seltenen Fällen findet man sie in Dreiecken zusammengestellt, wie auf dem Blatt der „Paddel“ Fig. 27. Die concentrischen Muster sind da, wo sie, wie auf den Blättern der „Paddel“ und auf der viereckigen Holzplatte (Fig. 28), grössere Flächen bedecken, meist in Reihen gruppirt.

Einige ganz besondere Ornamentformen, die von den bisher geschilderten völlig abweichen, werden am Schlusse dieser Abhandlung speciell behandelt werden.

Es verdient Beachtung, dass diese in ihren Combinationen recht complicirten Ornamente mit einem so einfachen Geräth, wie dies ein Haifischzahn ist, geschnitzt sein sollen. Die Holzart ist angeblich „*Pua*“ (Fagraea Berteriana) [1]), einer der heiligen Bäume Polynesiens aus der Familie der Loganiaceen.

Wir werden nun sehen, dass zwischen allen verschiedenen Elementen in der Ornamentik der Aexte und paddelförmigen Geräthe ein organischer Zusammenhang besteht, welcher zeigt, dass sie alle miteinander von demselben Prototyp, nämlich von einer menschlichen Figur herzuleiten sind.

Wir gehen aus von den paddel- und schöpfkellenförmigen Geräthen, an welchen die ornamentalen Elemente sowohl in ihrer ursprünglichen Reinheit, als auch in allen Stufen der Stilisirung vorkommen. Auf den Aexten finden wir sie hingegen nur in ihren äussersten Entwicklungsformen.

---

[1]) W. Gill, Jottings from the Pacific, pag. 223. „The fine-pointed pattern is known as the sharks teeth pattern (nio mango)“, von *nio* = Zahn, *mango* = Hai. In der Ornamentik der Marquesas-Insulaner heisst dasselbe Ornament „niho peata“ (niho = Zahn, peata (l. piata) = Hai) und bezeichnet in der Tätowirungs-Ornamentik die Verpflichtung, zu tauchen, um Haifische zu fangen. (Tilesius a. a. O. Pölitz, Jahrb. 1828, 2, pag. 157, 159 u. 160). Langsdorff (Reise um die Welt. I. Taf. IX, Fig. 6 u. 7) bedient sich in der Erklärung der Tafeln desselben Namens und fügt hinzu: „Diese einfache Figur wird bald hier, bald dort als Verschönerung und Ausfüllung einer Lücke angebracht und auf mancherlei Weise in der Zusammensetzung verändert.“

[1]) W. Gill, Jottings etc., pag. 189 ff. u. 223.

Die beiden erstgenannten Geräthe bestehen aus einem Stiele mit entweder flachem, rechteckigem oder umgekehrt konischem Knauf und einem platten, umgekehrt eiförmigen Blatt (s. Fig. 22 und bez. der Form des Blattes Fig. 27). Auf den flachen Knäufen, die in der Regel etwa 15 cm breit, 10 cm hoch und 2 cm dick sind, findet man eine oder zwei Reihen menschlicher Figuren angebracht, in jeder Reihe weilen auf dem Kopfe eine Art Krone darstellt. Die Finger sind stets durch zahnförmige Einkerbungen angedeutet. Was ausserdem bei diesen menschlichen Figuren in die Augen fällt, sind die stets vorhandenen spitzigen Brüste, die deutlich auf einen weiblichen Typus hinweisen. Die hockende Stellung, welche an die *upa-upa*-Tänze der Tahitier und an die *hula-hula* der Marquesaner und Hawaiier erinnert,

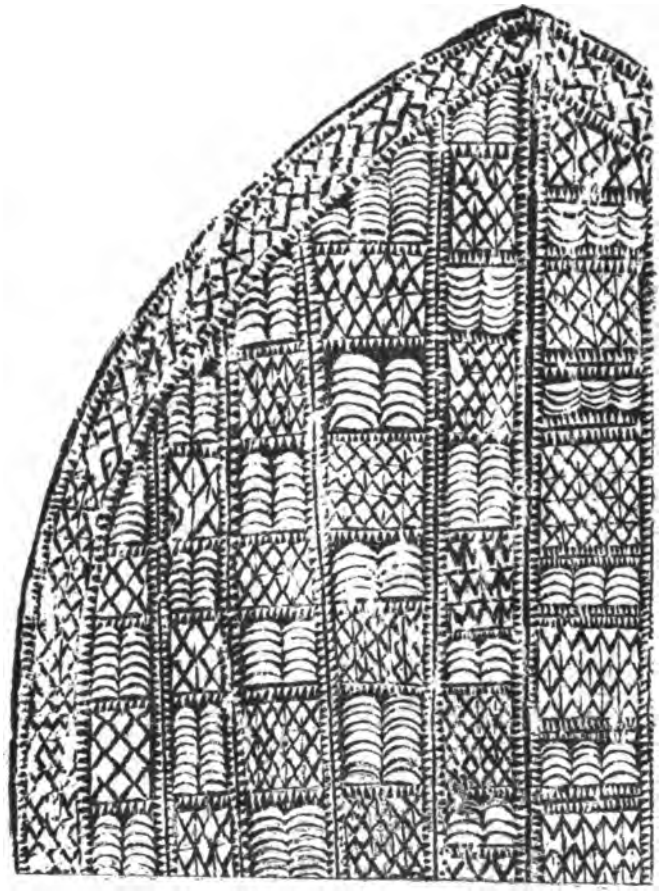


Fig. 24. Theil von dem Blatt eines paddelförmigen Geräthes mit viereckigem Stiel und plattem Knopf. (2 Figuren ähnlich der Fig. 33.) Nach Abreibung vom Original. *Neuchâtel.* — ($^1/_2$.)

2—5. Ist der Stiel vierseitig, so wiederholen sich die Figuren bisweilen auf den Seitenflächen, aber gewöhnlich (bei den runden Stielen immer) findet man an denselben nur dieselben Linienornamente, wie auf den Blättern der Paddel.

Ein charakteristischer Zug dieser menschlichen Figuren ist der, dass sie immer hockend, mit gespreizten Beinen und emporgehobenen Händen dargestellt zu werden pflegen (Fig. 29). Ferner sind diese Figuren stets mit dem sogenannten „Haizahnmuster" verziert, das bald eine Art Halskragen bildet, bald längs der Arme und Beine herabläuft und bisdürfte, so viel man weiss, keine besondere Bedeutung haben.

Werden diese Figuren auf umgekehrt konischen Endknäufen angebracht, dann erleiden sie natürlicherweise einige den Anforderungen der Form entsprechende Veränderungen. Am deutlichsten sind diese typischen Figuren an dem Knaufe eines paddelförmigen Geräthes in der Sammlung des Generals Pitt Rivers [1]), jetzt in Oxford (Fig. 30), wo die

[1]) Lane Fox, Catalogue of the Anthropological Collection, London 1877. Nr. 551, Pl. VIII, Fig 7. General Pitt Rivers führte bekanntlich früher den Namen Lane Fox.

vier Gestalten mit den Rücken gegeneinanderstehen und vollständig *à jour* ausgearbeitet sind. Die Arme sind zu Bogen zusammengeschmolzen, welche die Körper miteinander verbinden. Die Beine sind, wie die flüchtige Skizze (p. 37) veranschaulicht, bedeutend reducirt, behalten aber die charakteristische Stellung. In der an diesen konischen Endknäufen am häufigsten vertretenen Form sind die Figuren mit grossen, im Relief geschnitzten Köpfen, mit grossen, runden, hervorstehenden Augen ausgestattet, wie bei Fig. 31. Die Augen, welche auf dieser Figur mit einer doppelten Querreihe von „Haizähnen" verziert sind, pflegen sonst durch concentrische Ringe dargestellt zu sein, die je nach der Grösse der Augen aus einem oder aus mehreren Kreisen von abwechselnd gezahnten und nicht gezahnten Linien gebildet sind. Fig. 32 zeigt in schematischer Zeichnung ein solches Antlitz in seiner einfachsten Form.

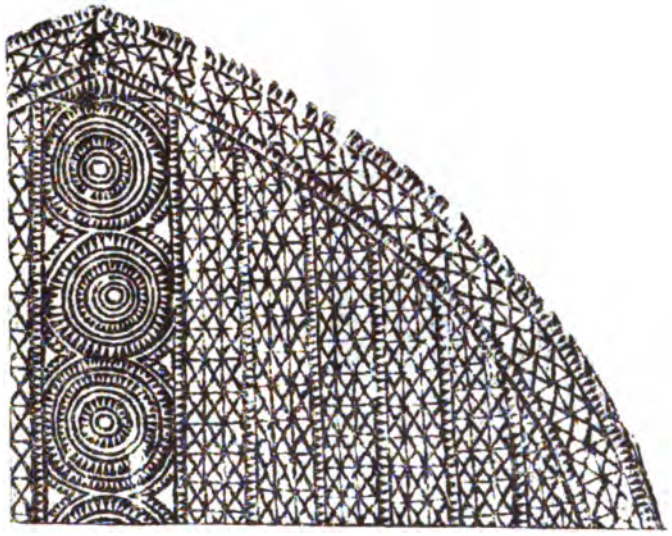


Fig. 25. Theil von dem Blatt eines paddelförmigen Geräthes mit konischem Knauf (10 Figuren). „A Paddle from Tahiti, made by natives of Raivavai." Capt. Beecheys Coll. *Oxford*, Ashmolean Museum. Abreibung. — (1/2.)

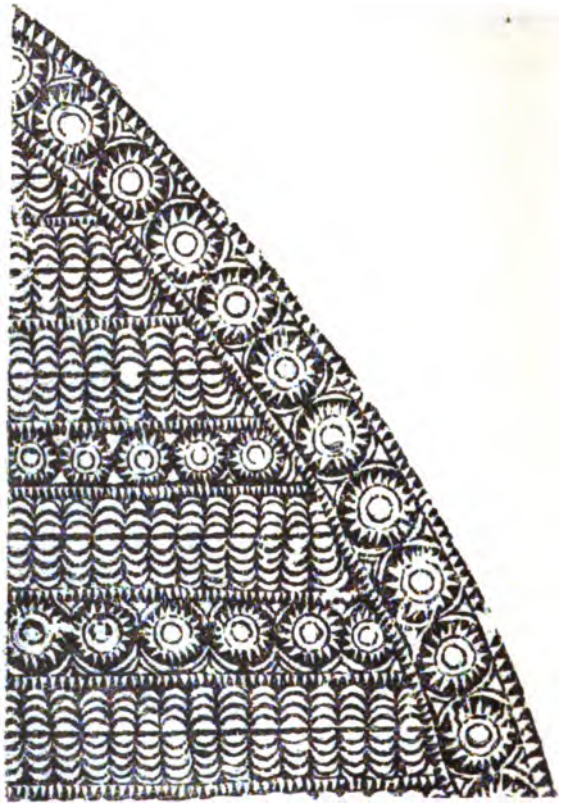


Fig. 26. Theil von dem Blatt eines paddelförmigen Geräthes mit rundem Stiel und plattem Knopf. *Turin*, Armeria reale 712. Nach einer Abreibung. — (1/2.)

Diese concentrischen Haizahnmuster (Fig. 25 u. 32), die wir fortan „Augenmuster" nennen wollen, bilden, wie schon gesagt, die gewöhnliche Ausschmückung sowohl der Blätter, als auch der Stiele der paddelförmigen Geräthe. Um noch einmal auf Fig. 31 zurückzukommen, so sehen wir, wie die Arme ebenso wie bei Fig. 30 zusammenfliessen. Figuren mit freien Armen und Händen habe ich an konischen Knäufen niemals gesehen, selbst nicht bei solchen, die, wie es bei besonders grossen Endknäufen bisweilen vorkommt, *à jour* geschnitzt sind. Die Beine mit den bogenförmigen Oberschenkeln sind leicht zu erkennen, wohingegen die Unterbeine durch die Form des Knopfes bedingt, etwas anders geformt erscheinen, wie diejenigen, die auf einer planen Fläche geschnitzt sind. Die spitzigen Brüste sind bei allen Figuren deutlich zu erkennen. Ein einziges Mal habe ich eine Art hermaphroditischer Entwicklung gesehen (Fig. 33) bei einer der acht Figuren an einem konischen Knaufe eines paddelförmigen Geräthes in der ethnographischen Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums zu Wien. Dies ist eine einzig dastehende Ausnahme und vielleicht ein Zufall. Die spitzen Brüste sind bei dieser Figur ebenso deutlich, wie bei den anderen sieben Figuren desselben Knaufes und wie sie es bei den hier in Frage stehenden Figuren überhaupt zu sein pflegen. Den erhöhten Grat, welcher an den meisten übrigen Figuren der platten Endknäufe das Feld zwischen den unteren Extremitäten senkrecht in zwei Hälften theilt, und auf den die hockende Figur gleichsam

sich zu stützen scheint, betrachte ich als eine weitere Ausbildung, vielleicht nur, um den leeren Raum zu füllen des durch die beiden Seitenschnitte entstandenen

Bei Fig. 29 sehen wir die Hände und Kniee zweier nebeneinander hockender Figuren zusammenfliessen. Diese Tendenz zum Zusammenfliessen ist

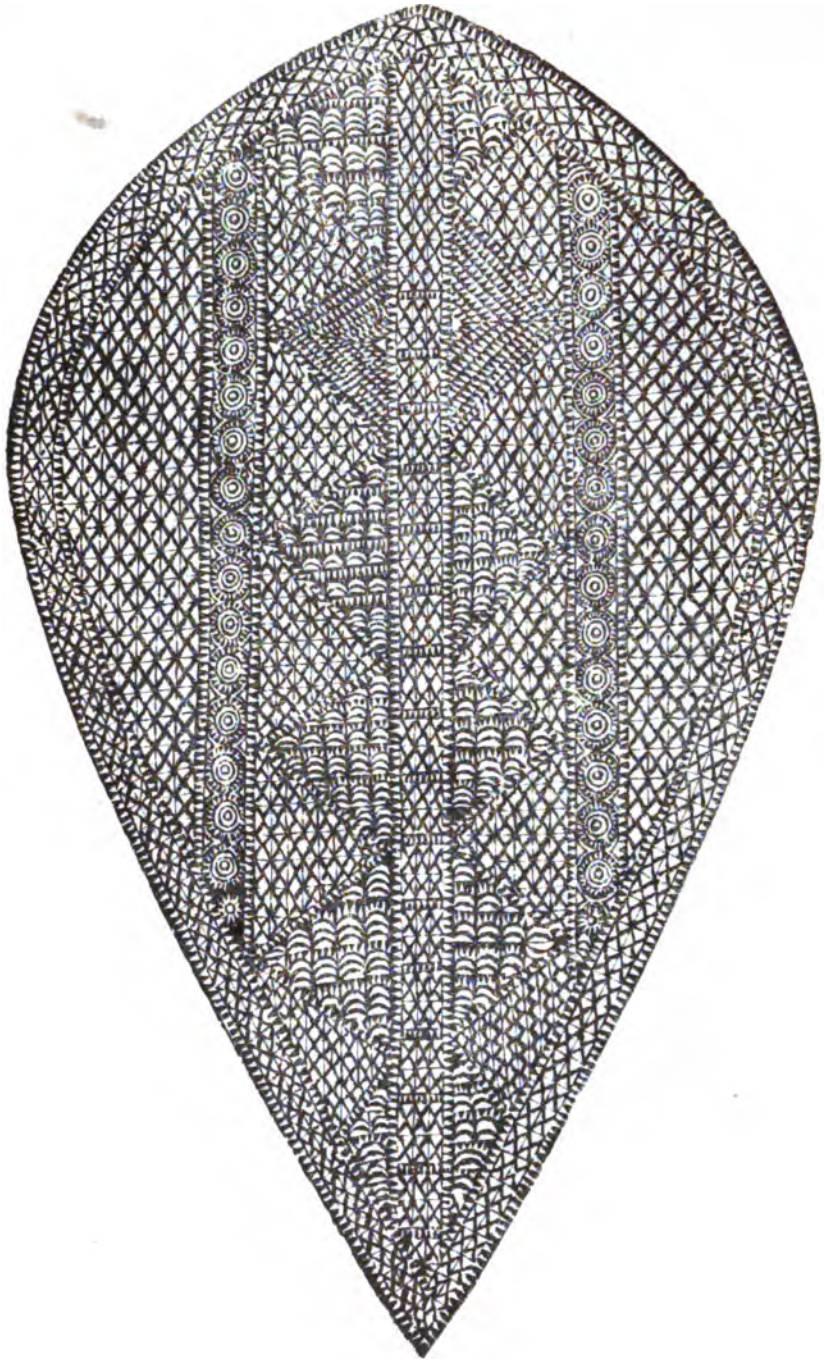


Fig. 27. Die flache Rückseite vom Blatte einer winkelförmig gebogenen „Paddel". *Wien*, Inv.-Nr. 464. Länge des Blattes 37·5 cm. Nach einer Abreibung. — (1/2.)

Rückens. Die Erscheinung, dass sie bei einigen Beispielen, wie Fig. 40 und 41, unten in zwei oder drei Spitzen enden, weiss ich aus Mangel an Zwischenformen nicht mit Sicherheit zu erklären.

für diese ganze Ornamentik charakteristisch. Bei Fig. 34, auf dem Knopfe eines paddelförmigen Geräthes im Wiener Museum (drei Figuren in der Reihe), sehen wir in der Hauptsache dasselbe Motiv

wie bei Fig. 29; nur sind die Hände hier frei und die Gesichter mit Hilfe des Haizahnmusters stilisirt. In dem Felde unterhalb der Figuren sehen wir halbmondförmige Linien, die mit gleichfalls bogenförmig zusammengestellten Haizahnmustern abwechseln. Wir werden dieses Muster weiter unten erklären. Ein Paar eigenthümlich stilisirte Formen derselben menschlichen Figur finden wir an den schmalen Seitenflächen desselben Knaufes, den wir hier unter Fig. 35 und 36 vorlegen, da sie im Uebrigen keinen bestimmten Platz in der Entwicklungsserie einnehmen. Bei beiden ist das Gesicht noch mehr verbildet. Die emporgehobenen Hände sind, besonders bei Fig. 36, noch wohl erkennbar. Die Brüste sind bei Fig. 35 verschwunden, bei Fig. 36 dagegen vorhanden. Quer über die Figuren zieht ein gerades Querband und unterhalb desselben sieht man einen bogenförmigen Schenkel; die bei Fig. 35 noch deutlich getrennten Unterbeine sind bei Fig. 36 zu einem einzigen verschmolzen.

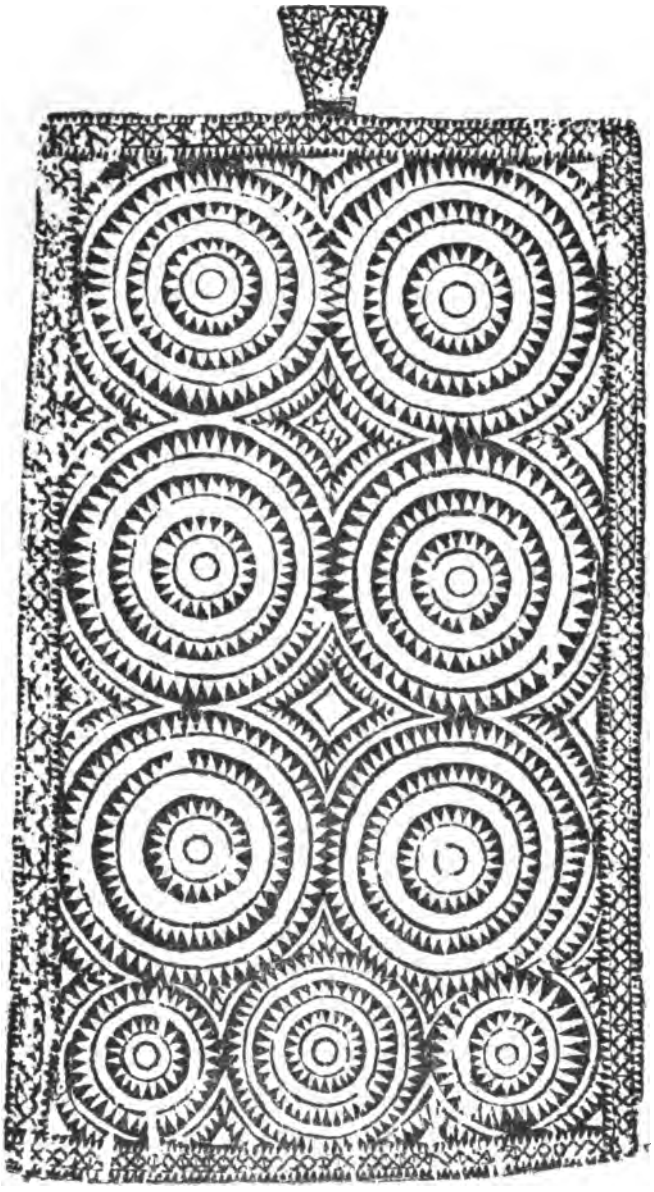


Fig. 28. Auf beiden Seiten geschnitzte Holzplatte. (Länge 31·4 cm.) Raivavai, Tubuai-Inseln. British Museum (Christy Coll. 9217). Abreibung.

Bei Fig. 37 finden wir denselben Typus wie bei Fig. 29. Die wichtigste Modification besteht darin, dass die bogenförmigen Haizahnmuster in dem unteren Felde hier durch einfache Bogenlinien ersetzt sind.

Eine besonders interessante Entwicklungsserie finden wir an den beiden Hauptseiten des Endknaufes einer „Paddel“ im Wiener Museum (Inv.-Nr. 9770). Auf der einen Seite (Fig. 38) haben wir zu oberst eine Reihe von fünf Figuren, deren Arme

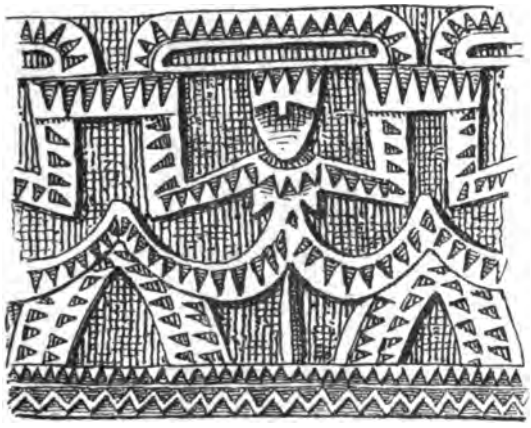


Fig. 29. Theil eines platten Endknaufes einer Schöpfkelle mit zwei Reihen Figuren, in jeder Reihe vier. (Länge 107·5 cm.) (Originalzeichnung in natürlicher Grösse.) Museum in *Basel*. (Vergl. Fig. 42 und 43.)

zu einem geraden Querbande verschmelzen, welches die Köpfe von den übrigen in allen gewöhnlichen Details erkennbaren Körpertheilen trennt. In dem unteren Felde finden wir nur die Körper, die Köpfe sind verschwunden. Auf der anderen Seite des Knaufes (Fig. 39) finden wir in dem oberen Felde dieselben Figuren wie bei Fig. 38; in dem unteren Felde dagegen nur drei Reihen halbmondförmiger

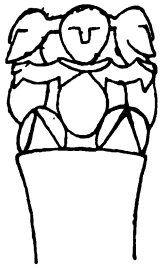


Fig. 30. Endknauf eines paddelförmigen Geräthes. Coll. Pitt Rivers Nr. 551. Raivavai.

Haizahnmuster. Vergleichen wir diese mit den in gleicher Weise geformten und verzierten Schenkeln sämmtlicher hier oben abgebildeter Figuren und sehen wir ausserdem gerade an demselben Objecte, mit welcher Leichtigkeit ein so wichtiger Körpertheil, wie z. B. der Kopf, ganz verschwinden kann, so dürfte es nicht zu gewagt sein, in dieser dreifachen Reihe bogenförmiger Linien eine dreifache Wiederholung der Linie zu erblicken, die bei den übrigen Figuren durch die an den Knieen zusammengewachsenen Schenkel entstehen. Gehen wir dann zurück zu den Fig. 34, 35 und 36 und sehen da, wie diese „Schenkelmuster“ durch einfache, halbmondförmige Rippen‘ ersetzt werden, so wird man

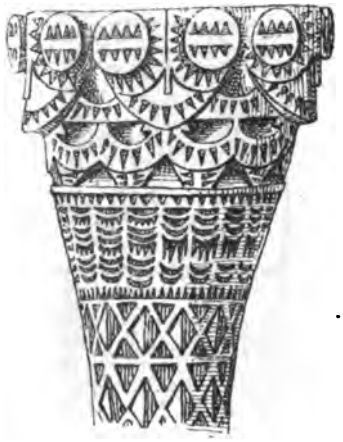


Fig. 31. Konischer Endknauf eines paddelförmigen Geräthes (1/8). *Stockholm*, Sammlung der Antiqv. Akad. 2123. 20.

zu der Annahme berechtigt sein, dass auch die vierdoppelte Reihe halbmondförmiger, einfacher Rippen in dem unteren Felde bei Fig. 37 nichts anderes ist als ein Rudiment des „Schenkelmusters“

Fig. 32.

von Fig. 39. Und in dieser einfachsten Form finden wir das Muster allgemein auf den paddelförmigen Geräthen, sowohl an dem Stiele (vergl. Fig. 31, 34—39 und 69), als auf dem Blatt (Fig. 24—27),

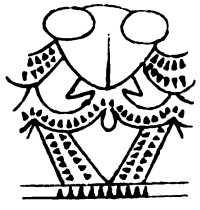


Fig. 33. *Wien*, Hofmuseum. Inv.-Nr. 16.618.

auf der Trommel (Fig. 40) und auf dem Speere (Fig. 47).

Fig. 40 ist einer reich geschnitzten Trommel im Berliner Museum für Völkerkunde entlehnt. Sie zeigt uns die Umwandlung der Extremitäten in allen ihren oben besprochenen Abstufungen. In der oberen, hier

abgebildeten Reihe (die beiden Reihen nehmen in regelmässiger Abwechslung einen grossen Theil der Trommel ein) sehen wir die Arme zu Bogen mit Haizahnmuster verschmolzen. Die Schenkel und die Schienbeine sind auf einfache, erhabene Linien

Fig. 34. Theil von dem Knaufe eines paddelförmigen Geräthes. *Wien*, Inv.-Nr. 9769. — (2/3.)

reducirt. In Folge der parallelen Stellung der letztgenannten haben sie sich mit einem gemeinschaftlichen Fuss begnügen können, der in ähnlicher Weise wie die Hände, das heisst durch drei Haifischzähne dargestellt ist. Der Rumpf ist breiter und

Fig. 35. Fig. 36.
Die schmalen Seitenflächen der Fig. 34.
Wien, Inv.-Nr. 9769. — (2/3.)

mehr gedrungen, die charakteristischen Brüste sind aber auch hier deutlich markirt. Ein neuer Zug ist, dass die gewöhnliche, erhabene, gerade Linie, die von dem Rumpfe abwärts zieht, hier in drei- und vierzinkige Gabeln endigt, die gleichfalls aus „Haizähnen" gebildet sind. Einige aufwärts gerichtete Haizähne sind ebenfalls an dem unteren Ende des Rumpfes zu finden. Die specifische Bedeutung dieser Stütze, wenn eine solche überhaupt vorhanden, ist mir nicht bekannt. Es ist immerhin möglich, dass dieselbe lediglich ein Ausfüllungsornament darstellt, da das Haizahnmuster — wie schon oben erwähnt und unten des Weiteren entwickelt werden

Fig. 37. „Paddelknauf" mit doppelter Figurenreihe, fünf in jeder Reihe. *Hamburg*, Museum für Völkerkunde, 22. — (2/3.)

soll — mit Vorliebe zu solchen Zwecken Verwendung findet. Dass wir es hier mit einem sexuellen Zug zu thun haben, ist kaum anzunehmen. Der poly-

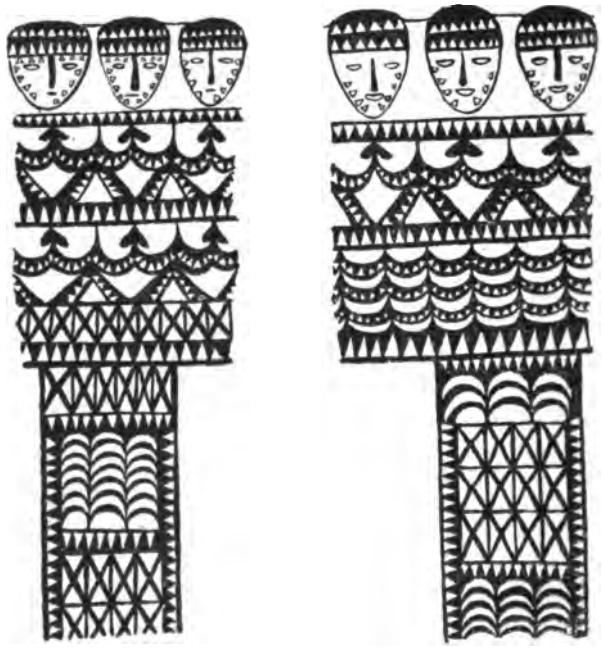


Fig. 38. Fig. 39.
„Paddelknauf", von beiden Seiten gesehen.
Wien, Inv.-Nr. 9770. — (2/3.)

nesischen Kunst standen in solchem Falle viel markantere Ausdrucksmittel zur Verfügung. — Das charakteristische Band, welches die beiden Felder

von einander trennt, übergehe ich einstweilen und wende mich zu den rudimentären Figuren in dem unteren Felde. Hier sind die Köpfe noch deutlich zu erkennen, aber sowohl die oberen als die unteren Extremitäten sind in ein System ein-

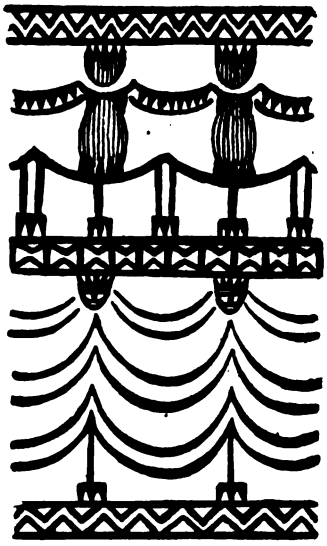


Fig. 40. Ornament einer Trommel. Länge ca. 130 cm. *Berlin*, VI, 4254. — (2/3.)

facher Bogenlinien aufgelöst [1]). Gerade unter dem Kopfe finden wir die aus dem oberen Felde bekannte dreizackige Gabel wieder. — Fig. 41 veranschaulicht das Bild auf einem der Klötze, die zum Strecken der Spannschnüre dienen. Von diesem

Fig. 41. Spannklotz der Trommel Fig. 40. *Berlin*, VI. 4254. — (2/3.)

Bilde gilt dasselbe wie von den Figuren der oberen Reihe (Fig. 40), nur sind die Arme und Beine mehr naturalistisch dargestellt und die Gabel unterhalb des Rumpfes ist hier zweizinkig. Von besonderem Interesse ist, wie wir weiter unten zeigen werden, die Form der Füsse.

Um noch einmal auf die äusserst wichtige Schöpfkelle des Baseler Museums zurückzukommen (vgl. Fig. 29), so finden wir die Breitseiten des platten

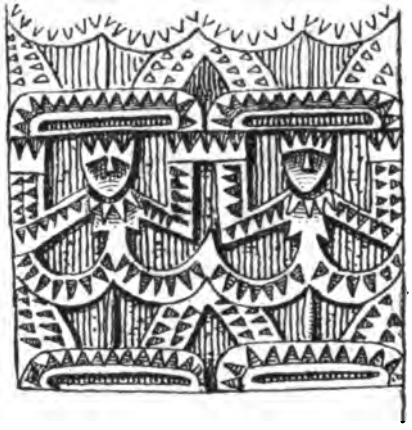


Fig. 42. Stiel einer Schöpfkelle im Museum zu *Basel*. — (1/1.)

Stieles in ihrer ganzen Länge mit Figuren bedeckt, die, je zu zwei und zwei beisammenstehend, den Figuren an dem Knaufe vollständig gleichen. Aber sogar die schmalen Seitenflächen des Schaftes zeigen ein Ornament, dem die in allen oben genannten Beispielen dargestellte menschliche Gestalt unver-

Fig. 43. Die Schmalseite des Schöpfkellenstieles im *Baseler* Museum. — (1/1.)

kennbar zu Grunde liegt. Freilich musste die Figur des beengten Raumes wegen stark reducirt und, um in das lange, schmale Feld hineinzupassen, in eine geradlinige Form gebracht werden. Allein mit der vorausgeschickten Entwicklungsserie vor Augen, muss es uns leicht werden, in der abgebildeten Partie zwei übereinanderstehende, in hohem Grade stilisirte menschliche Figuren wieder zu erkennen. Die Köpfe sind eckig und mit Haizahn-

[1]) Durch ein Versehen beim Pausen der Abreibungscopie sind die nach aufwärts gerichteten Bogenenden, die auf dem Originale eine vertikale, gratähnliche Verbindungslinie zwischen Kopf und Fussgabel bilden, weggefallen.

ornament verziert, wie wir es bei Fig. 34 und 36 sahen. Die Arme und Beine sind gleichmässig geknickt nnd strecken sich zu beiden Seiten einem Nebenmann entgegen, der zugleich das Randornament bildet. Aus Mangel an Raum, sowie augenscheinlich aus decorativen Gründen ist von den Nebenmännern nur je eine Längshälfte dargestellt. Sämmtliche Figuren sind mit dem Haizahn-

Fig. 44. Ornament an einem Axtstiel. *Turin,* Armeria reale. — (²/₃.)

muster verziert. Vergleicht man diese Figuren mit denjenigen an den Seitenflächen des „Paddelknaufes" im Wiener Museum, Inv.-Nr. 9769 (Fig. 35 und 36), so dürfte man zugeben, dass letztere, besonders Fig. 36, weit mehr stilisirt erscheinen, als Fig. 43.

Bis jetzt ist der menschliche Urtypus leicht zu erkennen gewesen, weil sich überall irgend ein Rudiment erhalten hatte, welches die Deutung un-

Fig. 45. Von einem Paddelblatt. *Stockholm,* Antiqv. Akad. 2123. 20. — (¹/₁.)

zweifelhaft machte. Schwieriger wird es, wenn Alles Ornament wird; aber auch dann erscheint bisweilen eine Zwischenform, welche den Zusammenhang mit dem Urbilde herausfinden hilft.

In Fig. 43 sehen wir die typische Figur in ein geradliniges Bild umgewandelt, dessen Extremitäten bei dem Zusammenwachsen mit jenen des Nebenmannes scharfe Winkel bilden. Noch sah man Kopf und Rumpf markirt. Auf der nächsten Entwicklungsstufe fällt der Kopf weg und der Rumpf wird zu einem scharfen Grat reducirt, der die in zwei parallele Zickzackbänder verwandelten Extremitätenreihen mit einander verbindet (Fig. 44). In dieser Form erblicken wir das Ornament sowohl auf paddelförmigen Geräthen, als an Axtstielen, Speeren, Stäben, Trommeln etc., bald grössere Flächen bedeckend, bald einzelne Streifen bildend. Wir erkennen es auf den Figuren 31, 37—40, 45, 47, 48 und 50 u. s. w. An den Axtstielen bildet es das allein vorherrschende Motiv. Die technische Herstellung veranschaulicht Fig. 45, ein Detail von einem kleinen, paddelförmigen Geräthe, dessen konischer Endknauf unter Fig. 31 abgebildet wurde. In Folge kleiner Unregelmässigkeiten in den Schnitten nnd dadurch, dass die Winkel, welche an den Ellen-

Fig. 46 a. Das obere Ende eines Stabes. Länge 111·5 cm. *München,* 727 C. — (¹/₁.)

Fig. 46 b. Detail von 46 a. — (²/₁.)

bogen und Knieen entstehen, so nahe aneinandergerückt sind, dass sie sich fast berühren, ist die Aehnlichkeit mit Fig. 44 geschmälert, aber doch bei näherer Betrachtung unleugbar vorhanden.

Würden noch Zweifel über den Zusammenhang dieses Ornaments mit den vorhergehenden Typen aufkommen, so müssen sie vor dem Ornamente des hier als Fig. 46 a abgebildeten Stabes im Münchener Museum vollständig schwinden. Zu oberst sehen wir die wohlbekannte weibliche Gestalt in zwei mit den Rücken aneinander lehnenden Figuren. Unter einem in Dreiecken zusammengestellten Hai-

zahnmuster folgt ein Zierstreifen, auf dem unser Motiv mit deutlich markirter Rumpfpartie von ungefähr gleicher Breite wie die Extremitäten auftritt. Hier ist der Rumpf also noch nicht zu einem scharfen Grat eingeschrumpft. Ebenso verhält es sich mit dem oberen Felde des folgenden breiten Zierstreifens. In dem unteren Felde tritt dieselbe Figur viel deutlicher hervor (Fig. 46 b) mit nach unten sich erweiterndem Rumpfe und mit deutlich erkennbaren Zehen von gleicher Form wie bei Fig. 41. Der Unterschied liegt nur darin, dass die Extremitäten nicht, wie dies in den oberen Ornamentreihen der Fall ist, zu Zickzackbändern verwachsen, sondern die Unterarme frei emporgestreckt sind und die Unterschenkel die gewöhnliche Tendenz, sich einwärts zu richten, zeigen. Hier kommen also auf demselben Gegenstande zwei einander nachstehende Entwicklungstadien nebeneinander zur Erscheinung!

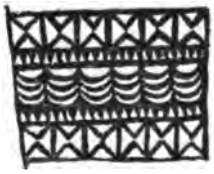


Fig. 47. Von einer Speerspitze. Museum in *Christiania*. — ($^1/_1$.)

So weit mir bekannt, ist dies in hohem Grade interessante Ornament das einzige, welches ein europäisches Museum aufweisen kann. Und es war in der That dieser Stab im Münchener Museum, der mir im Jahre 1881 den Schlüssel zum Verständniss der Ornamentik der Hervey-Inseln gab. Eine weitere Bestätigung erhielt ich bald danach durch die Schöpfkelle im Museum zu Basel, die gleichfalls in Betreff gewisser Ornamente ein Unicum ist.

Die Identificirung der folgenden Stilisirungsformen ist nun verhältnissmässig leicht. Dieselbe Form wie in der oberen Ornamentreihe des Stabes in München finden wir auf einer prächtig geschnitzten Lanze im Museum zu Christiania, wo sie mit Schenkelmuster und Haizähnen abwechselt (Fig. 47). Auf den Blättern der „Paddel" (Fig. 24, 25 und 27) finden wir sie als Füllung grosser Flächen in kleinere und grössere Felder abgetheilt, doch ist die Rumpfpartie hier immer zu einem scharfen Grat zusammengeschrumpft.

In der mannigfaltigsten Abwechslung finden wir jedoch, wie schon gesagt, dieses Ornament auf den geschnitzten Axtstielen angebracht. Ein gutes Beispiel gibt ein runder Axtstiel im Museum zu Neuchâtel, von dem das untere Ende hier als Fig. 48 abgebildet ist. Bei *a* sehen wir das Ornament etwas mehr gestreckt als bisher und die Extremitäten schwellen etwas an an den Punkten, wo sie zusammenwachsen. Bei *b* sehen wir isolirte Figuren, die durch viereckige Löcher, sogenannte „Aalbohrungen" (*ai-tuna*)[1]), getrennt sind, womit die Axtstiele sonst durchbohrt sind. Am untersten Ende wird auf dieselbe Weise eine Reihe freistehender Zapfen gebildet. Bei *c* erkennen wir wieder unser bekanntes Muster, wiewohl bedeutend modificirt und

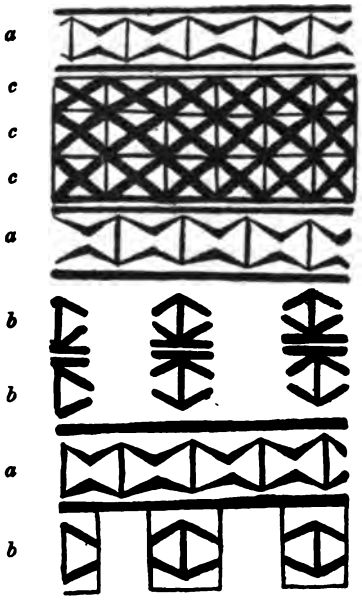


Fig. 48. Von dem unteren Ende eines runden Axtstieles. Länge 148 cm. *Neuchâtel*. — ($^2/_3$.)

auf drei Reihen vertheilt. Hier ist die Verschmelzung der Ellenbogen und Kniee so vollständig, dass die Arme und Beine zusammenhängende, sich kreuzende Linien bilden, welche regelmässige Vierecke einschliessen, innerhalb welcher indessen immer noch das Rudiment des Rumpfes erkennbar ist, der erhabene Grat, der auf Abreibecopien nur als eine schmale Linie erscheint. Die Umwandlung wird noch grösser dadurch, dass die ziemlich breiten horizontalen Linien, welche die verschiedenen Streifen zu trennen pflegen, auch ihrerseits, gleich den vertikalen Rumpfüberresten, auf scharfe, horizontale Rippen reducirt sind.

Der ganze übrige Theil des runden Axtstieles ist mit dem Muster Stadium *b* (Fig. 48) bedeckt.

[1]) W. Gill, Jottings, pag. 223.

Die Isolirung der Figuren ist hier (Fig. 49) nicht durch viereckige, sogenannte „Aalbohrungen", sondern durch parallele Längsfurchen bewerkstelligt, welche über den ganzen Schaft ziehen. Diese Furchen heissen nach Gill „Spalten" (*kavava*). Auf

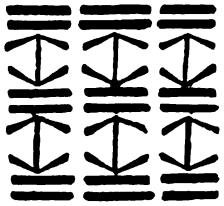


Fig. 49. Axtstiel. *Neuchâtel.* — (²/₃.)

der halbmondförmigen Fläche unter der vorderen Mündung derjenigen Rinne, in welche die Steinaxt eingefügt wird, sehen wir, wie das Ornament aussieht, wenn es einer durch krumme Linien begrenzten Fläche angepasst wird (Fig. 50).

Fig. 51 und 52 veranschaulichen die technische Ausführung dieser Ornamentik. Fig. 51 gleicht voll-

Fig. 50. Von einem Axtstiel. *Neuchâtel.* — (²/₃.)

kommen der Fig. 48*c*; Fig. 52 zeigt eine neue Entwicklungsform. Hier sind die Figuren von einander getrennt, aber die Ellenbogen und Kniee jeder Figur so zusammengewachsen, dass die Extremitäten regelmässige, freie Quadrate um den zu einem scharfen Grat reducirten Rumpf bilden. Dass bei einer

Fig. 51. Von einem Axtstiel. *Stockholm,* Antiqv.-Akad. — (¹/₁.)

solchen Verschmelzung die Unterarme und Unterbeine wegfallen, ist selbstverständlich. Auch die horizontalen Trennungslinien zwischen den Bändern sind zu erhabenen Rippen geworden.

Fig. 53 von dem unteren vierseitigen Theile einer Axt im Museum zu Chambéry zeigt dasselbe Ornament wie Fig. 49. Die Rudimente der Rumpftheile sind jedoch so verkürzt, dass die Extremitäten fast zusammenstossen und rhombische Flächen einschliessen, die durch die gewöhnlichen, hier gleichfalls verstümmelten Scheidelinien getheilt sind. Das Wiedererkennen wird dadurch etwas erschwert, dass die Figuren liegend dargestellt sind, so dass die Ueberreste der sonst horizontalen Trennungslinien zwischen

Fig. 52. Von einem Axtstiel aus hellem Holz. Länge 137 cm. *Neuchâtel.* — (¹/₁.)

den Bändern hier senkrecht stehen. In doppelten Reihen gruppirt, bildet das Muster an dem unteren viereckigen Theile des Axtstieles neue Querbänder. Zwischen jedem Paar solcher Querbänder sind zwei grosse viereckige „Aalbohrungen" angebracht, sonach im Ganzen acht auf jeder Seite des Stieles. Die Zwischenräume zwischen diesen „Aalbohrungen" zeigen eine neue Ornamentform, bestehend in Hai-

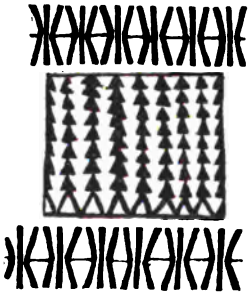


Fig. 53. Von einem Axtstiel. *Chambéry,* Nr. 521. — (¹/₁.)

zähnen, die reihenweise untereinanderstehen, so dass immer die Spitze eines Zahnes in die Basis des über ihm stehenden hineindringt. Dasselbe Ornament wiederholt sich an dem oberen achtkantigen Theile desselben Axtstieles. Im Uebrigen scheint es selten aufzutreten. Ich besitze nur eine einzige Copie eines ähnlichen Ornaments von einem runden Axtstiel in der Armeria reale in Turin (Nr. 17). Diese letztgenannte Axt soll aus Mangaia sein, diejenige von Chambéry angeblich von Tahiti.

Als äusserster Grad von Auflösung des Ornamentmotivs, mit dessen Rückbildung wir uns bis

jetzt hier beschäftigt haben, dürfte das Stadium anzusehen sein, in welchem nur das Zickzackband der Extremitätenketten geblieben und dergestalt zusammengeschoben ist, dass ihre Winkel ineinander hineinreichen, wie auf dem bereits genannten Speere in Christiania (Fig. 52) und wie in den obersten und untersten Ornamentreihen des Trommelornaments (Fig. 40). Zickzacklinien, abwechselnd mit geraden Strichen oder ohne solche, sieht man übrigens bisweilen über grössere Flächen hinziehen, z. B. auf den Blattflächen paddelförmiger Geräthe in Genf (K. 124), im Museum zu Basel etc.

Es liegt mir fern, behaupten zu wollen, dass das Zickzackornament ausschliesslich als ein Entwicklungsresultat der langen Serie, die wir hier verfolgt haben, zur Erscheinung kommt, und zwar umsoweniger, als es ein allgemeines polynesisches Motiv ist. Aber wo es inmitten einer Ornamentik

Fig. 54. Von demselben Speer wie Fig. 47.
Christiania. — (²/₃.)

auftritt, deren consequente, gesetzmässige Entwicklung offen zutage liegt, und wenn es sich ungezwungen von derselben herleiten lässt, da erscheint doch die Zusammenstellung theoretisch berechtigt. Ein Ornament kann übrigens auch verschiedenen Ursprung haben. Es geschieht oft, dass, wenn eine Entwicklungsserie sich einem bestimmten, vorher bekannten geometrischen Motiv genähert hat, sie sich auf Grund der Verwandtschaft dieses fremde Element ganz einfach einverleibt. Nachdem sich eine solche Einverleibung vollzogen hat, ist es aber keineswegs leicht zu entscheiden, welchem Gebiete ein Ornament thatsächlich seine Entstehung verdankt.

Die Geschichte eines anderen Zickzackmusters ist leichter festgestellt, desjenigen nämlich, welches wir an der langen, fein geschnitzten Spitze eines Holzspeeres im Museum zu Boulogne antreffen (Fig. 55). Nach dem, was eine etwas weniger fein ausgeführte Schnitzerei auf einer Lanze mit kolossaler, 158 cm langer, 15 cm breiter Spitze im Museum zu München (Nr. 731, C.) vermuthen lässt, muss das Ornament in Boulogne von einer Verschmelzung pfeilförmiger Schnitte hergeleitet werden, welche ihrerseits nichts anderes sind, als Abarten der bekannten Halbmonde, also „Schenkelmuster". Im Grunde fällt demnach dieses Ornament mit dem Zickzackmuster des Christiania-Speeres zusammen, weil beide auf einer Umwandlung menschlicher Gliedmassen beruhen; nur ist der Weg ein anderer. Zu dieser Entwicklungsform dürften ferner die als Fig. 65 und 67 abgebildeten Motive zu rechnen sein und weshalb nicht auch der Kerbschnitt auf der Douai-Keule (Fig. 66)? (S. d. Detailabbildung.)

Aus vorstehender Darstellung dürfte zur Genüge hervorgehen, dass ich der vorgeführten Entwicklungsgeschichte keine chronologische Bedeutung beilegen will. Wir finden auf dem uns bekannten Materiale die unter sich am weitesten entfernten Stadien der Entwicklung auf demselben Gegenstande nebeneinander. Um die älteren von den jüngeren Gegenständen zu unterscheiden, muss man sich an die technische Ausführung halten, die hier, wie überall

Fig. 55. Theil einer Speerspitze. Länge 73 cm.
Boulogne. — (²/₃.)

in der Welt, sich in dem Masse verschlechterte, als eine fremde Civilisation Boden gewann. Weniger schwierig ist es, die mit einem Haizahn geschnitzten Gegenstände von den in einer späteren Zeit mit einem eisernen Messer angefertigten zu unterscheiden. Aber auch auf letzteren hat die Ornamentik sich mit einer wunderbaren Zähigkeit behauptet, die beweist, welche starke Lebenskraft einer festgewurzelten Ornamentik innewohnen kann.

In einem Falle kann ich jedoch zeigen, welche Umwandlung unser bekanntes Urmotiv, die groteske weibliche Figur, durch modernen Einfluss erfahren hat. Im ethnographischen Museum zu Kopenhagen befindet sich ein paddelförmiges Geräth mit plattem Endknauf, der auf der einen Seite vier Frauengestalten in einer Reihe zeigt (Fig. 56), welche unverkennbar unseren ursprünglichen Frauentypus in moderner Kleidung darstellen. Die „Paddel" soll von dem Könige auf Raivavai gekauft sein und trägt den Namen ATOPA. Auf drei Figuren ist je eine Silbe des Namens eingeritzt, auf der vierten die Jahreszahl 1846. Das weist auf eine Zeit, in welcher das Christenthum bereits festen Fuss auf

diesen Inseln gefasst hatte[1]). Bei flüchtigem Ansehen könnte man glauben, die Kleidung der weiblichen Gestalten bestände in einem Rock mit weiter Jacke; da indessen eine solche Kleidung in Polynesien niemals vorkommt (die von den Missionaren überall eingeführte Frauentracht besteht in einer langen, weiten Blouse, die bis zu den Füssen frei herabfällt), ist es wahrscheinlicher, dass, was hier wie ein Rock aussieht, nichts anderes ist, als das um die Taille geschlungene Stück Zeug, „parēu", welches bis auf die Knöchel herabreicht und auf Tahiti noch heutigen Tages die alltägliche Kleidung der Frauen auf dem Lande bildet. Oberhalb der Taille erkennen wir die spitzen Brüste der ursprünglichen Figur und auf der Brust und den Armen, genau wie auf dem Grundtypus, das Haizahnmuster.

Fig. 56. Vorderseite

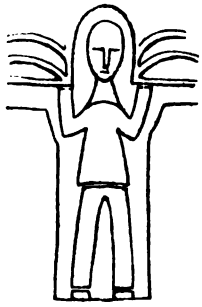


Fig. 57. Rückseite

vom Endknauf eines paddelförmigen Geräthes. *Kopenhagen*, I. e. 116. — (1/3.)

Die Körperstellung ist verändert (den Missionaren mochte vielleicht eine Stellung nicht gefallen, die an die obscönen upa-upa-Tänze erinnerte); aber die Arme sind wie auf dem Urbilde emporgestreckt. Der Frau zur Linken fehlen die Hände, bei den Uebrigen sind die Finger (3) auf die bekannte Art dargestellt. Die Gestalten sind von Haizähnen umgeben, deren Anordnung jedoch von dem Verfall des alten Stils deutlich Zeugniss gibt. Auf der Rückseite sieht man vier männliche Figuren in moderner „europäischer" Kleidung: das Hemd über dem Beinkleid. In der Verzierung des übrigen Theiles des Geräthes bemerkt man auffallenderweise keine erhebliche Abweichung von dem alten Typus. Der vierseitige Stiel ist mit dem „Augenmuster" geschmückt und das Blatt zeigt genau dieselbe Gruppirung der gewöhnlichen Motive, wie oben bei Fig. 24. Im Uebrigen lässt sich von dem Blatte nur bemerken, dass es im Verhältniss zur Länge ungewöhnlich breit erscheint und in Folge dessen beinahe kreisrund geworden ist.

Dass auf diesem verhältnissmässig modernen Gegenstande die eigentliche Ornamentik sich so unverändert erhalten hat, während die Figuren in menschlicher Gestalt so wesentliche Veränderungen erlitten, ist im Grunde nicht auffallend. Das Menschenbild musste mit der Zeit Schritt halten, besonders seitdem es seine religiöse Bedeutung eingebüsst hatte. Die conventionelle Ornamentik hingegen, deren ursprüngliche Bedeutung vielleicht schon vergessen war — wenn sie überhaupt jemals von anderen, als den „weisen Männern", welche die Geräthe gemacht hatten, gründlich gekannt gewesen — konnte sich ungestraft behaupten[1]): sie war keine Contrebande.

Der Polynesier hängt zäh an seinen alten Gewohnheiten; über die ursprüngliche Bedeutung derselben kann er jedoch meist keine Auskunft mehr geben. Ich bin selbst in der Lage gewesen, mich davon zu überzeugen, dass trotz des florirenden Christenthums noch jetzt heidnische Begräbnissbräuche beibehalten werden[2]). Frägt man nach der Veranlassung zu dieser oder jener Sitte, so bekommt man selten eine befriedigende Antwort. Ein Factor ist das Vergessen, ein anderer die von Vielen constatirte und an und für sich auch sehr erklärliche Abneigung, den Europäer in die wirkliche Bedeutung der alten Vorstellungen einzuweihen. Sollte deshalb heutigen Tages Jemand an einen Eingeborenen jener Inseln die Frage richten, ob die Ornamentik, die ich hier geschildert, irgend welche Bedeutung habe, und die Antwort darauf eine Verneinung sein, so würde ich derselben kein entscheidendes Zeugniss zuerkennen können. Die hier vorgelegte Untersuchung dürfte an und für sich zur Genüge beweisen, dass die bis auf's Aeusserste stilisirten

[1]) Das Christenthum, d. h. das protestantische, wurde von tahitischen Missionaren in Rurutu, Rimatara und Raivavai um 1821, auf Tubuai 1822 und auf Oparo 1825 eingeführt. Meinicke, Inseln des Stillen Oceans. Leipzig 1876. Bd. II, pag. 199.

[1]) Es sollen ja, nach W. Gill, alle Götzenbilder von Mangaia, ein einziges ausgenommen, von einem und demselben Manne, Namens *Rori*, angefertigt sein. Ist damit ein Künstler gemeint, der wirklich gelebt hat, so gibt diese Tradition die Erklärung des überaus Constanten im Stil. Und eine Menge von Gegenständen machen in der That den Eindruck, als wären sie von derselben Hand gemacht. Vielleicht waren die Geheimnisse der Ornamentik in ihrem ganzen Umfange Niemandem als ihrem Erfinder und einigen wenigen Auserwählten bekannt.

[2]) „Ymer", 1888, pag. XIII.

Entwicklungsformen des alten Urbildes eine symbolische Bedeutung gehabt haben müssen. Sie symbolisiren, sie treten an die Stelle ihres Urbildes. Sie sind mit anderen Worten als eine Art mystischer Schrift aufzufassen, die durch stete Wiederholung eines oder mehrerer ornamentalen Elemente diejenige Gottheit in's Gedächtniss bringt, deren Dienst der mit den mystischen Zeichen gezierte Gegenstand irgendwie gewidmet war.

Es ist nicht das erstemal, dass ich diesen, Vielen vielleicht gewagt erscheinenden Satz aufstelle. Zum erstenmale geschah dies in einem Vortrage in der „Société des sciences naturelles de Neuchâtel" am 21. April 1881, gleich nach den wichtigen Funden in den Museen zu München und Basel. In dem ziemlich ausführlichen Referat über diese Erörterung ist eben leider gerade dieser Punkt gänzlich missverstanden [1]). Ueber meinen Vortrag in der General-Versammlung der schwedischen Anthropologischen Gesellschaft vom 24. April 1882, in welchem ich dieselbe Frage ausführlicher behandelte, erschien kein Referat. Noch einmal bildete dieselbe Frage den Gegenstand meines Vortrages „sur l'art ornementaire des peuples américains" auf dem fünften Amerikanisten-Congresse in Kopenhagen am 24. August 1883. Ich erlaube mir, aus dem 1884 gedruckten Compte rendu des genannten Congresses Folgendes anzuführen: (pag. 322 ff.) ... „M. Stolpe fournit un autre exemple, en appelant l'attention sur les ornements linéaires bien connus, gravés pour fournir des ex-voto sur les manches des cognées en pierre de l'île de Mangaia (groupe Herveïen), ces ornements devant, comme [le prouvent] les gravures qui se trouvent sur un grand puisoir dans le musée de Bâle, pour la plupart être regardés comme des figures transformées d'êtres humains ou plutôt d'êtres divins." [2]) Ich habe diesen Satz des Referates hier angeführt, um zu zeigen, welche vollkommene Uebereinstimmung zwischen meiner damaligen Auffassung der Frage und der überraschenden an Ort und Stelle gefundenen Bestätigung derselben herrscht, die Mr. Wyatt Gill einige Jahre später (1885) in seinen „Jottings from the Pacific" ausspricht. Mr. Gill hat 22 Jahre als Missionar auf den Hervey-Inseln gelebt, und was wir überhaupt von den religiösen Vorstellungen ihrer Bewohner wissen, haben wir ihm allein zu verdanken. Sein Zeugniss ist so wichtig, dass ich es hier ausführlich mittheilen muss. Es heisst da unter der Rubrik „*Stone Adzes in the Pacific*" wie folgt [1]): The adzes of the Hervey Islanders are frequently hafted with carved *pua* wood. The carving, which is often admirable, was formerly executed with sharks' teeth and was primarily intended for the adorning of their gods. The fine pointed pattern is known as „the sharks' teeth pattern" (*nio mango*). Other figures are each supposed, by a stretch of imagination, to represent a man squatting down (*tikitiki tangata*). Some patterns are of recent introduction, and, being mere imitations of European designs, are destitute of the significations which invariably attached to ancient Polynesian carving. The large square holes are known as „eelborings" (*ai tuna*); the lateral openings are naturally enough called „clefts" (*kavava*). To carve was the employment of sacred men. The national gods of Mangaia, with one exception, were carved in ironwood by one man, Rori, who was believed to have been specially assisted by the gods for the purpose. The idols were called „carvings" (*tiki* in the Hervey group, *tii* in the Tahitian and Society groups)."

Recapituliren wir das oben Angeführte, so geht daraus hauptsächlich Folgendes hervor:

[1]) Bulletin de la Société des sciences naturelles de Neuchâtel. 1881. Taf. XII, pag. 306—309.

[2]) Eine andere Erklärung der Hervey - Ornamentik ist vor Kurzem in Amerika versucht worden. Nach dieser würden die Ornamente auf den Stielen der Hervey - Aexte nichts weiter sein, als eine einfache Nachbildung der kunstgerechten Umwicklung mit einer feinen Flechte von Cocosfasern, mittelst welcher die Steinaxt an den Stiel befestigt wurde. — W. H. Holmes, A study of the textile art in its relation to the development of form and ornament. Sixth annual Report of the Bureau of Ethnology, 1884—1885, Washington 1888, pag. 189—252 (vide pag. 249, 250). Dieses Paradoxon steht neben der sonst vortrefflichen Behandlung ornamentaler Fragen seitens des Verfassers wie ein Curiosum, das keine besondere Widerlegung erfordern dürfte.

[1]) Wyatt Gill, a. a. O., pag. 223. Dasselbe Citat führt Giglioli an in seinen „Notes on a remarquable and very beautiful Ceremonial Stone Adze from Kapsu, New Ireland", Internationales Archiv für Ethnographie 1890, pag. 182, indem er versucht, die Erklärungen Gill's auf die äusserst phantastischen, aber doch mit ziemlich naturalistischen Menschen- und Thierbildern geschmückten Axtstiele von Neu-Irland anzuwenden. Dass auch diese Aexte und die phantastischen Sculpturen von Neu-Irland und Neu-Britannien überhaupt eine religiöse Bedeutung haben, ist wohl mehr als wahrscheinlich. Eine Aehnlichkeit mit den Mangaia-Aexten ist jedoch nicht vorhanden, und ausserdem stammen sie aus zwei ganz verschiedenen Culturkreisen. Die Neu-Irländischen Verhältnisse erfordern deshalb eine eigene specielle Untersuchung.

1. Geschnitzte Ornamente hatten in Polynesien stets eine bestimmte Bedeutung;

2. die Holzschnitzereien wurden von „heiligen Männern" ausgeführt, von welchen aus Mangaia speciell einer, Namens Rori, bekannt geworden ist, der mit Beihilfe der Götter alle dortigen Götzenbilder, ein einziges ausgenommen, verfertigt haben soll;

3. die Ornamente an den Hervey-Aexten kamen ursprünglich an Götzenbildern vor;

4. sie lassen sich in ihren elementaren Bestandtheilen stets auf das Bildniss eines hockenden Menschen („a man squatting down") zurückführen, das nach W. Gill „*Tikitiki tangata*" vorstellen soll.

Um etwaigem Zweifel darüber vorzubeugen, welches Ornament W. Gill gemeint hat, erinnern wir daran, dass er ausdrücklich von den Aexten spricht und dass an denselben keine anderen Ornamente als die hier unter Fig. 44 und Fig. 48—53 abgebildeten vorkommen.

Hingegen geht aus der Darstellung W. Gill's leider nicht ganz klar hervor, ob die „*Tikitiki tangata*" genannten Figuren Einzeldarstellungen mehrerer verschiedener Wesen oder eine wiederholte Abbildung einer gewissen individuellen Gottheit sein sollen [1]). Ist letztere Annahme zulässig, dann läge es sehr nahe, an den *Tiki* zu denken, welcher, wie wir Seite 27 gesehen haben, am Eingange des unterirdischen Paradieses herrscht. Die Bestimmung „*tangata*" („Mensch") bestätigt vielleicht diese Identität noch mehr, denn gerade dieser *Tiki* wurde an einigen Orten als der erste Mensch angesehen und war zugleich der erste, der zur Gottheit erhoben ward. Dass ferner der betreffende *Tiki* speciell auf Mangaia als Weib galt, dürfte dann den weiblichen Typus der weniger transformirten Bilder erklären.

Wozu dienten nun die Aexte mit dem für den praktischen Gebrauch unzweckmässigen Stiel? Nach der an einer im Museum zu Chambéry befindlichen Axt dieser Art vorhandenen Angabe (Nr. 521: vgl. Fig. 53) soll diese Steinaxt Eigenthum eines Häuptlings auf Tahiti [1]) zur Zeit Cook's gewesen sein. Mit dem geschnitzten Stiele (vgl. Fig. 53) wurde sie erst nach dem Tode des Besitzers versehen, um von der Familie zu seiner Erinnerung bewahrt zu werden. Später ward sie einem französischen Officier geschenkt, welcher Gelegenheit gehabt hatte, der Familie einen grösseren Dienst zu erweisen. So viele Aufklärung bietet kaum ein anderes Museum über diese eigenthümlichen Objecte, die doch fast in jedem Museum in gar nicht so geringer Anzahl vertreten sind. Die Richtigkeit dieser Angabe hat auch eine innere Wahrscheinlichkeit. Der Ahnencultus ist ein hervortretender Zug in der polynesischen Religion. Die Geister der Verstorbenen wurden die Schutzgeister der Lebenden. Ihre Verehrung forderte eine sichtbare Form, unter welcher denselben Opfer dargebracht werden konnten. Bald diente der eigene Schädel des Verstorbenen dazu, der im Hause aufbewahrt wurde, bald irgend etwas, was sein Eigenthum gewesen. Im letztgenannten Falle konnte man kaum etwas Passenderes dazu wählen, als seine Steinaxt, die sein unentbehrlichstes Werkzeug gewesen und mit so grosser Mühe angefertigt worden war. Auf den Hervey-Inseln lag dies um so näher, als die Steinaxt selbst dort als ein Gott angesehen wurde [2]). Auch die feine Flechte von Cocosfasern, mittelst welcher die Axt an den Stiel befestigt wurde, war ein Gott, und auf Mangaia hatte man die Art und Weise der Umschnürung von den Göttern gelernt. Sowohl beim Flechten, als bei der Ausschmückung des Axtstieles wurden, nach Gill, mit leiser Stimme Lieder zu Ehren der Götter gesungen, damit sie die Arbeit förderten [3]).

---

[1]) Der ersten Meinung scheint auch Serrurier in seiner kritischen Besprechung (Int. Archiv f. Ethnographie, Bd. IV, 1891, pag. 215) der schwedischen Ausgabe dieser Abhandlung, auf die Pluralform des Namens gestützt, sich hinzuneigen. Eine derartige Annahme ist freilich keineswegs ausgeschlossen, doch geht Serrurier meiner Meinung nach zu weit, wenn er hier eine Anspielung auf *Tinirau* für möglich hält, um so mehr, da der Name *Tinirau* nach Gill factisch nicht auf die Geister der Verstorbenen hinzielt, sondern auf „the small fish-spawn supposed to be under his special care at the Sacred Isle". — Gill, Myths, pag. 95.

[1]) In den älteren Museumsangaben scheint „Tahiti" in weiterer Bedeutung gebraucht zu sein als allgemeiner Name für den ganzen südlichen Theil des mittleren Polynesien.

[2]) Gill, Jottings, pag. 224. Da heisst es weiter: „The shape of a god-adze differed *at the back* from those used by artisans in being rounded underneath."

[3]) Es gibt übrigens einen besonderen Mythus, welcher geeignet sein dürfte, die göttliche Bedeutung der Aexte zu beleuchten.

Ein Mann, Namens *Rauvaru*, war der Erste, welcher ein Haus baute. Das Dach bedeckte er mit Palmenblättern, liess aber die Enden derselben draussen an den Wänden frei herunterhängen. Der Gott *Rangi*, der das Haus erblickte und Gefallen an dessen Construction fand, wünschte es zu verbessern und begab sich in die Unterwelt, wo ihm der Vater (Grossvater), *Rongo*, eine Axt gab, die ganz aus Stein bestand

Der Gott, welcher die Bewohner von Mangaia die Aexte machen und mittelst Cocosflechten an den Schaft befestigen lehrte, hiess *Tane-mata-ariki* (Tane mit dem königlichen Antlitz) und ist der eigentliche „Axt-Gott". Seine Axt wird in dem „Axt-Trauergesang" (*Eva toki*)[1]) unter dem Namen „*Toki ia Iti*", d. h. „die Axt von Tahiti", besungen. Er wurde unter dem Symbol einer dreiarmigen Axt verehrt, welche die drei Priestergeschlechter auf der Insel bezeichnete, ohne deren Beistand die Verehrung der Götter sich nicht *rite* vollziehen liess. Diese dreiarmige Axt war eines der wenigen Göttersymbole, die nicht an die Missionare ausgeliefert, sondern in Felsenhöhlen versteckt wurden. Es ist auch später nicht gelungen, eine Spur derselben aufzufinden (Gill, Jottings, pag. 424).

Das ist Alles, was die Mythen uns über die Aexte zu erzählen wissen. Waren nun die Aexte, deren Ornamentik uns hier beschäftigt hat, dem *Tane-mata-ariki* geweiht? Oder waren sie Repräsentanten desjenigen Vorfahren eines Geschlechtes, dem dasselbe speciell göttliche Verehrung widmete? Ich neige mehr zu letzterer Ansicht und folge dabei dem von der Axt von Chambéry gegebenen Fingerzeige. Dass die Ornamente an den Axtstielen *Tiki*, die Beherrscherin des Todtenreiches, symbolisiren, lässt sich mit dieser Deutung wohl vereinbaren. Beachtenswerth ist überdies, dass die Holzart, *pua* (Fagraea Berteriana), aus welcher die Axtstiele angefertigt sind, zu dem Todtenreich in Beziehung steht. Von den Zweigen dieses Baumes steigen nämlich die Geister der Hingeschiedenen in die Unterwelt[1]).

Aus den hier vollzogenen Untersuchungen scheint mir sonach ungezwungen hervorzugehen, dass die eigenthümlich gestielten Aexte der Hervey-Inseln eine religiöse Bedeutung haben und dass sie speciell mit dem Cultus der Vorfahren zusammenhängen. Wahrscheinlich waren sie gerade die Symbole, unter welchen dieselben verehrt wurden.

Dass man, aus der grossen Anzahl solcher Aexte in den europäischen Museen zu schliessen, kein grosses Bedenken trug, sich von denselben zu trennen, darf uns nicht wundern, wenn man weiss, dass der Polynesier nicht in dem Sinne Götzendiener war, dass er das Bild für den Gott selbst hielt. Es war in seinen Augen nur ein Symbol, in welchem die Gottheit bei gewissen Gelegenheiten Wohnung nehmen konnte. Cook erzählt bereits, mit welcher Gleichgiltigkeit sie es ansahen, als er sich ihre Götterbilder aneignete, und wie sie dieselben schimpften und verhöhnten, um noch deutlicher zu zeigen, dass sie an und für sich nicht göttlicher Natur seien.

— auch der Schaft — und ausserordentlich scharf geschliffen war. Als *Rauvaru* die erste Nacht im Hause schlief, stieg der *Rangi* wieder auf die Erde herauf und von einem heftigen Gewitter begünstigt, gelang es ihm unbemerkt, die Dachblätter rings herum in gleicher Länge abzuschneiden, zur grossen Ueberraschung des am Morgen heraustretenden Besitzers. Diese wunderbare Axt wurde *Ruateatonga* genannt. Nach dem Tode *Rangi's* verschwand sie für immer. Gill, Myths, S. 273.

[1]) Die von *Vetini* vorgeschriebenen Trauerceremonien „*Eva*", welche einige Monate nach dem Tode zu Ehren des Verstorbenen veranstaltet wurden, waren nach Wyatt Gill, Myths, S. 271, vierfacher Art.

1. *Eva tapara*, „Grab-Trauergesang", wobei die Leidtragenden ihre Gesichter schwärzten, das Haar abrasirten und sich in übelriechende Gewänder von Tapa kleideten, die erst mit dem Safte des *Kukui*-Nussbaumes roth gefärbt und danach in den Schlamm einer *Taro*-Pfütze getaucht waren, wodurch sie übelriechend wurden, wie eine in Verwesung übergehende Leiche.

2. *Eva puruki*, der Kriegs-Trauergesang. Dazu brauchte man lange Speere, die aus einem weissen, spröden Holz gemacht waren. Die Leidtragenden theilten sich in zwei Parteien. Nach einem einleitenden Wortstreit wurden Scheingefechte ausgeführt und Lieder gesungen, welche die Heldenthaten des Todten und des Geschlechtes priesen. In diesen Liedern ist das Material zur Geschichte der Insulaner zu suchen.

3. *Eva toki*, der Axt-Trauergesang. Bei dieser Ceremonie wurden Nachbildungen von Aexten gebraucht, die ganz von Holz waren. Mit diesen Aexten hieb man unter Thränenströmen Löcher in die grausame Erde, in der Hoffnung, dass der Geist des Todten durch dieselben emporsteigen werde. Die Aexte wurden aus Holz gemacht, weil die Steinäxte in der Aufregung, in welcher man sich befand, zum Blutvergiessen führen konnten. Die Ceremonie wurde, nach Gill, nur zu Ehren verstorbener Künstler veranstaltet.

4. *Eva ta*, der lärmende Trauergesang, wobei jedes Mitglied der beiden „Heere" mit einem „klafterlangen hölzernen Schwerte oder platten Speere" bewaffnet ist (nach der Beschreibung zu urtheilen muthmasslich von derselben Form wie Fig. 68); die Ausrüstung ist hier eine andere, wie bei dem Kriegs-Trauergesang, auch die Composition ist eine andere. Gill's Beschreibung gibt keine klare Vorstellung von dem Gange der Ceremonie. Für uns liegt ihr eigentliches Interesse in einem möglichen Zusammenhange mit der Keulenform Fig. 68, gleichwie *Eva toki* vielleicht mit der Bedeutung der Axt in der Mythologie zusammenhängt.

[1]) Gill, Jottings, pag. 190: „its long branches being regarded as the road by which the spirits of the dead descended to Hades."

Die Erklärung der paddelförmigen Geräthe bietet grössere Schwierigkeit. Dass diese zierlichen, mit heiligen Sinnbildern vollständig bedeckten Geräthe für den gewöhnlichen profanen Gebrauch bestimmt gewesen, scheint nach meiner Auffassung schon a priori wenig glaubwürdig.

Ihre Form ähnelt in der That den Paddeln jener Gegenden, aber die überaus reichen Schnitzereien und der meistentheils schwache Bau lassen sie offenbar für den praktischen Gebrauch wenig geeignet erscheinen. Dazu kommt, dass manche unter ihnen für diesen Zweck zu klein sind. Ein Exemplar in den Sammlungen der Antiqv.-Akademie in Stockholm („Eugénie"-Sammlung Nr. 2123 : 20) ist z. B. nur 69·5 cm lang, wovon 28·5 cm auf das Blatt kommen, und ich kenne sogar noch kleinere. Die längsten können eine Länge von über 2 m erreichen.

Bei näherer Prüfung ihrer Form unterscheiden wir zunächst zwei Haupttypen: die gerade, wo Blatt und Schaft in gleicher Ebene liegen, und die gebogene, wo das Blatt einen Winkel von ungefähr 15 Grad gegen den Schaft bildet. Die grösseren gehören der ersten, die kleineren der letztgenannten Gruppe an.

Die Form des Knaufes am Stielende — gleichviel ob konisch oder eine rechteckige platte Scheibe bildend — kann keinen Einfluss auf die Deutung des Geräthes üben, weil die Ornamentik in beiden Fällen dieselbe ist. Ebensowenig kann es von Bedeutung sein, ob der Stiel vierseitig oder rund ist. Wichtiger ist die Erscheinung, dass er bisweilen doppelt ist (Edge-Partington-Album, Taf. 9, 1), indem er aus zwei parallelen Stäben besteht, die oben durch eine platte Scheibe verbunden sind, den rechteckigen platten Endknäufen ähnlich, die uns so manches Beispiel ornamentaler Entwicklung geliefert haben. In solchen Fällen ist es allerdings schwer, das Geräth als „Paddel" zu betrachten.

Einen wichtigeren Factor für das Urtheil über die Bestimmung des Geräthes besitzen wir in der Form des Blattes. Es ist in der Regel eiförmig, am breitesten etwas vor der Mitte und nach beiden Seiten abgespitzt (vgl. Fig. 22 und 27). Die eine Seite ist immer plan oder etwas gehöhlt, die andere gelinde convex mit einem stumpfen Grat längs der Mitte. Bei den winkelig gebogenen „Paddeln" liegt die convexe Blattfläche immer nach vorn, gegen die Innenseite des Winkels. In einzelnen Fällen ist das Blatt breiter, beinahe kreisförmig (z. B. im Kopenhagener Museum Inv. I, e. 116). Eine durchaus abweichende Form ist die langgestreckte, spitze, wo die grösste Breite des Blattes nicht mehr als $^1/_5$ oder $^1/_7$ der Länge beträgt. Man findet solche z. B. in British Museum (Edge-Partington-Album, Taf. 9, Fig. 3 von Raivavai) und im United Service Museum in London, in beiden Fällen mit konischem Endknauf versehen. Edge-Partington gibt noch eine Abbildung (Taf. 10, Fig. 1) von einer Form mit gleichmässig breitem ovalen Blatt mit stumpfem Ende und ohne Knauf am Ende des Stiels. Sie stammt aus der Sammlung des Mr. Ch. Longuet Higgins in Turvey Abbey und bildet, soweit mir erinnerlich, eine Ausnahme. Von grossem Interesse ist eine jetzt im British Museum befindliche Paddel von Raivavai mit einem Blatt an jedem Ende des Stieles (Edge-Partington, Taf. 9, Fig. 2). Zweiblattige Paddeln kommen sonst in Polynesien niemals vor. Die von General Pitt Rivers [1]) erwähnten zweiblattigen, reich geschnitzten Geräthe, womit „die Flügelmänner" in den neuseeländischen Canoes den Tact für die Ruderer markirten, habe ich nicht gesehen und ein solches Geräth ist, so viel ich weiss, auch aus Polynesien nicht bekannt.

Es ist auffallend, dass, wie zahlreich diese paddelförmigen Geräthe in den europäischen Museen auch vertreten sind, doch, so viel ich weiss, nirgends eine sichere Auskunft über ihre Nutzanwendung zu erlangen ist. Ueberall scheint die Benennung Paddel als selbstverständlich hingenommen zu werden, so viel sich auch dagegen einwenden liesse. In einem Museum (München) tragen diese Geräthe zwar einen Namen „*Oyerhachey*". Dieser übrigens wenig polynesisch klingende Name (das Münchener Museum hatte um die Zeit, als ich dort studirte, manche dubiose Namen aufzuweisen) wird dort aber auch Paddeln der Salomon-Inseln beigelegt, und muss in Folge dessen als sehr zweifelhaft betrachtet werden. In seiner unübersetzbaren Form gewährt er ausserdem keine Aufklärung. Mit Ratzel [2]) diese Objecte als „Keulen" zu betrachten, hiesse die unwahrscheinlichste aller Erklärungen wählen.

Ohne eine neue Theorie über die Bedeutung dieser Geräthe geben zu wollen, möchte ich, nur um vielleicht einer endlichen Klärung der Frage den Weg zu bahnen, einige der Einwendungen nennen, die sich meiner Ansicht nach gegen die Bezeichnung „Paddel" erheben lassen.

[1]) Lane Fox, Catalogue of the Anthropological Collection etc. London 1877, pag. 84.

[2]) Ratzel, Völkerkunde II, Leipzig 1887, pag. 154, 156.

Zunächst spricht der öfters viel zu schwache Bau des Geräthes gegen den Gebrauch als Paddel. Die mir von Tahiti und Poumotu bekannten Paddel zeigen zur Genüge, welche Stärke der Stille Ocean von diesem Geräthe fordert. Die ornamentale Ausstattung muss obendrein die Stärke des Geräthes noch verringern. Alsdann ist die verschiedene Grösse zu beachten. Die grössten erscheinen unbequem zum Rudern und die kleinsten erscheinen für diesen Zweck ganz unbrauchbar. So verschiedene Grössen kommen anderswo nicht vor. Die wirkliche Paddel hat überall eine gegebene Normallänge. Die Verschiedenheit der Form (vgl. die beiden Hauptformen der breiten und die schmalen, langgespitzten Paddeln) kann auch als Einwand dienen im Hinblick auf die einheitliche Form, welche die Paddeln der anderen Inselgruppen charakterisirt. Die Auffassung der grösseren, geraden Form als Steuerruder stösst auf die Schwierigkeit, dass die beiden Flächen desselben, wie wir gesehen, verschieden geformt sind, was die Zweckmässigkeit des Geräthes für diesen Gebrauch beeinträchtigen muss.

Als Würdezeichen für Häuptlinge könnten diese Objecte im Hinblicke auf ihre Zierlichkeit wohl passend erscheinen, doch würde diese Auffassung durchaus willkürlich sein; und als Instrument zum Angeben des Tactes für die Ruderer (wie auf Neuseeland) könnten höchstens die kleinsten benützt werden, und in Folge dessen würden alle übrigen unerklärt bleiben. Annehmbarer wäre die Erklärung der paddelförmigen Geräthe als Tanzattribute, die ja bekanntlich bei den Völkern des Stillen Oceans eine grosse Rolle spielen. Bei dieser Annahme liessen sich vielleicht die beiden Haupttypen dergestalt deuten, dass der grössere gerade Typus für die Männer, der kleinere winkelig gebogene für die Frauen bestimmt gewesen war. Solche Unterscheidungen kommen an verschiedenen Orten vor. Alsdann fänden wir auch für die zweiblattige Form ein Seitenstück in dem zweiblattigen Tanzattribut auf der Osterinsel, dem sogenannten „*rapa*“. Die geschnitzten Figuren in der *upa-upa*-Stellung oder die von denselben abgeleiteten Ornamente könnten diese Auffassung vielleicht stützen. Aber hierüber wissen wir nichts. Wir dürfen übrigens die den Schöpfkellen ähnlichen Geräthe mit demselben Stiel und mit den völlig gleichartigen Ornamenten, wie die paddelförmigen, nicht übersehen, die höchst wahrscheinlich nur als Variante der letztgenannten zu betrachten sind. Was aber in diesem Falle aus der Tanzattribut-Hypothese würde, lasse ich dahingestellt.

Wollte man diese schöpfkellenförmigen Geräthe als Schöpfgefässe für die Canoes auffassen, so stiesse man auf dieselbe Schwierigkeit, wie mit der „Paddel“-Theorie. Die Benennung „Gabenschaufel“, welche ich im Wiener Museum sowohl für die Paddeln als Schöpfkellen hörte, könnte für diese äusserst passend erscheinen; da mir aber die ursprüngliche Quelle dieser Benennung bis jetzt unbekannt geblieben (wahrscheinlich die Angabe irgend eines Museums), ist eine gründliche Prüfung ihrer Echtheit noch nicht ausführbar. Es verdient jedoch mit Bezug hierauf bemerkt zu werden, dass, nach einer Mittheilung, die mir auf Tahiti gemacht wurde, eine der Hieroglyphen der Osterinsel (die 8. in der 4. Zeile der A. B. Meyer'schen Copie eines Bilderschriftfragmentes)[1] ein Holzgeräth darstellen soll, „auf dem man bei Hungersnoth eine Batate darzubringen pflegte“. Dieses Geräth hat indessen auf der Bilderschrifttafel eine ganz andere Form: ein $\mathcal{W}$, dessen äusserste Verzweigungen oben in eine Hand auslaufen. Für unser Problem hat es keine weitere Bedeutung, als zu zeigen, dass man in Polynesien für solche Zwecke besondere Geräthe besass. Von den Sammlern, welche die Insel besuchten, ist aber, soweit mir bekannt, kein Gegenstand dieser Art gefunden worden.

Auf eine authentische Quelle für die Benennung „Gabenschaufel“ kann man sich demnach bis jetzt nicht berufen. Sollte dieselbe irgendwelche Bestätigung erfahren, so würde es sich schon lohnen, zu untersuchen, ob nicht etwa das Geräth speciell für Opfergaben bestimmt gewesen war. Die Ornamente würden besonders an Opfer für *Tiki* denken lassen. Was für eine Rolle die der Sage nach von *Veêtini* eingesetzten Opfer und Ceremonien zu Ehren der *Tiki* spielten, haben wir oben gezeigt. Auch der Umstand, dass die fraglichen Geräthe aus demselben heiligen *Pua*-Holz wie die Axtstiele (s. S. 47) angefertigt waren, ist ein Zusammentreffen, welches beachtet zu werden verdient[2].

[1] A. B. Meyer, Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee. Leipzig 1881, Taf. 6.

[2] Um hier gleich Alles zu erwähnen, was möglicherweise irgend einen Leitfaden für das Aufsuchen der wahren Bedeutung dieser Geräthe (speciell der oben, pag. 48, genannten doppelblattigen „Paddel“ im British Museum) angeben könnte, glaube ich Folgendes anführen zu dürfen: Während meines Aufenthaltes auf Fakarava in dem Poumotu-Archipel (1884) erhielt ich ein zweiblattiges Werkzeug, das hinsichtlich der Form an die oben beschriebenen erinnert. Ein intelligenter Eingeborener, der bemerkt hatte, dass ich Alles sammelte, was der dort heimischen Cultur angehörte,

Die Anwendung dieser Geräthe sei nun welche immer, eines scheint ausser Zweifel zu stehen, dass nämlich die Ornamentik hier wie auf den Axtstielen aus lauter Symbolen der *Tiki*-Bilder zusammengesetzt ist. Das geht aus dem hier dargelegten Entwicklungsgange deutlich hervor und wird auch, wie schon gesagt, von Gill bestätigt. Ueber die Art des hiedurch angedeuteten näheren oder ferneren Zusammenhanges mit dem *Tiki*-Cultus will ich mich, in Ermangelung jedes sicheren Leitfadens, nicht entscheidend äussern.

Auch für eine Erklärung der in Fig. 28 abgebildeten viereckigen Holzplatte mit kurzer Handhabe, und auf beiden Seiten bedeckt mit dem Ornament, welches ich *Tiki's* Augen (vgl. pag. 34) nennen möchte, fehlt mir jeder Anhalt. Sie ist wie die übrigen hier beschriebenen Gegenstände aus *Pua*-Holz.

Zuverlässigere Auskunft haben wir über die mit demselben *Tiki*-Ornament geschmückten grossen Trommeln (Detailabbildung Fig. 40 und 41). Gill erwähnt nämlich einer Art grosser Trommel, „der Wecker" (*kaara*) genannt, deren man sich bei den Leichenfeierlichkeiten bediente [1]). Es ist doch in der That merkwürdig, dass man von allen Seiten auf diesen Todtencultus zurückgeführt wird! Die Trommeln, welche ich gesehen habe, waren auch aus *Pua*-Holz. Trommeln wurden auch zu der grossen, von zahlreichen Menschenopfern begleiteten Ceremonie gebraucht, mit welcher man von Zeit zu Zeit eine Art allgemeiner Entwaffnung einleitete. Diese Ceremonie hiess sogar die „Friedenstrommel schlagen" [1]). Während der Dauer der danach eintretenden Friedensperiode war es verboten, Waffen irgend welcher Art zu tragen. Nur den alten Männern war es erlaubt, sich auf einen Stab zu stützen. Da denkt man unwillkürlich an den Stab im Münchener Museum (vgl. Fig. 46) [2]).

Wozu die reich geschnitzten auch mit „*Tiki*"-Ornamenten verzierten Holzspeere gedient haben, weiss man nicht. Als Waffen scheinen die meisten ziemlich unschuldig gewesen zu sein.

Es gibt demnach in der Ethnographie der hier behandelten Inselgruppen noch manch' dunklen Punkt aufzuhellen. Auf theoretischem Wege lässt sich eine so verwickelte Frage, wie die Paddelfrage, selbstverständlich nicht lösen; da nun die meisten Ethnologen mit der „Paddel"-Theorie nicht so ganz einverstanden scheinen, hielt ich eine ausführlichere Prüfung der Gründe dafür und dagegen gerade in dieser Frage für motivirt. Ihre endliche Lösung kann sie natürlicherweise nur durch gründliche Forschungen an Ort und Stelle erlangen; dieselben müssen aber bald unternommen werden. Vielleicht ist es schon jetzt zu spät.

Es gibt noch ein Ornament, welches eine Untersuchung verdient, weil da ohne Zweifel ein Entwicklungsprocess vorliegt, der dem hier oben behandelten in mancher Beziehung analog ist. Das Ornament ist relativ einfach und dessen Anwendung eine verhältnissmässig seltene. Es ist mir indessen gelungen, genügende Proben davon zu sammeln, um das Charakteristische darin an's Licht zu ziehen.

In seiner reinsten Form erblicken wir dieses Ornament in zwei fast parallelen Reihen auf dem Rücken eines Götzenbildes aus Holz im Museum zu München. Die Figur trägt die Nummer 2811 und war, als ich sie 1881 sah, offenbar nach einer Angabe aus älterer Zeit als „Götze aus Neuseeland" bezeichnet. Sowohl die Details in der Gesichts-

machte ungebeten ein Geräth, welches er als „Modell des Spatens bezeichnete, dessen sie sich zur Beerdigung ihrer Todten bedienten". Das Modell war in natürlicher Grösse und bestand in einer Stange, an deren beiden Enden die Schale einer grossen Perlmuschel mittelst Cocosflechten befestigt war. Die Länge dieses Geräthes beträgt 146 cm. („Vanadis Samml." Invent. 29, 72.) Er nannte es „*Pârauōni*" (*Pârau*-Perlmuschelschale; die Bedeutung der letzten Silbe *oni* ist mir unbekannt). Man gebrauchte es in der Weise, dass man abwechselnd mit jedem Blatt nach beiden Seiten schaufelte. Mehrere Eingeborene, die später das Geräth sahen, bestätigten die Richtigkeit der darüber erhaltenen Angaben. — Im British Museum befindet sich ein Geräth von annähernd ähnlicher Form („double-bladed implement of pale heavy wood", Edge-Partington-Album. Taf. 39, Fig. 3). Da es indessen nur 76 cm lang ist, dürfte es einem anderen Zwecke gedient haben. Die Herkunft desselben ist unbekannt. Ausser den hier erwähnten ist mir kein anderes zweiblattiges Geräth aus Polynesien bekannt. Angenommen, dass die paddelförmigen Geräthe auf irgend eine Weise zu dem Cultus der *Tiki* in Beziehung stehen, deren stilisirtes Bild sich durch die ganze Ornamentik zieht, würde es keineswegs überraschend erscheinen, wenn man diesem oder jenem dieser Dinge eine Form verliehen hätte, die eine Anspielung enthielte auf das Geräth, dessen man sich zur Herrichtung der Gräber für die Todten bediente. Der zweiblattige Grabspaten dürfte der Insel Fakarava nicht ausschliesslich eigen gewesen sein; die Entfernung zwischen der Tubuai-Gruppe, von wo die verzierte doppelblattige Paddel herstammt, und der Poumotu-Gruppe ist ja übrigens nicht gross.

[1]) W. Gill, Myths., pag. 270.

[1]) W. Gill, Myths., pag. 293.

[2]) Bezüglich *heiliger* Stäbe vgl. übrigens Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, VI, pag. 391—393.

bildung (in der Form der Augen, der Ohren, des Mundes) als besonders das Ornament am Rücken weisen aber auf die Hervey-Inseln als Heimat des Bildes. Ich wäre geneigt, es speciell von Rarotonga herzuleiten und für eine bildliche Darstellung des *Tangarōa* zu halten.

Die Form des Bildes nähert sich gewissermassen Fig. 14, die nach einer Angabe des Baseler Missions-Museums (Nr. 1122) ein Bild des *Tangarōa* von Tahiti ist. Da ich nur einige Detailabreibungen von dem Münchener Bilde besitze, kann ich dem, was bereits über das Aussehen desselben gesagt wurde, nur hinzufügen, dass die Arme desselben schwach erhabene, dünne, gleichmässig breite Bänder bilden, die an den

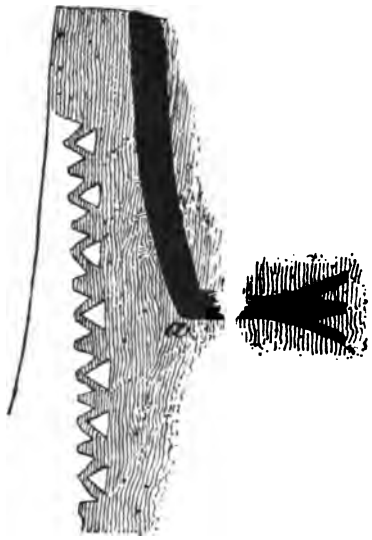


Fig. 58. Ornament von dem Rücken eines Götzenbildes von Rarotonga (?). *München*, Nr. 2811. — (1/8.)

Ellenbogen (*a*) sich rechtwinkelig umbiegen, so dass die dreifingerigen Hände unter der Brust dicht aneinander liegen. Bei Fig. 58 bildet der schwarz markirte rechte Arm (der Unterarm ist in der Abbildung des Raumes wegen verstümmelt) die obere Fläche, die gestrichelte Partie mit dem Ornament die zweite, und die weisse die dritte, am tiefsten liegende Fläche. Da die beiden Seiten des Bildes in dieser Beziehung übereinstimmen, so erhellt daraus, dass sich auf jeder Seite desselben ein Ornament befindet, das gleich hinter der Schulter beginnt und bis an die Hüfte herabzieht. Dasselbe besteht in sechs mit einander zusammengewachsenen Figuren. Ihr Aussehen versteht man am besten durch einen Vergleich mit den Fig. 59 und 60, zweien Göttersymbolen im Museum zu Lille.

Fig. 59 ist aus braunem Holz, platt und dünn. Das schwarz Markirte bildet die obere Fläche, die gestrichelten Dreiecke die Vertiefungen. Das untere Ende ist mit einer Schnur aus Cocosfasern umwunden, von welcher ein langes Stück frei herab-

Fig. 59. Göttersymbol aus Holz. *Lille*, Nr. 7. — (1/8.) Copie nach einer Abreibung.

hängt und mit Quasten aus Cocosfasern und rothen Federn verziert ist.

Fig. 60, gleichfalls aus braunem Holz, ist etwas complicirter. Die schwarzen Ornamente sind erhaben, der gestrichelte Theil am oberen Ende liegt am tiefsten. Die Hauptpartie des Objectes ist demnach auf unserer Abbildung nur im Umrisse gezeichnet. Die Dreiecke an den Kanten sind durchbrochen. Das untere Ende ist erst mit Bast umwickelt, darüber

nochmals mit einer Cocosfaserschnur, von welcher ebenso, wie bei der vorigen, ein 108 cm langes Stück herabhängt, das mit rothen und gelben Federn geschmückt ist. In den Bast ist der Vorderzahn eines Menschen hineingesteckt.

Ueber die Herkunft dieser Gegenstände war keine Auskunft zu erlangen. Sie gehörten zu einer grösseren

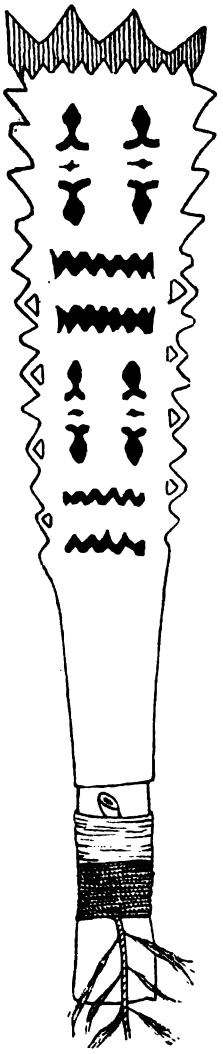


Fig. 60. Göttersymbol aus Holz. *Lille.* — ($^1/_3$.)

Sammlung von Göttersymbolen verschiedener Form, die offenbar von Inselgruppen südlich von Tahiti herstammen, und zwar höchst wahrscheinlich von der Rarotonga-Gruppe. Die Aehnlichkeit ihrer Randornamente mit den Ornamentreihen der Fig. 58 lässt es übrigens möglich erscheinen, dass sie dieselbe Gottheit repräsentiren, wie dieses. Bei Fig. 59 finden wir die charakteristische Figur elfmal an der linken Seite wiederholt und zehnmal an der rechten. Bei Fig. 60 ist sie weniger deutlich, wiederholt sich aber mindestens dreimal an jeder Seite. Es kommt mir so vor, als dürften wir auch in diesem Ornamente rudimentäre Ueberreste stark stilisirter menschlicher Gestalten erkennen. Schon die Regelmässigkeit, in welcher die an und für sich unverständlichen Figuren auftreten, deuten auf eine solche Möglichkeit hin. Ein ganz deutlicher Urtypus, von welchem sie mit Sicherheit herzuleiten wären, ist noch nicht

Fig. 61. Götzenbild aus Holz. Tangarōa (?). Gegenwärtige Länge 74·5 cm. *München,* Vereinsversammlung 568.

gefunden. Einige Hypothesen möchte ich jedoch vorlegen in der Hoffnung, dass sie dazu anregen mögen, die fehlenden Zwischenglieder an's Licht zu bringen, die aller Wahrscheinlichkeit nach in irgend einer Sammlung liegen, wo man deren Bedeutung bisher nicht erkannt hat.

Die erste dieser Hypothesen, die ich zuerst vorlege, ohne damit sagen zu wollen, dass ich sie für die plausibelste halte, stützt sich auf ein merkwürdiges Göttersymbol im Münchener Museum, von

dem ich hier in Fig. 61 eine Abbildung gebe. Dieses Götzenbild besteht in einem Stück braunen, harten Holzes, 74·5 cm lang, oben mit einem grossen Kopf, der von beiden Seiten abgeplattet ist. Unterhalb dieses Kopfes sieht man sechs kleine Figuren in einer Reihe. Der grosse Kopf hat auffallend grosse

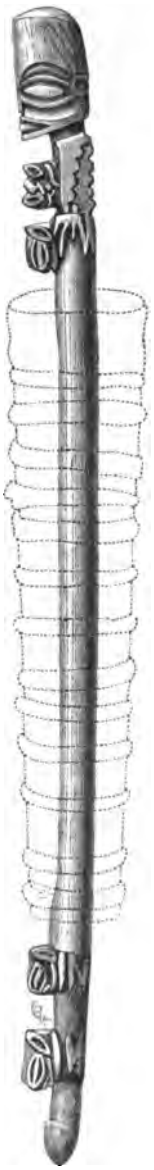


Fig. 62. Götzenbild aus Holz. Tangarōa (?). Länge 22 cm. Rarotonga. *Basel*, Missionshaus Nr. 1124.

Augen, einen grossen Mund und bildet vorn eine scharfe Kante. Weiter erkennt man unterhalb des grossen Kopfes an jeder Seite einen kurzen Arm, der an dem hinteren Rande gezahnt und mit einer dreifingerigen Hand versehen ist. Ungefähr in der Mitte des Armes springt eine eigenthümlich stilisirte kleine Figur hervor, das Gesicht nach vorn gewendet. Die nächstfolgende Figur zeigt den Kopf im Profil; Arme und Beine sind ausgestreckt und derartig gebogen, dass die Ellenbogen und Kniee sich berühren. Unter dem Kinn bemerkt man einen phallusähnlichen Auswuchs. Diese beiden Figuren wechseln mit einander ab, so dass an beiden Seiten drei von jeder Sorte vorhanden sind. Sie sind an beiden Seiten vollkommen gleich, und sämmtliche Figuren freistehend, so dass sie nur an den ausgestreckten Armen und Beinen der Profilfiguren zusammenhängen. Die Arbeit ist also durchbrochen. Das Bild ist offenbar ehemals länger gewesen, später aber am unteren Ende abgeschnitten worden, muthmasslich aus Anstandsgründen.

Ein in gleicher Weise verstümmeltes Exemplar desselben Götzenbildes erkennen wir in der Fig. 8 auf der pag. 27 nach Ellis abgebildeten Tafel. Ein drittes Exemplar befindet sich in dem ethnographischen Museum zu Kopenhagen. Alle drei gleichen einander in den wesentlichen Theilen.

Noch ein Seitenstück zu diesen Bildwerken erkennen wir in einem hier als Fig. 62 dargestellten Bilde aus dem Missionshause in Basel. Der Unterschied besteht nur darin, dass dieses Exemplar, welches nicht verstümmelt ist, einen langen Stab bildet, mit zwei kleinen Bildern (eines en face, eines im Profil) dicht unter dem grossen Kopf, und zwei kleinen Bildern im Profil am unteren Ende, das in einen Phallus endet. Muthmasslich war der lange Zwischenraum ehemals mit Tapa umwickelt, wie es bei einem ähnlichen Götzenbilde der Fall, das in Williams' Missionary Enterprises (Ed. 18, London 1840, pag. 31) abgebildet ist und nach welcher Abbildung die Tapa-Umwickelung an nebenstehender Figur angedeutet ist [1]). — Eine ähnliche Figur ohne

[1]) Nach Williams' Abbildung scheint es, als sei die Tapa mit einem Zickzackmuster bemalt gewesen. Die Form der Tapa-Umhüllung soll dadurch gelitten haben, dass das Götzenbild bei seiner Ankunft in England um 1830 oder etwas später, in Verdacht gerieth, Schmuggelwaaren in sich versteckt zu haben; und da Ihrer Britischen Majestät Zollbeamten „weniger geschickt waren, Götter zu machen, als die Interessen der Einkünfte der Krone wahrzunehmen", soll der Gott nach der Visitation nicht wieder das zierliche Aeussere bekommen haben, wie vor der Visitation. Alles, was sie unter der Tapahülle fanden, bestand in einigen rothen Federn und einem Halsband aus Schneckenschalen, in welchem angeblich die Seele (*manava*) des Gottes wohnte. Das Bild befindet sich jetzt im British Museum und ist in dem heutigen Zustande abgebildet bei Edge-Partington, Taf. 21, Fig. 6, als „the national god of Rarotonga".

Tapa-Bekleidung, aber gleichfalls mit sicherer Angabe der Provenienz (Rarotonga), befindet sich im British Museum und ist abgebildet bei Edge-Partington, Taf. 23, Fig. 6.

Welche Gottheit ist es nun, die durch diese Bilder dargestellt wird? Mit Sicherheit dürfte das Niemand wissen. Die Missionare, welche diese Bilder massenhaft verbrannten, kümmerten sich nicht immer darum, die Namen der Götter zu bewahren, über die sie so leicht gesiegt hatten. Dass sie von Rarotonga stammen, ist ausser Zweifel. Darin stimmen auch die Angaben von London und Basel überein. Auf der Titelvignette zu Williams' oben genanntem Werk sieht man übrigens, wie die Eingeborenen auf Rarotonga eine Menge Bilder offenbar von gerade dieser Art herbeischleppen und zu den Füssen der Missionare niederlegen. Wollte ich einen Versuch wagen, diese Bilder zu erklären, so müsste ich von nachbenannten Facta ausgehen:

Bei der Untersuchung der Tapa-Umhüllung fand man rothe Federn. Das deutet hin auf *Tangarōa*, dem Alles, was roth ist, geweiht war. *Tangarōa* ist „der Vater der Götter", sagt ein Mythus. Von dieser Seite betrachtet, erkennen wir in der Fig. 14:1 (pag. 27) auf der von Ellis entlehnten Tafel eine bildliche Darstellung dieses Gottes mit einer Menge kleiner Figuren („die Kinder"?), die am ganzen Körper, selbst am Rücken angebracht sind. Sogar die einzelnen Theile des Gesichtes: Augen, Nase, Ohren u. s. w., werden dort von derartigen kleinen Figuren gebildet. Der Rücken besteht in einem losen Deckel, der sich abheben lässt; als dies zum ersten Male geschah, fand man, dass der Körper hohl und mit einer Menge anderer kleiner Göttergestalten angefüllt war. Das Original (109 cm lang) stammt von Rurutu [1]) und befindet sich jetzt im British Museum, wo man ausser diesem noch ein kleineres ähnliches Bild „von Rarotonga" findet, mit drei kleinen Geschöpfen auf der Brust und einem Paar auf den Armen [2]). Die Gesichtsbildung der letztgenannten Figur stimmt vollständig mit den gleichfalls mit mehreren kleinen Gestalten ausgerüsteten Götterbildern (Fig. 61 und 62) überein. — Die rothen Federn unter der Tapa-Umhüllung und die an dem Götzenbilde angebrachten kleinen Figuren machen es in meinen Augen wahrscheinlich, dass auch die Fig. 61 und 62 den *Tangarōa* darstellen. Wir erinnern, dass *Tangarōa* nach seiner freiwilligen Flucht aus Mangaia sich auf Rarotonga niederliess. Wahrscheinlich wurde er dort als Hauptgottheit verehrt und der in Fig. 62 dargestellte Typus scheint einer der am häufigsten vorkommenden auf Rarotonga gewesen zu sein. So z. B. brachten die mit staunenswerther Schnelligkeit von einer religiösen Schwärmerei zu einer anderen bekehrten Rarotonganer eines Tages vierzehn kolossale Bilder dieser Art, von denen das kleinste 5 Yards lang war, und überlieferten sie den Missionaren, die einen Theil derselben zerstören liessen, aber merkwürdigerweise die übrigen zur Verzierung der Dachsparren einer im Bau begriffenen christlichen Kapelle verwandten.

Ich sagte bereits, dass ich das in Fig. 58—60 dargestellte Ornament nicht direct von dem *Tangarōa*-Bilde, wie ich es nennen möchte (Fig. 61), herleiten will, doch kann ich es mir nicht versagen, gewisse Analogien näher zu beleuchten. Denken wir uns z. B. die kleinen Figuren in der Fig. 61 mitten durchgeschnitten von einer Linie, welche die Berührungspunkte der Ellenbogen und Kniee trifft, so erhalten wir unleugbar in den unteren Körperhälften und den zwischen denselben winkelförmig gebogenen Beinen ein Motiv, welches mit dem des Ornamentes (Fig. 58, 59 und 60) vollkommen übereinstimmt. Ein Beispiel von einem ähnlichen Entwicklungsgange haben wir oben in Fig. 38 und 39 vorgelegt, wo wir sahen, dass erst die Köpfe der Figuren wegfielen, alsdann der letzte Rest des Rumpfes und die Brüste, so dass schliesslich nur noch die Oberschenkel blieben. Die Möglichkeit eines solchen Entwicklungsganges ist hiemit dargethan und folglich würde unser Ornament sich in demselben Stadium der Auflösung befinden, wie die Figuren in dem unteren Felde der Fig. 38. Dieser Theorie gemäss würden die Ornamentstreifen auf dem Rücken des Münchener Götzenbildes (Fig. 58) „die Kinder *Tangarōa's*" repräsentiren. Dasselbe würde dann von dem Randornament der Fig. 59 und 60 gelten dürfen, und letztbenannte Gegenstände selbst würden dann nichts Geringeres sein, als Symbole des *Tangarōa*. An Analogien hiefür fehlt es nicht. Auf der wiederholt citirten Tafel nach Ellis (pag. 27) sehen wir in dem Bilde 3 ein *Tangarōa*-Symbol in Gestalt einer Art Keule, die an dem oberen Ende breit und platt und mit Schnitzerei verziert ist, welche oben wenigstens drei menschlich gestaltete Figuren erkennen lässt. An den Seitenkanten bemerkt man ein durchbrochenes

[1]) Williams, Missionary Enterprises, pag. 12.

[2]) Edge-Partington, Taf. 21, Fig. 3. Eine viel bessere Abbildung bei Ratzel, Völkerkunde, II, pag. 331, wo es jedoch als von Tahiti stammend aufgeführt wird.

Ornament, welches möglicherweise mit dem Randornament der Fig. 59 und 60 übereinstimmt. Das lässt sich jedoch an der Hand der unter sich ganz verschiedenen Abbildungen von Ellis, Ratzel und Partington [1]) allein nicht entscheiden. Die keulenähnliche Form dieses *Tangarōa*-Symbols ist übrigens schon an und für sich interessant genug, da sie theils eine gewisse Uebereinstimmung mit den Fig. 59 und 60 besitzt, theils zeigt, unter wie verschiedener Gestalt *Tangarōa* dargestellt werden konnte. Ist Ellis' Angabe, dass das Symbol *Tangarōa* darstelle, richtig, dann ist es auch wahrscheinlich, dass die von Edge-Partington, Taf. 23, Fig. 4 und 5, abgebildeten keulenförmigen Symbole hieher zu rechnen sind. Namentlich seine Fig. 5 lässt sich gut mit den Symbolen der Fig. 59 und 60 zusammenstellen. Sie veranschaulicht nämlich einen keulenförmigen Gegenstand, an dessen vier Seiten, nach der Abbildung zu schliessen, fast dasselbe Ornament, wie bei Fig. 58 in durchbrochener Arbeit vorkommt, auf jeder Seite in fünf parallelen Reihen geordnet.

Die andere Hypothese zur Erklärung unseres Ornamentes ist im Ganzen genommen einfacher, aber das Vergleichsmaterial, auf welches sie sich stützen soll, ist noch nicht umfangreich genug, und ausserdem fehlt es noch an völlig befriedigenden Abbildungen.

Nach dieser Theorie dürfte nach meinem Dafürhalten das fehlende Zwischenglied in der „Slab of wood with centre rib and edges carved to represent human figures" gefunden sein, welche Edge-Partington, Taf. 24, Fig. 4, abbildet und die in nebenstehender Fig. 63 wiedergegeben ist. Das Original befindet sich im British Museum. Die 68·5 cm hohe Holzplatte mit eingezogenen Seiten ist unten in der Mitte mit einem Ansatz versehen, so dass sie aufrecht stehen kann. Nach der leider allzu skizzenhaften Zeichnung zu urtheilen, läuft längs der Mitte eine Reihe von fünf oder sechs Reliefiguren, die alle mit gekrümmten, zusammengepressten Knieen übereinander stehen. Die eingezogenen Seiten ziert ein Ornament, das an der einen Seite aus fünf, an der anderen aus vier stark stilisirten Figuren zu bestehen scheint, deren Gesichter einige Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Rarotonga-Typus (Fig. 61 und 62) zu zeigen scheinen, deren Körper und Beine durch zwei (in durchbrochener [?] Arbeit ausgeführte) Winkel mit nach auswärts gerichteten Spitzen angedeutet sind. Hinsichtlich der Körper und Beine erinnern diese stilisirten Figuren lebhaft an die hockenden Figurenpaare auf dem Canoezierrath von Huahine (siehe pag. 27, Bild 6, nach Ellis), die unterhalb der deutlichen menschlichen Gestalten, welche das obere Ende krönen, in vier Etagen übereinander vertheilt sind. Welche Gottheiten es sind, die auf diesem „heiligen Canoezierrath" dargestellt sind, kann ich für den Augenblick nicht entscheiden. — Für einen bis in die Details durchgeführten Vergleich zwischen

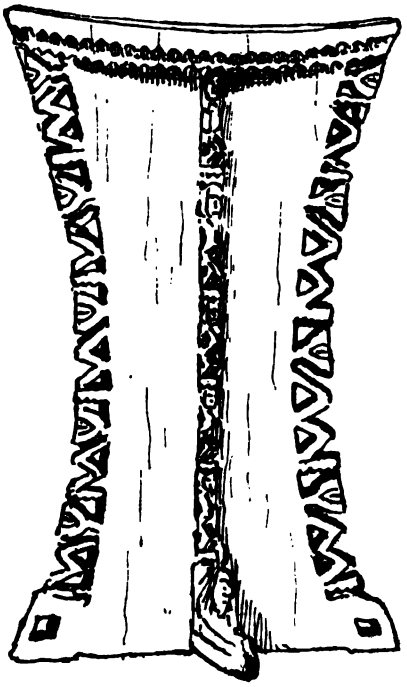


Fig. 63.
Tangarōa-Symbol (?) aus Holz. Rarotonga. Höhe ca. 68 cm. British Museum. Nach Edge-Partington, Taf. 24, Fig. 4.

dem Ornamente des Münchener Bildes und der Holzplatte im British Museum ist die Edge-Partington'sche Zeichnung zu undeutlich. Die habituelle Aehnlichkeit aber ist unverkennbar.

Wären die Edge-Partington'schen Figuren nicht durchwegs so roh skizzirt, hätte sich die Frage bezüglich der Herkunft des Ornaments Fig. 58 vielleicht schon jetzt lösen lassen. Jetzt muss ich sie offen lassen, bis ich einmal Gelegenheit habe, die wichtigen Originale im British Museum selbst zu prüfen. Von grosser Wichtigkeit für meine Theorie ist es indessen, dass die Bedeutung des Randornamentes auf Edge-Partington's Taf. 24, 4, bereits im British Museum erkannt und anerkannt ist. Jetzt erübrigt noch zu ergründen, welche Gottheit durch

[1]) Ratzel Völkerkunde, Bd. II, Taf. „Polynesische Waffen und Schmuck", Fig. 11. — Edge-Partington, Taf. 22, Fig. 4.

die oben beschriebene Holzplatte symbolisirt ist. Es scheint mir gar nicht unmöglich, dass wir auch hier wieder auf einen *Tangarōa* stossen. Die vielen Bilderchen, welche auf den Gegenstand zusammengehäuft sind, lassen eine solche Erklärung gar nicht unberechtigt erscheinen. Es ist übrigens bekannt, dass gerade die höheren Götter, die sogenannten *Atua* in der Regel in Gestalt eines unförmigen Blockes dargestellt werden. *Tangarōa*, als der erste unter ihnen, der vollkommen menschliche Gestalt annahm, wird bald als deutliche Menschenfigur, bald als Symbol ohne menschliche Form dargestellt, an welchem jedoch aus oben angegebenen Gründen mehrere kleinere Götterbilder angedeutet zu sein pflegen (siehe z. B. Bild 3, pag. 27).

In diesem Falle würden die beiden hier vorgelegten Erklärungsversuche zusammentreffen, was ein weiterer Beweis für die Annehmbarkeit der Hypothese wäre.

Jedenfalls dürfte hier ein nicht unwichtiger Beitrag zur Erklärung einiger der interessantesten Göttersymbole, welche Polynesien aufzuweisen hat, geliefert sein.

Im Zusammenhange mit der vorstehenden Behandlung der Ornamentik der *Rarotonga-Tubuai*-Provinz benütze ich die Gelegenheit, eine Frage aufzunehmen, die allerdings nicht eigentlich in das Gebiet der ornamentalen Entwicklungserscheinungen fällt, aber doch so eng mit der Klarlegung des für die genannten Inselgruppen charakteristischen Stils verknüpft ist, dass sie hier nicht übergangen werden darf.

Es handelt sich um die Herkunft einiger seltener Gegenstände in den Museen zu Leiden, London und Douai.

Das ethnographische Reichsmuseum in Leiden besitzt seit lange ein eigenthümliches paddelförmiges Geräth (Invent. 61/89), dessen langgestrecktes, elliptisches Blatt nach vorne in einen vierseitigen, gegen das Ende sich abspitzenden Stachel ausläuft (Fig. 64). Der Schaft ist in gewissen Zwischenräumen mit feinen Flechten aus Cocosfasern umwickelt und endigt in einen am oberen Rande vierzackigen Knopf. Dicht unter dem Blatte nimmt der bis dahin runde Schaft eine vierseitige Form an und ist an diesem circa 6·5 cm langen Stücke an allen vier Seiten mit einem geschnitzten Ornamente geschmückt (Fig. 65). Die durch die vier Seitenflächen gebildeten Ecken sind mit Einkerbungen verziert, so dass es aussieht, als wären die beiden Seiten an den Rändern gezahnt. Solche Einkerbungen sieht man auch an den Kanten des viereckigen Stachels an der Blattspitze, der in gleicher Weise wie der Schaft mit Cocosflechten umwickelt ist. Das dünne Blatt hat scharfe Kanten, so dass die Waffe, denn

Fig. 64. Keule. Länge 166 cm. *Leiden*, 61/89. Nach Zeichnung.

eine solche dürfte es sein, wohl geeignet scheint, einen Schädel zu spalten. Die Keule ist 166 cm lang, aus hartem, braunem, polirtem Holz und von vortrefflicher Arbeit. Als Heimatsort war ursprünglich Neu-Seeland angegeben, jetzt „Tahiti oder die Hervey-Inseln".

Ein dem British Museum gehörendes Geräth von völlig gleicher Form (Länge 134 cm), aber dem Anscheine nach ohne Ornamente und Flechtenumwick-

lung, findet man bei Edge-Partington, Taf. 5, Fig. 4, abgebildet mit der Angabe: „Marquesas-Inseln".

Eine nahe Verwandte dieser Keulen findet sich in dem Musée Berthoud zu Douai (Fig. 66). Am nächsten steht sie der Keule in Leiden, sowohl hinsichtlich des Ornamentes auf dem vierseitigen Uebergangsstück zwischen Stiel und Blatt und in der Umwicklung mit Cocosfasergeflecht, als in dem vierzackigen Endknopf. Das Blatt ist an den Seiten zu gerundeten, scharfen Zacken ausgeschnitten und mit Schnitzwerk bedeckt, dessen Muster am nächsten mit dem der Fig. 65 verwandt ist (vgl. die vergrösserte Detailabbildung von dem oberen Ende der Keule über der Fig. 66). Bei dem Vergleiche müssen wir daran denken, dass die vertieften Partien auf den mittelst Abreibung angefertigten Copien Fig. 65

Fig. 65. Ornament dicht unter dem Blatte der Fig. 64. — (2/3.) Nach Abreibung.

und 67 weiss sind, auf Fig. 66 dagegen schwarz erscheinen. Auch das Ornament an dem viereckigen Stücke des Schaftes ist offenbar dasselbe, wie bei Fig. 65, mit dem einzigen Unterschiede, dass die bogenförmigen Kerbschnitte hier in dieselbe Richtung laufen, während sie bei Fig. 65 gegeneinander gerichtet sind. Die Einkerbungen an den Kanten des viereckigen Uebergangsstückes gleichen vollkommen denen der Leidener Keule. — Ueber die Herkunft der Douai-Keule weiss ich leider nichts zu sagen. Eine hier als Fig. 68 abgebildete Keule im British Museum ist derselben in allen wesentlichen Punkten doch so ähnlich, dass sie die Frage über deren Herkunft auf eine an absolute Gewissheit grenzende Weise löst.

In ihrer Hauptform stimmt diese Keule mit derjenigen von Douai vollkommen überein. Die Zacken an den Blattkanten sind nämlich als minder wesentlich zu betrachten, da sie vorhanden sein oder fehlen können, ohne dadurch den Charakter der Waffe zu ändern. Die Londoner Keule ist ohne jegliches Ornament bis auf den charakteristischen vierzackigen Knopf am Ende des Stieles. Das Material ist ein dunkelbraunes, hartes, schweres Holz. Trotz der mangelnden Ornamente, trotz der geraden Seiten-

Fig. 66. Keule. *Douai.* Länge 150 cm.

kanten ist die habituelle Aehnlichkeit zwischen dieser Keule und derjenigen zu Douai so augenscheinlich, dass Niemand beanstanden dürfte, ihr dieselbe Heimat zuzuerkennen.

Die Londoner Keule ist glücklicherweise von so genauer Auskunft begleitet, dass ihre Herkunft ausser Zweifel steht. Sie ist nämlich von Mr. Wyatt Gill selbst von *Mangaia*[1]) mitgebracht, demselben, der unsere Kenntnisse von der Mythologie der Hervey-Inseln in so grossartiger Weise bereichert hat. Mr. Gill's schriftliche Aufzeichnung über die Keule lautet: „The ancient spade of the Mangaians, always used in a squatting posture. Also used (and intended to be used) as a club. This one has cleft many a skull."

Angesichts so ausführlicher Nachrichten und von so zuverlässiger Seite kann kein Zweifel über die Herkunft der Waffe von Mangaia aufkommen. Die erste Folge hievon ist, dass die Keule von Douai gleichfalls Mangaia zuerkannt wird. Dagegen wird umsoweniger Einsprache erhoben werden, als der Stil der Annahme kein Hinderniss in den Weg legt. Die bogen-

Fig. 67. Ornament dicht unter dem Blatte der Fig. 66. — (2/3.)

förmigen Einschnitte, welche an der Keule von Douai das Muster des Ornamentes an dem viereckigen Uebergangsstücke zwischen Schaft und Blatt bilden, lassen sich sehr wohl als Varianten des in diesen Blättern wiederholt genannten Oberschenkelmusters in seiner einfachsten Form auffassen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass die Bogenschnitte an der Keule von Douai etwas spitzere Winkel bilden. In gleicher Weise ist das geradlinige Ornament auf dem Blatt dieser Keule als von demselben Muster abgeleitet zu betrachten. Auch die Umwicklung mit Flechten aus Cocosfasern ist charakteristisch für die Hervey-Inseln (vgl. die Aexte).

Der Uebergang von der Keule in Douai zu derjenigen in Leiden (Fig. 64) ist sehr einfach. Der Endknopf ist derselbe, das Cocosgeflecht ist dasselbe und das Ornament an den Seiten des viereckigen Uebergangsstückes zwischen Blatt und Schaft ist der Hauptsache nach gleichfalls dasselbe. Der einzige Unterschied besteht darin, dass bei dem Leidener Exemplare die Bogenschnitte auf jedem Felde in zwei Reihen stehen, die convexen Seiten gegeneinander gewendet. Allein auch diese Anordnung kennen wir von dem genuinen Oberschenkelmuster, wenn sie auch minder häufig vorkommt. Wir finden

Fig. 68. Keule von Mangaia. *London*, British Museum. (Christy Coll. 9943.) Länge 176 cm.

dieselbe z. B. auf dem viereckigen Stiele eines grossen paddelförmigen Geräthes im Museum in St. Jago de Chile (Fig. 69), welches noch ein besonderes Interesse dadurch gewährt, dass die Ornamente an dem Blatte noch unvollendet sind; ferner finden wir sie auf dem Blatte der Paddel „*Atopas*" (vgl. Fig. 56 und 57) im Kopenhagener Museum (Inv. I. e, 116). Bisweilen sind die Bogen gegeneinander gerichtet (z. B. bei Fig. 26); in der Regel aber stehen sie in derselben Richtung.

Mit Hilfe der Keule des Mr. Wyatt Gill im British Museum ist es uns auf comparativem Wege

[1]) Durch diese Angabe über ihre Herkunft gewinnt die Waffe ein erhöhtes Interesse, da sie sowohl hinsichtlich der Form als der Grösse geeignet ist, uns eine Vorstellung der „flat-spear or wooden sword a fathom long" zu geben, dessen man sich dort bei den Trauerceremonien „*eva ta*" bedient (siehe pag. 27). W. Gill, Myths, pag. 273.

gelungen, der Insel Mangaia einige neue Typen zuzuerkennen, die bisher bald als den Marquesas-Inseln, bald als Neu-Seeland zugehörend betrachtet worden waren. Diese neuen Typen tragen dazu bei, einen ganz speciellen *Mangaia-Stil* zu constituiren.

Aber eine jede Frage weckt in der Ethnographie eine andere. Der vierzackige Endknopf an den Stielen der genannten Keulen scheint nicht allein für Mangaia charakteristisch zu sein. Im Museum zu Leiden finden wir eine Paddelform (Fig. 70) von ausgesprochenem Marquesas - Typus (Inv. 74/3) mit einem ähnlichen vierspitzigen Knopfe am Stielende. Eine vollständige Uebereinstimmung in einem so charakteristischen Zuge gehört in Polynesien zu den Seltenheiten, zumal zwischen zwei in ornamentaler Hinsicht so äusserst verschiedenen Inselgruppen, wie die Rarotonga- und Tubuai - Inseln einerseits und

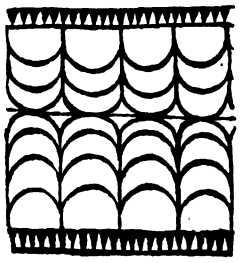


Fig. 69. Muster von dem Stiele des paddelförmigen Geräthes in St. Jago de Chile. — (²/₃.)

die Marquesas-Inseln andererseits. So sehr ist man, Polynesien betreffend, in der Verbreitung der Ornamenttypen an Exclusivität gewöhnt, und so stark ist die Macht der Tradition, dass es fast scheint, als ob hinter diesem für uneingeweihte Augen so geringfügigen Ornamente irgend ein ganz exceptioneller Umstand versteckt liege.

Die zungenförmige Verlängerung des Blattes stellt die Herkunft der Paddel von den Marquesas-Inseln ausser Zweifel. Als Endknopf findet man bei den Paddeln von den Marquesas in der Regel ein Paar kleine *Tiki*-Figuren in sitzender Stellung, die Rücken gegeneinander. Bei einer Paddel, die ich in dem Hakaui-Thale auf Nukahiva erwarb, ist ausnahmsweise das untere Ende des Stieles etwas geschweift, abgeplattet und gerade abgeschnitten, was vielleicht als eine moderne Vereinfachung zu betrachten wäre.

Das Vorkommen eines so ausgebildeten Ornamentdetails wie der vierzackige Endknopf auf zwei so weit getrennten Gebieten wie die Hervey- und die Marquesas-Inseln, verdient Beachtung. Dass die Marquesas - Paddel (Fig. 70) einen triftigen Einwand gegen die Annahme eines gleichen Ursprunges der Keulen (Fig. 64, 66 und 68), nämlich von Mangaia, veranlassen könnte, halte ich nicht für wahrscheinlich. Die Verwandtschaft der Keulen beschränkt sich übrigens, wie oben gezeigt, nicht auf die Form des Knaufes.

Fig. 70. Paddel von den Marquesas-Inseln. Länge 180 cm. *Leiden*, Inv. 74/3.

Ich darf noch einige andere Verwandtschaftsfragen nicht unerwähnt lassen. Im British Museum finden wir eine eigenartig gestielte Axt aus Bandeisen (Inv. 5. 4. 77) signirt: „Low Archipel" (Edge-Partington, Taf. 14. 6). Die Ornamentik derselben ähnelt den Keulen von Mangaia (Fig. 64 und 66) darin, dass alle scharfen Kanten in durchaus gleicher

Weise eingekerbt sind, wie die stachelförmige Verlängerung der Fig. 64 und die Kanten der Fig. 65 und 67, und dass ausserdem winkelförmige Bogenschnitte vorkommen, die, wenngleich hier verschiedenartig gruppirt, doch eine nicht geringe Uebereinstimmung mit denjenigen der Fig. 65 und 67 und vielleicht am meisten mit dem Blatte der Fig. 66 zeigen. Ausserdem sind noch Punktreihen vorhanden. Auch diese Axt ist offenbar eine Art Votiv-Axt, obgleich die Form des Stieles eine ganz andere ist, als diejenige der Aexte von Mangaia. Ihre Geschichte fordert eine specielle Untersuchung im Zusammenhange mit anderen noch ungeklärten Poumotu - Fragen. Bis weiterhin habe ich nur der Vollständigkeit wegen auf ihr Dasein aufmerksam machen wollen.

Eine andere Frage ist die, welche Stellung die in vielen Museen (London, Leiden, München, Kopenhagen etc.) vorkommenden langen Lanzen oder Keulen aus dunkelfarbigem, hartem Holze mit halbmondförmigem Schnitzwerke längs den Rändern des langen, breiten Blattes (vgl. Edge-Partington, Taf. 6, Nr. 2—4) in dem Systeme einnehmen. Etliche unter ihnen haben am unteren Ende des Stieles eine Art Knopf, welcher dem der Fig. 64—70 am ähnlichsten ist, obschon er meist etwas länger gestreckt und die Zacken in zwei- bis vierfacher Wiederholung übereinander zu stehen pflegen (Leiden, Inv. 16/552, 61/48 etc.). Im British Museum werden sie Mangaia zuerkannt, im Kopenhagener Museum (Schrank 263 *a*) der Insel Tonga und an anderen Orten den Poumotu-Inseln. Ich bin aus mehreren Gründen geneigt, mich der im British Museum herrschenden Ansicht anzuschliessen, hoffe indessen, auch diese Frage später zum Gegenstande einer speciellen Untersuchung machen zu können.

Anhang.

Nachdem diese Arbeit schon übersetzt war, bekam ich von meinem Freunde Mr. Charles Read am British Museum dessen Abhandlung: On the Origin and Sacred Character of certain Ornaments of the S. E. Pacific (Journal of the Anthropological Institute Vol. XXI, London 1891, pag. 139—158), welche ganz ähnlichen Erscheinungen in der Ornamentik der Hervey-Gruppe gewidmet ist, wie die meinige. Mr. Read, dem meine Abhandlung schon vor dem Abschluss seiner eigenen Untersuchungen bekannt wurde, hat die Artigkeit, zu sagen, dass er in Folge derselben in Zweifel gerieth, ob es überhaupt der Mühe werth war, die eigenen Studien zu Ende zu führen. Durch die Veröffentlichung seiner unabhängig gewonnenen Resultate hat er mir indessen die willkommenste Bestätigung meiner oben dargelegten Entwicklungstheorien gegeben, die ich mir je wünschen konnte, eine Bestätigung, die um so werthvoller erscheint, als er zum grossen Theile mit ganz anderem Materiale operirt, als ich.

Während ich mich hauptsächlich mit der Deutung der in Flächen eingeschnitzten Figuren und Ornamente beschäftige, behandelt Read vorwiegend die frei sculptirten Bilder, theils an Fächerstielen, theils in Göttersymbolen. Es steht ihm in dieser Hinsicht ein überraschend reiches Materiale zu Gebote, das früher dem Museum der London Missionary Society gehörte und das ich leider nicht zu sehen bekam, als ich im Jahre 1880 die übrigen Schätze der Londoner Sammlungen studirte.

Nachdem Read in glänzender Weise die Entwicklung der Ornamentik an den Griffen der heiligen Fächer demonstrirt hat, geht er zur Ornamentik der Mangaia-Aexte über. Von einer Doppelfigur (Taf. XIV, Fig. 1) am oberen Ende eines Stabes, dem Münchener Stabe (Fig. 46) in meiner Abhandlung in allem Wesentlichen ähnlich, gelangt er zuerst ziemlich ungezwungen an die unteren Figurenpaare an einer Canoeverzierung von Huahine (Taf. XIV, Fig. 3), die mit Fig. 6 auf Ellis' vielcitirtem Titelbilde so vollständig übereinstimmt, dass man sich versucht fühlt, beide für identisch zu halten. Hier ist aber, meines Erachtens, seine Entwicklungskette vorderhand zu Ende und ich vermag ihm, ohne Herbeiziehung einer Reihe von Zwischenformen, nicht zu folgen, wenn er von da unmittelbar zu einem Ornament gelangt, das meiner Fig. 49 am nächsten steht (Read, Taf. XIV, 4). Ein solcher Sprung würde einen „Stretch of imagination" fordern, den selbst Wyatt Gill's Autorität kaum bewirken kann. Die beiden in Frage stehenden Figuren sind einander in allen charakteristischen Theilen so wesentlich unähnlich,

dass ich einen Vergleich, geschweige denn einen Derivationsversuch hier für vollkommen unzulässig erachten muss. Wenn die Londoner Sammlungen keine Verbindungsglieder liefern, die Altornamentik zu erklären, hätte der Verfasser es nicht verschmähen sollen, sich auf fremdes Materiale zu berufen, und ich kenne kein besseres als die Baseler Schaufel und den Münchener Stab (meine Fig. 29, 42, 43 u. 46 a, b). Ohne diese oder ähnliche Documente schwebt die ganze Entwicklungsgeschichte der Altornamentik in der Luft und ihre alleinige Stütze wird W. Gill's Autorität sein. Hier ist aber eben die Hauptaufgabe, zu zeigen, wie das betreffende Ornament entstand, und darüber hat sich W. Gill gar nicht geäussert.

Read's Entwicklung von Fig. 11 zu 13 und 15 (meiner Serie Fig. 48—52 entsprechend) ist auch zu fragmentarisch, um den wirklichen Gang zu zeigen. Sein Stadium Fig. 15 muss übrigens dem Stadium Fig. 13 vorangehen.

Als sehr unglücklich gewählt kommt mir der terminus technicus „K pattern" vor, weil er fordert, dass man das Muster (vgl. meine Fig. 49) nothwendig in horizontaler Lage vor sich hat, wie auf meiner Fig. 53. Die liegende Stellung des Musters ist aber eine zufällige und verhältnissmässig seltene. Die typische Stellung ist natürlich die, welche die symbolisirte menschliche Figur aufrechtstehend zeigt. Uebrigens hat das in Frage stehende Muster ihre Aehnlichkeit mit einem K ganz und gar einer Verstümmelung durch „*ai-tuna*" oder „*kavava*" zu verdanken. Sollen überhaupt termini technici in der Ornamentik eingeführt werden, dann sollen sie sich auf die Bedeutung der betreffenden Ornamentik beziehen; hier wäre also *Tiki*-Muster der allein richtige Ausdruck, mit näherer Angabe des Stadiums in der Entwicklungsserie.

Ein Paar sehr interessanter Stilisirungsformen zeigt Read's Taf. XIV, Fig. 8 und 9, einem tahitischen Schemel und einem „box from Huahine" entlehnt. Sie sind den kleinen erhöhten Knäuflein am Blatte und Schaft der oben genannten langen Lanze im Reichsmuseum zu Leiden (Inv. 16/552) nahe verwandt. Aus Mangel an Abbildungen kann ich aber diese Frage diesmal nicht näher ausführen.

Besonders wichtig ist Read's Behandlung der *Tangarōa*-Ornamentik. So nenne ich der Kürze halber jene Ornamentik, die sich in meinen Figuren offenbart, obwohl ich gerne zugebe, dass noch Manches fehlt, ehe wir die Bedeutung sämmtlicher in Frage stehender Symbole endgiltig feststellen können. Von dem authentischen *Tangarōa*-Symbole (Fig. 3) auf Ellis' Titelbilde ausgehend, gelangt er, mit Hilfe der verhältnissmässig realistisch dargestellten Menschenbilder an diesem Symbole zu einer trefflichen Erklärung der stilisirten Ornamente seiner Fig. XIII, D, E, H, I, K, L und XIV C, G. (Vgl. Edge-Partington, Album Pl. 23, Fig. 1, 3—5.) Hier sprechen die leider gar zu lange in London Missionary Society's Collection begrabenen prachtvollen Götzen ihr entscheidendes Wort aus. Die ganze Darstellung ist beweisend und erlaubt keinen erheblichen Einwand. Ich habe in meiner Abhandlung das Ornament Fig. 58 (incl. das Randornament der Fig. 59 und 60) alternativ aus den Schnitzereien des Münchener Götzen (Fig. 61) oder aus irgend einem dem Randornamente des im British Museum befindlichen „Slab of Wood" (Fig 63) verwandten Ornamente abgeleitet. Die von Read veröffentlichten prachtvollen Formen stellen es indessen ausser Zweifel, dass das letztere alternativ das richtigere ist, und seine Fig. D und I liefern hier die nöthigen Zwischenformen. Sie beweisen noch mehr, sie geben die Erklärung der erhabenen, in meinem Bilde 60 schwarz markirten Ornamente, welche die flachen Seiten des betreffenden Göttersymbols in Lille zieren. Es lassen sich nämlich jene als acht mit den unteren Enden paarweise gegen einander gestellte menschenähnliche Figuren erklären, denen die unteren Extremitäten gänzlich fehlen und deren Rumpftheile bis auf eine winzig kleine, rhombische Erhöhung reducirt sind. Sie stimmen vollkommen mit Read's Beschreibung (pag. 149) seiner etwas deutlicheren Formen überein: „The body has become angular, and the legs and feet are replaced by another head and arms reversed."

Betreffend die Bedeutung der Zickzacklinie an den religiösen Geräthen der Hervey-Insulaner theilt Read vollkommen meine oben ausgesprochene Ansicht, dass auch dieses sonst so allgemein vorkommende Muster hier eine symbolische Rolle spielt.

Read's Vermuthung, dass gewisse Gegenstände unter den von ihm beschriebenen und abgebildeten (z. B. K und L) mit den sogenannten „*Unus*" identisch sein können, die Ellis Vol. II, pag. 217 (und auch 207) abbildet, hat viel Wahrscheinliches. Was unter „*Unus*" zu verstehen ist, darüber lässt uns Ellis, wie es Read ganz richtig hervorhebt, ganz im Stiche. Wir brauchen jedoch nicht weiter zu gehen, als zu dem von John Davies redigirten Tahitian and English Dictionary, Tahiti 1851, um eine vollständig genügende Erklärung der „*Unus*" zu finden. Es

heisst dort: *Unu*, a piece of carved wood, put up in the marae on offering up a man." Die Erklärung stimmt ganz gut mit dem Vorkommen der vielen Menschenschädel rings um den „altar and Unus" in Ellis' Abbildung überein. Pag. 207 bei Ellis sieht man mehrere solche „*Unus*" auf einem typischen *Marae* stehen. Es verdient nebenbei angeführt zu werden, dass dergleichen hölzerne Symbole auch „*Râ*" hiessen. (Vgl. Davies' Dictionary: „*Râ*, an ornament in the Marae; see *unu*".) Für Read's Speculationen über die habituelle Uebereinstimmung in Form und durchbrochener Arbeit der heiligen Trommeln („*Pahu-râ*"), der Axtstiele und der „*Unus*" kann diese Erinnerung vielleicht von Nutzen sein.

Zum Schlusse nur ein paar theoretische Bemerkungen. Read vergleicht (pag. 144) die Stilisirungsphänomene in der Hervey-Ornamentik mit den bekannten barbarischen Nachbildungen classischer Münzen, wo z. B. ein Apollokopf bei „persistent copying of copies", zuletzt nur in „an unmeaning series of dots and lines which can barely be called ornamental", verwandelt wird. Dieser Vergleich scheint mir wenig zutreffend. Die Hervey-Künstler, jene „sacred men", copirten nicht nach Copien fremder Vorbilder. Sie waren sich der ganz heimischen Vorbilder ihrer stilisirten Ornamente völlig bewusst und sie brachten sie sogar an denselben Geräthen, wie diese an. Ich verweise auf die „Paddeln", die Schaufel etc., wo man an einem und demselben Geräthe die ganze Entwicklungsgeschichte studiren kann.

Auch gegen Read's Ansicht, dass die Stilisirung den Zweck hatte, dem Künstler Zeit und Arbeit zu ersparen, muss ich einen Einspruch erheben. Ich führe seine eigenen Worte an: „The artist would unconsciously lean towards a kind of generalisation of details, which by saving his time would enable him to produce more and naturally at a cheaper rate". So kann allerdings eine Stilisirung entstehen, doch dass es hier nicht der Fall sein kann, erhellt daraus, dass es gar nicht leichter ist und gar nicht schneller geht, z. B. ein „Paddel"-Blatt wie Fig. 27 mit den stilisirten Ornamenten zu füllen, als es mit solchen wenig transformirten Bildern, wie Fig. 44 und 47, oder mit ähnlichen zu bedecken.

Das constante Vorkommen der verschiedenen Muster an gewissen Geräthen oder gewissen Theilen der Geräthe zu erklären, dazu fehlt uns bisher jede Möglichkeit. Es dürfte auch hinter dieser Eigenthümlichkeit etwas stecken, das zu entdecken vielleicht einer späteren Forschung vorbehalten bleibt.

Literaturberichte.

1.

Los restos de D. Francisco Pizarro, conquistador del Perú. (Boletin Municipal Nr. 691, Julio, Sabado 25 de 1891. — Lima, Perú.)

Der Provinzialrath von Lima hat am 24. Juni 1891 die Uebertragung der Gebeine des Eroberers von Perú und Gründers der Stadt Lima (1535), Francisco Pizarro, vorgenommen, welche in einem Gewölbe der Kathedrale in einer groben Holzkiste ruhten und nun in einen Marmorsarg in der Königscapelle der genannten Kirche beigesetzt wurden.

Die genaue Untersuchung der Leichenreste wurde von den DD. Don José Anselmo de los Rios und Don Manuel Antonio Muniz vorgenommen.

Kopf, Rumpf und untere Gliedmassen bilden einen zusammenhängenden, starren, in den Gelenken unbeweglichen Körper.

Die Haut pergamentähnlich vertrocknet, hart, resistent, an der Rückenseite lichter, an der Vorderseite ähnlich jener der Mumien peruanischer Indianer. Von Haaren keine Spur.

Die Musculatur hat ihr Volum vollständig eingebüsst, ist sehr dunkel-chocoladefarbig, mit der Haut gänzlich verschmolzen; Fettgewebe keines vorhanden. Nerven, Gefässe und Sehnen lassen sich deutlich unterscheiden.

Die Knochen alle wohl erhalten, nur die Hände und die Zehen fehlen; einige besitzen noch die Beinhaut.

Der Schädel durch Bänder und Muskel mit dem Stamme fest verbunden, seine Nähte grösstentheils verwachsen, und zwar die Synostose umsomehr vorgeschritten, je weiter gegen das Hinterhaupt hin dieselben sich befinden; die Coronalis noch durchaus wahrnehmbar, besonders linkerseits.

Ausser der merkbaren Entwicklung der arcus superciliares und der eminentia front. media bietet er in seiner Gestalt nichts besonderes dar, ebensowenig die Gesichtsknochen; das Gaumengewölbe sehr tief, der Unterkiefer durch Atrophie der Zahnfächer sehr niedrig mit weit vorstehendem Kinne. In beiden Kiefern nur neun Zahnfächer vorhanden.

Maasse (nach Broca, Topinard):

Skeletlänge	1673	mm
Capacität (mit Wasser, annähernd)	1715	kbcm
Schädelgewicht	955	gr
Grösste Länge	189	mm
„ Breite	157	„
Index	830	„
Grösster Stirndurchmesser	130	„
Kleinster „	102	„
Querer Hinterhauptsdurchmesser	121	„
Inialdurchmesser	187	„
Grösste Höhe (basion-bregma)	147	„
Biauricular durchmesser	111	„
Interparietaldurchmesser	154	„
Jochbreite	136	„
Breite der Orbita	41	„
Höhe „ „	40	„
Index	975	„
Interorbitaldistanz	21	„
Nasenlänge	60	mm
Nasenbreite	25	„
Nasenindex	416	„
For. occ. m., Länge	32	„
„ „ „ Breite	28	„
Index	875	„
Länge des Gaumengewölbes	50	„
Breite „ „	44	„
Index	880	„
Höhe des Gesichtes	161	„
Grösster Horizontalumfang	548	„
Occipitofrontal-Bogen	390	„
Gewicht des Unterkiefers	47	gr
Winkeldistanz	98	mm
Winkel	130	Grad
Humeruslänge (beiderseits)	315	mm
Linker Radius	252	„
Rechter „	248	„
Linke Ulna	267	„
Rechte „	283	„
Femurlänge (beiderseits)	415	„
Abstand der Mitte der fossa poplitea zur Vorragung an der Unterfläche des Fersenbeines	450	„

Das Alter wird auf mehr als 70 Jahre geschätzt, während in den Geschichtswerken angegeben wird, dass Fr. Pizarro 1478 zu Truxillo geboren und am 26. Juni 1541 ermordet worden ist.

Bei den Angaben der Skeletlänge und Indices sind Druckfehler im Originale. **Dr. Weisbach.**

2.

Lissauer, Dr. A. Alterthümer der Bronzezeit in der Provinz Westpreussen und den angrenzenden Gebieten. I. Die Bronzen. Heft II der Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen, herausgegeben von der Provinzial-Commission zur Verwaltung der Westpreussischen Provinzial-Museen. Danzig 1891. XI + 30 pp. mit 14 Lichtdrucktafeln, 4°. Festschrift zur Begrüssung der vom 3. bis 5. August 1881 in Danzig tagenden XXII. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Wenn man den Blick der Reihe nach über die den südlichen Ufersaum des Baltischen Meeres blockirenden reichen Museen von Kopenhagen, Kiel, Schwerin, Stralsund, Stettin, Danzig, Elbing und Königsberg gleiten lässt, so gewahrt man zuerst als auffälligsten Zug, welcher die Physiognomien dieser Kornkammern der nordischen Archäologie von einander unterscheidet, die von Westen nach Osten fortschreitende relative Verminderung und Verarmung der Stein- und Bronzealters-Funde. Die Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölkerung, welche nach dem Zeugnisse der Funde während der neo-

lithischen und der älteren Bronze-Periode in den westbaltischen Provinzen geherrscht haben, scheinen sich erst gegen das Ende der nordischen Bronzezeit über Pommern und Westpreussen und noch später über Ostpreussen, wo der rechte Aufschwung erst in der römischen Kaiserzeit eingetreten ist, fortgepflanzt zu haben. Diese eigenthümliche Erscheinung muss als charakteristisches Beispiel für die werthschaffende Rolle des Handels aufgefasst werden. Sie hängt nämlich unzweifelhaft damit zusammen, dass schon die uralten Mittelmeervölker den Succinit als werthvolles Schmuckmaterial von den Nordküsten Europas holten und dass der Hauptsitz der Bernsteingewinnung sich in ältester Zeit an den Küsten der westbaltischen Länder befand und erst später allmälig nach Osten zog, bis er nach dem Ende der nordischen Bronzezeit sich im Samlande festsetzte, wo er noch heute residirt. Wie die interessante Frage nach den Verbindungen des Nordens mit den Bernstein kaufenden südlichen Culturländern (welche durch ältere Publicationen wohl aufgerollt, aber mehr verwirrt als geklärt wurde), sowie die Frage nach den Beziehungen der einzelnen nordischen Provinzen untereinander durch die genaue Auseinanderlegung der Details gefördert werden könne, hat jüngst Dr. Olshausen durch seine Studien über den alten Bernsteinhandel und die Goldfunde (Verhandl. d. Berliner Anthrop. Ges. 1890, pag. 270 und 1891, pag. 286) in gelungenster Weise gezeigt.

Neben solchen, sozusagen schärfer zugespitzten, auf bestimmte Punkte oder Zeitabschnitte abzielenden Fragen haben wir noch die allgemeinere, aber bis jetzt völlig ungelöste Frage nach der Herkunft der alten europäischen Bronzecultur überhaupt in's Auge zu fassen, in welcher besonders von Worsaae und Sophus Müller die Möglichkeit der Zuwanderung über Sibirien und Nordosteuropa in Betracht gezogen wurde. Dieser Weg hätte die ostbaltischen Provinzen jedenfalls früher als die westbaltischen berühren und dort eine Fundschichte zurücklassen müssen, deren Schollen unter und zwischen jenen der späteren Schichten aufzusuchen wären. Für diese zweite Frage ist demnach nicht minder als für die erste die genaue Detailkenntniss der Bronzealters-Funde der einzelnen Provinzen nöthig und es kann somit jede Publication, welche zu einer solchen Kenntniss einen gründlichen Beitrag liefert, von vorneherein der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

Der Landtag der Provinz Westpreussen hat zur Oberaufsicht über das sehr gut verwaltete Provinzmuseum eine eigene Commission eingesetzt, welche für die Vergrösserung und die würdige Aufstellung der Sammlungen, ebenso wie für deren Nutzbarmachung durch Publicationen die opferwilligste Thätigkeit entfaltet. Mit Unterstützung des Landtages gab Herr Dr. Lissauer vor vier Jahren bereits eine vortreffliche Uebersicht der prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete heraus und nun ist die Commission zur Herausgabe einer Serie von in's Detail eingehenden Abhandlungen geschritten, deren zweites Heft, das vorliegende, als Festgabe zur Begrüssung der diesjährigen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft erschien. Wie sehr diese Abhandlungen allen jenen Fachmännern, welchen es nicht vergönnt ist, in jahrelangen Reisen sich eigenhändig die genaue Kenntniss der verschiedenen Museen einzusammeln, willkommen sind, braucht nach den obigen Andeutungen wohl nicht mehr gesagt zu werden.

Lissauer gliedert seine Arbeit in drei Abschnitte. Der erste bietet eine knappe Uebersicht über die bemerkenswerthesten der bisher zutage getretenen Theorien zur nordischen Bronzezeit. Es sind besonders Nilsson, Hans Hildebrandt, Worsaae, Sophus Müller, Virchow, Montelius, Belz und Tischler berücksichtigt und die Periodentheilungen der drei Letzteren im Detail angeführt. Die hierauf folgende Beschreibung der Funde geht Hand in Hand mit den sehr gut ausgeführten Lichtdrucktafeln und gibt die zur Beurtheilung der Funde nothwendigen Details aus den Fundnachrichten. Die dritte Abtheilung bespricht die Entwicklung der Bronzecultur in Westpreussen und deren Beziehungen zu den Nachbargebieten.

Lissauer theilt die Bronzezeit in vier Perioden, welche sich an die von Belz für Mecklenburg aufgestellten anlehnen. Ihr Verhältniss zu den von Montelius und Tischler unterschiedenen Perioden zeigt die nebenstehende Tabelle.

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, dass die nordischen Archäologen der bereits von Worsaae ausgesprochenen Abtheilung der gesammten nordischen Bronzezeit in eine ältere und eine jüngere Hälfte und der Ausscheidung einer Anfangsstufe von der Hauptmasse der ersteren einstimmig beipflichten. Der zwischen der 3. und 4. Periode Montelius' gezogene Strich ist viel kräftiger zu betonen als die Trennungslinien zwischen den übrigen skandinavischen Bronzezeitperioden. Der alten Zweitheilung kommt eine allgemeinere Bedeutung zu, weil sie mit der Entwicklung der vorkeltischen Metallcultur in Mittel- und Südeuropa übereinstimmt, indem die ältere Bronzezeitstufe Worsaae's der südeuropäischen Bronzezeit, die jüngere hingegen der Hallstatt-Periode unserer Länder entspricht. Den innerhalb dieser Hauptabschnitte und besonders innerhalb des jüngeren derselben errichteten Grenzlinien muss eine grössere Unsicherheit innewohnen. Darum ergeben sich auch bei der Unterabtheilung der jüngeren Bronzezeithälfte Differenzen, welche um so grössere Abweichungen zutage treten lassen, je weiter nach Osten man vorschreitet. Wenn man auf den inneren Zusammenhang der von Belz, Lissauer und Tischler für Mecklenburg, Westpreussen und Ostpreussen abgegrenzten Stufen eingeht, so sieht man, dass alle drei Autoren eigentlich nach denselben Gesichtspunkten verfahren haben und dass der Unterschied in den Altersstufen nichts ist, als ein Analogon zu dem obenerwähnten Wechsel in den Verhältnissen des Bernsteinhandels. Der Hauptsache nach entspricht die „Jüngere Bronzezeit" Belz' und Lissauer's und die „Jüngste Bronzezeit" Tischler's unserer älteren Stufe der Hallstatt-Periode, während Belz' „Ende der Bronzezeit" sowie Lissauer's „Jüngste Bronzezeit" der jüngeren Stufe unserer Hallstatt-Periode entspricht und — da sie auch in Norddeutschland vielfach Eisen unter den Funden mitführt — von Tischler gar nicht mehr der nordischen Bronzezeit zugezählt, sondern direct „jüngere Hallstatt-Periode" genannt wird. Die für Montelius' Bronzeperiode Nr. 4 charakteristischen Plattenfibeln und einige zugehörige Typen sind bisher in Ostpreussen noch nicht gefunden worden; daher lässt Tischler für seinen Bezirk diese Periode unbesetzt.

Aus der den zweiten Abschnitt füllenden Aufzählung der Bronzealterthümer ist zunächst die bereits eingangs erwähnte und begründete Thatsache, dass die jüngeren Perioden reichlicher als die älteren vertreten sind, zu ersehen. Der

„frühen Bronzezeit" werden nicht mehr als 14 Stücke, welche sämmtlich aus dem Westen der Provinz stammen, zugeschrieben, darunter sechs aus einem Grabe, einem Tumulus, von Brüssau. Für die Details muss das Verzeichniss selbst nachgesehen werden. Die wichtigsten Schlagworte über die Art der Vorkommnisse sind in untenstehender Tabelle angemerkt.

Aus dem dritten Abschnitte „Entwicklung der Bronzezeit in Westpreussen" ist wohl zunächst auszuheben, dass Lissauer nicht an eine locale Entwicklung im Sinne Montelius' denkt, sondern geradezu ein Hauptgewicht auf die wechselnden Einflüsse aus dem Westen und dem Süden legt.

„Handbergen" mit spiraligen Endscheiben, und manschettenknopfartige Tutuli auf. Verbindungen mit Mitteldeutschland (incl. Böhmen) verrathen die „Säbelnadeln" mit seitlich angesetzten Oesen und das Schwert von Tütz mit ovaler, sattelförmig gebogener Knaufplatte. Auf den Beginn südlichen Importes, besonders aus Ungarn längs des Weichselthales, deuten das Schwert von Konojad mit altungarischem Griff und die cylindrischen Armspiralen aus breiten, durch eine Mittelrippe verstärkten Bronzeblechstreifen. Grosse Fischangeln mit einem weidenblattförmig verbreiterten, oben durchlochten Stieltheile werden ebenfalls in diese Periode gerechnet.

Montelius vornehmlich für Skandinavien			**Belz** für Mecklenburg	**Lissauer** für Westpreussen		**Tischler** vornehmlich für Ostpreussen
Aeltere Bronzezeit	1. Periode 1450—1250 v. Chr.	Leichenbestattung	Aeltere Bronzezeit Moorfunde	Frühe Bronzezeit Tumuli mit Steinkisten und Urnen	Durchwegs Brandbestattung	Periode von Pile-Leubingen
	2. Periode 1250—1050 v. Chr.	Brandbestattung vorherrschend	Reife Bronzezeit Tumuli mit Skelet- u. Brandbestattung	Alte Bronzezeit Tumuli und Depotfunde		Periode von Peccatel
	3. Periode 1050—900 v. Chr.					
Jüngere Bronzezeit	4. Periode 900—750 v. Chr.		Jüngere Bronzezeit Depotfunde	Jüngere Bronzezeit Depotfunde (reicht bis zum V. Jahrhundert)		
	5. Periode 750—550 v. Chr.					Jüngste Bronzezeit
	6. Periode 550—400 v. Chr.	Leichenbestattung	Ende der Bronzezeit Brandbestattung	Jüngste Bronzezeit Steinkistengräber und Depotfunde (reicht bis zum Ende des III. Jahrhunderts)		

Für die frühe Bronzezeit mit ihren schmalrandigen Flachcelten, den „Schwertstäben" und den triangulären Dolchen und Kurzschwertern wird der Anschluss an die westbaltischen Küstenländer mit einem Seitenblicke auf die italische Provenienz der Dolchformen betont. Wohl zu merken ist, dass diese mit Montelius' Periode 1 parallelisirten Funde, soweit sie als Grabbeigaben erkannt sind, schon aus Brandgräbern herrühren, während nach Montelius in Skandinavien der Ritus der Leichenverbrennung erst in seiner 2. Periode beginnt und erst in der 4. Periode die ausschliessliche Herrschaft erlangt.

In der alten Bronzezeit treten Rand-, Absatz- und Lappencelte sowie die typisch-baltischen, schlanken, längscannelirten Axthämmer, dann stumpfendigende Messerchen,

Die jüngere Bronzezeit führt uns fast nur Depotfunde aus dem westlichen Theile der Provinz zu und in in diesen besonders Palstäbe und Hohlcelte, Schwerter mit Spiralantennen, geflammte Messer, die nordische „Plattenfibel" und die ebenfalls zweitheilige Fibel mit breitem Bügel und mit Spiralscheiben, dann Halsbergen aus einem breiten Stücke oder aus mehreren breiten oder runden aneinander schliessenden Reifen mit Endösen, riesige hohle Armringe mit offenen Enden, sowie ähnliche, deren Enden durch einen hohlen Buckel verbunden sind (Nierenringe) und endlich schlankere, deren Enden in offene Schälchen ausgehen (Eidringe). Das ist so ein rechtes Gemenge von frühhallstättischen, ungarischen, mitteleuropäischen und westbaltischen Formen. Die Fibeln mit stark verbreitertem, in Spiralscheiben auslaufendem

Bügel (Taf. V, Fig. 2, und Taf. VI, Fig. 1) werden mit Unrecht als „Fibula von ungarischem Typus" bezeichnet. Undset hat sie in den auch von Lissauer citirten Études sur l'âge de bronze de la Hongrie (Christiania 1880, pag. 65) ganz bestimmt und mit vollem Recht als mitteldeutsche Form, welche die Verbindung zwischen dem ungarischen und dem skandinavischen Formenkreise vermittelt, hingestellt. Dies kann vielleicht in Bezug auf den von Undset angenommenen Causalnexus, aber keinesfalls in Bezug auf das örtliche Vorkommen angefochten werden. Dem einen oft citirten Exemplare aus Ungarn steht die Schaar der von Undset citirten Funde aus Deutschland und Böhmen, die sich bis heute stark vergrössert hat, entgegen. Ich will nur als Beispiele vom Süd- und vom Nordrande des Verbreitungsgebietes anführen, dass aus Böhmen bis jetzt sechs Exemplare (Skeletgrab von Brozánek bei Melnik, Čepy bei Pardubitz [2 Stück], Pračov bei Chrudím und Vrcovic bei Písek [2 Stück]) bekannt sind, während das Stettiner Museum ebenso viele (Butzke, Kr. Belgard, Gothen, Kr. Usedom-Wollin, Grumsdorf, Kr. Bublitz [2 Stücke], Kehrberger Forst, Kr. Greifenhagen und Koppenow, Kr. Lauenburg) besitzt.

Die jüngste Bronzezeit charakterisirt sich eigentlich ganz als Eisenperiode, welche der jüngeren Hallstatt - Stufe entspricht, und Lissauer sagt selbst, es sei „wahrscheinlich, dass die meisten Werkzeuge und Waffen um diese Zeit schon aus Eisen gefertigt wurden und noch zu werthvoll erschienen, um sie den Verstorbenen mitzugeben; ja selbst die Schmucksachen bestehen oft ganz aus Eisen, zeigen aber immer noch dieselben Formen wie die rein bronzenen und nicht selten finden wir Gegenstände, welche theils aus Bronze, theils aus Eisen gearbeitet sind". Die charakteristischen Begräbnisse dieser Zeit bestehen aus Steinkisten, welche in den ebenen Boden gesetzt und nicht selten mit „Gesichtsurnen", für welche Westpreussen der classische Boden in Nordeuropa ist, ausgestattet sind. Fast ebenso charakteristisch für Westpreussen und etwa noch Posen sind die auch auf Gesichtsurnen dargestellten „Ringhalskragen" mit einer Schliessplatte, welche die zahlreichen breiten Reifen, die dieses stattliche Schmuckstück bilden, zu einer Garnitur zusammenhält.

An keramischen Resten, deren Abbildungen wir vermissen, sind die älteren Perioden, welche hauptsächlich Einzeln- und Depotfunde aufweisen, unsäglich arm. Den zahlreichen und interessanten Gefässen der jüngsten Bronzezeit soll eine eigene Abhandlung gewidmet werden.

Es knüpft sich an die durch diese Abhandlung uns näher gerückten Funde ein lebhaftes Interesse, welches nicht so sehr auf der eigenen, nicht allzu ansehnlichen Masse der Bronzen, als vielmehr auf dem wohlstudirten Zusammenhange mit der Gesammtheit der nordischen Bronzefunde beruht. Um auch unsererseits diesen wichtigen Zusammenhang gehörig erfassen zu können, brauchen wir auch aus den anderen Provinzen solche umfassende Publicationen und wenn es sich nicht möglich machen liesse, sie in einer ähnlichen reichen Ausstattung bald herzustellen, was wohl sehr zu wünschen wäre, so sollten sich die Herren Fachgenossen nicht scheuen, die bescheidenere, aber nicht minder gediegene Darstellungsweise, in welcher uns z. B. Johanna Mestorf vor fünf Jahren die vorgeschichtlichen Alterthümer aus Schleswig-Holstein vorgelegt hat, nachzuahmen. Wir werden mit dem Ausdrucke unserer Dankbarkeit nicht geizen.

Josef Szombathy.

3.

Duhn, F. v. Die Benützung der Alpenpässe im Alterthum. Vortrag, gehalten im historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg am 26. October 1891. Neue Heidelberger Jahrbücher, II. Jahrg. 1892. p. 55—92.

Dieser Vortrag gehört zu den erfreulicherweise nicht mehr seltenen Zeugnissen für die wachsende Berücksichtigung, welche die urgeschichtliche Archäologie bei den classischen Archäologen findet und für den ansehnlichen Fortschritt, welcher aus dieser Verschwägerung resultirt. Der Autor führt uns an klar dargelegten Fäden, in welchen die prähistorischen und die Münzfunde, die Nachrichten der Alten und die Resultate der neuesten Ausgrabungen auf den Alpenpässen, besonders dem Grossen St. Bernhard, mit so unparteiisch abwägender, sicherer Hand und mit so vollständiger Beherrschung alles einschlägigen Materials zusammengezwirnt sind, dass dieser „Vortrag" es wahrlich verdient, als Denkstein für die grossen Fortschritte der Alterthumswissenschaft in den letzten Jahren und unseres heutigen Standpunktes in derselben festgehalten und auf dem Punkte, an welchem die Wege des Numismatikers, des Historikers und des Urgeschichtsforschers zusammentreffen, aufgerichtet zu werden.

Das Ergebniss der Untersuchung ist, dass die Alpenpässe, besonders die der Central- und Westalpen, in den früheren Jahrhunderten des heidnischen Alterthums fast ausschliesslich nur dem Localverkehr dienten und erst seit der Besitzergreifung der Alpen durch die Römer dem Weltverkehre dienstbar wurden. Einen breiteren Auszug aus diesem Vortrage zu machen, ist nicht gut möglich. Er muss in extenso genossen werden; wir haben es mit bestem Caviar zu thun, bei welchem es ja keinerlei Hüllen zum Abstreifen gibt, lauter Eikerne. Ganz besonders interessirt uns Prähistoriker der erste Theil, in welchem die prähistorischen Materialien gesichtet werden. Aus diesem Theile möge zur Charakteristik des Standpunktes eine unseren berühmten etruskischen Import betreffende Stelle (p. 62) hergesetzt werden:

„Noch heute spricht man zuweilen von einem sogenannten etruskischen Tauschhandel nach dem Norden; Bücher sind darüber geschrieben und die vorausgesetzten Handelsstrassen bis über die Ostsee hinaus darin bezeichnet worden. Dies ganze Gebäude ermangelt nicht nur jeder Stütze in der literarischen Ueberlieferung — deren Schweigen hier allerdings nicht viel besagen will —, sondern beruht auf drei unrichtigen Voraussetzungen: erstens, dass ein geregelter, gleichmässiger etruskischer Handel über die Alpenpässe durch lange Jahrhunderte hindurch denkbar gewesen wäre, während es nur hätte sein können während der Zeit, wo die Etrusker Herren der mittleren Poebene waren und den Ausgang des Brenners beherrschten, d. h. von der Mitte des VI. Jahrhunderts bis zum Einbruch der Gallier um 400; zweitens, dass die grosse Menge der Metallfabrikate der Länder nördlich der Alpen, der sogenannten Bronze- und ersten Eisenzeit, etruskischen Formen entsprächen und importirt seien, während nachweislich ihr Aussehen mit echt etruskischen Formen kaum etwas gemein hat und die Herstellung von metallischen Werkzeugen und Waffen in unseren und den nordischen Ländern auf einer so beneidenswerth hohen Stufe

stand, dass schon deshalb nur ein verschwindend kleiner Theil der Fundstücke als importirt betrachtet werden darf; drittens, dass gewisse Münzen, die sich in den Alpenländern gefunden haben und finden, etruskisch seien, während sie keltisch bezw. rätisch sind und es meines Wissens als Thatsache angesehen werden kann, dass noch keine etruskische Münze nördlich des Po gefunden worden ist."

Nur eine Stelle aus den einleitenden Sätzen (p. 55) möchte Ref. abgeschwächt wissen, wo v. Duhn sagt, dass im Alterthum die wichtigsten, d. h. wohl die am meisten benützten Verkehrslinien Europas in süd-nördlicher, nicht in ost-westlicher Richtung liefen. Bezüglich des speciellen Falles der Alpenpässe hat er diesen Ausspruch selbst widerlegt. Aber auch im Allgemeinen können wir ihn für die vorrömische Zeit nicht gelten lassen, sobald wir nur einige Hauptzüge der vorrömischen Culturentwicklung, wie z. B. die in der Ost-West-Richtung, nach der Längsaxe des Mittelmeeres vor sich gehende Ausbreitung der phönicischen und der griechischen Colonisation, sowie die wie in parallelen, getrennten Zonen nach derselben Richtung vor sich gehende Ausbreitung der specifischen mitteleuropäischen Hallstatt-Cultur und der nordischen Bronzecultur und die Mehrzahl der vorrömischen Völkerbewegungen Europas in's Auge fassen. Die jahrhundertelange Nebeneinanderschichtung der semitischen, hellenischen, hallstättischen und nordischen Culturen in ost-westlichen, von Süden gegen Norden hin aufeinander folgenden Zonen lässt sich nur erklären, wenn wir sowohl dem sozusagen endosmotischen Verkehre von Haus zu Haus, wie dem grossen Völkerverkehre die Hauptrichtung nach den Parallelkreisen zuerkennen, gegen welche die für den Fortschritt der alten Culturen wichtigere meridionale Richtung als die schwächere und seltener benützte erscheint. **J. Szombathy.**

4.

Krause Ernst (Carus Sterne). Thulako-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Mit 76 Abbild. im Texte und einer Karte. Glogau 1891. VIII und 624 S. Gross-8°.

Bekanntlich gibt es eine Schule von Mythologen, welche in derselben Weise, wie man seinerzeit bei der Reconstruction der arischen Grundsprache in erster Linie das Sanskrit berücksichtigen zu müssen glaubte, auch bei der Reconstruction der gemeinarischen Mythologie zunächst von der Mythologie des Veda auszugehen für selbstverständlich hält. Im Gegensatze zu dieser Schule, die auch gegenwärtig noch in ihrem Hauptvertreter (Max Müller) an der asiatischen Herkunft der Arier festhält, glaubt der als naturwissenschaftlicher Schriftsteller wohlbekannte Verfasser unseres Werkes, durch „langjährige eigene Forschungen auf diesem Gebiete, die, abweichend von der gewöhnlichen Bücherforschung, im Besonderen von der naturgeschichtlichen Grundlage der Mythen, von Gestirnsagen, ethnologischen und prähistorischen Gesichtspunkten, den Steindenkmalen und Gräberfunden, von den klimatischen Grundbedingungen der Lebens- und Ernährungsweise unserer Vorfahren in der Urzeit ausgingen und auf Versuche, die Heimatszugehörigkeit der Mythen zu bestimmen, hinausliefen", gefunden zu haben, „dass die nordischen Sagen und Sagformen viel ursprünglicher und älter sind als die griechischen und römischen, ja schliesslich selbst als die indischen, und dass dies nicht etwa aus blosser Verwandtschaft oder durch eine Ausstrahlung der noch unausgewachsenen südlichen Phantasiegebilde nach Norden zu erklären ist, sondern dass umgekehrt die nordischen Sagen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle den Keimzustand darstellen, aus dem sich die südlichen Formen erst entwickelt haben, dass sich, grob ausgedrückt, Ilias und Odyssee aus der Edda, nicht aber umgekehrt die letztere aus jenen herleiten und erläutern lassen". Im Einklange mit dieser Anschauung erkennt derselbe auch die Urheimat der Arier in Nordeuropa und wiederholt die von mir für diese Ansicht vorgebrachten Argumente im Auszuge.

So verschieden diese beiden Richtungen in ihren Ausgangspunkten und in ihren Ergebnissen auch sein mögen, so haben sie doch einen Zug miteinander gemein, dass sie nämlich beide das Vorhandensein einer urarischen Mythologie voraussetzen. Dadurch aber stehen sie im Gegensatze zu einer neueren Richtung, deren Vertreter einerseits auf Grund sprachlicher und sachlicher Einwände die bisher unbedenklich vorgenommene Identification zahlreicher bei den einzelnen arischen Völkern vorkommenden mythologischen Gestalten als unberechtigt zurückweisen, andererseits einen nicht unbeträchtlichen Theil von mythologischen Namen und Vorstellungen, wie sie uns bei den einzelnen arischen Völkern entgegentreten, als von anderen sowohl arischen als anarischen Völkern entlehnt, nachzuweisen in der Lage sind. Diese Schule leugnet, dass das arische Urvolk ein eigentliches mythologisches System besessen habe, ja, will auch nicht einmal die zwei einzigen vom sprachlichen Standpunkte unanfechtbaren Gleichungen, sankr. Dyâus, griech. Ζεύς u. s. w. und sanskr. Varuna, gr. Οὐρανός, als mythologische, sondern nur als rein sprachliche gelten lassen. Indem man darauf hinweist, dass diese Namen noch in später Zeit in ihrer ursprünglichen Bedeutung als „Himmel" im Gebrauche sind, sieht man in ihnen blos die gemeinsamen sprachlichen Keime, aus denen sich erst später, nach erfolgter Trennung und bei jedem Volke selbstständig, mythologische Conceptionen entwickelt hätten. Vom Standpunkte dieser Anschauung, die als das Ergebniss kritisch-methodischer Forschung die grösste Beachtung verdient, so schwer es auch ist, sich das arische Urvolk aller mythologischen Vorstellungen bar zu denken, und noch aus anderen, vorwiegend sprachlichen Gründen wird man einem sehr grossen Theile der Ausführungen Krause's seine Zustimmung versagen müssen.

Anders verhält es sich mit der germanischen Mythologie, die, zum Theile wenigstens, so weit es sich insbesondere um Personificationen von Naturerscheinungen handelt, einerseits auf den Norden als die Heimat der germanischen Völker- und Sagenwelt hinweist, andererseits nur bei dieser Annahme eine einfache und ungezwungene Erklärung findet.

Dies zeigt sich insbesondere bei den Sonnenmythen, „die naturgemäss ganz verschieden ausfallen mussten, je nachdem sie im Norden oder Süden entstanden sind. Denn Sonnenlauf und Sonnenwirkung stellen sich je nach der Breitenlage der Länder als so ausserordentlich verschiedene Dinge dar, dass sie naturgemäss zu ebenso unähnlichen Mythenbildungen führen mussten. Der kurze Tageslauf der Wintersonne im Norden beweist den nordischen Ursprung zahlreicher Sonnensagen, deren Heimat man bisher fälschlich im Oriente gesucht

hat. Denn während in Assyrien, Indien, Aegypten und ähnlichen südlichen Ländern die Unterschiede des Sonnenlaufes im Sommer und Winter kaum in das allgemeine Bewusstsein fallen, handelt es sich im Norden um eine solche Ungleichheit des Sonnenstandes, dass Sagen von Krankheit und Tod der Wintersonne entstehen mussten, die im Süden, wo sie auftreten, nur eingewandert sein können. Während sich die Tages- oder Nachtlänge im Laufe von sechs Monaten selbst im nördlichen Aegypten (Kairo) nur um etwa $3^3/_4$ Stunden verschiebt, beträgt der Unterschied in Norddeutschland schon 10, im mittleren Schweden (Stockholm) volle 13 Stunden, und finden wir daselbst einen Weihnachtstag von $5^1/_2$ Stunden Länge, mit dem eine mehr als dreimal so lange Nacht von $18^1/_2$ Stunden abwechselt, Maasse, die selbst dem rohesten Naturmenschen auffällig werden und ihn früh zum Nachdenken über die einem solchen Wechsel zu Grunde liegenden Ursachen zwingen mussten, ganz abgesehen von der mit Augen, Ohren, Nase und Händen zu greifenden Erfahrung, dass die Sonne ihre wärmende und belebende Kraft im Winter so gut wie völlig einbüsst. So ist denn uns Nordbewohnern noch heute eine Sympathie mit der sinkenden und steigenden Jahressonne angeboren und unauslöschlich in's Herz gepflanzt. Denn obwohl wir wissen, dass kein Fürst der Unterwelt die Sonne um Weihnachten in Banden hält, die Bisse keines wilden Thieres ihr Siechthum verursachen, athmen wir dennoch erst erleichtert auf, wenn wir wissen, dass endlich die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Sonnenbogens überwunden ist; Einer erinnert den Andern an die erfreuliche Thatsache, dass die Sonne nun wieder in langsamem Steigen begriffen ist und die Tage, wenn auch zunächst nur unmerklich, wieder zunehmen".

„Von allen diesen Sorgen und Freuden wussten weder die alten Aegypter noch die Syrer, Assyrer und Inder etwas; sie hatten keine Ursache, den spärlichen Wintersonnenschein zu beklagen, noch der wieder erstarkenden Sonne ein Julfest zu widmen, noch im Hochsommer ein nächtliches Freudenfest zu begehen; denn alle diese Sonnenlauffeste sind naturgemäss erst in weiteren Abständen vom Aequator berechtigt und wurden erst von dorther nach Persien, Kleinasien, Syrien und Aegypten eingeführt, ohne dass sie übrigens dort jemals recht heimisch werden konnten, wie denn das Weihnachtsfest bekanntlich noch heute in keinem Lande der Welt mit gleicher Innigkeit gefeiert wird wie bei germanischen Völkern. Schon in den Mittelmeerländern haben die Jahreszeitenfeste keinen rechten Boden mehr. Wie kann man den Frühling mit Inbrunst begrüssen, wo der Winter nur ein paar Monate dauert, wo immer grüne Gesträuche und Bäume kaum einen Verlust der Vegetation im Winter merken lassen und höchstens einige Frühlingsblumen daran erinnern, dass für die Pflanzenwelt ein neuer Abschnitt beginnt. Feste, wie unser ehemals durch ganz Mittel- und Nordeuropa gefeiertes „Winter- und Todaustreiben", die Maifeste und nun gar das Mittsommerfest entbehren im Süden alles natürlichen Anhaltes, da hier die Jahreszeiten ohne schroffe Gegensätze in einander übergehen und der stärkste Trennungsstrich nicht wie im Norden durch den Winter, sondern eher durch den Hochsommer hervorgerufen wird" (S. 219).

In diesen und ähnlichen Ausführungen liegt das Hauptverdienst des vorliegenden Werkes, und dieses muss anerkannt werden, auch wenn man der Behandlung der mythologischen Einzelheiten nicht immer zustimmen kann. **K. Penka.**

5.

Hesselmeyer Ellis. Die Pelasgerfrage und ihre Lösbarkeit. Tübingen 1890. XIII und 162 S. 8°.

Der Verfasser dieses dem Andenken seines Lehrers A. v. Gutschmid gewidmeten Buches unternimmt in demselben, nachzuweisen, dass die Pelasger einerseits mit den Tyrrhenern Italiens verwandt, andererseits von den arischen Hellenen vollkommen verschieden gewesen, dass dieselben die autochthone Urbevölkerung Griechenlands gebildet, die sich später zum grösseren Theile mit den eingewanderten Hellenen vermischt und dieselben in cultureller Beziehung beeinflusst hätten und dass Pelasger und Leleger dem Wesen nach ein Volk und nur dem Namen nach verschieden seien Den Nachweis für diese Thesen sucht der Verfasser aus der Geschichte, insbesondere aus Herodot (sogenannter „geographischer Beweis"), aus der Etymologie des Namens βάρβαροι, aus gewissen Orts- und Flurnamen und insbesondere aus der Sprache der Inschrift von Lemnos („sprachlicher Beweis"), ferner aus dem Bereiche der Mythologie, hauptsächlich auf Grund der Crusiusschen Ansicht von dem pelasgischen Ursprung der Kabiren („mythologischer Beweis") und endlich durch den Hinweis auf analoge Verhältnisse bei anderen Völkern („das Ergebniss für die Geschichte") zu erbringen. Im Anhange werden dann noch die alten Argumente Gutschmid's gegen Curtius' Jonierhypothese wiederholt.

Der wichtigste und geradezu entscheidende Beweis für die keineswegs neue Ansicht von der Verschiedenheit der Pelasger und Hellenen, der anthropologische, ist vom Verfasser nicht versucht worden, und muss diese Unterlassung als ein grosser methodischer Fehler bezeichnet werden. Mit der Inschrift von Lemnos, deren Sprache ein etruskisirender Charakter angedichtet wird, kann nur bewiesen werden, dass die Sprache der Pelasger weder arisch noch semitisch war, keineswegs jedoch, dass dieselben mit den Tyrrhenern Italiens verwandt waren. Ganz unglaublich ist es, dass diese letzteren nach der Stadt Tyrrha in Kleinasien benannt worden sein sollen. Dem aus der Ethnologie geschöpften Analogiebeweis kann nur eine sehr bedingte Beweiskraft zuerkannt werden, wie es überhaupt besser gewesen wäre, wenn der Verfasser dieses lange Capitel (S. 64—129) gar nicht veröffentlicht hätte. Die zahllosen Unrichtigkeiten und Widersprüche, von denen hier einige angeführt werden mögen, sowie der burschikose Ton, der an vielen Stellen hervortritt, beeinträchtigen in höchstem Masse den guten Eindruck, den einzelne frühere Ausführungen desselben auf den unbefangenen Leser zu machen geeignet sind. S. 76 lässt er die semitischen Chaldäer von Nordwesten (Syrien) her in Mesopotamien einfallen. S. 80 wird der Nationalcharakter der Semiten, insbesondere ihre angeblich „vollständige Phantasielosigkeit", als durch den Wüstencharakter der arabischen Urheimat bedingt, hingestellt. Es gilt ihm als ausgemacht, dass die Aegypter nicht autochthon in Aegypten gewesen, sondern „höchst wahrscheinlich", wie auch die Arier, Sumero-Akkader und Chinesen aus Centralasien gekommen und über Iran, die Strasse von Ormus, Südarabien und die Strasse von Bab-el-Mandeb in Afrika eingewandert seien. Von den Karern, Lydern, Mysern, Phrygern und Armeniern wird behauptet, dass sie in Folge der chetitischen Invasion eine kleine „Semitisirung" durchgemacht hätten. Die Sprache der Slawen Russlands sei eine

Mischsprache, „d. h. das dem Slawischen angepasste und mit slawischen resp. russischen Wörtern vollständig durchsetzte Finnische". „Diese Autochthonen Russlands" (die angeblich 20 Millionen reiner Finno-Tartaren und die 40 Millionen slawisirter Finno-Tartaren) „sind also die Stammverwandten der Centralasiaten, sowie eines Theiles der Urbevölkerung Irans." Dafür sind ihm die Indogermanen Europas Einwanderer aus Centralasien. Trotz der S. 91 aufgestellten Behauptung von der Autochthonie der Finno-Tartaren in Europa wird wieder S. 97 die Pott'sche Ansicht, dass Europa alle seine menschliche Bevölkerung von Asien erhalten habe, als die richtige bezeichnet. Die kleine dunkle Bevölkerung des Schwarzwaldes sei deshalb als autochthon zu betrachten, „weil man ihre Einwanderung weder beweisen noch behaupten könne". Dass diese Menschenrasse auch ausserhalb des Schwarzwaldes in ungezählten Exemplaren vertreten ist, davon scheint Hesselmeyer keine Ahnung zu haben. Die Cultur der Pfahlbautenbewohner ist ihm die Cultur der vorindogermanischen Autochthonen Süddeutschlands, die das „Uebergangsstadium vom Hirten zum Ackerbauer" darstelle. „Dass die Kelteninvasion diese Pfahlbauten zerstört habe, möchte kaum zu bezweifeln sein." In „ökonomischer Hinsicht" gebe es keine tiefere Stufe als die des Pfahldörflers. Die Basken identificirt er ohne Weiteres mit den alten Iberern; auch die Ligurer sind ihm ein iberisches Volk, die aber schon „in vorgeschichtlicher Zeit durch die Rasener und Italiker aufgerieben" worden seien. Dagegen bezeichnet ihm „prähistorisch" und „vorgeschichtlich" nicht einen und denselben Begriff, sondern beiden Ausdrücken werden verschiedene Bedeutungen beigelegt!

Volle Beachtung verdient dagegen die von Hesselmeyer nach dem Vorgange des Steph. v. Byz. aufgestellte Behauptung von der Identität der Pelasger und Leleger. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme hätte derselbe jedoch bedeutend erhöht, wenn er, statt sich der ganz unwahrscheinlichen O. Müller'schen Etymologie des Namens Pelasger („Bewohner der Ebene") und der Unger'schen Erklärung des Namens Leleger („die Lallenden" von λαλάζειν) sich der sprachlich und sachlich einwurfsfreien Erklärung des ersten Namens als „Aborigines" und der von Kiepert vorgeschlagenen gleichfalls einwandsfreien Erklärung des zweiten Namens aus dem Semitischen (Balbutientes = βάρβαροι) angeschlossen hätte. Sehen wir in dem Namen Pelasger die von den arischen Hellenen, in dem Namen Leleger die von den Semiten dem griechischen Urvolke beigelegte Benennung, erklärt es sich am einfachsten, dass ein und dasselbe Volk unter zwei verschiedenen Namen in der Geschichte erscheint.

K. Penka.

6.

Společnost přátel starožitností českých v Praze. První a druhá výroční správa, 1889 a 1890. (Gesellschaft der Freunde der böhmischen Alterthümer in Prag. Erster und zweiter Bericht, 1889 und 1890.)

Dieser im October des Jahres 1888 gegründete Verein hat den löblichen Zweck, die breiten Schichten der Bevölkerung auf die im Lande befindlichen prähistorischen und mittelalterlichen Alterthümer aufmerksam zu machen, dieselben zu schützen, zu erwerben und dann an das Landesmuseum sowie an die Bezirksmuseen unentgeltlich abzutreten. Der Verein unternimmt selbstständige Ausgrabungen, sammelt Sagen, Gebräuche u. s. w. und schützt auf diese Art Vieles vor dem Verderben, vor der Verschleppung und vor der Vergessenheit. Derselbe errichtete Zweigvereine und erfreut sich bei einem sehr mässigen Jahresbeitrage bereits einer grossen Theilnahme.

Aus dem ersten Jahresberichte pro 1889 geht hervor, dass die Ausgrabungen am Levý Hradec und Přemyšlení erfolgreich fortschreiten, dass zahlreiche Objecte hauptsächlich an das Landesmuseum sowie an das städtische Museum in Prag abgegeben wurden. An Abhandlungen enthält dieser Bericht: E. Ryznar: „Ueber die Ausgrabungen am Levý Hradec und am Přemyšlení", mit 4 Tafeln; es wurden vorherrschend Funde aus der jüngeren Wallburgzeit gemacht, einzelne reichen jedoch in frühere Zeiten; am Přemyšlení kamen Funde der neolithischen und der Metallzeit sowie Skelette zum Vorschein. K. V. Adámek: „Ueber alte Verkehrswege bei Hlinsko, Chrudím und Polička"; J. Smola: „Ueber die alte Nationaltracht in der Gegend von Blatna. Diverse alte Gebräuche." Der zweite Bericht pro 1890, mit 2 Tafeln, enthält die nachstehenden Abhandlungen: Dr. J. Woldřich: „Ueber die Fauna auf dem Hradiště bei Hlinsko"; Kl. Čermák: „Ueber die Ausgrabungen am Hrádek bei Časlau in den Jahren 1887—1889"; in den unteren Schichten herrschen neolithische und Funde aus der Uebergangszeit zur Metallzeit vor, hierauf folgen Funde aus jüngeren Zeiten; aus Allem geht die ununterbrochene Besiedelung des Hügels bis zum Beginne der historischen Zeit hervor. A. Pečenka: „Ueber romanische Kirchen in Vinec und Michalovic"; K. V. Adámek: „Ueber den Levý Hradec im XVII. und XVIII. Jahrhundert"; Dr. Č. Zíbrt: „Ueber Ostereier"; E. Fiala: „Ueber einzelne abergläubische Sagen und Gebräuche": zahlreiche Nachrichten über verschiedene mittelalterliche Alterthümer, endlich Berichte aus den Bezirksmuseen. — Nicht nur zu dem Beginne, sondern zu der bereits im vollen Flusse befindlichen rührigen Thätigkeit wünschen wir dem jungen Vereine ein weiteres erspriessliches Gedeihen.

Woldřich.

7.

G. Ossowski. O ceramice domowej w okresie grobów kamiennych skrzynkowich. (Ueber die heimatliche Keramik der Steinkistengräber-Periode.) Krakau 1891. (Separatabdruck aus den „Wiadomości numizmatyczno-archeologiczne".)

Unsere Kenntniss der prähistorischen Keramik erstreckt sich — nach den Ausführungen des Autors — zumeist auf Grabgefässe und nur ausnahmsweise auch auf solche Gefässe, die dem Menschen der Urzeit zum Hausgebrauche dienten, was erklärlich ist, da die letzteren bei längerem Gebrauche zu Grunde gingen, wogegen die Grabgefässe, tief in der Erde verborgen, jahrtausendelang erhalten werden konnten. Vor Allem ist es die Periode der Steinkistengräber in den polnischen Ländern, über deren Keramik wir, mit Ausnahme von Grabgefässen, vollständig im Unklaren sind. Einen Beitrag zur Kenntniss dieser Keramik liefert nun Ossowski in der vorliegenden Abhandlung; in derselben sind beschrieben und abgebildet zwei sehr charakteristische Gefässe bezw. Gefässscherben.

Eines derselben, zwar nur ein ziemlich kleines Stück, das jedoch auf die Form des Gefässes einen sicheren Schluss zulässt, wurde in Trzebecz, Bez. Chełm (Königreich Preussen) in dem dortigen Cromlech in Gemeinschaft mit Thon- und Bernsteinperlen gefunden. Jener Cromlech bestand aus einem dreifachen concentrischen Kreise von grossen Steinblöcken (abgebildet in Ossowski's Zabytki przedhistoryczne ziem dawnej Polski, Taf. XXXII, Fig. 13 u. 14), die auf einem Pflaster aus Steinplatten standen. Unter diesem Pflaster nun fand sich unter Anderem auch jenes Gefässstück; es war eine beinahe bombenförmige Schüssel mit nach innen umgebogenem Rande, ihre obere Hälfte war durch vier Reihen Striche und Punkte in der Weise verziert. dass nächst dem Rande eine Reihe kurzer, senkrechter Striche, darunter eine Zickzacklinie, mit Punkten in den dreieckigen Flächen, sodann wieder eine Reihe senkrechter Linien und schliesslich eine Doppelreihe von Punkten sich rund herum zogen. Anstatt des Henkels ist das Stück mit einem nach oben gekehrten, knapp anliegenden, zugespitzten und bis über den Rand emporragenden Ausläufer versehen.

Das zweite Gefäss, das sich aus den gefundenen Scherben vollständig herstellen liess, wurde in Smoszewo an der Weichsel, Bez. Płoń, gefunden. Die Scherben lagen beisammen in einem leeren, d. h. noch unbenützten Steinkistengrabe, wie solche schon öfter aufgedeckt wurden. Ossowski meint, dass das Gefäss bei dem Baue des Grabes zufälligerweise zerschlagen wurde. Es ist ein hübsch geformter Topf von 112 mm Höhe, mit 140 mm im Durchmesser; der 30 mm hohe Rand steht auf dem ausgebauchten Gefässe aufrecht und ist mit einer dreifachen Reihe von Strichen ornamentirt; die obere und untere Reihe besteht aus kurzen, senkrechten Strichen, die mittlere aber aus einer dreifachen Zickzacklinie. Unterbrochen wird diese Ornamentirung durch vier henkelartige Erhöhungen, die jedoch massiv, nicht durchlöchert sind. Es sind dies also dieselben Elemente, aus denen auch die Ornamentik des Gefässes von Trzebecz zusammengesetzt ist; dazu gesellt sich noch dieselbe Anordnung der Motive, so dass diese zwei, weit von einander gefundenen Gefässe einen beachtenswerthen Beitrag zur Kenntniss der Ornamentik der zum Hausgebrauche bestimmten Thongefässe der Steinkistengräber-Periode in Polen liefern. **V. Houdek.**

8.

G. Ossowski. Wykopaliny z kurhanu w Hromówce. (Ausgrabungen aus dem Grabhügel in Hromówka, Bez. Starokonstantynów in Wolhynien.) (Separatabdruck aus den „Wiadomości numizmatyczno-archeologiczne", Jahrg. 1891.)

Dieser Fund ist namentlich dadurch bemerkenswerth, dass alle Gegenstände Zeichen von absichtlicher Zerstörung oder wenigstens Unbrauchbarmachung an sich tragen. So wurden keine ganzen Gefässe, sondern nur Scherben von zwei Gefässen gefunden, von denen nur eines so weit hergestellt werden konnte, dass man auf seine schüsselähnliche Form schliessen kann; es ist ohne Anwendung der Töpferscheibe aus einem sehr porösen und leichten Thon geknetet. — Von Eisen fanden sich hier: ein in vier Stücke zerbrochenes, 768 mm langes, in der Mitte derart umgebogenes Schwert, dass die Spitze der Klinge den Griff berührt. Die gerippte Klinge ist 646 mm lang und 64 mm breit; die Länge des Griffes beträgt 122 mm. Gegen die Spitze zu ist die Schneide sägeartig gezähnt. Weiter stammt von hier eine gleichfalls umgebogene Spitze eines eisernen Wurfspiesses; dann der eiserne Traghenkel eines Gefässes, dessen Form an Bronzehalsringe mahnt; er ist aus gewundenem Eisendraht hergestellt, seine nach aussen umgebogenen Enden sind von einander 20 cm entfernt und ist in denselben noch das Eisenbeschläge des bezüglichen Gefässes (offenbar eines hölzernen Eimers) eingehängt. — Aus Bronze wurden hier gefunden: eine defecte Schnalle, deren abgebrochene Nadel mit einem Querbalken in Kreuzform versehen ist, dann zwei Bruchstücke von irgend einem Schmuckgegenstande. — Die wenigen kleinen Menschenknochenstücke gestatten keinen Schluss. — Ossowski spricht die Ansicht aus, dass dies ein Brandgrab aus der Völkerwanderungszeit des II. bis IV. Jahrhunderts n. Chr. sei und entweder den Gothen, Burgundern oder Wenden zuzuschreiben ist. **V. Houdek.**

9.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens. Herausgegeben von dem historisch-literarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs. VII. Jahrgang. Strassburg 1891.

Dieser 212 Seiten fassende Band schliesst sich ebenbürtig dem vorangegangenen an (vgl. Referat 15 der Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXI, p. 83). Einen ausgezeichneten Beitrag zur Vorgeschichte des Vogesengebietes liefert die auf einer gründlichen Zusammenstellung der Materialien beruhende Abhandlung: „Der Donon und seine Denkmäler" von O. Bechstein. Der Donon (1008 m) ist wohl nicht der höchste, aber unstreitig der interessanteste Berg des Wasgaus und würde es von ganz Europa sein, wenn nicht eine unsinnige Sammel- und Zerstörungswuth die prähistorischen und römischen Denkmäler einer uralten Cultusstätte verschleppt und vernichtet hätte. Heute sind nur mehr wenige römische Alterthümer auf der Spitze des Berges in dem sogenannten „Musée", der Nachbildung eines griechischen Tempels, aufbewahrt, aber nicht genügend vor den Witterungsunbilden geschützt, wie ich selbst zu bemerken Gelegenheit hatte. Einige andere Reste sind in das Museum zu Epinal gewandert, wo der bis jetzt noch nicht genügend erklärte Stein mit den Inschriften BELLICcVS und SVRBVR, der den Kampf zwischen einem Löwen und einem Stier (?) darstellen soll, in einer für genaue Studien höchst unglücklichen Weise angebracht ist. Endlich wurden einige Steine nach dem am Fusse des Berges gelegenen Dorfe Framont hinabgeschafft, wo sie in die Wasserbehälter für die dortigen Eisenwerke eingemauert wurden. Es ist ein unabweisliches Postulat der wissenschaftlichen Forschung, dass behördlicherseits diese mit Inschriften und Bildwerken versehenen Reste an einem würdigeren Orte aufbewahrt werden. Bemerkenswerth ist das Vorkommen des Götternamens Vogesus, der eine Parallele in dem Namen Vosegus auf zwei anderen im Elsass gefundenen Inschriftsteinen bietet. Für die Forschungen des Verfassers war es von bedauerlichem Nachtheile, dass ihm die Museumsverwaltung in Epinal in einer heutzutage nicht mehr zu begreifenden und höchst missbilligenswerthen Weise den Einblick in die Originalzeichnungen ver-

wehrte, welche von Geistlichen aus dem Stifte Moyenmoutier zu Ende des XVII. Jahrhunderts von den Denkmälern angefertigt wurden. Beachtenswerth ist der Nachweis einer Römerstrasse vom Donon nach Saarburg. Die vorhandenen Alterthümer stammen höchst wahrscheinlich von einer gallisch-römischen Mischbevölkerung her, welche auf der Höhe des Donon nicht nur eine Cultusstätte, sondern auch, wie aus Graburnenfunden hervorgeht, eine Begräbnissstätte hatte. „Diese Verbindung von Cultus- und Begräbnissstätte ist deshalb bemerkenswerth, weil die Römer es streng vermieden, in der Nähe der Heiligthümer ihre Todten zu begraben. Wir müssen also hierin eine Sitte der einheimischen Bevölkerung erblicken.

Recht belangreiche „Notizen eines Strassburger Bürgers um 1625" theilt Dr. Ernst Martin mit. Dieselben enthalten Sprichwörter und Bauernregeln für die einzelnen Monate des Jahres, sowie Thierstimmen und Volkswitze in der ursprünglichen Orthographie. Diese Aufzeichnungen eines gewissen Lorenz Fritsch, Glasers zu Strassburg, bieten manche neue, nunmehr verloren gegangene Ausdrücke, sowie sehr interessante Züge des Volksaberglaubens, z. B.: „Item dess Maulwerffers rechter fuss von einer reinen Junggesellen oder Junckfrawen abgebissen und mit Silber inngefasst soll zu weissnitwz brauchen sein" oder „ein ey dz am grünen Donerstags gelegt würt, soll gut für den Donderstrall sein" u. dgl.

Der Pfarrer Julius Rathgeber von Neudorf theilt wie im Vorjahre „Elsässische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten" mit, unter welchen ein Wortspiel mit den Worten Krieg und Krug, die im Elsässer Dialect gleich lauten, hervorgehoben werden soll: „Isch's wohr? git's Kriej? — Jo, ze Betschdorf git's Kriej genüe un au Häfe derzü". A. Uhlhorn bringt unter dem Titel „Volksthümliches" eine schöne Sammlung von abergläubischen Vorstellungen, von Sprüchen zum Necken, Anzählen u. s. w. Eine in ihrer Art prächtige Leistung liegt in der von Fritz Mathis gelieferten Zusammenstellung: „Elsässische Kinderlieder in Rappoltsweiler Mundart" vor, deren Werth nicht nur in dem reichen Inhalte, sondern auch in der phonetischen Schreibweise liegt, die es allein ermöglicht, die Feinheiten des Dialectes zum Ausdruck zu bringen. Diese Sammlung enthält 12 Sprüche zum Abzählen, 4 Schaukellieder, 3 Trostsprüche, 8 Wiegenlieder, 13 Kinderreigen, 2 Spiellieder, 14 Thierlieder, 4 Fingersprüche, 21 Scherzsprüche auf Namen, 9 Scherzsprüche zu Festtagen, 39 Sprüche vermischten Inhaltes, 3 Scherzfragen, 1 Räthsel und 3 Sprechübungen, also ein reiches Material, das einmal eine gute Grundlage für weitere Forschungen bieten wird. In dem Trostspruche Nr. 2 ist wohl das Wort „hentel" mit „Hühnchen" und nicht mit „Hündchen" zu übersetzen, zumal die Variante „Kyler" (Hahn) verzeichnet ist. Einen entschiedenen Einspruch möchte ich jedoch gegen das Punktiren gewisser derber Ausdrücke erheben; in der Wissenschaft gibt es keine Prüderie, namentlich beim Zusammenstellen volksthümlicher Redensarten. In dieser Beziehung ist die von Dr. Hans Lienhart vorgelegte Sammlung: „Alliteration, Assonanz und Vergleichungen in der Zornthaler Mundart" tadellos; nur weicht die phonetische Schreibweise von der sonst geübten in einigen Fällen ab, was im Interesse der Gleichartigkeit künftighin wohl vermieden werden könnte.

Eine eigenthümliche Redewendung, die vielleicht wie so manche andere im nächsten Bande des Jahrbuches eine Erklärung verdiente, ist folgende: „tù śtét ər wy trei ùn èləf" (da steht er wie drei und elf), die in Parallele gebracht ist mit der Wendung: „tù śtét ər wy tər pùtər en tər sùn" (wie die Butter in der Sonne) und daher ein wankendes Stehen bezeichnen dürfte; doch wie kam der Volkswitz zu diesem Ausdrucke, warum wählte er gerade die Zahlen 3 und 11 zum Vergleiche? Ich möchte mit Nachdruck auf diese Stelle verweisen, da die Zahl 3 in dem Vorstellungskreise vieler Völker eine nicht unbedeutende Rolle spielt, sowie die Zahl 7; von der Zahl 11 ist mir dies allerdings nicht bekannt.

Bruno Stehle liefert eine Fortsetzung zu der bereits im Vorjahre erschienenen Sammlung: „Volksthümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass", die aber noch nicht vollständig ist und im nächsten Bande weitergeführt werden soll.

Zum Schlusse möchte ich auf das verdienstvolle Unternehmen, ein Wörterbuch der elsässischen Mundarten zusammenzustellen, hinweisen. Eine Fülle von werthvollem und bald entschwindendem ethnographischen Material wird in einem solchen Wörterbuche zu weiteren Forschungen zusammengezogen. Wäre es nicht auch für unser Land an der Zeit, dass ein Idiotikon Oesterreichs geschaffen würde? Einem derartigen Werke würden sich gewiss auch in Oesterreich Männer mit demselben Eifer weihen, den Dr. Ernst Martin und Dr. H. Lienhart im Elsass bethätigen, und demselben dürfte gewiss auch unsere Regierung die Anerkennung und Unterstützung nicht versagen, welche die Landesverwaltung des Elsass diesem Unternehmen entgegenbringt. **W. Hein.**

10.

Amira, Karl v. Thierstrafen und Thierprocesse. Separatabdruck aus den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, XII. Bd., 4. Heft. Innsbruck 1891. 57 pp. 8°.

Ein kleines, aber inhaltreiches und methodisch gründliches Schriftchen, welches ein hübsches Beispiel dafür liefert, wie ethnologische Thatsachen und Lehren auf dunkle Partien der Rechtsgeschichte oft helles Licht zu werfen vermögen. Ein solch dunkles, rechtswissenschaftliches Problem ist die Seltsamkeit von Thierstrafen und Thierprocessen vor den weltlichen und geistlichen Gerichten, die in Europa seit dem XV. Jahrhunderte auftauchen, und zwar erstreckt sich ein zusammenhängendes Gebiet der Maledictionen und Excommunicationen gegen Thiere von Portugal und Spanien aus in nordöstlicher Richtung durch Frankreich bis in die französische Schweiz. Vereinzelt kommt dieses juridische Paradoxon auch in Dänemark, Tirol und Italien vor. Der specifisch kirchliche Thierprocess findet sich nur in romanischen Ländern, während die germanischen Gebiete den weltlichen bevorzugen. In der slawischen Welt treffen wir noch in der Gegenwart zahlreiche recht merkwürdige Ueberlebsel eines Rechtszustandes an, der demjenigen, aus welchem der romanische Thierprocess erwuchs, unmittelbar verwandt ist. Namentlich hat sich unter den Südslawen optima forma ein Thierstrafrecht erhalten. Cultlichen Seitenstücken hiezu begegnen wir im Kreise des mosaischen Rechtes, unter den Altpersern, während die europäisch-arischen Parallelen aus dem Alterthume auf dem Boden des griechischen und altitalischen Sacralrechtes zu finden sind. Auch bei den Naturvölkern

begegnen verwandte Erscheinungen, jedoch in geringerem Umfange, als man erwarten sollte.

Als das Endresultat der genauen und strengmethodischen Untersuchung, welche der Verfasser anstellt, um jene eigenthümlichen Erscheinungen zu erklären, die sich weniger auf die Hausthiere als auf Thiergattungen beziehen, die im täglichen Leben als Ungeziefer angesehen werden, wie Mäuse, Ratten, Maulwürfe, Insecten, Raupen, Engerlinge, Schnecken, Schlangen, Kröten — als ein auch für die Ethnologie interessantes Endresultat erscheint der Satz, dass die Verurtheilung im Thierprocesse nicht als die Verurtheilung von Thieren, sondern als zauberisches Bannen von Menschen- oder Dämonenseelen aufzufassen ist und somit als Parallele des vielfach verbreiteten Seelenaustreibens erscheint. Der Thierprocess ist Gespensterprocess. Vom ethnologischen Standpunkte wird man dieser Lösung des Problems nur zustimmen können. In der Fülle des Materials findet der Ethnograph überdies manche anregende und manche zu neuen Detailfragen sich ausgestaltende Notiz. Ganz ausserordentlich ist die Literaturbeherrschung, die dem Verfasser zu Gebote steht. **Haberlandt.**

11.

Wlislocki, Dr. Heinrich v. Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt. Hamburg 1892. VIII und 188 Seiten 8°.

Dieser unermüdlich fleissige Forscher und Sammler liefert einen schätzenswerthen Beitrag zur Märchenforschung, indem er eine Märchensammlung des gründlichsten Kenners armenischen Volkslebens in Galizien, G. Munzath, mit zahlreichen Stücken, die aus Siebenbürgen stammen und dem Verfasser von einem armenischen Greise, Anton Bosnyak, in Mühlbach mitgetheilt wurden, vereinigt herausgibt. Die Gesammtzahl der Stücke beläuft sich auf 60. Im Anhange folgen Sprichwörter. In commentirenden Fussnoten, die zum Theile von dem frühverstorbenen Wiener Linguisten J. Hanuš herrühren, ist der Anfang zu einer Analyse und Vergleichung mit anderen Märchengruppen gemacht. Zu anderen Stücken lassen sich vom Verfasser nicht bemerkte Analogien leicht beibringen; so ist das XVIII. Stück „Der Mönch und die Maus" eine Variante des indischen Märchens im Pancatantra III, 13, dessen orientalische und europäische Reflexe Benfey in seinem Pantschatantra I, pag. 373 f. nachweist. Das Märchen Nr. XXVII „Die gekränkte Glücksfrau" gehört ebenfalls in eine Reihe verwandter Märchen von thierischen Hüllen, die Benfey, l. c. pag 253 ff., bespricht. Dergleichen Nachweise werden wohl zu jedem Märchen möglich sein. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die historischen Quellen und Verbindungen aufzudecken, aus welchen der beigebrachte armenische Märchenschatz geflossen ist. Etwas genauere Angaben über die armenischen Quellen wären erwünscht gewesen. **Haberlandt.**

12.

Wlislocki, Dr. Heinrich v. Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. IV. Bd.) Münster i. W. 1891. XIV. 184.

Um an die Ausarbeitung des vorliegenden Werkes gehen zu können, hat der Verfasser mit den Zigeunern jahrzehntelangen intimen Umgang als Einer ihresgleichen gepflogen. Bezüglich seiner Religion und seines Aberglaubens pflegt ja der Zigeuner höchst misstrauisch und mit Mittheilungen ungemein zurückhaltend zu sein. Nur vor dem, der ihr „Bruder" (pçral) geworden, von dem sie nichts zu fürchten haben, zeigen sie sich, wie sie sind, nicht aber, wie die Umstände sie zwingen, sich in religiösen Dingen vor Fremden zu zeigen.

Auf diese Weise hat Wlislocki ein Material zusammengebracht, das in Bezug auf seine Reichhaltigkeit Alles übertrifft, was über diesen Gegenstand bekannt war. Es bezieht sich wohl zum grössten Theile auf die Zigeuner der Donauländer, namentlich aber Siebenbürgens, die der Verfasser durch Autopsie kennt, ist aber immerhin, wie das vorausgeschickte Quellenverzeichniss (pag. XIII) lehrt, durch fremde Mittheilungen bereichert, am Volksglauben der russischen, englischen und italienischen Zigeuner nicht gänzlich vorübergegangen. Wir vermissen nur die Einbeziehung der spanischen und griechischen Zigeuner.

Das vorgelegte Material ist, etwas unsystematisch, in sieben Abschnitte gegliedert, die nacheinander die zigeunerischen Dämonen (I), Glück und Unglück (II), Zauberfrauen (III), Amulette, Zauberapparate, Grab- und Todtenfetische (IV), Hexen- und Teufelsglaube (V), Festgebräuche (VI) und Volksarzneimittel (VII) behandeln. Eine Fülle ethnologischen Stoffes! Es spiegelt sich darin die ausgelassene phantastische Einbildungskraft des Zigeuners, aber auch der ganze Schmutz seines Daseins, die Geilheit seines Wesens. Mit der Ausmerzung oder Verschleierung des Unanständigen („gar Vieles habe ich aus Anstandsrücksichten und gar Wichtiges auslassen müssen") kann sich Referent nicht einverstanden erklären; sollte einer weiteren Verbreitung des Buches dadurch entgegengekommen werden, so hätte sich vielleicht der in solchen Dingen eingebürgerte Usus empfohlen, das stärkste in lateinischer Sprache zu sagen, statt es zu unterdrücken.

Wir wünschen nun dem hier aufgestapelten Stoffe in Bälde einen Bearbeiter, der, comparativ vorgehend, zunächst das entlehnte Fremde nachzuweisen haben wird, woran es hier so wenig wie in der Zigeunersprache fehlt, sodann aber die Vergleichung des Restes mit den religiösen Vorstellungen der niedrigen wandernden Stände und Kasten des Pendjab und überhaupt der Nordwestprovinzen Indiens vorzunehmen haben wird, wozu bereits Vorarbeiten, namentlich seitens des verdienstvollen Dr. G. Leitner, vorliegen. Die vorauszusetzende Uebereinstimmung hat Referent in mehreren Einzelnheiten des Glaubens und der religiösen Praxis wahrgenommen. **Haberlandt.**

Der diluviale Mensch im Löss von Brünn.

Mit Funden aus der Mammuthzeit.

Von Professor **Alexander Makowsky** in Brünn.

(Mit 3 Tafeln.)

Einleitung.

Die Stadt Brünn in Mähren mit einer mittleren Seehöhe von 219 m (Mariensäule auf dem grossen Platze) liegt am äussersten, nördlichen Rande des Wiener Miocänbeckens, im Halbkreise umschlossen von einem Kranze von Hügeln und Bergen, die sich südwestlich im „Rothen Berge" bis zu 312 m, nordwestlich im „Spielberge" zu 280 m und in seiner Fortsetzung, dem „Gelben Berge" und in dem anschliessenden „Urnberge", bis zu 329 m Seehöhe erheben. Durch das in nördlicher Richtung langgestreckte, breite Thal des Ponafkabaches, welches der Stadt Brünn eine natürliche Ausbreitung gestattete, ist der Höhenzug des Urn- oder Pulverthurmberges geschieden von einem nordöstlich gelegenen plateauartigen Höhenzuge, welcher in den sogenannten „Schwarzen Feldern" seinen Anfang nimmt und von 250—404 m Seehöhe zum „Stromberge" ansteigt.

Von den Rücken dieser Höhenzüge, besonders an den gegen Ost und Südost gerichteten Lehnen dieser Berge, die theils aus Syenit und Diorit, theils aus rothen Conglomeraten des Unterdevon zusammengesetzt sind, verbreitet sich deckenartig der typische Löss oder Lehm der Diluvialzeit gegen die Niederungen und Thalsohlen des Schwarzawa- und Zwittawaflusses und des Ponafkabaches, die sich unterhalb Brünn in einem gemeinschaftlichen Flussbette vereinigen.

In diesem Niederungsterrain, theilweise über die Berglehnen hinaus, erstrecken sich die Strassen von Brünn; das Häusermeer der Stadt ruht daher grösstentheils auf Löss [1]).

Die einstigen Erosionsbuchten und Schluchten des die Stadt umschliessenden Hügelterrains bedeckt der Löss schneewehenartig und erreicht daselbst oft die erstaunliche Mächtigkeit von 20—30 m; dabei nimmt diese allmälig gegen die Thalsohlen ab, so dass sie im Weichbilde der inneren Stadt bis auf 1 m herabsinkt. Hier liegt der Löss auf tertiärem Tegel oder auf fluviatilem Diluvialschotter, nur in höheren Lagen direct auf granitischem Syenit.

Diese Lagerungsverhältnisse, der Mangel jeder Schichtung, das Fehlen abgerollter Gesteinstrümmer, insbesondere aber die Einbettung von Landthieren, bei gänzlicher Abwesenheit von Wasserbewohnern, gestatten über die Bildungsweise des Löss nicht den geringsten Zweifel. Wir erblicken in demselben das Zersetzungsproduct feldspathiger Gesteine, einen feinen Staub, welcher in der postglacialen, durch ein Steppenklima ausgezeichneten Diluvialperiode, an windgeschützten Stellen zur Ablagerung gelangte und die Reste der gleichzeitigen, einem nordischen Klima entsprechenden Landfauna einbettete.

In den Fluss- und Bachbetten, wie auch in den Erosionsschluchten und Höhlen des Devonkalkes nördlich von Brünn, namentlich in dem ausgedehnten Höhlenterrain von Sloup, Kiritein und Adamsthal, erscheint jedoch der Löss durch Wasserfluthen als Süsswasserproduct umgelagert, geschichtet und mit Sand und Schotter wechsellagernd. Daher umschliesst der Höhlenlehm die Reste der diluvialen Thierwelt meist abgerollt und zertrümmert, oft vermischt mit Schotter und Sandmassen. Die in den Kalkhöhlen zeitweilig zum Absatz gelangten Kalksinterdecken haben jedoch die Knochenreste weit besser vor Auslaugung und Verwitterung bewahrt, als dies in dem durchlässigen Löss in der Regel der Fall ist.

Dieser letztere Umstand erklärt leicht die Thatsache, dass schon früher hervorragende Forscher in den Höhlen von Sloup und Adamsthal zugleich mit diluvialen Raubthieren (Höhlenbär, Hyäne und Löwe) Reste von anderen Diluvialthieren (Mammuth, Nashorn, Urstier und Renthier) beobachtet haben, die wohl vorzüglich den Raubthieren zur Nahrung ge-

[1]) Makowsky und Rzehak, Die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Brünn. Verhandl. des naturf. Vereines, XXII. Bd.

dient und in die Höhlen hineingeschleppt worden sind, von welchen einige Knochenreste indessen charakteristische Schlagmarken zeigen. Letztere beweisen unzweifelhaft die Mitanwesenheit des Menschen, der sich offenbar von dem Fleische dieser Thiere ernährte [1]).

Gleichfalls deutlich erwiesen dies die von dem Verfasser in den Jahren 1880—1890 geleiteten Untersuchungen und Grabungen in den tiefen Abgründen der Kiriteiner Höhle, aus welcher zahlreiche, von menschlicher Thätigkeit zeugende Knochen diluvialer Thiere zutage gefördert wurden [2]).

Die in der Vorhalle der Kiriteiner Höhle (Wejpustek) sowie in den vor Ueberschwemmungen geschützten Höhlen von Sloup (Kulna) und Mokrau (Pekarna) im Höhlenlehm aufgefundenen Steinwerkzeuge, Messer und Schaber aus Hornstein, Flint, Jaspis etc., können deshalb nicht als sichere Zeichen der Anwesenheit des Menschen in der Mammuth- und Renthierzeit dienen, weil sie — zufolge öfter wiederholter Aufwühlungen des Bodens — mit Werkzeugen aus Hausthierknochen, ja selbst mit stark verrosteten Eisenwerkzeugen vermengt sind und Reste von diluvialen Thieren mit solchen der recenten Zeit nebst verschiedenalterigen Thonscherben vermischt vorkommen. Eine zeitliche Scheidung dieser Funde erscheint daher unmöglich.

Den sichersten Beweis von der Mitanwesenheit des Menschen in der Diluvialperiode liefern hingegen die zahlreichen Knochen von diluvialen Thieren, welche zugleich mit spärlichen Resten menschlicher Skelettheile und Artefacte im ungestörten Löss der Umgebung von Brünn constatirt worden sind.

Zur Vermeidung überflüssiger Wiederholungen verweise ich auf die in Capitel IV und V meiner Arbeit über den „Löss von Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Thieren und Menschen“ [3]) enthaltene Uebersicht der wichtigsten Fundstätten, aus welcher erhellt, dass es gewisse Stellen im Lössterrain gibt, in welchen sich depôtartig angehäufte Massen von diluvialen Thierknochen vorfanden, die unmöglich zufälliger Natur sein können.

In diesen Depôts sind bisher folgende Vertreter der diluvialen Fauna constatirt worden:

1. Das Mammuth — Elephas primigenius — in zahlreichen Exemplaren, in allen Altersstadien.
2. Das Wollnashorn — Rhinoceros tichorhinus — gleichfalls sehr häufig.
3. Das Wildpferd — Equus fossilis seu ferus ant. — der häufigste Vertreter mit stark entwickelten Eckzähnen.
4. Das Diluvialrind — Bison priscus — nicht selten.
5. Der Riesenhirsch — Megaceros hibernicus — in einzelnen Geweihstücken und Kiefernästen. Im December 1889 wurde im Löss des Rothen Berges, zugleich mit einem Flintmesser und zwei Knochenartefacten, ein vollständiger Schädel mit abgeworfenem Geweih gefunden.
6. Das Renthier — Rangifer tarandus — in vielen Geweihstücken und Skelettheilen.
7. Der Höhlenbär — Ursus spelaeus — bisher in zwei jungen Exemplaren und wenigen Knochen alter Thiere.
8. Der Höhlenlöwe — Felis spelaea — bisher blos in einem linksseitigen Kiefernast (dagegen nicht selten in den Höhlen von Sloup und Kiritein).
9. Die Lösshyäne — Hyaena prisca — verschieden von der in Höhlen beobachteten H. spelaea, in zwei Schädeln und einigen Zähnen und Kieferfragmenten.
10. Der Diluvialwolf — Lupus spelaeus — in mehreren Extremitätenknochen und Kieferstücken.
11. Der Eisfuchs — Vulpes lagopus (?) — in mehreren Metacarpalknochen.

Wenn wir von den sub 7—11 genannten Raubthieren absehen, die aus ihren gewöhnlichen Schlupfwinkeln im Höhlengebiete ihre Raubzüge zeitweilig bis Brünn ausdehnten und bei der Abwehrung zufällig zu Grunde gingen, so sind es vorzugsweise die sub 1—6 erwähnten Pflanzenfresser, welche auch dem Menschen der Diluvialzeit zur Nahrung gedient haben und von ihm erlegt worden sind.

Im Allgemeinen lässt sich constatiren, dass in den älteren Partien des Löss, oft direct auf Schotter oder Tegel, das Mammuth, Rhinoceros und Pferd gemeinsam vorkommen, obgleich auch das Renthier

---

[1]) Dr. H. Wankel, Die Slouper Höhle und ihre Vorzeit. Denkschriften der Akademie Wien, LXXX. Bd. 1879.

Derselbe, Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbär. Anthrop. Gesellschaft, Wien, VII. Bd.

Derselbe, Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth. (Ebend.)

[2]) Das Mineraliencabinet der technischen Hochschule bewahrt zahlreiche Knochen, die mit deutlichen Schlagmarken versehen oder sonst bearbeitet sind, und zwar vom Rhinoceros, Urstier, Renthier und Pferd. An Mammuthknochen hingegen konnten bisher keine Schlagmarken erkannt werden.

[3]) A. Makowsky, Löss von Brünn. Verhandl. des naturf. Vereines, XXVII. Bd.

nicht gänzlich fehlt, während in den oberen Lagen nebst dem Renthiere nur mehr das Pferd, Rind und seltener der Riesenhirsch auftreten.

Den Beweis dafür, dass die in den Knochendepôts angehäuften Pflanzenfresser vom Menschen erlegt wurden und demselben zur Nahrung dienten, liefern die charakteristisch aufgeschlagenen, mit mehr oder weniger erkennbaren Schlagmarken versehenen Knochen, zumeist die markhältigen Röhrenknochen derselben. Manchmal ist der zellige Inhalt von Knochen, die keine Markröhre enthalten, durch Auskratzen verschwunden und zum Theil durch erdige oder steinige Partikeln, in nicht wenigen Fällen durch Kohlentheilchen ersetzt. Oft haftet noch ganz unversehrter Russ an der Oberfläche der Knochen, z. B. auf Metacarpalknochen des Rhinoceros.

Dies gilt besonders von solchen Fundstellen, wo anstossend mehr oder weniger ausgedehnte, 5—20 cm mächtige linsenförmige Schichten eines graubraunen oder rothgebrannten Löss sich zeigen, in welchem streifenartig grössere oder kleinere Holzkohlenstückchen, mitunter selbst Holzkohlenlagen eingebettet erscheinen.

Diese Brandreste enthaltenden Linsen, räumlich beschränkt, höchstens 30 m² gross, in einstigen Terrainmulden, in Tiefen von 8 m (Rother Berg), bis zu solchen von 12 m (St. Thomas-Ziegelei) in Löss gebettet, können nicht auf zufällige Entzündungen und Verbrennungen, ähnlich den Prairiebränden Nordamerikas, zurückgeführt werden, sondern müssen als Culturschichten, als Lagerplätze des Menschen in der Lössperiode der Diluvialzeit gedeutet werden. Nur in der Nähe dieser Herdfeuer sind die Knochen ganz oder theilweise aufgeschlagen, nicht selten zu förmlichen Knochenbreccien verbacken und in dünne, fest anhaftende Aschenkrusten eingeschlossen; diese letzteren sind aus der Einwirkung des löslich gewordenen phosphorsauren Kalkes des zum Theil gebrannten Knochens auf die Alkalien der heissen Holzasche hervorgegangen.

Was nun die im Löss der Umgebung von Brünn bisher beobachteten menschlichen Skelettheile, Werkzeuge und Artefacte betrifft, so sind sie allerdings spärlich und mit geringer Ausnahme nicht zugleich mit diluvialen Thierresten vermengt aufgefunden worden, indessen gestattet die Lage, die tiefe Einbettung im Löss (des Rothen Berges, von Hussowitz und Schlappanitz bei Brünn), der Erhaltungszustand und die Uebereinstimmung dieser Knochenreste mit denen der diluvialen Thiere, insbesondere aber ihre specifische Verschiedenheit von recenten Knochen keinen Zweifel an der diluvialen Natur dieser Menschenreste [1]).

Werkzeuge aus Stein und Knochen, sowie Artefacte überhaupt, wurden bisher gleichfalls nur höchst selten gefunden, zumal sie bei ihrer Kleinheit und Unscheinbarkeit sich leicht der Beobachtung entziehen.

Sie beschränkten sich bisher auf drei im Löss des Rothen Berges, 7 m tief, 1889 aufgefundene Stücke: ein Flintmesser, ein Knochenschaber, aus dem Griffelbein des Pferdes geschnitzt, und ein doppelt durchbohrtes Stück vom Processus orbitalis, des Stirnbeines vom Pferde, das wohl als Schmuck gedient haben mochte [2]).

Lössfund vom Jahre 1891.

a) Geschichte und Lagerungsverhältnisse des Fundes.

Im Sommer des Jahres 1891 wurde von Seite der Commune ein öffentlicher Canal längs der Franz Josefstrasse in Brünn, die sich am Südabhange der Schwarzen Felder in der Richtung von West nach Ost erstreckt, hergestellt. Hiebei wurde die Lössdecke dieses Gebietes bis zur Tiefe von 4·5 m durchschnitten und zeigte an der oberen Grenze eine bis 1 m starke schwärzliche Lage eines humösen Löss, herrührend von der Umwandlung einer einstigen Vegetationsdecke. Unterhalb dieser war typischer Löss von gelblicher Farbe, gleichmässig und ungestört gelagert auf tertiärem Tegel, der in den Einrissen oberhalb der Schwarzen Felder stellenweise zutage tritt.

Um die Mitte des Monates September stiessen die Arbeiter an einer Stelle, etwa 120 m von der Einmündung des Canales in den der Vorstadt Zeile, nahe der Gartenmauer des Hauses Nr. 113 der Zeile, in einer Tiefe über 4 m auf eine Anhäufung von Knochen, und zwar auf Skelettheile und Zähne des Rhinoceros, lange Stosszähne des Elephanten, ferner auf einige auffällig roth gefärbte kleinere Knochen, zwischen welchen mehrere grössere sowie kleinere Stein- und Knochenscheiben eingebettet waren. Da die Ausgrabung dieser Funde nicht sorgfältig geschah, so gelangte

[1]) Prof. H. Schaaffhausen hat in der ausführlichen Beschreibung der 1885 im Löss des Rothen Berges bei Brünn entdeckten menschlichen Skelettheile verschiedene Merkmale der Bildung des vorgeschichtlichen Menschen nachgewiesen. Siehe Löss von Brünn etc.

[2]) Makowsky, Lössfunde von Brünn. Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, XIX.

die Mehrzahl dieser Objecte in zerbrochenem Zustande zur Aufbewahrung in der Bauhütte [1]).

Von dem mit der Aufsicht über den Canalbau beauftragten Ingenieur Herrn Pflaum verständigt, besichtigte ich die Objecte und die Fundstelle, wobei ich mich überzeugte, dass es wegen Störung der Canalbauarbeiten und der Communication auf der Strasse unmöglich wäre, in seitlicher Richtung, wo sich eine Fortsetzung von Fundobjecten beobachten liess, sofort weitere Nachgrabungen vorzunehmen. Ich beschloss daher, nach Vollendung des Canalbaues diese Grabung an der bezeichneten Stelle wieder aufzunehmen und bewerkstelligte dies in der Zeit vom 30. November bis 4. December 1891.

Nach Aushebung eines Schachtes bis zur Tiefe von 4 m wurde seine Basis durch einen seitlichen Stollen bis auf das Doppelte — 8 qm — erweitert.

Weder in den Schachtwänden noch an der Basis desselben liess sich eine Verschiedenheit in der Farbe und der gleichmässigen Ablagerung des Löss beobachten; derselbe enthielt bisher kein fremdes Element.

Erst in der Tiefe von $4^1/_2$ m zeigte sich ein röthlich gefärbter Löss; in demselben lag ein beiläufig 1 m langer, armdicker Mammuthstosszahn, doch so durchfeuchtet und morsch, dass er bei der Hebung in zahllose, meist kegelförmige Stücke zerfiel. Unter demselben befand sich ein fast vollständig erhaltenes Mammuthschulterblatt und knapp neben diesem ein menschlicher Schädel, auf welchen leider ein Arbeiter getreten war, so dass er verdrückt, die Kiefertheile beschädigt und zum Theil zertrümmert wurden. Es gelang jedoch, die herausgefallenen Zähne zu sammeln.

Ungeachtet der grössten Sorgfalt beim Herausheben des Schädels, auf dessen Lössinhalt der Abdruck der Gefässe des Gehirnes sichtbar war, zerfiel derselbe an der Luft in mehrere Theile. Die auffällig rothe Farbe des Schädels stimmte mit der einiger anliegenden Knochen so überein, dass man diese sofort als zum menschlichen Skelete gehörig betrachten konnte, was die spätere genaue Untersuchung dieser Knochenfragmente auch bestätigte.

In dem röthlich gefärbten Löss der Umgebung des Schädels lagen zahlreiche Stücke einer Röhrenschnecke (Dentalium) zerstreut, von welchen über 600 Stück gesammelt wurden. Weiters fanden sich darin mehrere bis meterlange Rippen vom Rhinoceros vor, die beim Herausnehmen in Stücke zerbrachen, und schliesslich noch eine Anzahl kleiner, zum Theil sehr gebrechlicher Scheibchen und ein in mehrere Theile zerfallenes Stück Elfenbein, das, anfänglich für ein Stosszahnfragment gehalten, sich später als ein höchst merkwürdiges Idol herausstellte. Die sorgfältige Untersuchung der Fundstelle ergab als Basis des Löss einen bläulichen Tegel, der oberflächlich mit wenigen kleinen Geröllen und einigen scharfkantigen, zum Theil stumpfen, oft dreieckigen, bis faustgrossen Steinen — Diorit, Quarzit und Hornstein — bedeckt war, die möglicherweise als Werkzeuge gedient haben konnten; doch lässt sich an denselben keine menschliche Bearbeitung nachweisen. Letztere lagen bei dem Mammuthschulterblatte und theilweise bei den Rhinocerosrippen, die auch thatsächlich Schlagmarken aufweisen. Etwas davon entfernt lag ein mehr als kopfgrosses Felsstück des granitischen Syenites, wie er um Brünn ansteht; es ist nicht abgerollt und zeigt auch keine Bearbeitung. Von Holzkohlen oder Brandspuren war nichts zu beobachten. Nachdem bis auf 2 m Entfernung von dem Knochendepôt kein fremdes Object sich mehr zeigte, der Löss wieder ganz gleichförmig war, wurde die Grabung eingestellt.

b) Thierische Skelettheile.

Wenn ich von zwei starken Backenzähnen eines nicht genau bestimmbaren fossilen Rindes absehe, welche mir nachträglich, als nahe dieser Stelle gesammelt, von den Arbeitern überbracht wurden, jedoch eine von den anderen Knochen verschiedene Färbung aufweisen, so sind, theils im September, theils im December, aus dieser Fundstelle nur Zähne und Knochen von Mammuth, Rhinoceros und Wildpferd, sowie ein bearbeitetes Geweihstück, höchst wahrscheinlich vom Renthier, constatirt worden. Alle beweisen ihre Zusammengehörigkeit durch mehr oder weniger anhaftende Theile des rothgefärbten Löss.

Es sind folgende:

1. Ein rechtsseitiges Schulterblatt des Mammuth — Elephas primigenius —, bis auf die fehlende Spitze und die dünnwandigen Seitentheile gut erhalten. Aus der Länge, die vom Gelenke bis zur Spitze 60—62 cm betragen haben mochte, muss man auf ein jugendliches Exemplar schliessen. Es

[1]) Bei dieser Gelegenheit wurden mir auch zwei Backenzähne von Bos priscus (?) und mehrere lose Zähne von Equus fossilis übergeben, von welchen nicht genau erhoben werden konnte, ob sie von derselben Stelle im Löss herstammen.

ist oberflächlich mit kleinen, oft rosettenförmigen Mangandendriten überzogen.

2. Zwei Stosszähne des Mammuth, deren ursprüngliche Länge 1·5—2 m und deren Durchmesser am stärkeren Ende 15—16 cm betrug, welche Dimensionen wieder auf ein jüngeres Thier hinweisen.

Andere Skelettheile oder Backenzähne des Mammuth fanden sich nicht vor.

3. Ein Schädel des Wollnashorns — Rhinoceros tichorhinus —, schon im September ausgegraben und dabei in Stücke zerschlagen. Nach den gut erhaltenen Condylen und den mir überbrachten vier Backenzähnen zu schliessen, gehören sie gleichfalls einem jungen Thiere an. Der Schädel, dessen Oberfläche ebenfalls dendritisch ist, war nicht morsch, sondern ist mit Gewalt zertrümmert worden.

4. Eine grössere Anzahl mit Dendriten überzogener Rhinocerosrippen, einige bis 1 m lang und 3—5 cm breit.

Zwei Rippen zeigen am Ende eine glatte, mit Dendriten überzogene Schlagmarke, von welchen eine, in Taf. III, Fig. 1, abgebildet, eine Länge von 8 cm und eine Breite von 2·5 cm besitzt. Die beiden letzteren Rippen, gleich mehreren anderen, welche bei dem Herausheben der Länge nach gespalten wurden, zeigen in ihrem grobzelligen Gewebe Spuren von Pflanzenwurzeln, welche der Länge nach die Rippen durchzogen, also durch die Verletzung der Beinhaut in das Innere des Zellgewebes Eingang gefunden haben.

5. Ein 20 cm langer, rundlicher Basaltheil einer rechten Geweihstange, deren Oberfläche sehr schwach gefurcht und auffällig glatt ist. Das untere Ende ist in Folge deutlicher Bearbeitung halbkugelig abgerundet. Es dürfte, wie auch Schaaffhausen vermuthet, sehr wahrscheinlich dem Renthier angehören, ist also die einzige Spur vom Vorhandensein dieses Thieres. (Taf. III, Fig. 2.)

6. Drei Vorder- und acht Backenzähne aus dem Ober- und Unterkiefer des wilden Pferdes. Sie gehörten einem Individuum an und wurden angeblich an dieser Stelle schon im September ausgegraben. Auch sie zeigen theilweise die rothe Färbung von Eisenoxyd, welche alle Fundstücke dieses Fundortes kennzeichnet.

c) Das Menschenskelet.

Der unstreitig wichtigste Fund ist der menschliche Schädel und einige Skelettheile, die zweifelsohne zusammen einem Individuum angehören. Die Lage des Skeletes, eingebettet zwischen den Mammuth- und Rhinocerosknochen, war derartig, dass mit einem Theile der ersteren auch die unteren Extremitäten des Menschen durch den Canalbau im September durchschnitten worden sind, während Oberkörper und Schädel erst durch die Grabung im December blossgelegt wurden. Durch diesen glücklichen Umstand sind nicht nur diese, sondern auch die dem Schädel nahe gelegenen Artefacte vor Zertrümmerung bewahrt geblieben.

Alle Skelettheile des Menschen sind durch ein röthelartiges, feines Pulver auffällig roth gefärbt, das sich nach einer vorgenommenen chemischen Analyse als Eisenoxyd mit Spuren von kohlensaurem Kalk und Kieselerde herausgestellt hat.

Dieser rothe Farbstoff, mit welchem wohl ursprünglich nur der menschliche Körper versehen war, hat sich bei der Auflösung desselben auch auf die Erde und durch diese auf die Knochen und die umliegenden thierischen Reste und Artefacte übertragen.

1. Der Schädel.

Der bei dem Herausschaffen aus der Erde in die Luft in Theile zerfallene Schädel wurde mit thunlichster Sorgfalt reconstruirt, doch fehlen demselben die Nasenbeine, das linke Jochbein, der Oberkiefer bis auf ein rechtsseitiges Bruchstück mit fünf Zähnen, der linke Unterkiefer, das rechte Schläfenbein und der grösste Theil der unteren Schädelkapsel.

Alle Aussenflächen des Schädels wie das Unterkieferfragment sind mit fädlichen Rinnen versehen, die, wie bei allen im Löss eingebetteten Knochen, als Corrosionen feiner Pflanzenwurzeln betrachtet werden müssen.

Herr Prof. Dr. H. Schaaffhausen in Bonn, dem der Schädel, wie fast alle Fundobjecte, zur geneigten Begutachtung eingesendet wurden, äussert sich (27. Jänner 1892) über den Schädel, der auf Tafel I in Fig. 1, 2 und 3 (nach einer Photographie) abgebildet ist, in Nachfolgendem:

„Der Schädel, an dem die Basis fehlt und von dem nur Bruchstücke der Kiefer vorhanden sind, ist 204 mm lang und 139 mm breit. In Folge der Zusammensetzung desselben aus mehreren Theilen, zwischen denen die Lücken mit Gyps ausgefüllt sind, ist die Stelle hinter und über der linken Schläfenschuppe, in der man die grösste Breite findet, stärker hervortretend als an der rechten Seite, so dass man für die ursprüngliche Breite nur 134 mm

annehmen darf, daher der Schädelindex nur 65·7 beträgt.

Der Schädel ist also in höchstem Masse dolichocephal. Vielleicht ist die Schmalheit desselben durch posthume Verdrückung in der Erde, die bei einem Schädel ohne Basis [1]) leicht eintreten kann, etwas vermehrt worden.

Die Unregelmässigkeit des Hinterhauptes rührt aber nicht von dieser Ursache, sondern von der Restauration des Schädels her, bei der das os mastoideum nicht genau an die ihm zukommende Stelle gebracht worden ist. Der rechte Zitzenfortsatz steht 12 mm tiefer als der linke und 10 mm weiter rückwärts als dieser; seine Spitze ist von der noch erhaltenen Mitte des hinteren Randes des Hinterhauptloches 58 mm entfernt, auf der linken Seite ist dieser Abstand nur 48 mm.

Die gerade Richtung der Längsachse des Schädels von der Glabella zur Mitte des hinteren Randes des Hinterhauptloches ist nicht verändert.

Die bis zur Mitte des oberen Orbitalrandes stark vorspringenden Augenbrauenbogen sind in der Glabella verschmolzen; über derselben zeigt das Stirnbein eine Einsenkung. Das Vortreten der Glabella ist nicht durch grosse Stirnhöhlen bedingt, dieselbe besteht vielmehr aus spongiösem Knochengewebe; unter ihr sieht man das Ende der Nasenhöhle. Die Nasenwurzel ist 30 mm breit, die grossen Foramina supraorbitalia liegen nahe dem Orbitalrande. Die Nasenbeine scheinen am oberen Ansatz 13 mm breit gewesen zu sein.

Roher ist das Hinterhaupt gebildet; ein starker Torus occipitalis ist in der Mitte zu einem 10 mm über der Fläche des Schädels vortretenden 36 mm langen Knochenkamm entwickelt, der dann, schwächer werdend, jederseits bis zur Basis des Zitzenfortsatzes läuft. Auch der Hinterrand der Schläfenschuppe ist verdickt. Die Länge des Stirnbeines ist 130, die der Scheitelbeine 141, die des Hinterhauptbeines 110 mm. Die Hinterhauptschuppe misst bis auf den Torus 63 mm; dieser ist vom Hinterhauptloch 47 mm entfernt; die Gegend des Pterion fehlt beiderseits.

Wenn man die fehlenden Schädeltheile durch eingeklebte Papierstreifen ersetzt, so lässt sich die Schädelcapacität annähernd zu 1350 cm³ schätzen.

[1]) Die Basis war jedoch vorhanden und ist erst durch die Heraushebung des Schädels aus der Erde abhanden gekommen.

Der Abstand von einer Wangenbein-Stirnbeinnaht zur anderen ist 103 mm, der Glabella vom Foramen magnum 165, der des Bregma von derselben Stelle 156 mm, die hintere senkrechte Höhe vom hinteren Rande des Foramen magnum gemessen ist 132 mm.

Der Schädel ist männlich und von mittlerem Alter, alle Nähte sind geschlossen, mit Ausnahme der Schläfenschuppennaht und der Mastoidea; auch das vorderste Stück der Sagittalis und ein Stückchen der Stirnnaht über der Nasenwurzel sind noch offen. Er ist kein Greisenschädel, denn nach einer Hälfte des Unterkiefers mit sieben, einem Stückchen des rechten Oberkiefers mit fünf Zähnen und sieben einzeln gefundenen zu schliessen, waren alle Zähne noch vorhanden, auch ist der letzte Mahlzahn nur um 2 mm abgeschliffen. Die übrigen Zähne sind stark abgenützt, beim ersten Mahlzahn ist die ganze Krone verschwunden.

Die Schädelknochen sind mässig dick, die Dicke des Scheitelbeines an dem vorderen unteren Winkel beträgt an einer Bruchfläche 6 mm; die diplontische Substanz ist vorherrschend entwickelt. Nur auf der linken Seite ist eine schwache Spur der linea temporalis erkennbar; die Scheitelhöcker treten nicht deutlich hervor. Hinter der Kranznaht findet sich eine quere Einschnürung des ganzen Schädels. Die Gegend der Kranznaht selbst ist etwas erhaben. In der Mitte der Scheitelbeine zeigt sich eine Spur der kahnförmigen Erhebung des Scheitels. Foramina parietalia sind nicht vorhanden. Die Schädelnähte hatten kurze Zacken, in der linken Mastoidea sitzen einige Schaltknochen. In der Mittellinie des Schädels findet sich 35 mm hinter der Kreuznaht eine stumpfkegelförmige Exostose, über welche die Pfeilnaht als eine Rinne fortgeht. Auf der vorspringenden Hinterhauptschuppe sieht man eine von oben nach abwärts verlaufende Rinne, die wegen ihres geschlängelten Verlaufes wohl für eine abnorme Gefässrinne gehalten werden kann.

Die Exostose kann die Folge eines Schlages auf den Schädel sein [1]).

An vielen Stellen sind die Schädelknochen von der äusseren und inneren Seite mit kleinen, schwarzen Dendriten bedeckt, doch zeigen diese nicht die unter der Loupe erscheinende feine, moosartige

[1]) Carus bildet im Atlas der Cranioskopie, Heft II, Leipzig 1845, auf Taf. VII einen ähnlichen Tuber an derselben Stelle eines weiblichen Schädels ab.

Zeichnung, die für die Mammuthknochen und -Zähne der westphälischen Höhlen so charakteristisch sind [1]).

Der vorliegende Schädel ist dem 1885 im Löss des Rothen Berges von Brünn gefundenen (Bericht der anthropologischen Versammlung in Stettin 1886, S. 147) sehr ähnlich, wiewohl dieser niedriger ist und weniger starke Augenbrauenhöcker hat. Beide sind nicht prognath, beide haben die Einsenkung über dem Brauenwulst, schmale Stirn, früh geschlossene Schädelnähte, zweiwurzelige Prämolaren.

Während der Fundort des letzteren damals zweifelhaft war, theilte Makowsky später (Mittheil. der Wiener Anthrop. Gesellschaft, IX, 1889) mit, dass derselbe 6 m tief im Löss gefunden wurde. Wenn ich von diesem sagte, dass er den rohesten Schädeln nicht zugezählt werden könne, so gilt dies auch von dem jetzt gefundenen.

Eine Eigenthümlichkeit, die der Schädel und die Bruchstücke des Skeletes bei der Auffindung zeigten, war die, dass sie mit Röthel oder Eisenoxyd roth gefärbt waren, und zwar in einer Weise, dass man diese Färbung nicht für eine zufällig in der Erde entstandene, sondern für eine absichtliche halten muss. Diese Beobachtung ist nicht neu; das prähistorische Museum in Rom bewahrt einen mit Zinnober gemalten vorgeschichtlichen Schädel aus dem Thale Anaguina. Er ist von roher Gesichtsbildung und wurde mit einer bronzenen Lanzenspitze und zwei Feuersteinpfeilspitzen gefunden, die auch roth gefärbt sind; er ist 191 mm lang, 145 mm breit und ebenso hoch, auch hier hat der erste Prämolar zwei Wurzeln. Wesselowski fand 1890 in der Krim sieben Skelette in Flachgräbern, die dick mit rothem Ocker bestrichen waren. (Vgl. Rhein. Jahrb. XC, 1891, pag. 208) [2]).

[1]) Die Mehrzahl der schwarzen Mangandendriten auf dem Mammuthschulterblatte und den Rhinocerosknochen unterscheiden sich in nichts von denen des menschlichen Schädels, doch kommen auf ersterem noch überdies grössere Rasen moosähnlicher Dendriten vor. Im Erhaltungszustand der thierischen wie menschlichen Knochen jedoch ist keine Verschiedenheit bemerkbar.

[2]) Auch in der Höhle Pekarna bei Mokrau nächst Brünn fanden sich nebst zahlreichen Steinwerkzeugen auch verschiedene Knochenwerkzeuge, die intensiv roth gefärbt, in Hohlräumen Eisenoxyd enthielten und offenbar zum Anmachen einer Farbe dienten. Die Vermuthung, dass die damaligen Menschen ihren Körper gefärbt haben, liegt nahe.

Die chemische Untersuchung einiger Bruchstücke des Schädels ergab nach Behandlung mit verdünnter Salzsäure noch einen geformten Knorpel, ein anderer Theil der Knorpelsubstanz war als Leim in der Flüssigkeit gelöst. Der trockene Knorpel betrug 11·2% vom Gewichte des Knochens. Ein Stück des menschlichen Femurs vom Rothen Berge bei Brünn hatte einen Knorpelgehalt von 10·5%. Nur im Allgemeinen und für dieselbe Lagerstätte entspricht der Knorpelgehalt dem Alter der Knochen [1])."

Nachdem in diesem Gutachten des Prof. Schaaffhausen eine unverkennbare Aehnlichkeit dieses Schädels mit dem 1885 im Löss des Rothen Berges, 6 m tief gefundenen, besteht, so gebe ich in Nachfolgendem eine vergleichende Zusammenstellung der wichtigsten Ausmaasse beider Schädel, soweit sie erhalten sind, und verweise bezüglich des letzteren auf die diesbezügliche Abbildung [2]); die des 1891 gefundenen Schädels ist in der dieser Arbeit beigegebenen Tafel I (Fig. 1, 2 und 3 in $^1/_3$ nat. Grösse) gegeben.

Schädelausmaasse.

Der Löss-Schädel vom Jahre	1891	1885
Capacität (nach Schaaffhausen) . . .	1350ccm	—
Länge des Schädels	204 mm	192 mm
Breite desselben	134 mm	139 mm
Längenbreiten-Index	65·7	72·3
Länge des Stirnbeines	130	135
Länge der Scheitelbeine	141	—
Länge des Hinterhauptbeines . . .	110	—
Kleinste Stirnbreite	95	90
Höhe des Schädels	140	—
Abstand der Wangenbein-Stirnbeinnähte	103	109
Abstand der Glabella vom Hinterhauptsloche	165	—
Abstand des Bregma von letzterem .	156	—
Senkrechte Höhe vom Hinterrande desselben	132	—
Horizontalumfang des Schädels . . .	533	520
Sagittalumfang	382	—
Querumfang	339	—

Von den zum Schädel gehörigen Kiefern ist mit einem Fragmente des rechten Oberkiefers

[1]) Scheurer-Kestner fand im modernen menschlichen Knochen 34·7% organische Materie, in einem Merovingerknochen 25%, im fossilen Hirschknochen 10·8%, in einem Mammuthknochen 14·8 und 7·2%.

[2]) Makowsky, Schädel aus dem Löss von Brünn etc. Verhandl. des naturf. Vereines. XXVI. Bd., Tab. IV, V und VI.

nur ein linker Unterkiefer erhalten. Letzterer besitzt an dem fast geraden Unterrand, gemessen vom Kinnmittelpunkt (Protub. mentalis) bis zum Scheitel des Unterkieferwinkels (Angulus), genau 10 cm Länge, die Höhe vom Angulus bis zur Spitze der Kronenfortsätze (Proc. conoideus) 6·5 cm, die mediane Höhe des Unterkiefers vom Unterrande bis zum Alveolarrande 2·5 cm. Das Kinn tritt etwas hervor, doch ist die Profillinie nicht concav, sondern etwas convex; der Hinterast mit dem Gelenkkopfe fehlt.

Mit Ausnahme des fehlenden ersten Schneidezahnes sind im linken Unterkiefer alle Zähne vorhanden und stark abgeschliffen, besonders der erste Molar bis zum Wurzelhalse (Taf. I, Fig. 4).

Das Bruchstück des rechtsseitigen Oberkiefers zeigt alle fünf Zähne — einen Schneidezahn, den Eckzahn, die beiden zweiwurzeligen Prämolaren und den dreiwurzeligen ersten Molar — bis auf den Wurzelhals sphärisch abgeschliffen (Taf. I, Fig. 5*a* und *b*).

Ueberdies sind noch sieben Stück lose aus dem fehlenden rechten Unterkiefer und linksseitigen Oberkiefer vorhanden, die alle stark abgewetzt sind.

Prof. Schaaffhausen sagt über diese Folgendes:

„Vom Unterkiefer ist die linke Hälfte vorhanden, sie zeigt ein stark vorspringendes Kinn, was dem paläolithischen Menschen sonst nicht zukommt. Die senkrechte Höhe des aufsteigenden Astes bis zur Spitze des Kronenfortsatzes beträgt 65 mm. Der Weisheitszahn hat zwei nach hinten seitlich gekrümmte Wurzeln, seine Krone ist ebenso lang als die der zwei anderen Mahlzähne, seine Alveole ist 13 mm lang, die des zweiten Mahlzahnes nur 9 mm lang, beide sind 9 mm breit. Die Alveolen der vorderen Zähne sind auffallend schmal. Die Schneidezähne sind 16 mm lang; die ersten oberen Prämolaren haben zwei Wurzeln, beim zweiten oberen ist die Wurzel an der Spitze getheilt. Der Zahnbogen des Unterkiefers war mehr elliptisch als parabolisch. Die Spina mentalis interna ist stark entwickelt, der untere Rand des Kiefers ist nur in seinem vordersten Theile breit und zeigt starke Gruben für den M. biventer. Während die Abschleifung des Weisheitszahnes nur 2 mm betragen hat, betrug die des ersten Mahlzahnes 6·7 mm.

Aus der Form des Unterkiefers kann man schliessen, dass der Schädel nicht prognath war.“

2. Skelettheile.

Ausser dem Schädel und den Kieferfragmenten sind noch folgende Skelettheile, sämmtlich stark roth gefärbt, vorhanden:

1. Ein Bruchstück, 6 cm lang, vom rechtsseitigen Schlüsselbein (Clavicula), auffällig stark.

2. Ein 5 cm langes Bruchstück einer Rippe, von rundlicher Form, wie solche bei dem Neanderthaler Skelete von Schaaffhausen beobachtet wurden.

3. Ein distales, gelenkloses Bruchstück des rechten Oberarmes (Humerus), 9 cm lang, äusserst kräftig und hochkantig entwickelt.

4. Ein 10 cm langes Mittelstück der linksseitigen Ulna, von der Schaaffhausen bemerkt, dass sie dicker als gewöhnlich ist, welche Verschiedenheit vom quaternären Menschen schon Testus hervorhebt.

5. Ein in zwei Theile gebrochenes, 32 cm langes oberes Stück des rechten Oberschenkels (Femur dexter) ohne Gelenkkopf. Dieses äusserst kräftige Knochenstück ist auffällig bogig gekrümmt und zeigt eine leistenartig hervortretende Linea aspera.

Alle diese Skelettheile weisen auf einen Menschen von gedrungenem, sehr kräftigem Knochenbau hin.

d) Artefacte.

In der Umgebung des Schädels, höchstens einen Meter davon entfernt, lagen in dem röthlich gefärbten Löss folgende Artefacte:

1. Ueber 600 12—20 mm lange, an beiden Enden mehr oder weniger scharf abgeschnittene Stücke einer Röhrenschnecke (Dentalium badense Partsch.), welche als Leitfossil des sogenannten Badener Tertiärtegels in den marinen Thonen des Brünn-Wiener Beckens nicht selten, so in Mähren bei Kostel und Seelowitz, 10—15 km südlich von Brünn[1]), gefunden wird. Von dieser stark gerippten, konischen, etwas gebogenen Schnecke (Taf. II, Fig. 3) wurde die untere Hälfte abgeschnitten und wahrscheinlich als Schmuck, Hals- oder Haarschmuck, verwendet; dafür spricht der Umstand, dass die Rippen der Theilstücke nicht selten spurlos abgewetzt sind und dass oft je zwei oder drei Stücke noch dütenartig ineinander stecken (Taf. II, Fig. 4). Auf Draht gefasst, erhält man erst ein richtiges Bild dieses Schmuckes (Taf. II, Fig. 5).

[1]) Prof. Schaaffhausen bemerkt, dass ein derartiger Schmuck auch bei den Troglodyten von Mentone beobachtet worden ist. — Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass die Hirten und Feldhüter im südlichen Mähren und Ungarn ihre Tabaksbeutel und Umhängetaschen noch heute mit diesen nicht seltenen Röhrenschnecken verzieren.

2. Zwei grössere Steinscheiben wurden schon im September an dieser Stelle gefunden. Sie sind fast genau kreisrund und bestehen aus dünngeschichtetem Kalkmergel, der in der Umgebung Brünns nirgends ansteht.

Die grössere, im Durchmesser von 150 mm, ist 16 mm dick und mit einem etwas excentrischen, schief gerichteten Loche von 22 mm Durchmesser versehen.

Die kleinere Scheibe hat einen Durchmesser von 140 mm, ist 24 mm stark und besitzt ein centrales, kreisrundes Loch von 40 mm Durchmesser (Taf. III, Fig. 3). Beide Scheiben sind dicht mit schwarzen Dendriten überzogen und theilweise von Eisenoxyd röthlich gefärbt. Wozu diese Scheiben gedient, bleibt unerfindlich; gegen ihre Verwendung als Schmuckanhängsel spricht ihr bedeutendes Gewicht, das bei der grösseren Scheibe 660 gr, bei der dickeren, kleineren 715 gr beträgt. Aehnlich geformte Scheiben und grosse Ringe werden in der neolithischen Zeit als Gefässuntersätze gedeutet.

3. Drei kleine, flache Steinscheibchen. Eines von diesen (Taf. III, Fig. 4) ist aus dunkelrothem Sandstein (des Unterdevon von Brünn) künstlich hergestellt, kreisrund, 36 mm im Durchmesser und im Mittelpunkte auf der convexeren Seite angebohrt, ohne Einkerbungen am Rande.

Die beiden anderen Steinscheibchen sind natürliche Quarzitgeschiebe von elliptischer Form, jedes 42 mm lang, 35 und 38 mm breit und 8 mm dick. Beide sind auf der etwas gewölbteren Seite mit scharfen Einkerbungen (17—20) versehen und haben keine Anbohrung in der Mitte; sie sind dicht mit schwarzen Mangandendriten bedeckt. Das grössere ist abgebildet Taf. III, Fig. 5.

4. Drei flache, fast kreisrunde Knochenscheibchen von ungleicher Grösse; aussen grau, innen weiss und nach ihrer faserigen Structur aus Rhinocerosrippen hergestellt, mit welchen auch die Farbe ganz übereinstimmt. Das grösste wurde schon im September gefunden und ist nur zur Hälfte vorhanden. Es hat 60 mm im Durchmesser, ohne eine Anbohrung oder Einkerbung; das mittlere, 39 mm im Durchmesser, zeigt auf der convexen Seite eine schwache Anbohrung, 120 feine Randstriche und viele Dendriten (Taf. III, Fig. 6). Die kleinste Scheibe, 35 mm im Durchmesser, ist stark abgenützt, zeigt keine Einkerbung am Rande und anstatt der centralen Anbohrung eine radiale, 3 mm breite Furche vom Rande bis zur Mitte, ähnlich wie bei der in Fig. 8 gezeichneten Zahnscheibe.

Diese Knochenscheibchen sind, wie die Knochen, oberflächlich mit sehr feinen Rinnen von corrodirenden Pflanzenwurzeln überzogen.

5. Drei fast kreisrunde, sehr glatte Knochenscheibchen von schwärzlicher Farbe, die mehr oder weniger deutlich elliptische, mit Zahnsubstanz ausgefüllte, am Rande gezähnte Emailfalten beobachten lassen. Dies ist besonders deutlich bei der in Taf. III, Fig. 7, in natürlicher Grösse dargestellten Scheibe der Fall. Sie besitzt 40 mm im Durchmesser, hat keine Anbohrung in der Mitte und keine Randeinkerbung. Ebenso ist eine gleich grosse Scheibe beschaffen; hingegen zeigt die kleinste, mit 35 mm Durchmesser, eine feine Einkerbung am Rande und eine radiale, 3 mm breite Furche von der Mitte bis zum Rande (Taf. III, Fig. 8).

Sie sind unzweifelhaft hergestellt aus jungen Mammuthbackenzähnen, welche senkrecht auf die Schmelzbüchsen des Zahnes durchschnitten wurden. Die Herstellung dieser merkwürdigen, sehr festen Scheiben konnte gewiss nur aus frischen Zähnen erfolgen.

6. Ferner fünf Stück sehr leichte und zerbrechliche, kreisrunde Scheibchen von 40—55 mm Durchmesser, zweifellos aus Mammuthstosszahn hergestellt, und zwar nach ihrer deutlichen Structur aus Elfenbeinstücken, die parallel zur Achse des Zahnes geschnitten wurden.

Alle sind am convexeren Rande mit sehr feinen Einkerbungen (bis 180) versehen, zeigen eine fast centrale Anbohrung, welche bei dem grössten (Taf. III, Fig. 9 *a* und *b*) die Scheibe durchbricht und konisch von beiden Seiten erfolgt ist. Eine kleine derartige Scheibe ist überdies noch seitlich vom Rande bis zur Mitte angebohrt.

Diese ursprünglich blendend weissen Elfenbeinscheiben sind mit zahlreichen schwarzen Dendriten bedeckt, daher nunmehr von dunkelgelber Farbe, zum Theile röthlich gefärbt von eisenoxydhältigem Löss, in welchem sie einzeln eingebettet lagen.

Auch ihre Herstellung konnte wohl nur aus frischen Zähnen erfolgen.

Prof. Schaaffhausen ist geneigt, diese kleinen diversen Stein- und Knochenscheiben, welche eine Aehnlichkeit mit den durchbohrten und theilweise mit Einkerbungen versehenen Bernsteinscheiben von Schwarzort auf der kurischen Nehrung [1]) aufweisen,

[1]) R. Klebs: Der Bernsteinschmuck der Steinzeit. Königsberg 1882.

für religiöse Symbole, für Bilder der Sonnenscheibe zu halten. Möglicherweise waren es auch Schmuckanhängsel.

7. Endlich ein höchst merkwürdiges und in seiner Art einzig dastehendes Artefact, nämlich eine aus Mammuthstosszahn geschnitzte menschliche Figur oder ein Idol (Taf. II, Fig. 10 *a* u. *b*).

Dasselbe, leider in drei Theile zerbrochen und nicht vollständig erhalten, lag in der Nähe des Schädels und dürfte ursprünglich die Länge von 22—23 cm gehabt haben.

Der Kopf dieses Idols ist 7 cm hoch und 5 cm breit, zeigt niedrige Stirne und starke Augenbrauenwülste, breite Nasenwurzel. Die vorspringende Nase und der Mund scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein. Auffällig ist das lange Kinn und die ungleich hoch angebrachten Ohrmuscheln. Schwache Einschnitte am Hinterhaupte und am Kinn dürften Haare andeuten. In allen Vertiefungen des Kopfes haften noch Spuren des Eisenoxydes.

Der Rumpf des Idols, in einer Länge von nahe 14 cm erhalten, ist unbekleidet dargestellt, rückwärts halbrund, vorne gerade abgeschnitten, mit stark vortretenden Brustwarzen, Nabel und Glans penis des Membrum virile unten halbkreisförmig abgerundet, so dass Füsse nicht vorhanden waren. Die rechte Seite des Rumpfes, grösstentheils in kleine Stückchen zerbrochen, konnte bei dem Abgange einiger Theile nicht ergänzt werden. Ebenso ist blos der linke Arm von der Achsel bis zur fehlenden Hand vorhanden. Die Aussenseite des Armes ist besser als die Innenseite geschnitzt, letzteres wegen der schweren Zugänglichkeit des eng anliegenden Armes. Der fehlende Hals ist zum Behufe des Photographierens der Figur durch einen Wachsstift ersetzt worden.

Die ganze Figur ist der Länge nach, genau entsprechend der Axe des Zahnes, durchbohrt, die untere Oeffnung 4 mm, die obere kaum 1 mm weit; die Innenwandung derselben ist schwärzlich.

Prof. Schaaffhausen hält es nicht für unmöglich, ohne metallisches Geräthe diese Höhlung herzustellen, denn nach P. Reichard ist der Zahn des afrikanischen Elefanten seiner ganzen Länge nach vom sogenannten Kerne durchwachsen, d. h. die bis zur Spitze reichende Zahnpulpe beginnt vom Höhlungsende nach der Spitze zu, beim normalen Zahne fadendünn und verläuft, immer feiner werdend, als schwarze Linie, verschwindet zuletzt entweder ganz in der Structur oder ist bis zur Spitze als feine schwarze Linie sichtbar. Bei kranken Zähnen kann es vorkommen, dass der Kern als kleinfingerdicke Höhlung bis zur Spitze verläuft.

Prof. Schaaffhausen bemerkt bezüglich des Idols Folgendes:

„Bei dem Menschenschädel lag eine aus Mammuthzahn geschnitzte menschliche Figur, die für ein Idol zu halten ist. Die Figur war nackt, wie die auf dem Renthierknochen von La Madelaine. An ihr sind als vorspringende Knöpfe die Brustwarzen, der Nabel und das Membrum virile mit dem Glans penis zu sehen. Der Kopf lässt im Profile merkwürdigerweise dieselbe rohe Stirnbildung mit der Einsenkung über der Glabella erkennen, wie sie der Schädel besitzt, welcher Umstand beweist, dass es sich um eine typische Bildung des Menschen der damaligen Zeit handelt. Auch die breite Nasenwurzel ist dargestellt. Der untere Theil des Gesichtes ist übermässig gross. Der allgemeinen Kopfform hat der Künstler wohl keine Beachtung geschenkt; sie ist in hohem Masse brachycephal.

Mit den sehr rohen, plastischen Darstellungen der Menschengestalt, wie sie in Frankreich und Belgien aus quaternärer Zeit gefunden worden sind, hat das Idol von Brünn keine Aehnlichkeit [1]). Die ältesten Bilder des Menschen sind nackt; wir dürfen glauben, dass sie aus einer Zeit stammen, wo er unbekleidet war. Die Schamtheile sind besonders hervorgehoben; so ist dies noch bei den phönicischen Bronzestatuetten von Ellora in Portugal der Fall. Bei denen der nordischen Bronzezeit sind sie, wie Forrer hervorhebt, aber schon bedeckt. Die thönernen Idole von Troja und Pirget (Schliemann, Mykene, Taf. XVI, 72 und 73), aus Siebenbürgen und aus dem Laibacher Moor (Wiener Anthropologische Gesellschaft, VIII, 74) sind viel unvollkommener gestaltet als das Brünner Idol, verrathen aber ihr jüngeres Alter durch die Bekleidung und deren Ornamente. Nur die von Klebs (1882, Königsberg: Der Bernsteinschmuck der Steinzeit) beschriebenen Bernstein-Amulette von Schwarzort auf der kurischen Nehrung können mit demselben verglichen werden, wenn sie auch in der künstlerischen Darstellung gegen die Figur von Brünn zurückbleiben; doch fanden sich auch dort, wie bei Brünn, zahlreiche durchbohrte Scheiben von

[1]) R. Forrer hat in der „Antiqua“ 1887—1890 in grosser Vollständigkeit die primitiven menschlichen Skelette der Stein- und Bronzezeit Europas zusammengestellt und abgebildet.

Bernstein, darunter eine am Rande gekerbte, ferner Steinwerkzeuge.

Klebs glaubt, dass die Steinzeit des Ostbalticum in den Beginn des ersten Jahrtausends vor Christi, wenn nicht früher, zu setzen ist."

Schlusswort.

Prof. Schaaffhausen sagt zum Schlusse seines Gutachtens: „Welcher Zeit soll man nun den Schädel und das dabei gefundene Idol zuschreiben? Die Beantwortung dieser Frage bietet besondere Schwierigkeiten wegen den mehrfachen Beziehungen, die der Fund zu anderen Funden hat.

Die Schädelbildung gehört nicht der ältesten Zeit des Menschen an; dieser Umstand beweist noch nichts gegen die Annahme, dass der Mensch, dem er angehört hat, ein Zeitgenosse des Mammuth war. Es ist verbürgt, dass Schädel und Idol, die unzweifelhaft zusammengehören, in nächster Nähe bei den Resten des Mammuth und des Rhinoceros lagen. Makowsky versichert, dass der Zustand des Idols in Bezug auf den blätterigen Zerfall des Elfenbeins sich gerade so verhalte, wie der des nicht bearbeiteten Mammuthzahnes. Wenn er sagt, dass der Kopf des Idols sich fettig angefühlt habe, so stimmt das mit der von mir schon früher bekannt gemachten Beobachtung, dass bearbeitete Gegenstände von Elfenbein in Folge der langjährigen Berührung mit menschlichen Körpertheilen oft Fett aufgenommen haben, das in der Regel zu ihrer besseren Erhaltung beiträgt.

Aus der Lagerung in der Erde kann man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit schliessen, dass Schädel und Idol der Zeit jener ausgestorbenen Thiere angehören, die im Osten von Europa sich länger erhalten haben können als im Westen; über alle Zweifel sicher ist aber das gleichzeitige Vorkommen des Menschen und des Mammuth nur dann, wenn mit menschlichen Geräthen oder Ueberresten die des Markes wegen aufgeschlagenen Knochen jüngerer Thiere gefunden werden, wie sie von Zawisza und Wankel [1]) beobachtet worden sind.

Für die Annahme, dass der Fund von Brünn der Renthierzeit angehöre, kann man geltend machen, dass nur die Zeichnungen und Schnitzwerke der Dordogne sich in Bezug auf die Höhe der Kunstfertigkeit mit dem Idol von Brünn vergleichen lassen, wiewohl die zum Vergleiche geeigneten Stücke hier nur das Thier und nicht den Menschen darstellen. Wenn auch die Lartet'sche Platte gefälscht sein sollte, so bleiben doch Bildwerke des Mammuth übrig, die dafür sprechen, dass auch die Renthierjäger in Frankreich noch das Mammuth gesehen haben.

Die meisten Kunstarbeiten der Dordogne sind aber aus Renthiergeweih gefertigt; es fragt sich, ob der Mensch mit Steingeräthen aus frischem Mammuthzahn ein Bild, wie das Idol, hat schnitzen können. Der in der Erde längere Zeit begrabene Mammuthzahn wird mürber gewesen sein.

In diese Zeit fallen die mit rother Erde bemalten Skelette in Italien und in der Krim. Dieser Zeit können auch die Bernstein-Amulette von Schwarzort angehören, wobei freilich zu berücksichtigen ist, dass die Cultur an den Küsten der Ostsee und die in Mähren wohl keine gleichzeitige war, sondern um ein Jahrtausend von einander getrennt gewesen sein kann."

Aus dem voranstehenden Gutachten geht hervor, dass Prof. Schaaffhausen geneigt ist, diese Funde in die Renthierzeit, welche einer früheren Mammuthszeit nachgefolgt sei, zu versetzen.

Allein abgesehen von den verschiedenen Funden in Frankreich, die, wie Schaaffhausen selbst hervorhebt, dafür sprechen, dass die Renthierjäger in Frankreich noch das Mammuth gesehen haben, sind sowohl in der Lössstation bei Joslowitz im südlichen Mähren [1]) als auch in der berühmten Station Predmost bei Prerau im nordöstlichen Mähren [2]) Mammuthreste mit Artefacten aus Knochen und Zähnen dieser Thiere zugleich mit solchen aus Renthierknochen gefunden worden; die Knochenreste beider Thiere zeigen sich auf gleiche Weise bearbeitet und erhalten.

In dem Funde vom December 1891 in Brünn lagen neben einzelnen Mammuthresten — Schulterblatt und Stosszähne — Schädel und zum Theil mit Schlagmarken versehene Rippen des Rhinoceros, das doch allgemein als Zeitgenosse des Mammuth betrachtet wird, und nur ein bearbeitetes Geweihstück, das wahrscheinlich dem Renthier angehört. Wie liesse sich auch die Herstellung von feinen

[1]) H. Wankel, Die ersten Spuren des Menschen in Mähren. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien, XV, 113.

[1]) Graf Wurmbrand, Mittheil. der Anthrop. Gesellschaft in Wien, 1878.

[2]) Dr. Wankel, Corresp. der Deutschen Anthrop. Gesellschaft, XVII, 1886, und C. Maška, Der diluviale Mensch in Mähren, 1886.

Scheiben aus Rhinocerosrippen und Zähnen des Mammuths erklären, wenn dieselben schon Jahrhunderte in der Erde vergraben gewesen wären?

Der Ansicht Steenstrup's [1]), dass die Mammuthzeit präglacial, demnach vor der Bildung des Löss, die Renthierzeit postglacial, also während der Lössbildung sich abgewickelt habe und beide Zeiträume durch Tausende von Jahren getrennt gewesen seien, kann man in Mähren wenigstens schon deshalb nicht beipflichten, weil alle Mammuth-, Rhinoceros- und Renthierreste, ob sie mit oder ohne Mitwirkung des Menschen zur Ablagerung gelangten, namentlich in den untersten, also ältesten Lagen des Löss, einem Producte der postglacialen Zeit, wie dies schon in der Einleitung hervorgehoben wurde, gemeinsam, oft mit einander vermengt, angetroffen werden. Vom Fusse der Sudeten bis an die Grenzen Niederösterreichs sind in Mähren, mit Ausnahme des Oderthales im Nordosten, nicht die geringsten Spuren einer gletscherartigen Eisbedeckung des Landes nachweisbar, also auch die Wahrscheinlichkeit einer Einbettung und Erhaltung von so riesigen Thieren wie Mammuth und Rhinoceros in dem zeitweilig gefrorenen Boden durch Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende, wie dies in Sibirien der Fall war, nicht gegeben. Die von Nordosten durch die Oderspalte in Mähren eingedrungene Gletscherzunge des Norddeutschland bedeckenden Gletschermassivs war, wie dies die heutigen Gletscher Skandinaviens beweisen, kein Hinderniss, dass sich weiter im Westen und Süden ein Steppen- und selbst Waldterrain ausbreitete, welches Herden von Renthieren und wilden Pferden, Rhinoceros und Mammuth hinreichende Nahrung geboten hat. In der Jagd dieser Thiere fand der nomadisirende Urbewohner des Landes ausgiebige Nahrung, in den zahllosen und ausgedehnten Kalksteinhöhlen, aus welchen er die darin hausenden Raubthiere — Höhlenbär, Hyäne und Löwen — nach und nach vertrieben, Schutz und Unterstand vor den Unbilden der Witterung und des Winters, um sich für seine Cultur allmälig vorzubereiten. So erscheint auch der Lössfund vom Jahre 1891 in Brünn als Beweis für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth.

[1]) Jap. Steenstrup, Die Mammuthjäger-Station bei Predmost im österreichischen Kronlande Mähren. Mittheil. der Anthrop. Gesellschaft in Wien, XX. Bd., 1. Heft.

Erklärung der Abbildungen.

Taf. I.

Fig. 1. Schädel aus dem Löss von Brünn 1891, von vorne. $^1/_2$ der nat. Grösse.
„ 2. Schädel aus dem Löss von Brünn 1891, von der Seite. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 3. Schädel aus dem Löss von Brünn 1891, von oben. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 4. Linker Unterkieferast. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 5*a*. Rechtes Oberkieferfragment, von vorne. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 5*b* Rechtes Oberkieferfragment von unten. $^1/_2$ nat. Grösse.

Taf. II.

Fig. 1. Vorderansicht des Idols aus Mammuthstosszahn. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 2. Seitenansicht des Idols aus Mammuthstosszahn. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 3. Dentalium badense P. aus dem Miocän von Brünn. Nat. Grösse.
„ 4. Zwei Röhrenstücke von Dentalium badense, in einander steckend. Nat. Grösse.
„ 5. Dentaliumschmuck, auf Draht gefasst. $^1/_4$ nat. Grösse.

Taf. III.

Fig. 1. Rhinocerosrippe mit Schlagmarke. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 2 Geweihstück vom Renthier, an der Rose bearbeitet. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 3. Steinscheibe aus Kalkmergel. $^1/_2$ nat. Grösse.
„ 4. Steinscheibe aus rothem Sandstein. Nat. Grösse.
„ 5 Quarzitgeschiebe mit Randkerbung. Nat. Grösse.
„ 6. Knochenscheibe aus Rhinocerosrippe. Nat. Grösse.
„ 7. Knochenscheibe aus Mammuthbackenzahn. Nat. Grösse.
„ 8. Knochenscheibe aus Mammuthbackenzahn mit Randkerbung. Nat. Grösse.
„ 9*a*. Knochenscheibe aus Mammuthstosszahn mit Randkerbung. Nat. Grösse.
„ 9*b*. Dieselbe im Querschnitte. Nat. Grösse.

Die Abbildungen Fig. 1, 2 und 3 (Taf. I) und Fig. 1, 2 und 5 (Taf. II) sind nach Photographien; die Abbildungen Fig. 4 und 5 (Taf. I), Fig. 3 und 4 (Taf. II), ferner Fig. 1—9 (Taf. III) nach Zeichnungen des Herrn Assistenten Paul Faulhammer in Brünn hergestellt.

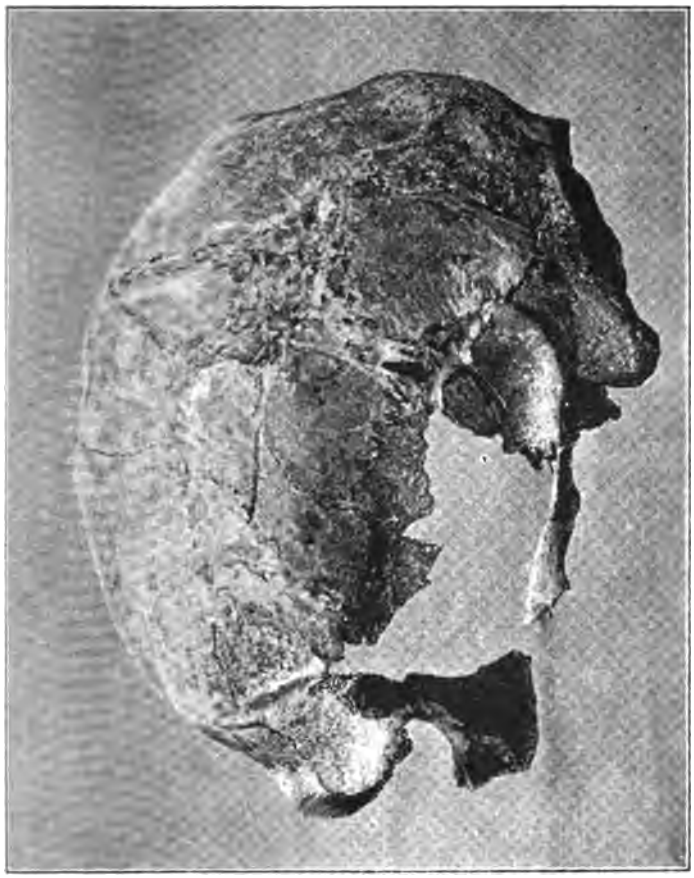


Fig. 2. (1/2)

Fig. 3. (1/2)

Fig. 1. (1/2)

Fig. 5. (1/2)

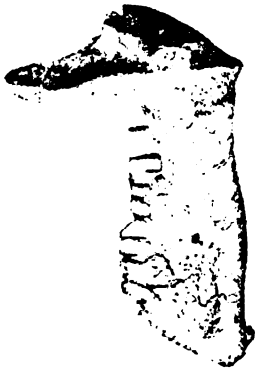


Fig. 4. (1/2)

Alex. Makowsky: Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Taf. 1.

Fig. 1. (1/2)

Fig. 2. (1/2)

Fig. 3. (1/1)

Fig. 5. (1/4)

Fig. 4. (1/1)

Alex. Makowsky: Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Taf. 2.

Fig. 1. (1/2)

Fig. 2. (1/2)

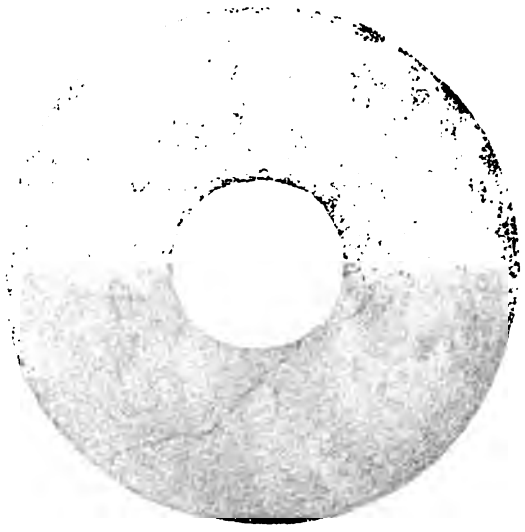


Fig. 3. (1/2)

Fig. 4. (1/1)

Fig. 5. (1/1)

Fig. 6. (1/1)

Fig. 7. (1/1)

b

Fig. 9 *a*. (1/1)

Fig. 8. (1/1)

Alex. Makowsky: Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Taf. 3.

Neuere Beiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels

in Bezug auf die kraniometrische Analyse der Schädelform.

Von Prof. Dr. **Aurel von Török,**

Director des anthropologischen Museums in Budapest.

(Mit 11 Text-Illustrationen.)

Sollen die Dimensionen irgend eines Körpers mittelst Messungen exact bestimmt werden, so ist es eine unabweisliche Bedingung, dass die drei Dimensionen (Länge, Breite, Höhe) des betreffenden Körpers gegenseitig in solchen Richtungen (Ebenen) bestimmt werden, deren Achsen zu einander senkrecht stehen. Angesichts dieser elementaren Regel der Geometrie muss es Jedermann schon auf den ersten Augenblick klar sein, dass die Längen-, Breiten- und Höhenausdehnung eines Körpers, z. B. des Schädels, in zu einander schiefen Richtungen nicht exact bestimmt werden kann.

Die exacte Dimensionsbestimmung eines Körpers in drei zu einander senkrechten Achsen ist aber nur dann möglich, wenn der betreffende Körper im Raume der umgebenden Natur eine für die Messungen unveränderliche fixe Lage (Stellung) einnimmt. Ist die Lage (Stellung) des betreffenden Körpers schon an und für sich fixirt (wie z. B. bei einem Berge, Hügel, Baume, Gebäude etc.), so ist auch die Aufgabe hiedurch erleichtert. In diesem Falle wird die horizontale Ausdehnung des betreffenden Körpers immer genau parallel mit der horizontalen Erdoberfläche (mit der Spiegelfläche des ruhigen Wassers) und seine verticale Ausdehnung in senkrechter Richtung (Achse) zur horizontalen Erdoberfläche gemessen. Da die Längen- und die Breitendimension, nämlich der sagittale und der quere Durchmesser eines Körpers, immer in horizontaler Richtung gedacht werden muss, so müssen dieselben in der horizontalen Ebene zu einander senkrecht gemessen werden.

Die Aufgabe der Dimensionsmessung ist aber sofort complicirt, wenn der betreffende Körper im Raume der umgebenden Natur keine fixirte, sondern eine zeitlich verschiedenartig veränderliche Lage (Stellung) einnimmt, wie dies der Fall beim Schädel des lebenden Menschen ist. Der Schädel ist an der Wirbelsäule gelenkig verbunden und kann sich sowohl um die verticale wie auch um die beiden horizontalen (sagittale und quere) Achsen drehen, und die jeweilige Lage (Stellung) des Schädels ist nichts Anderes, als die Resultante der in Action tretenden Muskelkräfte.

Da wir bei Dimensionsmessungen eines Körpers diesen immer in seiner Ruhelage denken müssen, so müssen wir auch in Hinsicht der Dimensionsbestimmung des Schädels ebenfalls die Frage der Ruhelage desselben in Betracht ziehen.

Denkt man sich einen normal gebauten Menschen ruhig aufrecht stehend oder sitzend, so geht die verticale, d. i. Längenachse seines Körpers im Allgemeinen durch die anatomische Medianebene des Körpers hindurch. Wäre der menschliche Körper bilateral vollkommen (d. h. nicht nur im anatomischen, sondern auch im geometrischen Sinne des Wortes) symmetrisch gebaut, so müsste die senkrechte Achse in einer Linie verlaufen, die eine vollkommene Mittelstellung zwischen den bilateralen identischen Körpertheilen einnimmt. Der normale menschliche Körper ist aber nur im anatomischen und nie auch im geometrischen Sinne vollkommen symmetrisch gebaut. Die geometrische Asymmetrie ist eine wesentliche, schon bei der ersten embryonalen Entwicklung beginnende, eigentlich schon am Ei („ab ovo“) ausgeprägte Eigenschaft der menschlichen Körperform. Sie ist also eine fundamentale Eigenschaft, mit welcher man bei jedweder geometrischen Analyse des Menschenkörpers rechnen muss. Dem groben Blicke gegenüber ist diese Asymmetrie beim normal gebauten Menschen im Allgemeinen nicht oder wenig bemerkbar ausgeprägt. Legt man aber am Menschenkörper den Massstab an, so wird man, je genauer die Messung ist, umsoweniger den vollkommen symmetrischen Bau auffinden können.

Zur genauen Eruirung der Asymmetrie des menschlichen Körpers bediene ich mich eines Coordinaten-Stabapparates, welcher am Massstabe drei auf diesen senkrecht stehende, mittelst Hülsen verschieb- und

fixirbare Stäbe trägt und dessen feinere Einstellung mittelst Nonien geschieht. Am Massstabe ist eine doppelte Theilung angebracht.

Der Nullpunkt der einen Theilung ist am Mittelpunkte des ganzen Massstabes, so dass von hier aus nach rechts und nach links die Distanzwerthe in laufenden Nummern angegeben sind. Der Zweck dieser Theilung ist aus Folgendem ersichtlich. Ist z. B. der Medianpunkt an irgend einem Körpertheile schon anatomisch gekennzeichnet (z. B. Nasenwurzel, Nasenspitze, Kinn, Brustbeinspitze, Nabel etc.), so stellt man den mittleren Stab auf die Mitte dieser Stellen ein, während man mit den seitlichen Stäben die beiden sich gegenüberstehenden lateralen Endpunkte der Körperwandung berührt. Um die Excentricität, d. h. die Asymmetrie des anatomischen Mittelpunktes bestimmen zu können, braucht man nichts Anderes zu thun, als den Werth des Abstandes vom Nullpunkte der beiden seitlichen Stäbe an der Theilung abzulesen.

Der Nullpunkt der anderen Theilung befindet sich am linken Endpunkte des Massstabes, so dass die Distanzwerthe in laufenden Nummern von links nach rechts entlang des ganzen Massstabes angegeben sind. Der Zweck dieser Einrichtung ist einleuchtend. Ist z. B. der Medianpunkt einer Körperregion anatomisch nicht gekennzeichnet und will man wissen, wohin der Mittelpunkt zwischen zwei bilateralen identischen Punkten fällt (z. B. zwischen den beiden Tubera frontalia oder parietalia, den beiden Processus zygom., oss. front., den beiden Condylia oder den beiden Gonia am Unterkiefer, den beiden Acromia, den beiden Spinae ilei ant., den Proc. mastoidei, den Tubera malaria, den Proc. temp. o. zyg. etc.), so stellt man den auf dem Nullpunkt der Theilung fixirten linksseitigen lateralen Stab auf den rechtsseitigen identischen Körperpunkt ein, während man den rechtsseitigen lateralen Stab auf den linksseitigen identischen Körperpunkt einstellt; man liest dann die Distanz ab, theilt die Werthgrösse durch Zwei und nun stellt man den mittleren Stab auf den Mittelpunkt dieser Distanz ein und sieht, wohin die Spitze dieses Stabes am Körper fällt. Wurde vorher die Medianlinie am Körper gezeichnet, so wird man die Grösse der Asymmetrie, d. i. den Abstand des Mittelpunktes zwischen den beiden identischen bilateralen Punkten von der Medianlinie am Massstabe abschätzen können.

Dasselbe Princip der Messung gilt auch für den Nachweis des asymmetrischen Baues beim knöchernen Schädel, und ich habe ihre Ausführung sowie ihre kraniographische Darstellung in meinem Lehrbuche: „Grundzüge einer systematischen Kraniometrie etc.“ (Stuttgart 1890) eingehend beschrieben.

In Folge meiner Untersuchungen bin ich zu dem Resultate gelangt: dass die anatomische Medianebene des knöchernen Schädels im geometrischen Sinne des Wortes keine Ebene, sondern immer eine mehr minder verbogene Fläche bildet. Ich habe bisher noch keinen einzigen dem freien Augenmaasse nach ganz normal gebauten knöchernen Schädel gefunden, bei welchem alle medianen anatomischen Punkte (pogonion, symphysion, prosthion, akanthion, rhinion, nasion, bregma, lambda, inion, opisthion, hormion, staphylion, staurion, porion, orale, linguale, genion) die Peripheriepunkte einer einzigen geometrischen Ebene gebildet hätten. Und wenn auch in Hinsicht des Grades der Asymmetrie in manchen Fällen nur geringe Abweichungen zu constatiren sind, so ist die anatomische Medianebene doch immer aus mehreren geometrischen Theilebenen zusammengesetzt, d. h. sie bildet eine verbogene Fläche, weshalb keine einzige verticale Ebene gedacht werden kann, die durch die ganze anatomische Medianebene verlaufen würde. Es ist somit auch klar, dass, wenn ein normal gebauter Mensch ruhig aufrecht steht und gerade nach vorne sieht, die anatomische Median-, d. i. die Halbirungsebene des Schädels, nie in ihrer ganzen Ausdehnung zugleich auch senkrecht steht. Bei dieser Bewandtniss muss aber auch das einleuchtend sein: dass wir behufs der Dimensionsbestimmungen des Schädels genöthigt sind, eine geometrische Medianebene in Anwendung zu bringen.

Diese Asymmetrie der Schädelformen bildet also im Allgemeinen eine weitere Complication bei der Aufgabe der Dimensionsbestimmungen und namentlich bei der Frage der Ruhelage (Stellung) des Schädels.

Wäre nämlich der Schädel im geometrischen Sinne ganz symmetrisch gebaut, so müsste auch die anatomische Halbirungsebene des Schädels senkrecht zu der Querachse stehen, welche letztere in der Ruhelage des Schädels horizontal gerichtet sein müsste. Wäre der Schädel geometrisch symmetrisch gebaut, so hätten wir in der anatomischen Halbi-

rungsebene eine centrale, d. h. eine geometrische Hauptebene, welche wir zur Bestimmung der Ruhelage des Schädels benützen könnten. In diesem Falle müsste man einfach zu dieser verticalen Ebene die horizontale Ebene des Schädels mittelst Zuhilfenahme von bilateralen identischen Punkten präcisiren, indem man bestimmt, durch welche bilateralen anatomischen Punkte jene Ebene verläuft, die beim ruhig aufrechtstehenden und gerade nach vorne sehenden Menschen mit der Erdoberfläche (mit der Spiegelfläche des ruhigen Wassers) parallel ist.

Da aber ein jeder Mensch, wenn er aufrecht steht und gerade nach vorne sieht, seine besondere eigene „individuelle" Kopfhaltung hat, so ist es klar, dass wir für den lebenden Menschen keine solche horizontale Ebene am Schädel ausfindig machen können, der man eine Constanz, d. h. eine allgemeine Giltigkeit zuschreiben könnte. Der eine Mensch hebt, der andere wieder senkt mehr seinen Kopf, wenn er ruhig aufrechtstehend gerade nach vorne sieht, und somit müssen die mit der Erdoberfläche parallel verlaufend gedachten horizontalen Ebenen bei den verschiedenen Menschen auch durch verschiedene anatomische Punkte des Schädels ziehen. In diesem Moment liegt also eine weitere, die dritte Complication der Dimensionsbestimmung des Schädels.

Es bleibt bis auf Weiteres kein anderer Ausweg übrig, als willkürlich am Schädel eine sogenannte Horizontalebene, eigentlich constante Vergleichsebene zu wählen, die man dann für alle Schädel gleichmässig anwendet.

Derartige willkürlich gewählte sogenannte Horizontalebenen wurden bisher in Hülle und Fülle aufgestellt, so dass man hier nicht nur die Wahl, sondern auch die Qual hat, um die Entscheidung für ein „pro et contra" endgiltig treffen zu können. Diese Frage, wiewohl sie in der bisherigen Kraniometrie verhältnissmässig sehr häufig berührt wurde, ist doch noch nicht so weit gediehen, um schon heute die vielen Missverständnisse zerstreuen zu können, die bei ihrer bisherigen Discussion aufgetaucht sind. Zum allergrössten Unglück und Schaden für den wissenschaftlichen Fortschritt, hat sich diese Frage seit den Achtziger-Jahren zu einer „nationalen" Frage zugespitzt. In Bezug auf die kraniometrische sogenannte „Horizontale" stehen sich nämlich heutzutage zwei Parteien gegenüber, deren eine ausschliesslich die von Broca vorgeschlagene Horizontale (den Plan alvéolo-condylien) und die andere die in den „Frankfurter Vorschlägen" vorgeschriebene „deutsche" Horizontale, d. h. die orbito-ariculare Horizontale, auf ihre Fahne schreibt.

Diese Streitfrage ist bei der heutigen Geistesrichtung in der Kraniologie noch weit von ihrer endgiltigen Lösung entfernt. Ihre Schlichtung ist aber ein unabweisliches Postulat der Wissenschaft. Ich habe mich mit dieser Frage schon seit mehreren Jahren beschäftigt und wiewohl ich ganz offen und klar meine Erörterungen vorbrachte, wurden dieselben dennoch missverstanden oder vielmehr missgedeutet. Es gibt Fragen, die an und für sich ganz klar sind, die aber der nicht dazu gehörigen Rücksichten wegen derart verdunkelt werden, dass man unbedingt auf die Grundprincipien der Wissenschaft zurückgreifen muss, wenn die betreffende Frage einer wahren Lösung entgegengebracht werden soll; und da eben wegen der Wissenschaft ganz fremdartigen Rücksichten die Wahrheit in der allgemeinen Ueberzeugung sich nicht so leicht Eingang verschaffen kann, so ist es Pflicht, die Wahrheit bei jeder Gelegenheit zu wiederholen („il faut souvent répéter la vérité", Voltaire). Und so will ich dies auch bei der jetzigen Gelegenheit thun.

Um die Streitfrage der „Horizontale" unbefangen und unparteiisch, d. h. wissenschaftlich beurtheilen zu können, muss dieselbe vor allen Dingen jedweder nationalen Sympathie entkleidet werden und man muss dieselbe auf jenes Terrain hinweisen, wohin sie einzig allein gehört, nämlich auf das Gebiet der wissenschaftlichen Principien.

Wenn man das über die Aufgabe der Dimensionsbestimmung des Schädels vorhin Gesagte vor Augen hält, so gestaltet sich die principielle Frage der kraniometrischen „Horizontale" viel einfacher, als man es a priori erwarten dürfte.

Wollen wir also zunächst das Wesen der kraniometrischen Aufgabe bei der Dimensionsbestimmung des Schädels in Kürze recapituliren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass, da eine genaue geometrische Dimensionsbestimmung eines Körpers nicht anders als bei einer fixirten Lage (Stellung) des Körpers möglich ist — welche fixirte Lage (Stellung) behufs eines Vergleiches für den betreffenden Körper immer als constant angenommen werden muss — folglich auch der Schädel, sei es beim lebenden Menschen, sei es am Cadaver oder aber im macerirten knöcher-

nen Zustande, eine constante fixe Lage (Stellung) einnehmen muss, sollen seine Dimensionen geometrisch genau bestimmt werden, da sonst die drei zu einander senkrecht stehenden Dimensionen gar nicht ermittelt werden könnten.

Wer über das Wesen der Dimensionsbestimmung eines Körpers mit sich also im Reinen ist, dem muss es doch klar sein, dass behufs der Dimensionsbestimmung des Schädels die Statuirung einer verticalen Vergleichsebene ebenso unbedingt nöthig ist, wie die Statuirung einer horizontalen Vergleichsebene. Wie könnte man auch sonst die drei Dimensionen zu einander senkrecht bestimmen?

Für einen Mathematiker, wie unglaublich dies auch scheinen mag, ist es leider Thatsache, dass bisher noch Niemand an diese elementare Regel der geometrischen Dimensionsbestimmung des Schädels gedacht hat. Man nahm den Schädel „implicite" oder auch „explicite" als symmetrisch gebaut an und dachte daher, als müsste die anatomische Medianebene auch zugleich im geometrischen Sinne des Wortes eine Ebene sein, und eben deshalb kümmerte man sich einseitig nur um die eine Richtungsebene, nämlich nur um die sogenannte „Horizontale" des Schädels. Auch der allerletzte Autor, Herr W. Braune, hat in seinem ausgezeichneten Aufsatze: „Die Horizontalebene des menschlichen Schädels" (siehe in den „Internationalen Beiträgen zur wissenschaftlichen Medicin; Festschrift, Rudolf Virchow gewidmet etc.", Berlin 1891, Bd. I, S. 59—92) in Bezug auf die Bestimmung einer verticalen Vergleichsebene alle die hier obwaltenden Schwierigkeiten nicht bemerkt, d. h. wegen technischer Schwierigkeiten nicht bemerken können.

Ich sagte vorhin, dass die Unterlassung dieser elementaren Regel der geometrischen Dimensionsbestimmung des Schädels für einen jeden Mathematiker unglaublich scheinen muss; nun füge ich noch das hinzu: dass die Statuirung einer verticalen Vergleichsebene, d. h. einer geometrischen medianen Theilungsebene, bisher wegen Mangels der hiezu nöthigen technischen Hilfsmittel einfach unmöglich war.

Es ist doch klar, dass, um eine verticale Ebene, d. i. eine geometrische Medianebene des Schädels statuiren zu können, zuvörderst die anatomische Medianebene des Schädels in Bezug auf die geometrischen Eigenschaften näher untersucht werden müsste, und eine derartige Untersuchung konnte mittelst der bisherigen kraniometrischen Technik einfach nicht bewerkstelligt werden. Es fehlte nämlich bisher ein derartiger Schädelhalter (Kraniophor), mit dessen Hilfe es möglich gewesen wäre, den Schädel nach jedweder Richtung, d. h. in jede beliebige Ebene einzustellen und zu fixiren. Ich habe behufs dieses Zweckes meinen Universal-Kraniophor construirt (siehe „Ueber ein Universal-Kraniophor; ein Beitrag zur Reform der Kraniologie" in Krause's „Internat. Monatsschrift für Anat. und Phys.", 1889, Bd. VI, Heft 6 et sequ., sowie in meinem „Grundzüge einer systematischen Kraniometrie", S. 251—258) und meine Untersuchungen der anatomischen Medianebene des Schädels haben zu dem Resultate geführt, dass, wie ich dies bereits weiter oben erwähnte, die anatomische Medianebene des Schädels im geometrischen Sinne des Wortes keine Ebene, sondern immer eine mehr weniger verbogene Fläche bildet (siehe hierüber das Nähere in meinem „Grundzüge einer systematischen Kraniometrie", S. 308—318).

Bildet aber die anatomische Medianebene keine geometrische Ebene, sondern nur eine aus mehreren Theilebenen zusammengesetzte Fläche, so ist es doch klar, dass man eine geometrische Horizontalebene nicht ohne Weiteres mit der anatomischen Medianebene in geometrische Beziehung bringen kann, somit auch jede praktische Anwendung irgend einer Horizontalebene auf die anatomische Medianebene an und für sich zu illusorischen Resultaten führen muss.

Meine Untersuchungen über die Asymmetrie der anatomischen Medianebene haben weiterhin zu dem Resultate geführt, dass es keine drei solche Punkte an der Peripherie der anatomischen Medianebene gibt, durch welche eine solche geometrische Ebene gelegt werden könnte, deren Richtung in Bezug auf die bilateralen Theile bei einem jeden Schädel invariabel bliebe. Aber nur eine solche constante geometrische Medianebene könnte man ein- für allemal als exacte Vergleichsebene, d. i. als eine Normalebene für die Schädelform statuiren.

Wie wir also sehen, nicht genug, dass die anatomische Medianebene „in toto" keine geometrische Ebene bildet, ihre einzelnen Theilebenen weisen noch dazu die mannigfaltigsten Combinationen auf. Wir haben es hier also mit einer noch weiteren (vierten) Complication der Aufgabe zu thun.

Da es keine solchen drei Peripheriepunkte an der anatomischen Medianebene gibt, durch welche eine für jeden Schädel giltige sogenannte Normalebene statuirt werden könnte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als für einen jeden Schädel seine besondere („individuelle") geometrische Medianebene zu bestimmen; und weil die (weiter oben bereits erwähnten) anatomischen Medianpunkte des Schädels zu einander in verschiedenen Ebenen liegen, d. h. zu drei mit einander combinirt, verschiedene Theilebenen bilden, so wählte ich von diesen Theilebenen immer jene drei Punkte zur „individuellen" geometrischen Medianebene des Schädels, mit welchen relativ die meisten von den übrigen anatomischen Medianpunkten eine und dieselbe geometrische Ebene bilden. (Um dies eruiren zu können, müssen je drei Punkte — einer am Gesichtsschädel, der zweite am Scheitel und der dritte an der Schädelbasis — gewählt werden, um dann zu sehen, wie viele von den übrigen anatomischen Medianpunkten mit ihnen in dieselbe Ebene fallen.)

Hat man also zuvörderst eine „individuelle" geometrische Medianebene am Schädel statuirt, dann erst kann man mit logischer Consequenz auf die Frage der sogenannten Horizontalebene übergehen.

Nach welchen Principien soll aber die kraniometrische Horizontalebene ausgewählt werden?

Die Entscheidung dieser Frage ist nach den hier vorgetragenen Gesichtspunkten höchst einfach und sicher zu lösen.

Es ist uns nämlich schon vorhin klar geworden, dass wir uns bei der Auswahl einer horizontalen Vergleichsebene leider nicht auf die „physiologische" Horizontale („horizontale Blickebene") stützen können, somit alle Speculationen, die auf eine Vergleichung irgend einer anatomischen sogenannten Horizontalebene mit der physiologischen Horizontalebene hinzielten, als der sicheren Grundlage entbehrend erklärt und somit auch als illusorisch betrachtet werden müssen.

Bei der Auswahl irgend einer anatomischen Horizontalebene müssen wir uns aber folgende Momente vor Augen halten.

Da nämlich die Anthropologie den menschlichen Körper sowohl im lebenden wie auch im todten Zustande gleichmässig in Betracht ziehen muss, so müssen wir auf diese Aufgabe der Anthropologie auch bei jeder Detailfrage des anthropologischen Problems nach Möglichkeit Rücksicht nehmen. Es muss somit Jedermann klar sein, dass ceteris paribus diejenige anatomische Horizontalebene vorzuziehen sei, die sowohl beim lebenden Menschen wie auch am Cadaver und im macerirten Zustande des Schädels möglichst genau eruirt und bestimmt werden kann.

Eine solche anatomische Horizontalebene ermöglicht, dass wir die Dimensionsbestimmung des Schädels sowohl am lebenden Menschen (bei ruhiger und gerader Kopfhaltung)[1]) wie auch am Cadaver und am macerirten knöchernen Schädel gleichmässig vornehmen können.

Wie ich dies schon in meinem Lehrbuche „Grundzüge etc.", S. 34—35, ganz klar nachgewiesen habe, kann die von Broca anempfohlene Horizontalebene (Plan alvéolo-condylien) wegen der verborgenen hinteren Definitionspunkte an den Condylen des Hinterhauptbeines beim lebenden Menschen nicht angewendet werden, und da ferner es einfach unmöglich ist, die Richtung der Orbitalachsen mit den Sehachsen in eine geometrische Beziehung zu bringen (die Sehachsen sind nämlich nur beim lebenden Menschen eruirbar, die Orbitalachsen hingegen wiederum nur beim macerirten knöchernen Schädel, also mit einander vollkommen irrelevant), so kann auch die Orbitalachsenebene beim knöchernen Schädel nicht für eine vicariirende Ebene der Sehachsen benützt werden. Dieses Moment fällt aber so schwer in's Gewicht, dass wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus genöthigt sind, die Broca-sche Ebene, trotz ihrer sonstigen Vortheile (z. B. die Leichtigkeit ihrer genauen Bestimmung), behufs Anwendung der Dimensionsbestimmung des Schädels gänzlich fallen zu lassen[2]) und uns um eine andere

[1]) Beim lebenden Menschen erheischt die Dimensionsbestimmung des Schädels besondere technische Hilfsmittel, um einerseits den Schädel (Kopf) in der Ruhelage fixiren, dann die geometrische Medianebene (d. i. die verticale Vergleichsebene) sowie die horizontale Vergleichsebene statuiren und andererseits die Dimensionen bestimmen zu können. Ueber diese Aufgabe will ich bei einer anderen Gelegenheit ausführlich verhandeln.

[2]) Es ist höchst merkwürdig, dass, wiewohl ich die französische Horizontale (Plan alvéolo-condylien) aus den angeführten Gründen seit jeher bekämpfte (siehe hierüber in meinem Lehrbuche S. 34—35, 363 und 380), unser hochverehrter Meister Virchow dennoch behauptet, als würde ich dieselbe protegiren: „Seitdem haben wir uns nicht mehr damit beschäftigt, nach den französischen Horizontalen zu messen. Wenn Herr Török jetzt diese Horizontale besonders rühmt" ... (Corr. der Deutschen Anthrop. Gesellschaft 1891, Nr. 11, S. 123). Ich habe Derartiges nie gethan.

anatomische Horizontalebene umsehen müssen, welche sowohl beim lebenden Menschen wie auch am Cadaver und am knöchernen Schädel gleichmässig angewendet werden kann.

Als eine solche anatomische Horizontalebene kann z. B. die sogenannte „deutsche" Horizontale verwendet werden, wenn nämlich die hinteren Definitionspunkte (die von mir sogenannten Auricularpunkte) der Horizontale auf eine geeignetere Stelle verlegt werden, als dies in den „Frankfurter Vorschlägen" vorgeschrieben wurde.

Da aber irgend einer anatomischen Horizontalebene nur unter der Bedingung der allgemeinen Anwendbarkeit ein Vorzug gegeben werden kann, wenn nämlich dieselbe gleichmässig sowohl beim lebenden Menschen wie auch am macerirten knöchernen Schädel verwendet werden kann, so muss es Jedermann einleuchtend sein, dass die betreffende Horizontalebene durch solche Messpunkte definirbar sei, die sowohl beim lebenden Menschen wie auch am macerirten knöchernen Schädel möglichst genau eruirbar sind.

Die hinteren, d. h. die auricularen Definitionspunkte der „deutschen" Horizontale, so wie dieselben in den „Frankfurter Vorschlägen" angegeben wurden, können aber dieser Bedingung nicht Genüge leisten.

In den „Frankfurter Vorschlägen" (siehe a. a. O., S. 1) wird nämlich die deutsche Horizontalebene folgendermassen definirt: „Jene Ebene, welche bestimmt wird durch zwei Gerade, welche beiderseits den tiefsten Punkt des unteren Augenhöhlenrandes mit dem senkrecht über der Mitte der Ohröffnung liegenden Punkt des oberen Randes des knöchernen Gehörganges verbinden."

Ich habe schon seit Jahren, noch vor dem Erscheinen meines Lehrbuches, die Fachgenossen auf die Unzukömmlichkeiten dieses auricularen Endpunktes der „deutschen" Horizontale aufmerksam gemacht, ohne der besseren Einsicht Eingang bei den Kraniologen verschaffen zu können. Auch auf diese Frage muss das: „Il faut souvent répéter la vérité" angewendet werden, und so werde ich auch hier die wahre Sachlage nochmals klar erörtern.

Thatsache ist, worüber schon der erste beste knöcherne Schädel uns Aufschluss geben kann, dass die äussere Oeffnung des knöchernen Gehörganges im oberen Umfange keinen derartigen Rand besitzt, welcher geometrisch genau präcisirt werden könnte. Die Oeffnungsebene des knöchernen Gehörganges liegt nämlich zwischen dem Zitzenfortsatze und der Wurzel des Jochfortsatzes des Schläfenbeines in einer mehr minder grossen Vertiefung und nimmt ausserdem eine mehr minder auffallende windschiefe Stellung zu der äusseren Schädelwand ein. Das äussere (laterale) Ende des knöchernen Gehörganges erweitert sich mehr minder trichterförmig nach aussen, so dass die innere Lichtung eine verschiedene Grösse, Form und Richtung aufweist als die äussere Oeffnung, die nach unten von einem mehr minder breiten (d. h. mehr minder dicken) und immer rauhen, mehr weniger ausgezackten (nicht selten schwammiglöcherigen) doppeltrandigen Saume des einstigen Annulus tympanicus begrenzt wird, welcher doppeltrandige Saum, sowohl vorne wie hinten bogig nach oben ziehend, früher oder später gänzlich verschwindet, indem die vom Annulus tympanicus herrührende, halbcanalförmige Knochenlamelle nach oben zu entweder mit einem dünnen, feinen Rande endigt oder spurlos mit der übrigen Knochenpartie des Schläfenbeines verschmilzt. In der überwiegenden Mehrzahl der von mir untersuchten Schädel fehlte der im Grossen und Ganzen ovalförmigen Oeffnung des äusseren Gehörganges nach oben zu gegen die Mitte jedwede selbstständige scharfe Umrandung und da die trichterförmige Oeffnung des äusseren Gehörganges sich in einer mehr minder schiefen Richtung medianwärts vertieft, so erscheint der obere Rand dieser Oeffnung immer nur im optischen Durchschnitte, welcher Rand sowohl seine Höhenlage wie auch seine Configuration je nachdem verändert, als man den Schädel um seine sagittale Achse mehr weniger nach oben oder nach unten dreht; oder, was auf Eines hinausläuft, wenn man die Oeffnung des äusseren Gehörganges bei einer fixen Stellung des Schädels etwas mehr von oben oder etwas mehr von unten visirt.

Diese geometrisch nie genau bestimmbare obere Umrandung der Oeffnung des äusseren Gehörganges würde kein besonderer Uebelstand sein, wenn übrigens der Schädel geometrisch vollkommen symmetrisch gebaut wäre, d. h. wenn die anatomische Medianebene eine geometrische Ebene bilden würde. In diesem Falle könnte dieser Uebelstand dadurch behoben werden, dass man die anatomische Medianebene des Schädels senkrecht stellt und dann ein-

für allemal jenen Contour als den oberen Rand der Oeffnung des äusseren Gehörganges nimmt, welcher am optischen Durchschnitte in senkrechter Richtung zur verticalen anatomischen Medianebene als die obere Begrenzung dieser Oeffnung erscheint. Da aber der Schädel geometrisch nie vollkommen symmetrisch gebaut ist, da ferner die anatomische Medianebene des Schädels nie eine geometrische Ebene bildet und endlich, da die Krümmung der trichterförmigen Oeffnung des äusseren Gehörganges bei den verschiedenen Schädeln die mannigfaltigsten (individuellen) Verschiedenheiten aufweisend, sehr veränderliche optische Durchschnitte der Oeffnung des Gehörganges zeigt (in der Ueberzahl der Schädel wird man auch schon mit freiem Auge mehr minder grosse Unterschiede zwischen der Configuration, Lage und Grösse der Oeffnung des rechts- und des linksseitigen äusseren Gehörganges an einem und demselben Schädel wahrnehmen können, wenn man sein Auge hierin etwas eingeübt hat), wenn wir also alle diese gegebenen Umstände in Betracht ziehen, so muss es doch evident sein, dass es einfach unmöglich ist, am sogenannten oberen Rande des äusseren Gehörganges einen constant fixen Punkt zu eruiren, um die übrigen Schwierigkeiten der Aufgabe aus den Angeln heben zu können.

Sollte etwa jene sagittal verlaufende, mehr minder scharf ausgeprägte Leiste behufs der kraniometrischen Messung als der obere Rand der Oeffnung des äusseren Gehörganges betrachtet werden, welche Leiste nach vorne in die sogenannte „vordere", d. h. sagittale laterale Wurzel des Proc. zygomaticus s. jugalis der Pars squammosa des Schläfenbeines übergeht? Ich weiss es bestimmt, dass es Craniologen gibt, welche den in den „Frankfurter Vorschlägen" vorgeschriebenen, „senkrecht über der Mitte der Ohröffnung liegenden Punkt des oberen Randes des knöchernen Gehörganges" an dieser Leiste nehmen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass dieses Verfahren viel zweckdienlicher ist, als wenn man den senkrecht über der Mitte der Ohröffnung liegenden Punkt am optischen Durchschnitt sucht. Leider ist die Vorschrift in den „Frankfurter Vorschlägen" derart lapidarisch bemessen, dass man nicht erfahren kann, wie der fragliche Punkt eruirt werden könnte. Es ist die Vorschrift hierauf bezüglich so gehalten, als könnte überhaupt nicht in Frage gezogen werden, wie und wo dieser Punkt aufgefunden und bestimmt werden könnte. Besieht man hierauf die der Vorschrift beigefügten zwei Figuren (Fig. 1 und 2), so bemerkt man sofort, dass den Autoren der „Frankfurter Vorschläge" wenigstens „uti figura docet" als oberer Rand des Gehörganges nicht diese Leiste vorschweben konnte.

Um dem Leser die ganze Frage leichter verständlich zu machen, habe ich die erwähnten zwei Figuren der „Frankfurter Vorschläge", sowie vergleichshalber die Figur Ranke's (Der Mensch, I. Bd., S. 375) hier getreu reproducirt. In den Figuren der „Frankfurter Vorschläge" (siehe die Fig. 1 und 2) verläuft die Linie der „deutschen" Horizontale nicht nur unterhalb der soeben erwähnten Leiste, sondern, was um so merkwürdiger ist, sogar unter dem oberen Rande des optischen Durchschnittes der Oeffnung des äusseren Gehörganges — also unterhalb des vorgeschriebenen, in der Theorie „senkrecht über der Mitte der Ohröffnung liegenden Punktes des oberen Randes des knöchernen Gehörganges" [1]). Vergleicht man hierauf die Ranke'sche Figur (Fig. 73), so bemerkt man sofort, dass hier die Linie der deutschen Horizontale in der That genau durch den oberen Rand des optischen Durchschnittes der Oeffnung des äusseren Gehörganges hindurchzieht, wie es der Vorschrift, aber nicht den Illustrationen der „Frankfurter Vorschläge" entspricht. Bei fernerer Betrachtung der Ranke'schen Figur bemerkt man auch das, dass die Linie der „deutschen" Horizontale zugleich auch dem unteren Contour der hier in Rede stehenden Leiste (der Fortsetzung der sagittalen lateralen Wurzel des Proc. zygomaticus os. temp.) entlang zieht.

Je nachdem also Jemand kein Gewicht auf die thatsächlichen Mannigfaltigkeiten der Configuration, der Lage und Richtung der Oeffnung des äusseren Gehörganges legt, wie dies bisher auch in der That der Fall war, der wird auch auf diese Widersprüche in den Illustrationen der „deutschen" Horizontale kein Gewicht zu legen brauchen und wird bei der jetzt noch herrschenden Richtung in der Kraniologie

[1]) Sonderbarerweise verläuft die „deutsche" Horizontale in der Fig. 1 der „Frankfurter Vorschläge" nicht zum tiefsten Punkt des unteren Randes der Orbita — wie es im Texte vorgeschrieben ist — sondern ziemlich weit unterhalb dieses Randes (siehe hier die Fig. 71).

die hier vorgetragenen Erwägungen lediglich als belanglose „theoretische Bedenken“ bezichtigen. Sei es übrigens wie ihm wolle; da man aber derartigen „theoretischen Bedenken“ gegenüber sofort die „praktische“ Verwendbarkeit der in den „Frankfurter Vorschlägen“ vorgeschriebenen Horizontalebene in Schutz zu nehmen beliebt, so muss ich, um nach allen Richtungen hin gerecht werden zu können, auf die „praktische“ Verwendbarkeit dieser vorschriftsmässigen Horizontalebene hier etwas näher eingehen.

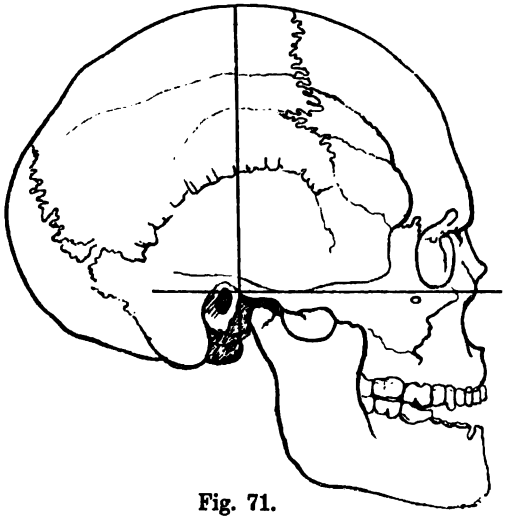


Fig. 71.

Ich habe bisher klar auseinandergesetzt, dass es zur Zeit unmöglich ist, die „physiologische“ Horizontalebene zur constanten Vergleichsebene bei den kraniometrischen Untersuchungen zu verwenden; ich habe ferner klar auseinandergelegt, dass wir genöthigt sind, irgend eine „anatomische“ Horizontalebene behufs dieses Zweckes auszuwählen; endlich habe ich klar auseinandergelegt, dass bei der Auswahl einer solchen „anatomischen“ Horizontalebene wir derjenigen den Vorrang einräumen müssen, welche sowohl am Kopfe der lebenden Menschen, wie auch am macerirten knöchernen Schädel gleichmässig bestimmt, somit auch „praktisch“ angewendet werden kann.

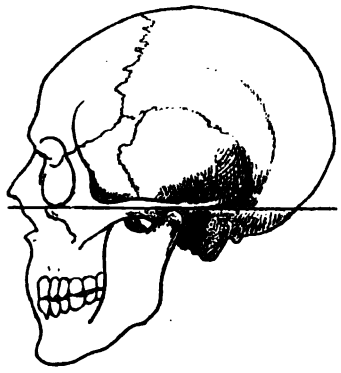


Fig. 73.

Von diesen ausschlaggebenden Gesichtspunkten aus musste ich den Broca'schen „Plan alvéolo-condylien“ verwerfen und der orbito-auriculären Horizontale den Vorzug einräumen. Es fragt sich nun: Ist die in den „Frankfurter Vorschlägen“ vorgeschriebene „deutsche“ Horizontale beim lebenden Menschen bestimmbar und praktisch anwendbar?

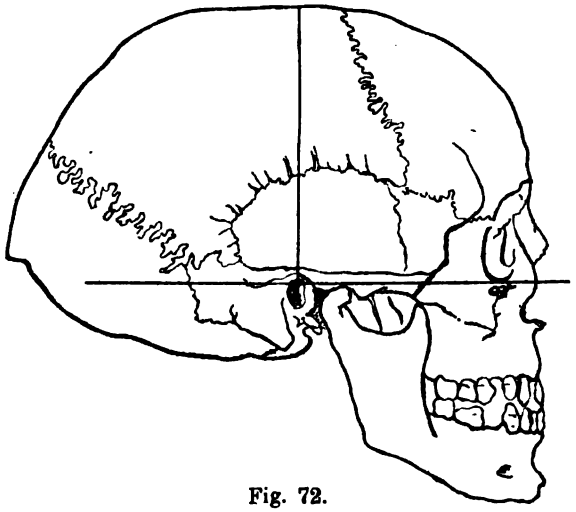


Fig. 72.

Sie kann nur dann praktisch anwendbar sein, wenn ihre Definitionspunkte am Kopfe des lebenden Menschen ausfindig gemacht werden können.

Der vordere, von mir sogenannte orbitale (*or* Fig. 72) Definitionspunkt, d. i. „der tiefste Punkt des unteren Augenhöhlenrandes“, ist auch beim lebenden Menschen eruirbar.

Wie verhält sich aber die Sache mit dem hinteren sogenannten auriculären Definitionspunkte? — Das wird Niemand leugnen können, dass die Oeffnung des knöchernen äusseren Gehörganges von einem knorpeligen Ueberzug eingeengt ist und dass in Folge dessen die Oeffnung der Ohrmuschel am Eingange des Gehörganges eine andere Configuration, Lage und Grösse aufweist als die der Oeffnung des knöchernen Gehörganges; somit sind die einzelnen Peripheriepunkte dieser Oeffnung mit den Peripheriepunkten jener nicht identisch. Da aber die Dicke des knorpeligen Ueberzuges sowie der Weichtheile nicht gleich bleibt, ferner da die Richtung des knorpeligen Gehörganges ebenfalls eine schiefe ist und seine äussere Oeffnung auch nicht durch scharfe

Umrandung definirt ist, so lautet die einfache Frage: wie man praktisch und namentlich mit den bisher angewendeten kraniometrischen Hilfsmitteln die Mitte der Ohröffnung sowie den „senkrecht über der Mitte der Ohröffnung liegenden Punkt des oberen, jetzt nicht mehr knöchernen, sondern knorpeligen Gehörganges" überhaupt bestimmen könnte? Ich kann mir hierauf keine Antwort geben und es wäre gewiss ein grosses Verdienst von Seite der Autoren der „Frankfurter Vorschläge", wenn dieselben auf diese meine Erörterung hin sich veranlasst sehen würden, mittelst einer genauen Beschreibung der „praktischen" Ausführung der Bestimmung der „Mitte" und derjenigen „des senkrecht über dieser Mitte stehenden Punktes am oberen Rande der Ohröffnung" beim lebenden Menschen alle die von mir erwähnten, nunmehr nicht allein „theoretischen", sondern vielmehr „praktischen" Bedenken ein- für allemal zu zerstreuen! Ich habe mich redlich abgemüht und habe alle in den „Frankfurter Vorschlägen" vorgeschriebenen technischen Hilfsmittel in Anwendung gebracht und konnte trotzdem nichts erzielen, was „theoretisch" richtig und „praktisch" nützlich sein könnte! Ich bin demnach genöthigt, meine schon vor mehreren Jahren bekannt gemachte Ueberzeugung aufrecht zu halten, dass die in den „Frankfurter Vorschlägen" vorgeschriebene „deutsche" Horizontale beim lebenden Menschen praktisch nicht ohne illusorische Resultate angewendet werden kann! Da aber irgend eine anatomische Horizontalebene nur dann den Vorzug verdient, wenn dieselbe nicht nur am macerirten knöchernen Schädel, sondern zugleich auch beim lebenden Menschen möglichst genau bestimmbar ist, so kann ich aus diesem Grunde der in den „Frankfurter Vorschlägen" vorgeschriebenen „deutschen" Horizontale diesen Vorzug über die anderen möglichen anatomischen Horizontalen nicht einräumen.

Bis auf Weiteres bin ich also gezwungen, den hinteren (auricularen) Definitionspunkt auf eine andere, auch beim lebenden Menschen zugängliche Stelle zu verlegen und bediene mich also bei meinen Dimensionsbestimmungen des Schädels einer — wenn ich mich so ausdrücken darf — corrigirten „deutschen" Horizontale. Ich verlege nämlich den hinteren (auricularen = *au*, Fig. 73) Definitionspunkt der deutschen Horizontale direct auf die Leiste der sagittalen (lateralen [1]) Wurzel, und zwar in der Gegend, welche beim lebenden Menschen am vorderen Rande der Ohrmuschel (etwa am Niveau zwischen dem oberen Rande des Tragus und dem vorderen Rande der Helix, wo sich dieselbe nach aufwärts biegt) und oberhalb des Gelenkkopfes des Unterkiefers durch die Weichtheile hindurch gefühlt werden kann. Bewegt man den Unterkiefer und drückt man den Finger etwas stärker auf, so wird auch die Pulsation der A. temp. supf. zur Auffindung dieser Leiste mithelfen. Man kann dann diese Stelle mit einem farbigen Bleistift markiren. Am knöchernen Schädel entspricht diese Stelle oberhalb der Cavitas glenoidalis jenem Punkte, wo die sagittale laterale Wurzel nach hinten zu in die Leiste übergeht, welche dann oberhalb der äusseren Oeffnung des knöchernen Gehörganges verläuft [2]).

Der „praktische" Vorzug dieser corrigirten „deutschen" Horizontale der in den „Frankfurter Vorschlägen" vorgeschriebenen gegenüber liegt doch auf der Hand. Verlegt man nämlich den hinteren (auricularen) Definitionspunkt der Horizontale auf die soeben erwähnte Stelle, so kann die „deutsche" Horizontale sowohl beim lebenden Menschen wie auch am macerirten knöchernen Schädel gleichmässig, und zwar mit einer Leichtigkeit angewendet werden, wie dies bei den gegebenen Verhältnissen nicht besser erreicht werden kann. (Es liegt mir ganz ferne, als wollte ich behaupten, dass die von mir anempfohlene Stelle die möglichst allerbeste oder eine mathematisch exacte sei. Mathematisch exacte Messpunkte gibt es weder am Kopfe

[1]) Anstatt der Benennung „vordere" und „hintere" Wurzel ist es viel zweckmässiger und entsprechender, eine sagittale laterale und eine transversale mediale Wurzel des Jochfortsatzes des Schläfenbeines zu unterscheiden.

[2]) Im Referate des Herrn E. Schmidt (über mein Lehrbuch: „Grundzüge etc.", siehe im Arch. f. Anthr. etc. 1891, S. 281) kommt unter Anderem auch folgender Irrthum vor: „Für die genaue Orientirung der Normen ist eine Hilfsebene zu benützen, die v. Török nach dem Vorgange v. Ihering's durch die unteren Ränder der Orbita und durch den Mittelpunkt der äusseren Oeffnung des knöchernen Gehörganges zu legen vorschlägt." Nirgends ist in meinem Buche von einem solchen Vorschlage die Rede. Es ist doch klar, dass, wenn ein Loch keine scharfe, also keine geometrisch genau bestimmbare Umrandung hat, auch der Mittelpunkt dieses Loches selbst nicht genau bestimmbar sein muss. Ich habe in meinem Buche (S. 161—162, siehe alinea 64. Auriculare = *au*) den hinteren Definitionspunkt für Jedermann ganz verständlich und ausführlich beschrieben, so dass es mich wundern muss, wieso Schmidt zu einer solchen Missdeutung kommen konnte.

des lebenden Menschen, noch am knöchernen Schädel. Man kann nicht anders, man muss unter den gegebenen Messpunkten die relativ besseren auswählen. Gelingt dies, dann hat man der Aufgabe Genüge geleistet. „Ultra posse nemo obligatur.“)

Ich lebe in der Ueberzeugung, dass man den Standpunkt der schablonenmässigen Befolgung der „Frankfurter Vorschläge“ früher oder später gänzlich aufgeben wird, und zwar umsomehr, da ihre genaue „praktische“ Ausführung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stösst, wie wir dies in Bezug auf die etwas genauere Bestimmung des hinteren Definitionspunktes der deutschen Horizontale soeben gesehen haben. Wird aber die bessere Einsicht sich einmal Eingang bei den Kraniologen verschafft haben, dann wird man auch zu der Einsicht gelangen müssen, dass mein energisches Auftreten in dieser Frage eigentlich im eigensten Interesse der Bevorzugung der „deutschen“ Horizontale war, und es werden dann auch die ungerechten — weil nicht stichhältigen — Beschuldigungen gegen dieses Auftreten mit der Zeit gänzlich verstummen müssen.

Mit der Feststellung der „geometrischen Medianebene“, d. h. der verticalen Vergleichsebene, sowie der „Horizontalebene“, d. h. der horizontalen Vergleichsebene, haben wir jener elementaren Regel der Geometrie Genüge geleistet, die behufs der Dimensionsbestimmung des Schädels unabweislich ist. Denn gelingt es, einen beliebigen Schädel in eine für die Messung constante verticale (geometrische) Medianebene und in eine constante horizontale Vergleichsebene möglichst genau einzustellen, dann können auch die drei Dimensionen (die Längen-, Breiten- und Höhendimension) des Schädels geometrisch genau bestimmt werden, deren Masswerthe auf diese Weise auch mit denjenigen von anderen Schädeln möglichst genau verglichen werden können.

Ebenso wie zur Auffindung und Bestimmung der verticalen und horizontalen Vergleichsebene besondere technische Hilfsmittel nöthig sind, so ist dies auch der Fall in Bezug auf die genaue Einstellung des Schädels in diese zwei Vergleichsebenen, und weil, wie wir wissen, die Dimensionen eines Körpers nur in einer fixirten Ruhelage bestimmt werden können, so muss es doch auf den ersten Augenblick klar sein, dass man Dimensionsmessungen am Schädel mit freier Hand und ohne Fixirung des Schädels nicht ohne fehlerhafte Resultate vornehmen kann. Es muss aber auch das klar sein, dass eben wegen Nichterfüllung dieser „conditio sine qua non“ die bisher üblichen Dimensionsbestimmungen — als den elementaren Regeln der Geometrie zuwiderlaufend — sammt und sonders fehlerhaft sein müssen und somit dieselben im Interesse der Wissenschaft je eher desto besser vollends aufzugeben seien!

Die Technik der Bestimmung der geometrischen Medianebene, der Bestimmung der corrigirten „deutschen“ Horizontale sowie die Technik der Einstellung des Schädels in diese zwei Ebenen sammt ihrer kraniographischen Darstellung habe ich in meinem Lehrbuche beschrieben und brauche hierauf nicht wieder einzugehen. Dafür will ich aber hier noch auf zwei wichtige Momente der Kraniometrie die Aufmerksamkeit der Forscher lenken.

Das eine Moment bezieht sich auf die Nutzbarmachung der „deutschen“ Horizontale in der kraniographischen Darstellung der Schädelformen.

Nachdem die Lösung der Frage einer sowohl beim lebenden Menschen wie auch beim knöchernen Schädel gleichmässig brauchbaren kraniometrischen horizontalen Vergleichsebene, d. i. einer constanten kraniometrischen Horizontale[1]) gelungen ist, drängt sich sofort eine andere Frage auf, nämlich: wie diese Horizontale bei der kraniometrischen Analyse sowie bei der figürlichen Darstellung der Schädelform „praktisch“ und zweckmässig benützt werden soll?

Dass die Bestimmung der drei Dimensionen sowohl des ganzen Schädels wie auch der einzelnen Theile desselben (Hirnschädel, Gesichtsschädel, Stirn-, Scheitel-, Hinterhauptzone des Hirnschädels, Augenhöhlen-, Nasenhöhlen-, Mundhöhlenzone des Gesichtsschädels) einzig allein nur mittelst strenger Anwendung der verticalen (geometrischen Medianebene) sowie der Horizontalebene möglich ist, muss Jedermann, der die Elemente der Geometrie vor Augen hält, einleuchtend sein; demzufolge auch

[1]) Eingedenk dessen, dass wir bei der kraniometrischen Forschung in Bezug auf die Einstellung des Kopfes beim lebenden Menschen und des knöchernen Schädels es hier immer mit einer horizontalen Vergleichsebene zu thun haben, muss diese kraniometrische Ebene als eine Horizontale bezeichnet werden, weshalb ich dem Vorschlage Herrn Braune's „.... und besser, den Namen der Horizontalen fallen zu lassen“ (a. a. O., pag. 92) nicht beipflichten kann.

das einleuchtend sein muss, dass jede Abweichung von dieser Regel als ein grober Fehler gegen die Geometrie, somit auch als ein Verstoss gegen die wissenschaftlichen Principien der Schädelforschung gekennzeichnet werden muss. Leider, und ich kann dies nicht oft genug wiederholen, verstossen die Vorschriften — sowohl der französischen wie auch der „deutschen" Messschablonen — gegen diese elementare Regel der Geometrie und man hat sich derart in diese Fehlerhaftigkeit eingelebt, dass eine jede Mahnung, ein jeder Nachweis der Fehler nach dieser Richtung hin sofort als ein Angriff gebrandmarkt wird, und so wurden meine klaren, leichtverständlichen Darstellungen schon von Anbeginn, also noch vor dem Erscheinen meines Lehrbuches, als „Angriffe" hingestellt. Nun, sei es wie immer, ich acceptire diesen Standpunkt des „Angriffes" und werde diesen so lange fortsetzen, bis man zur Einsicht der verfehlten Richtung gelangt sein wird.

Nicht minder fehlerhaft und einseitig muss aber auch das Verfahren bezeichnet werden, welches man bei den Schädelzeichnungen in Bezug auf die Darstellung der Horizontale verfolgt hat.

Das allgemeine Verfahren bisher war, dass man den Schädel oder die Schädel ohne streng consequente Methode abgebildet hat und von diesen Abbildungen hiess es dann, dass sie in der horizontalen Ebene (z. B. der deutschen Horizontale) verfertigt wurden, als wenn mit dieser blossen Enunciation aber auch schon alles Andere überflüssig geworden wäre, und in der That hat man sich auch damit vollends zufrieden gegeben und Keiner dachte an den illusorischen Werth einer solchen Abbildung.

Wäre der knöcherne Schädel von einfacher Körperform und wäre das gegenseitige Lageverhältniss zwischen den einzelnen Schädeltheilen beziehungsweise Messpunkten ein unveränderliches, nun dann könnte man sich auch schon damit zufrieden geben, wenn auch an den in der betreffenden „Horizontale" richtig verfertigten Schädelzeichnungen eine besondere Richtungslinie nicht angedeutet ist.

Die Schädelform, wie dies Jedermann doch zugeben muss, ist aber nicht nur nicht einfach und regelmässig, sondern höchst complicirt und in Hinsicht des gegenseitigen Lageverhältnisses seiner Einzeltheile beziehungsweise Messpunkte innerhalb gewisser Grenzen höchst („individuell") variabel; aber ausserdem, wie wir nun wissen, ist die Schädelform auch nicht (geometrisch) symmetrisch. Wenn wir nun dies wissen, so frage ich: was kann es überhaupt uns frommen, wenn es von einer Schädelbildung heisst, dass dieselbe nach dieser oder jener Horizontale verfertigt wurde, ohne etwas von dem gegenseitigen Lageverhältniss der Einzeltheile (deren Messpunkte) der Schädelfigur mittelst Markirung (von Richtungslinien und Punkte) erfahren zu können?

Ich frage hier: warum man überhaupt solche Schädelfiguren anfertigt? Solche Schädelfiguren können überhaupt nur dann auf einen wissenschaftlichen Werth Anspruch erheben, wenn dieselben eine genaue Vergleichung mit anderen Schädelfiguren ermöglichen. Dies ist doch klar. Um dies aber zu verwirklichen, müssen unbedingt gewisse Richtungslinien oder deren Definitionspunkte an der Schädelfigur markirt sein; denn nur in diesem Falle können die Figuren der verschiedenen Schädelformen untereinander sowohl in Bezug auf ihre Gesammtform wie auch in Bezug auf die Einzelheiten ihrer Form genau verglichen werden. Wird z. B. ein Gebäude architektonisch regelrecht gezeichnet, so weiss man immer Bescheid, wie die horizontale und folglich auch die verticale Vergleichsebene gedacht werden muss; bei einer Schädelfigur, wenn die Horizontale nicht markirt angegeben ist, kann es kein Sterblicher genau wissen, wo die horizontale Vergleichsebene eigentlich zu suchen sei. Man war bisher der Meinung, dass dies möglich sei; denn sonst hätte man es ja nicht unterlassen, die kraniometrische Horizontale zu markiren.

Wie illusorisch aber derartige nach der „Horizontale" verfertigte Schädelzeichnungen sein können, beweist am besten der von mir nachgewiesene Fall, wo es von einer solchen Zeichnung ausdrücklich hiess, dass dieselbe nach der „deutschen Horizontale" gerichtet sei und wo ich nach verschiedenen Controlversuchen finden musste, dass die betreffende Schädelzeichnung gar nicht in der „deutschen Horitale" gerichtet sei, sondern zu dieser in schiefer Richtung steht. Die Antwort auf diesen meinen Nachweis lautete einfach, dass der Schädel zwar ursprünglich in der deutschen Horizontale gezeichnet wurde, die Figur aber wegen Raummangel etwas schief gestellt werden musste (?). Dieses entschuldigende Geständniss ist zugleich der beste Beweis dessen, von welch illusorischem Werthe derartige Zeichnungen sind.

Da die Wissenschaft illusorische Daten nicht gebrauchen kann, so frägt es sich, wie man derartige Illusionen bei den Schädelfiguren am sichersten vermeiden könnte?

Ich habe die betreffende Methode in meinem Lehrbuche deutlich und ausführlich bekannt gegeben und brauche deshalb hierauf nicht mehr weiter einzugehen. Ich habe in meinem Buche ad oculos demonstrirt, dass mittelst meiner stereographischen Methode sowohl die verticale (geometrische) Medianebene wie auch die horizontale (und zwar jedwede kraniometrische „französische", „deutsche" etc.) Ebene ganz präcis markirt werden kann, indem man die einzelnen Messpunkte (Definitionspunkte) der Schädelform auf die Zeichnung mittelst des Orthographen überträgt. Solche Schädelzeichnungen ermöglichen aber nicht nur dann eine genaue Vergleichung, wenn die betreffenden Schädelformen in einer und derselben kraniometrischen Horizontale abgezeichnet sind, sondern auch dann noch, wenn dieselben nach ganz verschiedenen kraniometrischen Horizontalen abgezeichnet wurden. Aber eben deshalb, weil dies möglich ist, erfährt hiedurch die unleidliche (weil unwissenschaftliche) Streitfrage zwischen der „französischen" und „deutschen" Horizontale wenigstens nach einer Richtung hin eine befriedigende Lösung.

Es muss nämlich doch Jedermann klar sein, dass der Nutzen der Anwendung von kraniometrischen Horizontalen in der Möglichkeit einer genauen Vergleichung der verschiedenen Schädelformen besteht. Sind nun die anatomischen und geometrischen Messpunkte (Definitionspunkte) des Schädels an der Zeichnung markirt, nun dann brauchen sie ja gar nicht immer nach einer und derselben Horizontale abgezeichnet zu werden oder sie können auch in schiefer Richtung (z. B. wegen des erwähnten angeblichen Raummangels!) gedruckt werden. Dies schadet Alles nichts, weil diese Zeichnungen bei Markirung der einzelnen Messpunkte immer auf ihre identischen anatomischen Punkte untereinander verglichen werden können; und will man solche nach verschiedenen kraniometrischen Horizontalen oder eventuell schief gestellte Schädelzeichnungen auf eine gemeinschaftliche kraniometrische Horizontale beziehen, so pausirt man dieselben einfach und zeichnet dieselben einfach ineinander, wie dies hier die folgenden Figuren deutlich demonstriren.

In Fig. 74 ist ein Schädel nach der französischen, in Fig. 75 ist ein anderer Schädel nach der (corrigirten) deutschen Horizontale gerichtet. Da in beiden Figuren die einzelnen Messpunkte (Definitionspunkte) nicht markirt sind, so können diese zwei Schädelfiguren — wiewohl sie in bestimmten horizontalen Richtungen stehen — unter einander nicht genau verglichen werden. In Fig. 76 ist die Fig. 74 und in der Fig. 77 ist die Fig. 75 mit den markirten Messpunkten und horizontalen (französischen und deutschen) Richtungslinien reproducirt. In Fig. 78 sind die zwei (Fig. 74 und 75) Schädelfiguren auf der gemeinschaftlichen Grundlinie der „französischen" und in Fig. 79 auf der gemeinschaftlichen Grundlinie der „deutschen" Horizontale behufs genauer Vergleichung ineinander gezeichnet.

Es liegt nunmehr klar vor Augen, dass auch für den Fall, als die Kraniologen sich über eine gemeinschaftliche constante kraniometrische Horizontale nicht einigen wollten, die nach den verschiedenen „Horizontalen" verfertigten Schädelzeichnungen mittelst Anwendung meiner Methode unter einander doch genau verglichen werden können und somit hiedurch die von den verschiedenen Autoren veröffentlichten Schädelzeichnungen für die Kraniologie mit grossem Nutzen verwerthet werden können, was bisher einfach unmöglich war.

Aus dem bisher Gesagten geht aber auch das ganz deutlich hervor, dass es nicht genügt, bei den Schädelmessungen und Schädelbildungen nur die sogenannte Horizontale zu bestimmen beziehungsweise zu markiren, denn ebenso nöthig ist auch die Bestimmung der verticalen Vergleichsebene, d. i. der geometrischen Medianebene des Schädels, was man bisher leider gänzlich versäumt hat. Man war nämlich, wie ich dies bereits anführte, bisher der Meinung, dass der Schädel geometrisch symmetrisch gebaut sei und so vermeinte man, dass die anatomische Medianebene auch im geometrischen Sinne eine Ebene bildet. Da aber, wie ich schon weiter oben erörterte, die anatomische Medianebene nie eine geometrische Ebene, sondern immer eine (mehr minder verbogene) Fläche bildet, so ist es einleuchtend, dass man die horizontale Vergleichsebene mit der anatomischen Medianebene in toto nicht rechtwinkelig stellen kann, somit auch die rechtwinkelige Einstellung der Schädel-

horizontale auf die anatomische Medianebene eigentlich auf einer groben Täuschung beruht.

Diese Frage ist speciell bei der Anwendung der „deutschen“ Horizontale von besonderer Wichtigkeit, weil die vier Definitionspunkte dieser kraniometrischen Horizontalebene, zu beiden Seiten des metrische Medianebene zu bestimmen, um erst dann die kraniometrische Horizontalebene mit dieser in eine präcise Beziehung bringen zu können.

Bei dem asymmetrischen Baue der Schädelform ist es nunmehr von selbst einleuchtend, dass die „deutsche“ Horizontale auch auf der geometrischen Medianebene nicht senkrecht stehen kann und

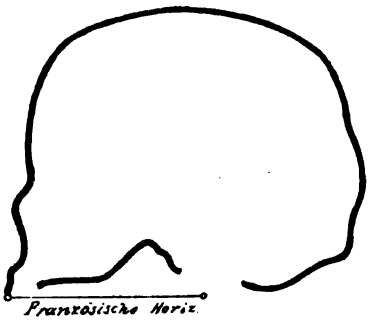


Fig. 74.

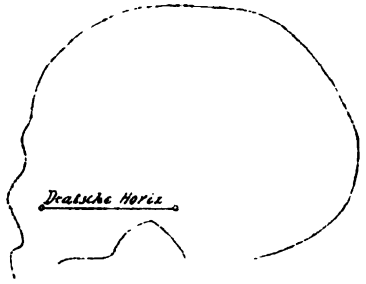


Fig. 75.

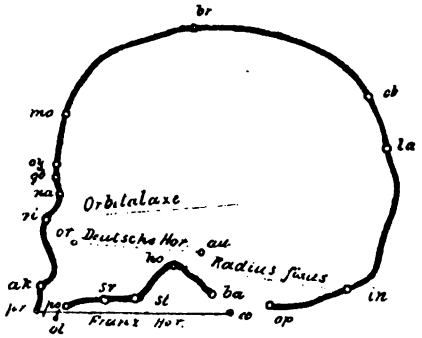


Fig. 76.

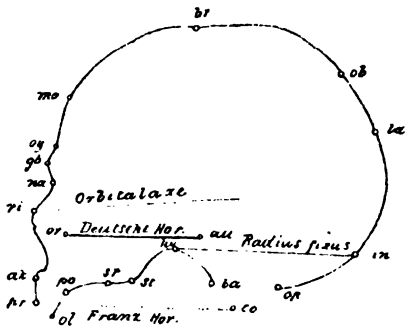


Fig. 77.

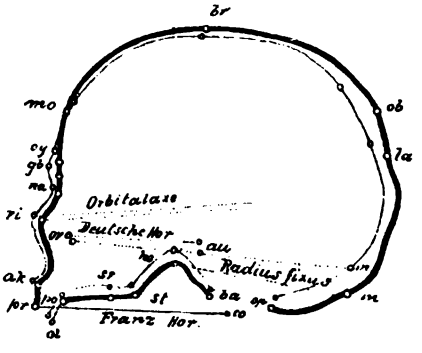


Fig. 78.

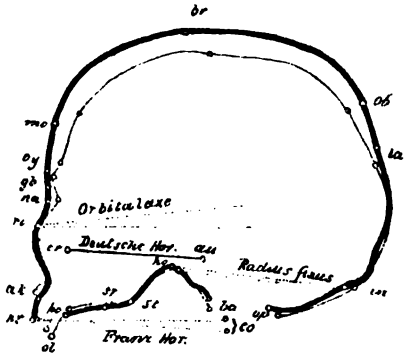


Fig. 79.

Schädels liegend, die durch diese vier lateralen Messpunkte gezogene Ebene — wegen des asymmetrischen Baues des Schädels — die anatomische Medianebene immer unter einem mehr minder spitzen Winkel schneiden muss.

Will man also die Schädelmessungen (beziehungsweise Schädelzeichnungen) in der richtigen Stellung vornehmen, so ist es unbedingt nöthig, zuvörderst innerhalb der anatomischen Medianebene eine geodass sie dieselbe unter einem mehr minder spitzen Winkel schneiden muss. Diese Thatsache involvirt aber eine weitere Complication bei der Anwendung der „deutschen“ Horizontale. Um diesen letzteren Uebelstand möglichst zu eliminiren, verfahre ich so, dass ich bei den Schädelmessungen (beziehungsweise Schädelzeichnungen) die eine (nämlich entweder die rechts- oder die linksseitige) Hälfte der biorbitobiauricularen Horizontalebene als constante Vergleichs-

ebene benütze, d. h. nur diese Hälfte zur vorher eruirten geometrischen Medianebene senkrecht stelle, um dann erfahren zu können, wie sich die Richtung beziehungsweise Neigung der anderen Horizontalebene-Hälfte zur geometrischen Medianebene verhält.

Es ist doch klar, dass, wenn der Schädel vollkommen symmetrisch gebaut wäre, die beiden Hälften der Horizontalebene ganz dieselbe Richtung haben, d. h. zur geometrischen Medianebene senkrecht verlaufen müssten. Hat man z. B. einen Schädel in der Richtung der geometrischen Medianebene mit dem Zeichnungspapier vollkommen parallel gestellt, so müssten die mittelst des Orthographen auf das Zeichnungspapier projicirten (rechts- und linksseitige) Orbito-auricular-Linien vollkommen ineinander zusammenfallen, d. h. vollkommen dieselbe Linie bilden (siehe hierüber das Nähere in meinem Lehrbuche).

Unterwirft man aber hierauf bezüglich eine Serie von Schädeln der Untersuchung, so wird man immer-

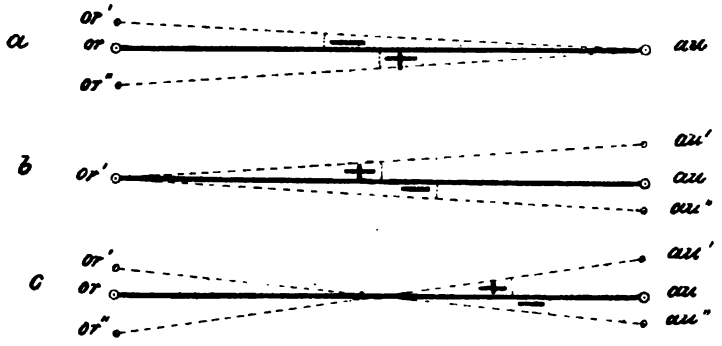


Fig. 80.

hin gewisse Abweichungen in der Richtung zwischen beiden Orbito-auricular-Linien constatiren können, und zwar können diese Abweichungen in zwei Kategorien untergeordnet werden. In die eine Kategorie gehören diejenigen asymmetrischen Abweichungen, wo von der zur Vergleichung der horizontal gerichteten Orbito-auricular-Linie die anderseitige Linie sagittalwärts, d. h. von vorne nach hinten zu, in aufwärts steigender Richtung verläuft; ich nenne diese Asymmetrie die positive Inclination (siehe Fig. 80, *a*: *or''* + *au*, *b*: *or'* + *au'*, *c*: *or''* + *au'*). In die andere Kategorie gehören wieder diejenigen asymmetrischen Abweichungen, wo von der horizontal gerichteten Orbito-auricular-Linie die andere Linie sagittalwärts abwärts steigt, welche Asymmetrie ich als die negative Inclination bezeichne (siehe Fig. 80, *a*: *or'* — *au*, *b*: *or'* — *au''*, *c*: *or'* — *au''*).

Um nun die Herren Fachgenossen über diese Fragen etwas näher orientiren und zu weiteren Forschungen aneifern zu können, will ich hier die Resultate meiner Untersuchungen an 150 Schädeln (von Budapest) mittheilen [1]).

Wenn wir die Winkelgrössen der gemessenen Schädel mit einander vergleichen, so können folgende Momente hervorgehoben werden:

1. Dass bei den untersuchten 150 Schädeln die Fälle mit positiver Neigung (Asymmetrie) nur etwas weniger häufig sind als diejenigen mit negativer Neigung: positiv 73 Fälle, negativ 77 Fälle = 150. Der Unterschied zu Gunsten der letzteren Asymmetrie ist = 4 oder 2·67%.

2. Dass die Neigungsgrösse der Asymmetrie: α, mit positiver Neigung zwischen 0·2° und 4·0° mit = 3·8 Einheiten, β, mit negativer Neigung zwischen 0·1° und 5·5° mit = 5·4 Einheiten schwankt, d. h. dass bei diesen 150 Schädeln die Einzelfälle mit negativer Schwankung nicht nur der Zahl nach etwas (um 2·67%) überwiegen, sondern dass zugleich auch die Schwankungsbreite der Neigung bei ihnen etwas (um 1·6°) grösser ist.

3. Nimmt man die Schwankungen ohne Rücksicht auf + und — Asymmetrie in Betracht, so ergibt sich für die 150 Schädel eine Schwankungsbreite von (0·1—5·5°) = 5·4 Einheiten, d. h. mit anderen Worten, dass bei den 150 Schädeln die horizontale Orbito-auricular-Ebene zur verticalen geometrischen Medianebene zwischen einer minimalen (0·1°) Neigung und zwischen einer Neigung von 5·5° schwankte.

4. Berechnet man hierauf den Mittelwerth der Neigungen, so ergibt sich dieser: α, für die positive Asymmetrie = 1·25°, β, für die negative Asymmetrie = 1·56° und γ, für die gesammten Asymmetrien = 1·41°.

Behufs einer prägnanteren Darstellung der Asymmetrien habe ich in der beistehenden Fig. 81 die zum constanten Vergleichsmassstabe dienende rechtsseitige Hälfte der Orbito-auricular-Ebene als eine wagrechte Linie (siehe die dicke Linie) gezeichnet, um welche die linksseitige Hälfte der Orbito-auricular-Linie (siehe die dünne Linie) vom Nullpunkte (siehe *o*) in zunehmender Reihenfolge der Winkelgrössen als krumme Linie die Neigung zu derselben zeigt. Man bemerkt, dass die Neigung in positiver (+) und negativer (—) Richtung mit einander nicht ganz gleich ist. Würde die Neigung nach beiden Rich-

[1]) Die von Herrn Prof. v. Török dem Manuscripte beigefügten zwei Tabellen wurden mit seiner Einwilligung Raummangels halber weggelassen. Anm. d. Red.

tungen dieselbe sein, so müsste dieselbe um die Linie der mittleren Neigung (1·41°), welche als punktirte Linie dargestellt ist, beiderseits symmetrisch verlaufen.

Die Unterschiede zwischen der Linie der thatsächlichen Neigungen und zwischen der Linie der mittleren Neigung sind, wie die Fig. 81 zeigt, im Allgemeinen nicht bedeutend.

5. Da wir hier bei der Beurtheilung der Asymmetrien von der ganzen Serie (150 Schädel) uns an den Mittelwerth der Neigung (1·41°) halten müssen, so frägt es sich, inwiefern derselbe auch die wahre mittlere Neigung dieser Serie von Schädeln ausdrückt. Das arithmetische Mittel $\left(\frac{\Sigma}{n} = \frac{211{\cdot}50}{150} = 1{\cdot}41°\right)$ an und für sich kann uns hierüber gar keinen Aufschluss geben, wir müssen deshalb dasselbe näher präcisiren. Zunächst müssen wir genau eruiren, wie sich die einzelnen Fälle der Neigung (Winkelwerthe) zu diesem arithmetischen Mittelwerth verhalten, indem wir die Differenz (δ) der einzelnen Winkelwerthe von dem arithmetischen Mittelwerthe bestimmen und aus der Summe dieser Differenzen ($\Sigma\delta$) das arithmetische Mittel $\left(\frac{\Sigma\delta}{n} = Oe\right)$ bestimmen. Man nennt das arithmetische Mittel der Differenzen den Oscillations-Exponenten (Oe). Es ist klar, dass, je geringer die Werthgrösse des Oscillations-Exponenten ist, auch der Mittelwerth (arithmetisches Mittel) der gesammten Werthgrössen der Einzelfälle (hier der einzelnen Winkelgrössen) eine um so präcisere Werthgrösse für die gesammte Serie (hier von 150 Schädeln) ausdrückt, weil in diesem Falle die Abweichungen der einzelnen Werthgrössen nur geringe Schwankungen von dem arithmetischen Mittel aufweisen. Dies vor Augen haltend, sehen wir, dass hier das arithmetische Mittel (1·41°) in der That ziemlich genau der wahren mittleren Schwankung entspricht, da $Oe = \frac{\Sigma\delta}{n} = \frac{100}{150} = 0{\cdot}67°$ eine geringe Werthgrösse aufweist. Eine weitere Präcisirung des arithmetischen Mittelwerthes besteht darin, dass wir jene Werthgrösse der Abweichungen bestimmen, innerhalb deren die Hälfte aller Abweichungen fallen, so dass die andere Hälfte der gesammten Abweichungen grösser oder kleiner sein muss als diese hier in Rede stehende Werthgrösse, welche in der Mathematik als der „wahrscheinliche Fehler" (probable error) $= r$ genannt wird. Diese Werthgrösse (wahrscheinlicher Fehler) bildet den sogenannten Oscillations-Index $= Oi$. Seine Berechnung geschieht mittelst der Formel: $r = 0{\cdot}8453 \times \frac{\Sigma\delta}{n}$ (über die systematische Anwendung der Mittelrechnung in der Kraniometrie siehe in meiner Monographie: „Egy jézó szigetbeli ájnó koponyáról etc", Budapest 1892, S. 73—143). Es ist klar, dass, je geringer die Werthgrösse des Oscillations-Index ($Oi = r$) ist, auch der arithmetische Mittelwerth eine präcisere Werthgrösse ausdrückt und umgekehrt. Hier weist $r = 0{\cdot}8453 \times \frac{\Sigma\delta}{n} = 0{\cdot}8453 \times \frac{100}{150} = 0{\cdot}57°$, also eine verhältnissmässig geringe Werthgrösse auf. Um die Abweichung des arithmetischen Mittelwerthes von dem wahren Mittelwerthe deutlicher veranschaulichen zu können, müssen wir die Werthgrösse des Oscillations-Index (r)

Fig. 81.

das eine Mal zur Werthgrösse des arithmetischen Mittels hinzu addiren ($M + r$) und das andere Mal davon subtrahiren ($M - r$), um hieraus die Differenz (Schwankungsbreite) ermitteln zu können, und je kleiner die Differenz ist, einen um so präciseren Werth repräsentirt dann das arithmetische Mittel für die thatsächlich vorkommenden Differenzen der Einzelwerthgrössen (hier Winkelgrössen). Für die hier in Rede stehende Schädelserie ergibt sich: $M + r = 1{\cdot}41 + 0{\cdot}57 = 1{\cdot}98$; ferner $M - r = 1{\cdot}41 - 0{\cdot}57 = 0{\cdot}84$, also eine Differenz von nur $= 1{\cdot}14°$. Endlich um das arithmetische Mittel für die Gesammtreihe (Serie) der einzelnen Fälle präcisiren zu können, bestimmen wir $R\left(R = \frac{r}{\sqrt{n}}\right)$ und addiren und subtrahiren wir dieses zum und vom arithmetischen Mittel ($M + R$, $M - R$), um dann die Differenz bestimmen zu können. Für die untersuchten 150 Schädel ist: $M + R = 1{\cdot}41° + 0{\cdot}05° = 1{\cdot}46°$; $M - R = 1{\cdot}41° - 0{\cdot}05° = 1{\cdot}36°$, somit ist die Differenz nur ($= 0{\cdot}1°$) sehr klein.

Da also bei meinen 150 Schädeln $Oe = 0{\cdot}67°$, $r = 0{\cdot}57°$, $R = 0{\cdot}05°$ insgesammt nur geringe Werthgrössen aufweisen, so kann auch der Mittelwerth

(arithmetisches Mittel) $M = 1{\cdot}41°$ als ein möglichst präciser Werth des wahren Mittelwerthes der Neigungen der horizontalen Orbito-auricular-Ebene zur verticalen geometrischen Medianebene betrachtet werden.

6. Wie wir also sehen, sind in Bezug auf die horizontale Orbito-auricular-Ebene die Asymmetrien der normalen Schädelform im Mittelwerthe (1·41°) und namentlich in Hinsicht ihrer Schwankungsbreite (0·1° — 5·5° = 5·4°) sehr gering. Wenn nun Jemand annehmen wollte, dass diese geringeren oder die grösseren Asymmetrien der ganzen Schädelform in einem unmittelbaren Verhältnisse stehen, wie dies a priori plausibel erscheint, der würde bei der weiteren Analyse der Frage sofort eines Besseren belehrt werden. Ich habe nämlich die einzelnen Schädel auch in Bezug auf ihre übrigen Asymmetrien mit einander verglichen und fand, dass man weder von der geringeren Asymmetrie (Neigung) der Orbito-auricular-Linie auf eine geringere Asymmetrie der totalen Schädelform, noch vice versa einen sicheren Schluss ziehen kann, da ich einmal bei sehr geringen Werthgrössen der Neigung der Orbito-auricular-Ebene (0·1°—0·2°) viel grössere anderseitige Asymmetrien im bilateralen Baue der gesammten Schädelform gefunden habe, und ebenso auch umgekehrt bei einer viel grösseren Neigung (4°—5°) der Orbito-auricular-Ebene kleinere Asymmetrien in der gesammten Schädelform zu constatiren die Gelegenheit hatte. Es wäre also, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen (0·1°—5·5°), weit verfehlt, einzig allein aus der Werthgrösse der Neigung der Orbito-auricular-Ebene irgend einen kategorischen Schluss auf die mehr minder grosse Regelmässigkeit oder Unregelmässigkeit (Abnormität) der Schädelform ziehen zu wollen. In der weiteren Analyse der Frage hat es sich nämlich bei den von mir untersuchten 150 Schädeln herausgestellt (worüber ich in einer besonderen Arbeit berichten werde), dass innerhalb der ganzen Schädelform die einzelnen partiellen Asymmetrien verschiedenartig compensirt erscheinen können, so dass die Asymmetrien in der Gesammtform des Schädels das eine Mal stärker, das andere Mal wieder schwächer zum Ausdruck gelangen können und wofür wir wenigstens bei der heutigen völligen Unkenntniss des höchst complicirten mechanischen Baues der Schädelform noch gar keine Regel aufzustellen vermögen.

7. Dass zwischen der asymmetrischen Neigung der Orbito-auricular-Ebene und zwischen den Asymmetrien (Verbogenheit) der anatomischen Medianebene kein unmittelbarer Zusammenhang besteht, ist aus den beiden (*a*, *b*) Tabellen zu ersehen, wenn man die Werthgrössen der Neigung der Orbito-auricular-Ebene mit der Flächenausdehnung der geometrischen Medianebene vergleicht (siehe die Tabelle *a* und *b*). Die anatomische Medianebene weist bei kleiner Neigung der Orbito-auricular-Ebene das eine Mal eine geringere Verbogenheit (d. h. eine grössere Flächenausdehnung der geometrischen Medianebene), nämlich eine grössere Summe der betreffenden Peripheriepunkte auf, das andere Mal wieder eine grössere Verbogenheit (auch diese Frage wird in einem späteren Aufsatze des Näheren erörtert werden).

Aus allen den hier erwähnten Momenten geht aber das Eine mit Sicherheit hervor, dass, wie ich dies in meinem Lehrbuche so oft betonen musste, eine jede an und für sich einfache Frage der kraniometrischen Analyse sofort Complicationen aufweist, wie man dieselbe einer consequent methodischen Analyse unterzieht, von welchen Complicationen aber die schablonenhaften Messungen des Schädels absolut nicht das Mindeste verrathen können. Aber eben deshalb sind wir genöthigt, vorderhand allen den voreiligen Speculationen zu entsagen, mit welchen man bisher schon die schwierigsten Probleme (der geometrischen Correlation, der Phylogenie, der Ethnologie, Psychiatrie, Criminologie der Schädelform) so leichten Muthes lösen zu können wähnte oder sogar als bereits gelöst zu haben verkündigte.

Budapest, den 15. März 1892.

Studien zur germanischen Volkskunde.

Nachtrag zu Bd. XXI, S. 101 ff.

Von Dr. **Rudolf Meringer,** Privatdocent an der Universität Wien.

(Mit 7 Text-Illustrationen.)

Das Alt-Ausseer Bauernhaus.

Einer der Mängel meines Aufsatzes über das Bauernhaus von Alt-Aussee besteht darin, dass ich keine Aufrisse gegeben. Mir waren von mehreren Seiten Photographien versprochen worden, die ich nicht erhalten habe. Da ich sehe, dass auch G. Bancalari („Ausland", 1892, S. 331) sich nach meiner Beschreibung keine rechte Vorstellung von dem ganz ähnliche Zersonderung. Und umgekehrt scheint z. B. in Böhmen der fränkische Hof sich häufig genug zu finden.

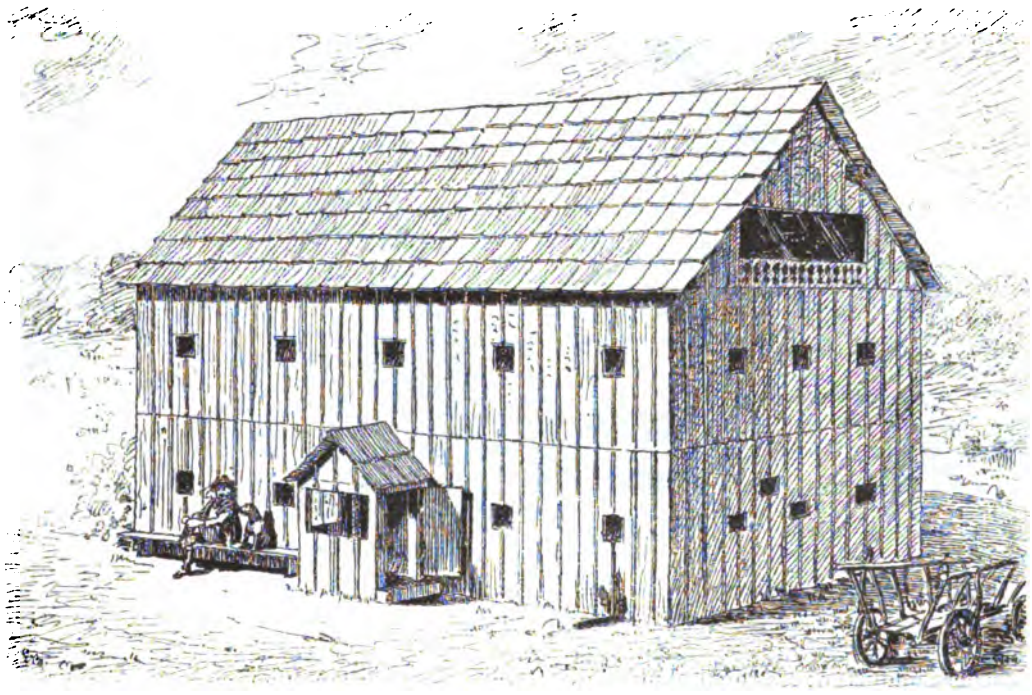


Fig. 82. Das Durchgangshaus von Alt-Aussee.

Aeusseren der Häuser zu machen in der Lage ist, will ich hier ein Haus und einen Stadel schematisch skizziren (Fig. 82 und 83). Die Feldkasten sehen so aus, wie Bancalari mehrere aus benachbarten Gegenden dargestellt hat, z. B. a. a. O. S. 329, Fig. 129.

Ich schliesse mich Bancalari's Ausführungen über den Haufenhof Oberösterreichs, der sich also bis nach Aussee erstreckt, gerne an. Nur möchte ich durchaus nicht glauben, dass diese Anordnung der Gebäude slavischen Einflüssen zu verdanken ist, denn in den germanischen Nordlanden existirt eine

Die Onewaig.

(Vgl. Bd. XXI, S. 121.)

J. C. Poestion hat von seinem Vater, einem gebürtigen Ausseer (und noch jetzt in Aussee wohnhaft), Folgendes erfahren: Man sage sowohl in Aussee wie auch in der Umgebung und in Hallstatt: „die Oniwaig". In dem Hause „Beim Aufhaber" im Markte Aussee habe sie sich auch gezeigt. Das Haus ist vor 30 Jahren abgerissen worden. Abends gegen 8 Uhr meldete sie sich; starkes Gepolter und schwere Tritte, die Stiege auf und ab, kündeten sie an. Auch hier wurden die Geistlichkeit und die Gerichtspersonen um Beistand angegangen.

Nach anderen mir zugekommenen Nachrichten sagt man in Oberösterreich bei einem gespenstigen Klopfen: „es hot ongwaigt". In Scheibbs sagt man:

„es thuat mi onewaign“ und in Neuberg: „es hat mi ongwailt“. Mehrfach höre ich, dass in Steiermark für „onewaigen“ auch „onewailn“ und „onwailn“ dialektisch gesagt wird [1]).

In anderen Theilen der Steiermark kennt man den „Ohneweigl“. J. C. Poestion hat mich auf die Abhandlung von Hans von der Sann, betitelt: „Der Sagenschatz des Steierlandes“ (Separat-Abdruck aus „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines“ 1887, Nr. 21, 22, 23), aufmerksam gemacht. Auf S. 29 sagt der Verfasser, dass der „Ohneweigl“ sehr gefürchtet ist. Wenn ein Gespenst sich melde, sage der Landmann: „'s thuat ohniweigln“; in der Regel gelte der „Ohneweigl“ als ein hässlicher, boshafter Plagegeist. Bald sei es der Böse selbst, bald eine arme Seele, die wegen einer ungesühnten Schuld keine Ruhe finde.

Danach könnte auch der Name „Weigl“ so viel heissen, als: „Teufel“. Ein „Weigelsdorf“ liegt in Niederösterreich bei Pottendorf. Ein Relief daselbst an der alten Kirche, das sehr primitiv und gewiss ehrwürdigen Alters ist, zeigt einen Drachen, ein Pferd und einen Vogel. Ob der Drache mit dem Namen Weigelsdorf etwas zu thun hat, steht dahin. Teufel ist als Name und als Bestandtheil von Namen sehr häufig.

Auch zur Etymologie des Wortes ist noch Einiges nachzutragen. „Oniwaig“ ist, wie ich ausgeführt habe, nichts Anderes, als germ. *ana-wīγō, „die Anfechterin“, sowie „Oniwaigl“ einem alten *ana-wīγiloz sw. m. „der Anfechter“ entspricht.

Der erste Bestandtheil „oni“ kann dem goth. ana, mhd. ane entsprechen. Vgl. obi = mhd. abe, auffi = urgerm. ŭppa (Kluge, s. v.), ummi = mhd. umbe u. A. Dass oni wirklich nichts Anderes ist, als ana, wird vollkommen schlagend damit bewiesen, dass man auch „onwailn“ statt „oniwailn“ sagt.

Ein starkes verbum inf. *wīχanan wird durch das Factitivum *waiγjanan (ahd. weigjan, ags. vaegan „affligere, vexare“, gevaegan „afficere, fatigare, vexare“, mhd. weigen, anweigen „anfechten“, Mittelhochdeutsches Wörterbuch III, S. 556) wahrscheinlich gemacht.

Das Denominativum von ana-wīγ, liegt als anawīgjan dem „onwaign“ in Formeln, wie: „es hot ongwaigt“, „es thuat mi onewaign“ zu Grunde. Von einem n-Stamme scheint „onewaigna“ ausgegangen zu sein. So ist nämlich Bd. XXI, S. 121, Anmerkung, Zeile 2 von unten, zu lesen.

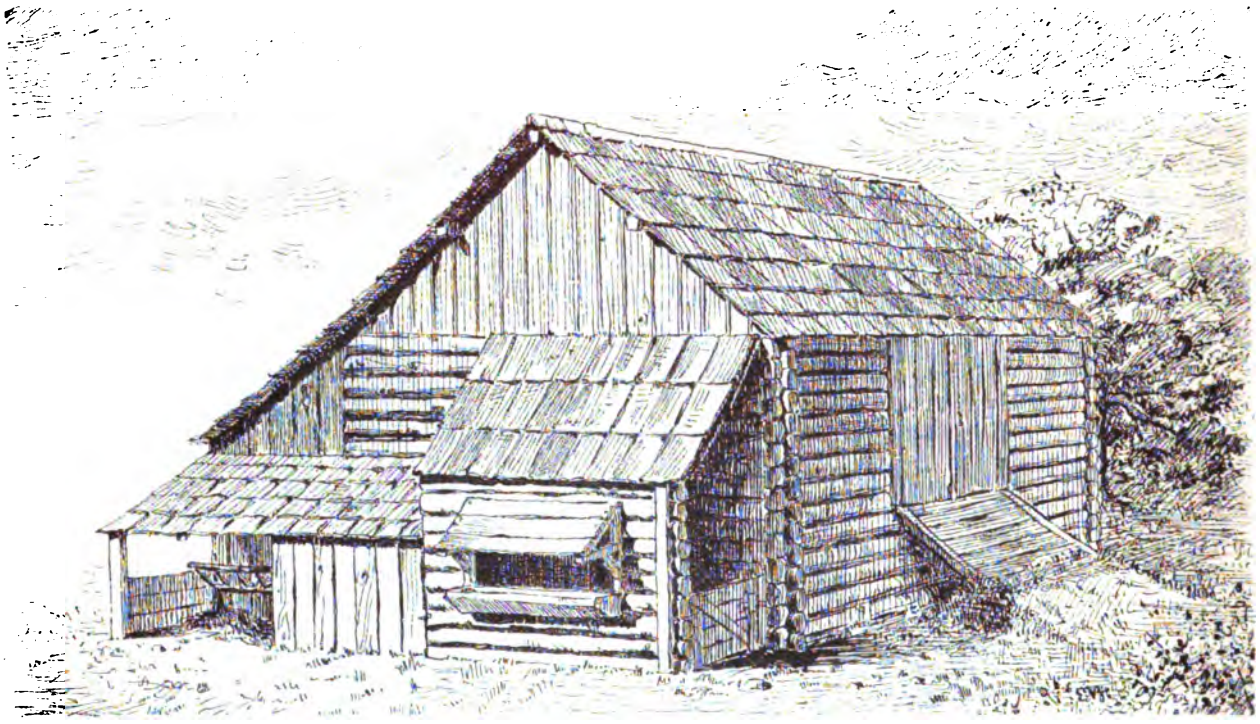


Fig. 83. Eine Scheune in Alt-Aussee.

[1]) Von Kapellen führt ein Fussweg über die Granawetthöhe, wo im Walde eine Capelle steht. Dort thut's „anwailn“. Man sieht nämlich in der Nacht feurige Männer.

Das germanische Verbum *weiχō, *waiχ, *γawiγanaz hatte etwa die Bedeutung „besiegen“ oder überhaupt „afficere“. Es entwickelte sich dann nach doppelter Richtung, so dass es einerseits „bezaubern“, andererseits „weihen“ bedeutete. Wann diese Bedeutungsänderung vor sich gegangen und welche Bedeutung die andere abgelöst, vermag ich nicht zu erkennen. Vgl. auch an. vīg Kampf, vīgr (auch nom. pr.) gegen veihs heilig. Fick, III³, S. 303, setzt zu an. vīg das griech. ἀϊχή. Zu dem Namen an. Vīgr steht im Ablaute das Waiga auf dem zweiten Bracteat des Berliner Museums, vgl. Henning, Die deutschen Runendenkmäler, S. 125. Müllenhoff hat ihn mit ahd. Weiko (belegt 810. 813) identificirt.

Das alte part. perf. pass. ist im Althochdeutschen erhalten in irwiganer „confectus“, Mons. gl. Vgl. auch die Belege von erwigen im Mittelhochdeutschen Wörterbuch III, 650, wo W. Müller unnöthigerweise ein eigenes starkes *wīhe „conficio“ annimmt.

Ein starkes nom. ag. auf ra war *waiγra — ahd. weigar „tollkühn“, mhd. weiger „stolz, vornehm“, wovon das Denominativum „weigern“.

Auffallend ist, dass es ein Nomen *waiγ mit der Bedeutung „Becher, Trank“ gegeben hat. Hieher gehören ags. vaege, vêge n., „patera, poculum“, Grein, Sprachschatz II, 643, alts. wêgi und an. veig, f. Nach Egilsson bedeutet das letztere „cerevisia, quaevis potio eximia“. So wird es von der Milch der Ziege Heidhrûn gebraucht. Ein anderes Veig f. ist der Name einer norwegischen Insel und Snorra-Edda II, 489, soll veig „Weib“ bezeichnen. Aus der angegebenen Stelle geht das aber nicht hervor. Es werden daselbst „kvenna heiti“ angeführt und da heisst ein Vers: „biǫrk veig ok thǫll.“ Natürlich heisst veig ebensowenig „Weib“ wie biǫrk (f. Birke), sondern ist aus componirten Frauennamen erschlossen.

Cleasby verzeichnet I veig f. „a kind of strong beverage, drink“, das dann metaphorisch auch pith, strength, gist bezeichne. Ein II veig findet er in den Namen (Gullveig, Sólveig, Almveig, thórveig u. A.).

Danach steht die Sache wohl so, dass veig ursprünglich „Kraft“ bezeichnete (wie auch Bugge und Henning annehmen) und danach erst im Angelsächsischen und Altnordischen den Bedeutungswandel „Krafttrank“, „Becher“ durchmachte.

Von auswärtigen Verwandten unserer Sippe sei nur noch ἀίσσω ἀϊχή herbeigezogen, ersteres = *waιwíxjω. Griech. εἴκω „weiche“ gehört zu ahd. wīchu, wehsal, goth. viko „Woche“, lat. vīces sowie zu ai. vic „trennen, scheiden“, also nicht hieher.

Gullveig heisst nach dem Gesagten „Goldkraft, Goldzauber“ und personificirt „Goldhexe“. Eine „Hexe“ (oder vielleicht besser „Erscheinung“, „Gespenst“) wird sie ja auch genannt, Vǫluspá Strophe 25: Heidhi hana hétu „man nannte sie Hexe“.

Allerdings ist die Etymologie von Heidhr noch nicht klargestellt, was zu thun aber sehr einfach scheint. Zusammenhang mit haidhi „Haide“ ist von vorneherein unwahrscheinlich und bleibt nur goth. haidus unser „heit“ zum Vergleiche übrig.

Und das stimmt auch ganz trefflich. Im ai. heisst ketú-s „die Lichterscheinung“ und kann auch „Fahne“, „Komet“ u. dgl. bedeuten.

Während also die germanischen Sprachen das Wort verblassen liessen (mhd. heit „Art“, ahd. heit, „persona, Stand“, ags. hâd, „Stand, Geschlecht“, goth. haidus „Art“), hätte das Altnordisch die alte Bedeutung „Lichterscheinung“ (und dann „Erscheinung“ überhaupt, „Gespenst“) deutlicher bewahrt. Die alte Bedeutung liegt klar vor in ai. cétati „er nimmt wahr“, in dem gemeingermanischen „heiter“, d. h. „hell, glänzend“, eine übertragene in an. heidhr „Ehre“.

Hofrath G. Bühler machte mich bei der Gullveig und ahd. Cholduuaih auf den nicht seltenen Familiennamen „Koldeweih“ aufmerksam. Mir scheint ein Zusammenhang in der That unleugbar. „Koldeweih“ ist dem Anscheine nach ein altes *goldvīch, wie „Göttweih“ einem alten Gotewich (1065), Gotwick, Gottwic, Gothweich entspricht. Vgl. Literarisches Centralblatt 1856, Nr. 48. Ahd. Cholduuaih erklärt F. Detter, Arkiv for nordisk filologi VIII, S. 305, als blos graphische Variante von Cholduuaig. Göttweih ist zweifellos „Gottestempel“, eine Erklärung, die man auf den Namen Goldwaih nicht ausdehnen kann.

Der zweite Bestandtheil von Cholduuaig steht also im Ablaut zu Koldeweih. Dieselbe Lautstufe wie dieses hat die Onewaig, nämlich ī, aber die beiden stimmen sonst nicht genau; das erstere enthält *wīχ, das letztere *wīγ. Man kann nur an Stammabstufung *waiχ: *wīγ denken.

Dass die Wörter Gullveig, Cholduuaih, Koldeweih (oder Koldewey) und Onewaig mit einander im Zusammenhange stehen, daran glaube ich also festhalten zu dürfen.

Eine ganz andere Frage ist die nach den sagengeschichtlichen Verhältnissen und darüber steht mir gar kein Urtheil zu. Aber eine Frage ist vielleicht an die Gelehrten dieses Faches gestattet: Ist es nicht sehr auffallend, dass uns im Norden eine „Erscheinung“, ein „Gespenst“ begegnet mit dem

Namen „Goldkraft“, „Goldzauber“, im Süden, in Deutschland, wenigstens der Name, und dass in einem grossen germanischen Sagenstoff, der Nibelungensage, dieser Goldzauber, verwandelt in einen Fluch, der am Golde haftet, uns in poetischer Gestalt entgegentritt?

Der Feuerbock.

Ich habe oben der gewöhnlichen Ausrüstung des Feuerbockes eine Deutung gegeben, die das praktische Element seiner Verwendung nicht genügend

Fig. 84. Inneres einer Küche am Ende des XVII. Jahrhunderts.

berücksichtigt. Deshalb will ich hier von dem Gesichtspunkte ausgehen, dass die „Verzierungen“ (denn heute sind es zumeist nichts Anderes mehr) wirkliche Vorrichtungen für den Bratspiess sind oder wenigstens die traditionell angebrachten Rudimente solcher vorstellen. Es ist möglich, dass die Annahme rudimentärer Beibehaltung ehemals zweckmässiger Einrichtungen die meisten Fragen, mit welchen ich oben nicht in's Reine kommen konnte, erklärt.

Der Holzschnitt zum „Simplicissimus“ edidit Bobertag, I. Theil, S. 199 (1669/70), ist sehr lehrreich. Ich verdanke seine Kenntniss R. Heinzel's nie versagender Hilfsbereitschaft. Man sieht auf demselben zwei Feuerböcke in dem Kamine (vgl. Fig. 84). Beide stehen hart an der Mauer und haben auch deshalb nur vorne einen langen, nach auswärts gebogenen Bügel, während der rückwärtige senkrechte Arm ganz kurz ist. Wo die Böcke an die Wand gerückt werden, ist ja der rückwärtige senkrechte Arm nicht nöthig und verschwindet auch ganz. Hand in Hand damit geht, dass nur der vordere Bügel für den Bratspiess

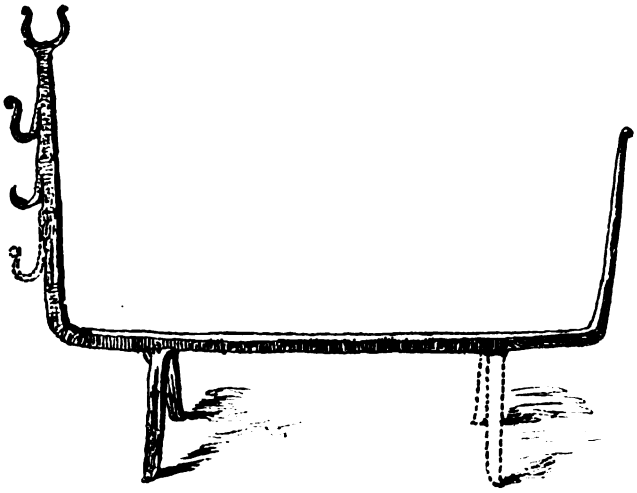


Fig. 85. Feuerbock aus dem Böhmerwalde.

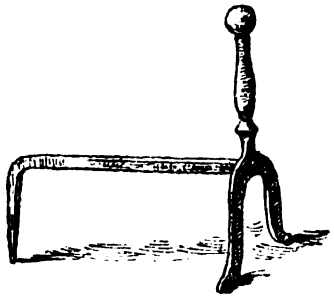


Fig. 86. Dreibeiniger Bock in Kaminen.

hergerichtet wird, wie ein Exemplar, das Dr. Hein aus dem Böhmerwalde herbeigeschafft hat, zeigt (vgl. Fig. 85).

In weiterer Entwicklung vereinfacht sich dann das rückwärtige Paar Füsse zu einem einzigen und der Bock wird dreibeinig mit nur einem senkrechten Bügel (vgl. Fig. 86).

So sieht auch der aus, welchen Webster unter „andiron“ abbildet.

Ich konnte oben XXI, S. 142, mir nicht erklären, warum man nicht einen einzigen Feuerbock zur

Aufnahme des Bratspiesses einrichtete, denn ich dachte, auch ein Bock hätte die genügende Standfestigkeit gehabt oder diese wäre ihm doch leicht zu geben gewesen. Der Holzschnitt im „Simplicius“ zeigt aber, dass die Doppelheit des Bockes unabhängig ist von dem Bratspiesse. Zwei Böcke waren wohl deswegen vorhanden, um im Bedarfsfalle ein grösseres Feuer unterhalten zu können und dann war es schon besser, beide so einzurichten, dass sie zusammen den Bratspiess trugen.

Ein Herd, welcher, wie der im Simplicius abgebildete, zwei Böcke hatte, musste dabei noch zwei Bratspiessständer, etwa von der Form der im germanischen Museum befindlichen, haben. (Vgl. Bd. XXI, Fig. 168.)

Die nächste Vereinfachung der Herdrequisiten geht nun dahin, die Böcke für die Aufnahme des Bratspiesses zu adaptiren und dadurch eigene Bratspiessständer zu ersparen. Die schematischen Skizzen (Fig. 87 und 88) zeigen die möglichen Arten der Behandlung.

Aus diesen Arten ursprünglich praktischer Verwendung erklären sich alle Haken, Löcher und Hörner, die heute durch ihre absolute Unverwendbarkeit in der That recht geeignet sind, den Beschauer auf gewagte Vermuthungen zu bringen. Unklar ist noch immer, warum die seitlichen Zacken immer aussen angebracht sind; doch wird das wohl so zu deuten sein, dass der Braten nicht dem eigentlichen Feuer ausgesetzt werden darf, sondern nur

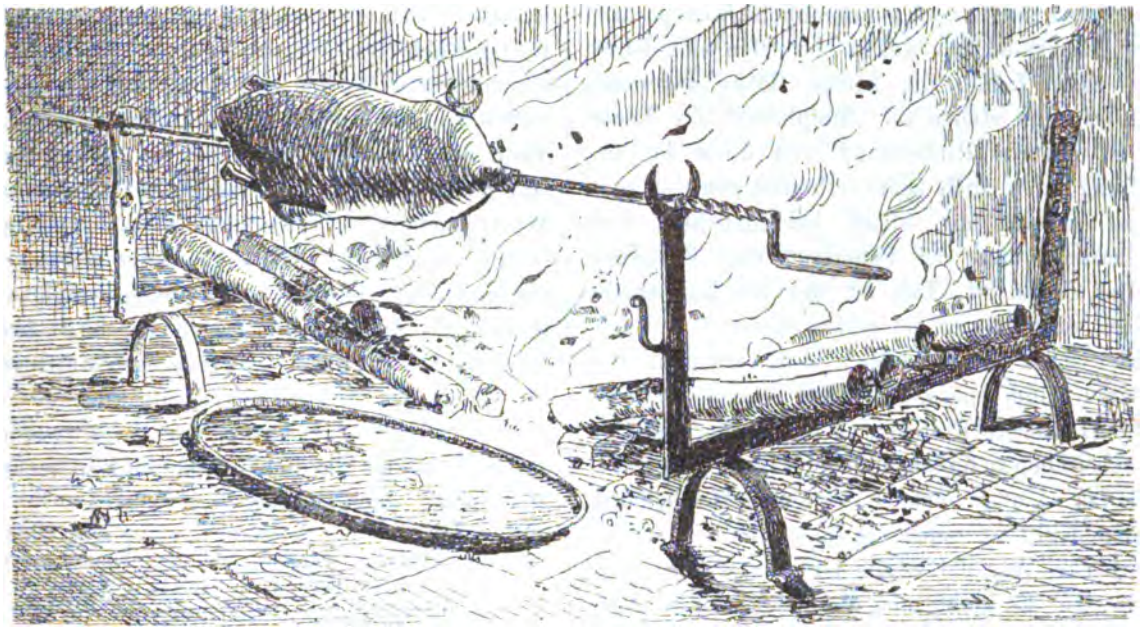


Fig. 87. Verfahren beim Braten auf offenen Herden.

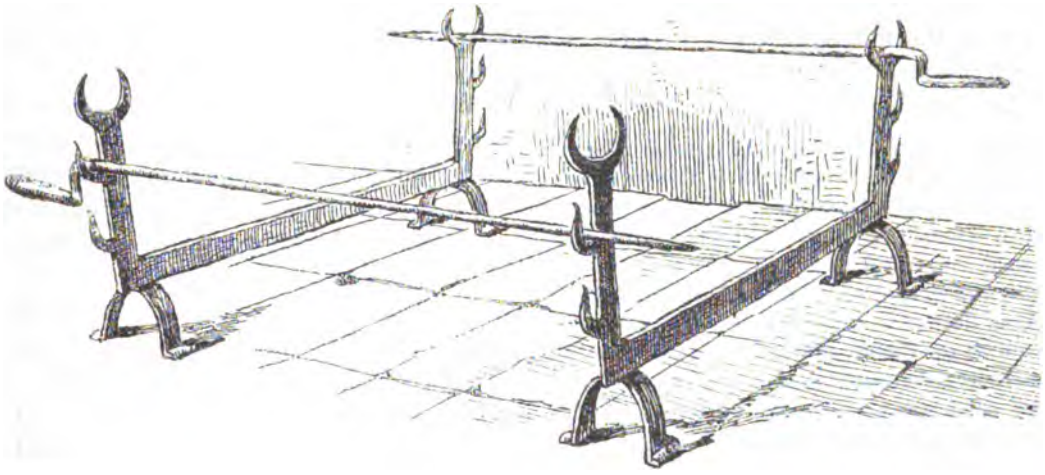


Fig. 88. Feuerböcke mit aufgelegten Bratspiessen.

der ausstrahlenden Hitze. In Neuberg (Steiermark) erzählte man mir, dass im Wirthshause oft drei Spiesse auf zwei Böcken sich zugleich drehten. Das letztere wurde von einem einfachen Mechanismus besorgt. Unter den Spiessen standen flache Pfannen, um den abträufelnden Saft aufzufangen.

In ganz Nordsteiermark und ebenso in den mir bekannten Gegenden Ober- und Niederösterreichs steht der eine heute noch gebräuchliche Bock parallel mit der Rückwand, an welche der Ofen sich lehnt. Ebenso sollen früher die beiden Böcke gestanden haben. Dagegen stehen im „Simplicius" die Böcke senkrecht auf die Hinterwand und diese Art der Aufstellung muss auch sehr verbreitet gewesen sein.

Eines, scheint mir, bleibt, bei manchem noch Zweifelhaften: dass der Feuerbock eine Erfindung sehr alter Zeiten ist. Das ist mir die Hauptsache und diese wird man gerne gelten lassen [1]).

Leider spielt der Feuerbock in den germanischen Literaturen kaum eine Rolle. Nach Weinhold könnte man ihn (Deutsche Frauen², S. 90, Anmerkung) im Angelsächsischen zu finden glauben. Daniel, 243, heisst es: thâ väs se ofen onhæted, îsen eall thurhglêded. Weinhold denkt an einen eisernen Ofen oder an die Scheiterböcke. Aus der Stelle ist aber kaum etwas zu schliessen. Es steht blos, der Ofen wurde angeheizt, so dass alles Eisen durchglüht wurde. „Eisen" kann sich auf verschiedene Geräthe beziehen.

Die englische Bezeichnung des Bockes ist andiron. Vgl. Skeat, s. v. Die mittelenglischen Formen sind anderne, aunderne u. A. Daraus ist schon klar, dass iron auf volksthümlicher Anpassung an iron „Eisen" beruht. Das altfranzösische Wort ist andier, landier (= l'andier). „The Low Latin forms are numerous, viz. andasium, andedus, andena, anderia, anderius." Die französische Form stimmt mit den letzten. Dagegen stimmt andasium mit span. andas „a frame or bier on which to carry a person", port. andas „a bier, or rather, the two poles belonging to it"; port. andor „a bier to carry images in a procession, a sort of sedan". Iron war also kein ursprünglicher Bestandtheil des Wortes. Skeat nimmt die Vermischung des Wortes mit einem anderen alten desselben Sinnes an, mit ags. brand-îsen, woraus brondiron und brondyre entstand. Vgl. Koch: Englische Grammatik III, 161; Dietz, II, 357, Etymologisches Wörterbuch, 624. Die hier citirte Etymologie mit Geländer ist ganz unsinnig; Dietz selbst verweist auf mittellat. andena, afr. andier, engl. andiron. Bosworth: Anglo-Saxon-Dictionary citirt brandîsen „andena vel tripes", was beachtenswerth ist. Vgl. Du Cange, vol. I, col. 187: Andena.

Bei Shakespeare, Cymbeline II, 4, werden uns der Kamin und die Feuerböcke im Zimmer Imogens beschrieben. Jachimo sagt:

„The chimney
Is south the chamber; and the chimney-peace,
Chaste Dian, bathing: never saw I figures
So likely to report themselves . . . ."

später erinnert er sich der Feuerböcke:

„her andirons
(I had forgot them) were two winking Cupids
Of silver, each on one foot standing, nicely
Depending on their brands."

Delius erklärt sehr richtig: „Diese Feuerböcke, welche das Brennholz im Kamin vor dem Herausfallen bewahrten, stellen zwei Liebesgötter vor, mit geschlossenen Augen, auf einem Fusse stehend und sich zierlich auf ihre umgekehrten Fackeln stützend."

Shakespeare's Beschreibung ist so klar, dass man die beiden Feuerböcke zeichnen könnte. Wir haben jedenfalls an zwei dreibeinige nach der Art des XXI, S. 139, abgebildeten zu denken. Der vordere Theil des Bockes hat die Gestalt des Cupido; der Cupido steht auf einem Beine und lehnt offenbar das zweite daran, das ist das erste Bein des Feuerbockes; die Fackel, auf welche er sich stützt, bildet das zweite. Zweifellos hat Shakespeare wirklich vorhandene Geräthe geschildert.

Zu den volksthümlichen Erzählungen, Bd. XXI, S. 126: „Ueber die Wildfrauen". Vgl. Hans von der Sann, a. a. O. S. 10; „Ueber die wülde Gjoad", daselbst S. 31.

[1]) Am 14. Juni 1892 machte ich mit Freiherrn v. Andrian und Custos Fr. Heger einen Ausflug nach Klosterneuburg. Wir fanden im Speisesaale des Stiftes zwei grosse Kamine, die gegenwärtig verstellt sind. Nach Hinwegräumung der Hindernisse kam eine merkwürdige Ausrüstung zum Vorschein. Vor Allem sahen wir zwei kunstlose hochbeinige Feuerböcke mit langem Hals und kurzem Schwanz ohne alle Zacken. Sie standen parallel zur Hinterwand und waren gut meterlang. Quer über beiden lagen noch einige theilweise verkohlte Scheiter. Unter ihnen waren horizontale nach vorne laufende Eisenstäbe, etwa drei Finger vom Boden, welche vorne ruhende Thiergestalten zeigten, wodurch der Kaminboden nach dem Zimmerboden abgegrenzt wird. Der Sinn der Einrichtung ist klar. Das auf den Böcken zusammengebrannte Holz soll nicht gleich auf den Boden fallen, sondern erst auf die parallelen Eisenstäbe, hier weiter brennen, so dass erst ganz kleine Holztheile auf den Boden fallen und in der Asche verlöschen. Je zwei der Stäbe lassen sich mit dem Thiere herausnehmen. Wir haben also eine recht primitive Rosteinrichtung vor uns. Der ganze Tract stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die ornamentale Verwendung der Thiergestalt in der prähistorischen Kunst.

Von **Dr. Moriz Hoernes.**

(Mit 15 Text-Illustrationen.)

Die Frage der decorativen Behandlung der Thierfigur in der prähistorischen Kunst fesselt weder durch die Fülle noch durch den anziehenden Charakter des Gegenstandes. Wir beobachten gleichsam ein Verkümmern von Erscheinungen an der Polargrenze ihrer Verbreitung. Aber dieses magere Capitel gestattet uns, wie ich glaube, mit voller Klarheit den Unterschied zwischen historischer und primitiver Kunst zu erkennen. Diesen Vorzug wird selbst der bescheidene Ausschnitt aus dem ganzen Thema, welchen ich hier vorlege, bewahren. Ich beschränke mich in dreifacher Hinsicht: 1. chronologisch auf die erste Eisenzeit und die mit ihr gleichalterigen, vorgeschrittenen Bronzecultur-Perioden; 2. geographisch auf das Ostalpengebiet und seine Nebenländer, wo die Hallstattcultur ihre glänzendste Vertretung besitzt oder, wie in der ungarischen Bronzecultur, eine naheverwandte, ergänzende Parallel-Erscheinung vorliegt; 3. gegenständlich auf die an Zahl wohl alle anderen Thiergestalten überwiegende Vogelfigur. Andere Culturperioden, wie namentlich die La Tène-Zeit, wo wieder neue Anregungen zu figürlicher Darstellung aus dem Süden (aus phönikischer oder altjonischer Kunstsphäre) auf Mitteleuropa gewirkt haben, andere Länderräume und andere Thiertypen sollen nur beiläufig erwähnt werden.

Dergestalt liefert die vorliegende Arbeit in einem kleinen Punkte die nähere Ausführung des Themas, welches Sophus Müller in seinem Buche „Die Thierornamentik im Norden, Ursprung, Entwicklung und Verhältniss derselben zu gleichzeitigen Stilarten" (deutsch von J. Mestorf, Hamburg 1881), mit vorwiegender Rücksicht auf andere Zeiten und auf ein anderes Gebiet, in umfassender Weise behandelt hat. Mit richtigem Blicke hat S. Müller dem Vorkommen von Thiermotiven in der Bronzeperiode und in der ersten Eisenzeit seinen kunstgeschichtlichen Platz angewiesen. In der Linienornamentik, wie sie schon die Steinzeit übt, erblickt er die erste, in der Thierornamentik die zweite und in der Pflanzenornamentik die dritte Stufe jeder in ungestörter Weise vor sich gehenden Entwicklung der decorativen Kunst. Die Thiermotive der Bronze- und der ersten Eisenzeit zeigen den wiederholten Anlauf zu einem Uebergange von der geometrischen zur Thierornamentik; allein dieser Uebergang misslingt, weil die Entwicklung beide Male durch das Eindringen neuer Culturströmungen abgeschnitten wird. Beispiele von den Thierornamenten der Bronzezeit siehe l. c. S. 36 f., Fig. 27—31. Der Stil der Bronzeperiode wurde durch den der Hallstattzeit abgelöst; in der letzteren „brachten die Verbindungen mit dem Orient andere Elemente herbei und gaben neue Impulse, die die classischen Länder alsbald weit über alle primitive Kunstübung hinausführen sollten". In dieser kurzen Charakteristik ist die Thierornamentik der La Tène-Zeit, neben welcher sich auch schon pflanzliche Motive eindrängen, nicht genügend von der hallstättischen geschieden. Hallstatt-Gruppe und La Tène-Gruppe werden als eine Stilperiode betrachtet, welche im Norden der Alpen vor dem römischen Stile weichen muss. Ausführlich wird dann gezeigt, wie erst in der römisch-germanischen Periode jener Uebergang zur Thierornamentik vor sich geht und wie erst durch die karolingische Renaissance für Mitteleuropa, durch die Einführung des Christenthums für Skandinavien, die dritte Stufe, der Besitz des Blattornamentes, erreicht wird [1]).

[1]) Wenn S. Müller's Deutung der skandinavischen Silberschmucksachen, von welchen er S. 136, Fig. 68, eine Probe mittheilt, als „karolingisch" richtig ist, so dürften auch die mit ähnlich stilisirten Pflanzenornamenten geschmückten Zierstücke aus zwei Funden in der Nähe Wiens ungefähr derselben Zeit angehören. Der eine dieser Funde (Reihengräber bei Brunn am Steinfelde) ist publicirt von E. v. Sacken in F. Karrer's „Geologie der Kaiser Franz Josef-Wasserleitung", S. 395 ff., Tafel XVIII. Die betreffenden Stücke sind gegossene und durchbrochene Riemenzungen, die eine davon mit geperltem Rande; ein ferneres Stück zeigt in gleicher Ausführung eine Thierfigur mit langem Schwanz und Schnabel. Eine mitgefundene Münze des Kaiser Constans weist zwar auf die Zeit von 337—350, doch hielt schon Sacken den Fund für bedeutend jünger, da sich die Münzen der spätrömischen Kaiser in unseren Ländern sehr lange im Curs erhielten und

Die Veranlassung zu dem folgenden Ueberblicke gab mir ein kürzlich von Dr. W. Hein in der Anthropologischen Gesellschaft gehaltener Vortrag über die Verwendung der Menschen- und Thiergestalt in slavischen Stickereien. Das bunte und reichliche Material, dessen Vorlage diese Mittheilung begleitete, rief nach verschiedenen Seiten hin die Erinnerung an Prähistorisches wach. Die Betrachtung textiler Erzeugnisse der slavischen Hausindustrie hat wohl schon öfters zu solcher Vergleichung eingeladen. Der Zeit und dem Stoffe nach — da es sich bei den erhaltenen prähistorischen Objecten zumeist um Bronzen und Thongefässe handelt — liegen ja diese Dinge weit auseinander. Allein geographisch gehören sie demselben grossen Gebiete an, und wenn die allgemeine Verwandtschaft zwischen Modern-Primitivem und Uralt-Prähistorischem sich, wie es hier theilweise der Fall ist, zur schlagenden Analogie steigert, so lag für eine die schriftliche Ueberlieferung wenig berücksichtigende Methode der Gedanke nahe, einen ethnischen Zusammenhang zwischen den Trägern dieser beiden Productionszweige anzunehmen. Daran denke ich nun nicht, aber es wird sich vielleicht die Frage aufwerfen lassen, ob nicht in den später von Slaven besiedelten Gebieten zwischen prähistorischen (altillyrischen?) Kunstwerken und slavischer Hausindustrie Beziehungen bestehen, deren Wurzel weder in der Identität beider Nationen noch in einer beiden gemeinsamen Ursprünglichkeit des Kunstschaffens, sondern in einer theilweisen Uebernahme des älteren Formengutes durch die jüngere von beiden gesucht werden muss. Denn daran müssen wir, glaube ich, zumal bei Länderräumen wie dem heute slavischen Osten, festhalten, dass unter dem sichtbaren Wechsel der Erscheinungen, welchen die bekannten und datirbaren Denkmäler der einzelnen Culturphasen illustriren, eine der archäologischen Forschung nicht so leicht zugängliche Formentradition fortläuft, als deren mächtige Erhalterin eben die Textilkunst nebst anderen in ebenso hinfälligen Stoffen arbeitenden Industriezweigen anzusehen ist.

Zunächst möchte ich daran erinnern, dass auch die prähistorische Arbeit in Thon und Bronze den Uebergang von der unbelebten Liniengruppe zur figuralen Darstellung, den wir in geflochtenen und gewebten Ornamenten so häufig wahrnehmen, kennt und gleichsam vor unseren Augen zurücklegt. Obwohl die ornamentale Verwendung der Thier- und Menschengestalt verhältnissmässig spät eintritt (in der älteren Bronzezeit, bis etwa um 1000 v. Chr., ist davon auf unserem Gebiete noch kaum etwas zu bemerken), ist doch nicht Alles Entlehnung von auswärts und Nachahmung importirter Muster, was den Gegenstand unserer Betrachtung bildet. Das Beispiel der bei Oedenburg gefundenen und sattsam besprochenen Figurenurnen liegt uns ja heute, kurze Zeit nach der Entdeckung dieser interessanten Manifestationen, besonders nahe. Ich möchte aber auch auf eine schlagende Analogie aus dem Gebiete der Metalltechnik hinweisen, die man noch nicht in Betracht gezogen hat. Allgemein bekannt sind in Folge ihrer Häufigkeit und weiten räumlichen wie zeitlichen Erstreckung die kleinen dreieckigen oder trapezförmigen (mit der Basis abwärts gekehrten) Bronzeanhängsel, welche als abschliessende Glieder an Schmuckgehängen oder grösseren Bronzeobjecten zumeist in reihenweiser Anordnung erscheinen. Vgl. z. B. Much, Atlas, Taf. XLII, 2—3; LVI, 6; LXII, 1; LXV, 20; LXIX, 7; LXXVI, 12; LXXVIII, 10. (In Ungarn erscheinen sie häufig an der Basis ausgezackt; s. z. B. Hampel, Alterth. d. Bronzez. LIV, 3, 12; LXII, 1, 3)[1]. Diese allereinfachste Ornamentform

da sich in der Ornamentik der Gürtelbeschläge schon ein Uebergang zur mittelalterlichen Stilweise bemerkbar macht. Der zweite, durch starke Beimischung viel jüngerer Sachen allerdings zunächst einer missverständlichen Deutung zugeführte Fund ist derjenige von St. Veit, besprochen von Sacken in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission. (Das Wesentliche hieraus wiederholt Kenner, Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde, VII. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen; XXIV, S. 192 f.) Sacken stellte den keineswegs gehörig controlirten Fund an das Ende des XVII. oder den Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Dahin weisen nämlich die Eisensachen und eine Münze von 1659. Es wurde aber auch eine Münze von Maximianus Herculeus, dem Mitkaiser Diocletians, in der Nähe gefunden. Die zum Theile vergoldeten bronzenen Riemenzungen und Beschlagstücke sind vollkommen gleich jenen von Brunn, durchbrochen, mit stilisirtem Rankenwerk ornamentirt und an den Rändern perlartig eingefasst. In dem Funde von St. Veit ist demnach Jüngeres und Aelteres, wie es von den Findern leider zusammengeworfen wurde, zu trennen und in dem letzteren ein neuer Beitrag für den Uebergang von der völkerwanderungszeitlichen Thierornamentik zur Pflanzenornamentik der romanischen Renaissance in den Donauländern zu erkennen. Von den Eisensachen aus St. Veit sind die dreischneidigen Pfeilspitzen (wie die von Brunn, l. c. XVIII, Fig. 5) mit Sicherheit den zerstörten alten Reihengräbern zuzurechnen.

[1]) Für das Vorkommen in Italien und Südtirol vgl. die Nachweise Bull. di paletn. Ital. XVI, 1890, S. 74, Anm. 40. Beil-Nachahmungen erblickten in diesen Anhängseln schon Gozzadini und Pigorini (letzterer l. c. S. 73 f.), Beide, indem sie ihnen zugleich eine symbolische Bedeutung beimassen.

wurzelt vielleicht in dem en miniature nachgeahmten Umrisse des Flachbeiles, wie die Gestalt vieler sehr alter Bernsteinperlen in der Form des durchbohrten Steinbeiles oder des typischen nordischen Steinhammers. Es ist ja eine von den Ethnologen mehrfach beobachtete Thatsache, dass die Schmuckform häufig aus der Form des Gebrauchsgegenstandes entsteht und dass ein ursprünglich zur Benützung mitgeführtes Körperanhängsel allmälig zum Attribut und dann zum blossen Zierrath zusammenschrumpft [1]). Indessen, sei dem wie ihm wolle, so finden wir, dass in manchen für die raschere Entwicklung des Kunstsinnes günstiger gelegenen Länderräumen jene ureinfache Form nicht mehr genügte und sich eine Variationskraft bethätigte, die zur geschmackvollen ornamentalen Ausgestaltung, aber auch zur minder geschmackvollen, jedoch sehr charakteristischen „Verlebendigung" jener Zierform führte.

Fig. 89 (aus dem Depôtfunde von Obervintl im Pusterthale, Much, Atlas, LXIX, 7) zeigt uns eine

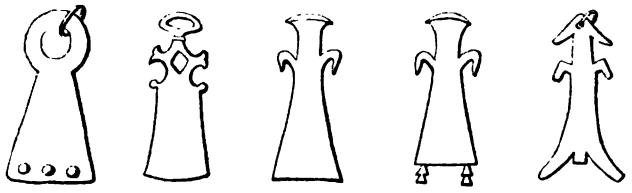


Fig. 89—93. Verschiedene Formen von Bronzeanhängsel, $^1/_2$ nat. Gr.

der gewöhnlichen Formen des aus Blech geschnittenen und mit eingepunzten Buckelchen verzierten Anhängsels. Der veredelte Typus (Fig. 90) stammt aus einem der Arnoaldi-Gräber bei Bologna (Gozzadini, Scavi Arnoaldi-Veli, X, 3; zu vergleichen sind die Exemplare aus Certosa-Gräbern: Zannoni, Scavi della Certosa, XCIX, 9, 13, 14; CXLVIII, 34; CL, 4, bei welchen der Ring ebenso bügelförmig gestaltet und stilvoll abgegliedert, die Verfeinerung jedoch in der Verzierung der Hängeplatte angestrebt wird), Fig. 91—93 aus der Nekropole von Prozor bei Otočac in Küsten-Croatien (ganze Reihen solcher Figürchen s. in Ljubić' Katalog des Agramer Museums, I, 1; Taf. XXII, 132—140). Die flache Bildung des oberen, jedoch (da diese Anhängsel anders befestigt waren) nicht mehr als Tragring gebildeten Theiles verräth die Verwandtschaft mit dem italienischen Exemplare. Bei Fig. 91 könnten wir noch im Zweifel sein, ob eine menschliche Figur gemeint sei. Auch die erste Idee zu den Füsschen, die Fig. 92 zeigt, entsteht noch auf rein ornamentalem Wege dadurch, dass an das grössere dreieckige Anhängsel kleinere, ebensolche angefügt werden, wie es z. B. in St. Margarethen (Unterkrain, im Laibacher Museum) vorkommt. Fig. 92 und 93 zeigen jedoch schon die Differenzirung beider Geschlechter. Bei Fig. 92 könnte man in der Bildung der Beine vielleicht sogar faltige, bis auf die Knöchel herabfallende Frauen-Beinkleider, bei Fig. 93 in der Bildung des oberen Theiles die Nachahmung eines grossen Schlapphutes erkennen. Eine der letzteren ähnliche Figur erscheint gravirt auf einer grossen dreieckigen Fibelfussplatte (Prachtexemplar einer 33 cm langen Bogenfibel griechischer Form aus Drežnik, Croatien) in demselben Museum, l. c. X, 31. Möglicherweise waren in dem ursprünglichen Arrangement jener Figuren Männchen und Weibchen abwechselnd aneinander gereiht, als ob sie sich zum Tanze die Hände reichten, wie wir das an modernslavischen Stickereien, aber auch auf jungmittelalterlichen Grabsteinen aus Bosnien und der Hercegovina (s. z. B. meine „Alterthümer d. Herc.", Sitz.-Ber. d. phil.-hist. Cl. d. k. Akad. d. Wiss., XCVII, S. 542, Fig. 12; S. 566, Fig. 30; S. 569, Fig. 33*b* und Mitth. der Anthr. Gesellsch., Wien, XIII, S. 171, Fig. 36, wo zumal die Frauenfiguren kaum besser dargestellt sind) deutlich erkennen. Dass man in den Arbeiten einer primitiven oder archaistischen Kunstsphäre blosse Dreiecke, an welchen seitlich ein Paar Aermchen und oben ein rundes Köpfen angebracht war, als Darstellung langbekleideter weiblicher Gestalten gelten liess, lehrt uns die auf karthagischen Votivstellen häufig vorkommende ähnliche Figur der Göttin Tanit [1]).

[1]) Die Bronzeanhängsel der entwickelten Schweizer und ungarischen Bronzezeit, dann der Hallstatt-Periode zeigen die Formen von Messern (auch doppelten Rasirmessern), Lanzenspitzen, Beilklingen, gestielten Beilen, runden Näpfchen mit Tragringen, konischen Eimern, Henkelkannen u. s. w.

[1]) Auf einer nach der Abfassung dieser Arbeit unternommenen Reise nach Italien und Sardinien bot sich mir reichliche Gelegenheit, interessante Metamorphosen des dreieckigen Anhängsels kennen zu lernen. Es scheint mir jetzt sogar glaubhaft, dass die anthropomorphe Ausgestaltung desselben, für die auch italische Beispiele vorliegen, unter dem Einfluss importirter phönikischer Vorbilder, die sich, in Este wenigstens, auch noch nachweisen lassen, erfolgt ist. Doch ist hier nicht der Ort, dies näher auszuführen. Die Belege für jene Annahme sollen demnächst in einem Aufsatz „Prähistorische Studien in italienischen Sammlungen" in den Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums vorgeführt werden.

Auch die Vogelfigur, namentlich da, wo sie ganz schematisch zu Borden oder Umfassungsstreifen vervielfältigt wird, dürfte, zum Theile wenigstens, auf ein unbelebtes Ornament zurück- oder mit demselben parallel gehen. In ihrer einfachsten Ausprägung entspricht sie ungefähr der Figur ⅂ ⅂ ⅂, welche der grossen Classe der mäanderartigen Ornamente angehört. Die allerrohesten Vogelfiguren entfernen sich gar nicht sehr weit von diesem Schema, und dass da eine Art von Verwandtschaft besteht, lässt sich vielleicht auch durch Beispiele belegen, wie ein Bronzeblech aus Rom („Antiqua" 1887, Nr. 11, Taf. XVI, 2), auf welchem Vogelfiguren und das eben angeführte Ornament in ziemlich gleicher Weise verwendet sind.

In der anthropo- und theromorphen Umbildung der einheimischen unbelebten Ornamentfigur erblicke ich die eine, die autochthone Wurzel der Erscheinungen, die uns hier beschäftigen. Die andere, die externe oder allophyle Wurzel muss man unbedingt in der auf europäischem Boden überall stark vertretenen Entlehnung der fertigen belebten Form von auswärts, aus fremden (für Griechenland orientalischen, für Mitteleuropa einfach südländischen) Culturkreisen erkennen.

Aus diesen beiden Wurzeln entwickelt sich nun ein Gewächs, das in viele Aeste und Zweige auseinandergeht.

Thiergestalten erscheinen im Ornamente entweder vollständig, in allen Abstufungen von leidlicher Naturtreue bis zur äussersten Verzerrung und Verkümmerung, oder bruchstückweise. In ersterem Falle sind sie (von Einzelfiguren abgesehen) entweder zu Reihen oder zu Gruppen geordnet. Unter den Gruppen findet man einerseits die sogenannte heraldische Paarung: gegeneinander gekehrte, häufig an ein unbelebtes Mittelstück gelehnte Figuren, wie an dem Löwenthor von Mykenä, andererseits eine minder erfreuliche Anordnung, in welcher die Figuren übereinander stehend oder untereinander geduckt erscheinen. Bei der bruchstückweisen Verwendung kann man zwischen selbstständigen Thierabschnitten, meist Protomen (aber auch Thierfüssen an Gefässen, Stühlen u. dgl.) und Combinationen disparater, d. h. in ihrer Zusammenstellung der Natur zuwiderlaufender Theile unterscheiden. Diese Combinationen bauen sich entweder aus gleichartigen oder aus ungleichartigen Theilen auf. In ersterem Falle entstehen wieder „heraldische", in letzterem „mythologische" Bildungen. Man erkennt unschwer die beiden Principien der Symmetrie und der phantastischen Bereicherung, welche neben der einfachen Wiederholung und der Abbreviatur in diesem Kreise walten.

Auf Symmetrie beruht die heraldische Gruppe und die doppelköpfige Thierfigur, auf dem Streben nach Bereicherung, auf der Ueppigkeit, die neben der strengen Form das Wesen der Poesie ausmacht, die übereinander hockenden Thierfiguren der barbarischen und die vielfältigen Mischgestalten der classischen Kunst. Von diesen beiden Elementen ist es die strenggebundene Form, deren sich als Wappenzier die Hüter alter Rechtsordnungen bemächtigen, während die unerschöpflich productive Volksdichtung sich an den ungebundenen Aeusserungen künstlerischer Ueppigkeit ergötzt und emporrankt. Die Kunstgeschichte lehrt dann, wie die beiden Reihen keineswegs ein getrenntes Dasein führen, sondern sich unterwegs vielfach umschlingen und gegenseitig neu beleben.

Das Verhalten der prähistorischen Bildkunst ist natürlich kein gleiches gegenüber allen diesen hier gleichsam a priori deducirten, aber von der allgemeinen Kunstgeschichte tausendfach bestätigten Möglichkeiten. Abgesehen davon, dass in gewissen Gebieten gewisse Thiergattungen auffallend bevorzugt werden und z. B. im Kaukasus Widder-, in Griechenland Greifen- und Löwen-, in Mittel- und Nordeuropa Vogel-, in Rhätien und theilweise in Etrurien Pferdeprotomen vorherrschen, erweist sich die prähistorische Kunst in mancher Hinsicht erstaunlich fruchtbar, in anderen wieder, wo es ihr an äusseren Anregungen doch wahrlich nicht gefehlt hat, auffallend unfruchtbar. Das letztere ist längst bemerkt worden, und man hat daraus — ich erinnere an Hochstetter's Behandlung der Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen — den Schluss auf eine gewisse Selbstständigkeit der vorgeschichtlichen Kunstregungen in der Alpenzone Europas gezogen. Auch von dem veränderten Standpunkte, den wir heute in dieser Frage einnehmen, werden wir zugeben, dass ein gewisser geographisch und ethnologisch wohl begründeter Eklekticismus die engere Bahn gewiesen, auf welcher nur ein bescheidener Auszug von der Formenfülle des Südens und des Ostens nach Nord und Nordwest gelangen konnte. Aber es spielt da auch die Fähigkeit der Bildnerhände mit. Nahezu gänzlich vermissen wir in der prähistorischen Kunst Europas (wenn wir von Oberitalien absehen) heraldisch gepaarte und sogenannte „Mischgestalten". Erstere setzen die Fähigkeit voraus, gleich gedachte Figuren im Sinne und im Gegensinne

einander unmittelbar gegenüberzustellen, was erst auf einer höheren Stufe der Zeichenkunst oder bei vorgeschrittenen mechanischen Proceduren erreicht wird. Die Mischgestalten aber gehören ganz ebenso einer vorgeschrittenen Kunstrichtung an, da sie die Fähigkeit erfordern, in einem einzigen Umrisse zugleich zwei Gestalten zu erblicken, was einer rein parataktisch arbeitenden und nie zur wirklichen Gruppencomposition fortschreitenden Kunst einfach unmöglich ist. Also in symmetrisch gebundenen, wie in frei phantastischen Darstellungen ist die prähistorische Kunst von Anfang an und auch allen ferneren Anregungen gegenüber eine inferiore gewesen und geblieben [1]).

Vielleicht berechtigen uns diese Ausführungen zur Aufstellung des folgenden Stammbaumes:

I. Primäre (autochthone) Wurzel
(Theromorphe Umbildung einer einheimischen, unbelebten Ornamentfigur)

II. Secundäre (externe) Wurzel
(Entlehnung der fertigen, belebten Form von auswärts)

Der Thierleib als Ornament

A. ganz

I. primitiv: Reihen

II. vorgeschritten: Gruppen

a) symmetrische „heraldische Paarung“ (classisch).

b) asymmetrische „gehäufte Composition“ (prähistorisch).

B. bruchstückweise

I. primitiv: selbstständige Thierabschnitte (Endungen aller Art)

a) symmetrische „Doppelthiere“ (prähistorisch).

II. vorgeschritten: Combinationen

b) asymmetrische „Mischfiguren“ (classisch).

Bei Gruppen mehrerer Thiergestalten bevorzugt die classische Kunst die symmetrische, bei Combinationen von Thierabschnitten die asymmetrische Anordnung. Die prähistorische Kunst verharrt zumeist auf der primitiven Stufe, die wir mit I bezeichnet haben, indem sie Reihen ganzer Thierfiguren und selbstständige Thierabschnitte verwendet. Wo sie auf die Stufe II übergeht, unterscheidet sie sich dadurch von der classischen Kunst, dass sie in gerade entgegengesetzter Weise in der Gruppenbildung der asymmetrischen (gehäuften) Composition, bei den Combinationen von Thierabschnitten dagegen der symmetrischen (Doppelthier-) Composition den Vorzug gibt.

Wenn wir uns nun in dem oben bezeichneten Zeit- und Länderraume nach Beispielen für das Gesagte umsehen, so ergibt sich Folgendes. Wie schon bemerkt, überwiegt in der ungarischen Bronze- und in der gleichzeitigen Hallstattperiode die Vogelgestalt bei weitem alle übrigen Thierbildungen. Sie erscheint zunächst einzeln als Deckelgefäss (aus Bronze, Ungarn: Hampel, Alterth. d. Bronzezeit LXVIII, 5; LXVII, 3; aus Thon, Ungarn: Much, Atlas, XXXV, 12; vgl. ebenda XLIII, 8, Steiermark) oder Anhängsel (Bosnien: Mitth. d. Anthr. Ges., Wien, XIX, S. 43, Fig. 79; S. 144, Fig. 198; Glasnik, Sarajevo 1890, S. 90, Fig. 78; Croatien: Ljubić, l. c. XXII, 118, 119, etwas voller gearbeitet als die bosnischen und mit zwei Tragringen, also wohl Mittelstücke von Schmuckketten; Krain: Adamsberg bei Hof, im Laibacher Museum, an Kettchen als Endstücke eines Gehänges mit radförmigem Hauptstück), dann:

[1]) Das erläutern in ihrer Art auch die kürzlich gefundenen figurenreichen Vasen von Gemeinlebarn und von Oedenburg. Schon in meinem Buche: „Die Urgeschichte des Menschen“, S. 611, habe ich auf die gegenständliche Verwandtschaft des Figurenschmuckes einer Gemeinlebarner Urne und der Darstellungen des Plattenwagens von Strettweg, sowie der oberen Figurenreihen des Certosa-Eimers von Bologna hingewiesen und bemerkt: „Wir können es nicht genug betonen, dass auch hier, trotz der Ursprünglichkeit der Erscheinung, alles nur abgeleitete Kunst ist, und dass man sich ohne den Einfluss importirter Vorbilder nie an eine solche Aufgabe herangewagt hätte.“ Diese Ansicht hat kürzlich auch Szombathy in den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1891, S. 86, vertreten und etwas weiter ausgeführt. Ich meine aber, dass man daraus nicht etwa ohne Weiteres auch das gleiche Alter der betreffenden Urnen und der uns erhaltenen importirten Bronzen schliessen dürfe, wie man denn überhaupt bei einem so alten Formenkreise keineswegs in dem uns zufällig überlieferten Rest getriebener italienischer Bronzearbeiten die concreten Vorbilder doch ziemlich abweichender und zudem anderen Fundregionen angehörender keramischer Producte zu suchen braucht. Was mag nicht Alles auf anderen älteren (ich meine östlichen) Wegen lange vor dem Beginne des italienischen Bronzevasen-Importes an die Grenze des oberen und des mittleren Donaugebietes gelangt und — da es wohl aus vergänglichen Stoffen bestand — für uns verloren sein. (Siehe auch die Anmerkung unten S. 112, N. 2) Auch an die nahe Verwandtschaft der Oedenburger Zeichnungen mit dem Stil textiler Arbeiten (Szombathy, l. c.) habe ich bereits in meinem Buche a. a. O. gebührend erinnert.

A. I. In Reihen geordnet,

auf getriebenen Bronzeblech-Arbeiten (z. B. Hallstatt: Sacken, VIII, 8; IX, 8; XXII, 2, 3; XXIII, 3; XXIV, 6—8; Steiermark: Much, l. c. XLII, 3), auf thönernen Gefässen und Deckeln (Oberitalien: Gozzadini, Scavi Arnoaldi-Veli, II, 6; IV, 5, 8; vgl. namentlich auch die Thonstempel mit Ornamenten, ebenda, Taf. V—VI, wo unter den Thierfiguren die Vogelgestalt — viermal als Doppelprotome, sonst einfach — weitaus überwiegt); freistehend als Vasenschmuck (Hallstatt: Sacken, XXII, 3; XXIV, 4; Gemeinlebarn: Mitth. d. prähist. Comm., I, S. 60, Fig. 39 [1]); Oedenburg: Sitz.-Ber. d. Anthr. Gesellsch., Wien 1891, S. 75, Fig. 15 [2]); Frög: Much, l. c. XLVIII, 19), ebenso auf Fibeln (passim, zumeist in Italien, s. z. B. Conestabile, Sovra due dischi etc., VIII, 3).

A. II *a)* Symmetrisch gruppirt

(viel seltener), paarweise gegeneinander gekehrt im runden Ausschnitte grosser Sichelfibeln (Hallstatt: Sacken, XV, 1; Baiern: Naue, Hügelgräber XXIV, 1 etc.; wie hausbacken in solchen Fällen die „heraldische" Paarung aufgefasst wird, ersieht man daraus, dass die Thierköpfe entweder mit den Schnäbeln zusammengewachsen [vgl. auch Zannoni, Fonderia di San Francesco, Taf. XLIV, 60] oder in einen gemeinsamen Futtertrog geduckt sind); in dem Bogenrahmen eines Bronzekammes (Lindenschmit, Alterth. u. h. Vorz., II, 3, 4, 11), unter dem Bauche einer Pferdefigur (Ungarn: Hampel, l. c. LX, 5, s. unsere Fig. 94, wo sie sinnloser Weise als saugende Junge angebracht sind).

Fig. 94. Seitentheil eines Pferdegebisses, 1/2 nat. Gr.

A. II *b)* Asymmetrisch gruppirt.

Einige interessante Beispiele der gehäuften Composition wollen wir weiter unten in Betracht ziehen [1]).

B. I. Selbstständige Thierabschnitte.

Vogelprotomen, einzeln oder mehrfach als Anhängsel (Ungarn: Hampel, l. c. LXVI, 6 [s. unsere Fig. 95]; LXIX, 4; Croatien: Ljubić, l. c. XI, 41;

Fig. 95. Vogelprotome als Anhängel, 1/2 nat. Gr.

Bosnien: an dem Vogelwagen von Glasinac, Mitth. d. Anthr. Gesellsch. X, 10—12, Taf. 2); reihenweise

[1]) Diese kleinen Bronzevögelchen sind zweifellos aus Italien importirt, wo sie sich in vollkommen gleicher Form und mit demselben Zäpfchen zum Aufstecken wiederfinden; vgl. z. B. Zannoni, Fonderia di San Francesco, Taf. XLIV, Fig. 109.

[2]) Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung beizufügen, wie dieses neugefundene Stück ganz und gar den an erster Stelle citirten Bronzeschalen aus Hallstatt mit breitem, flachem Rande entspricht. Das Decorationssystem ist genau dasselbe: hier wie dort besteht es aus Vogelfiguren, die mit runden, knopfartigen Ornamenten abwechseln. Auf der Thonschüssel ist dieser Zierrath plastisch gebildet; an den Bronzeschalen ist er in der bekannten Weise mit Hammer und Punze von rückwärts herausgetrieben. Das will dasselbe sagen, und wenn irgendwo in unserem Besitze an Funden aus der ersten Eisenzeit, ist in diesem Falle die Analogie zwischen dem feinen Bronzegeschirre, das man jetzt mit Recht so skeptisch betrachtet, und dem groben einheimischen Thongeschirre eine complete. Dennoch möchte ich, schon wegen der Verwandtschaft mit cyprischen Thongefässen, nicht an blosse Nachahmung importirter Bronzegefässe aus Italien denken, sondern lediglich den Parallelismus zweier Erscheinungen constatiren, die vielleicht auf verschiedenen Wegen aus derselben Quelle geflossen sind. (Vgl. auch die Anmerkung S. 111.)

[1]) Die „gehäufte Composition" entsteht, wie hier beiläufig bemerkt werden mag, auf rein ornamentalem Wege durch gedankenlose Aneinanderfügung von Thiergestalten, die aber nicht frei und in gleicher Grösse neben einander gestellt, sondern zumeist in ungleichem Massstabe neben einander gehängt oder gekettet werden. Es ist derselbe auf Bereicherung hinzielende Vorgang, als wenn an ein grösseres dreieckiges Anhängsel kleinere ebensolche mit Ringen oder Kettchen befestigt werden. Selten wird ein geistiger Inhalt eingeführt und das vorhandene schematische Motiv zur Darstellung eines Mutterthieres mit sangendem Jungen oder eines Vierfüsslers, auf dessen Rücken sich ein Vogel niedergelassen hat, oder von etwas Aehnlichem benützt und dadurch der figuralen Kunst näher gebracht.

als bewegliche Fibelaufsätze (Krönung hängender Glieder, Ungarn: Hampel, l. c. XL; vielleicht sind auch ganze Vögelchen gemeint, das lässt sich oft nicht unterscheiden). Sehr beliebt ist die Vogelkopfendung in der etruskischen Kunst: einzeln an Schöpfbecherstielen, zu dritt oder viert an Candelabern.

B. II *a)* Symmetrische Combinationen von Thierabschnitten.

Doppelprotomen von Vögeln, sehr häufig auf Bronzevasen (Eimer, Ungarn: Hampel, l. c. LXV, 3, s. unsere Fig. 96; Baiern: Lindenschmit Sohn, d.

Fig. 96. Bronze-Eimer mit Vögelköpfen, $^1/_4$ nat. Gr.

röm.-germ. Centr.-Mus., XLII, 13; Eimerdeckel, Steiermark: Much, l. c. XLII, 2; einige fernere Beispiele s. unten), an Ziergehängen (Ungarn: Hampel, l. c. LXIII, 4; s. unsere Fig. 97; Bologna: Zannoni, Fonderia di San Francesco, Taf. XLIV, 69, 70); an den dreieckigen Anhängseln der Handhabe einer Reifenciste (Certosa: Zannoni, LIV, 15, 17); an halbmondförmigen Rasirmessern (Certosa: ebenda CXLVIII, 33; Fonderia di San Francesco, Taf. XLIV, 171—173; Volterra: Bull. di paletn. Ital., II, Taf. V, Fig. 12); einem Bronzekamm (Mortillet, Musée préhist., LXXXVI, 993, vom Herausgeber seltsam missverstanden; er beschreibt ihn als: peigne à anneau de suspension figurant un homme les bras et les jambes écartés. Die vermeintlichen Mannesarme, welche unterhalb des Tragringes beiderseits symmetrisch abstehen, sind Vogelprotomen und der Kammaufsatz schliesst sich eng an die eben erwähnten und noch weiter zu behandelnden typischen Vasenverzierungen an). In Corneto-Tarquinii erscheinen solche Doppelvögelchen nicht nur auf einem bronzenen Rüstungsgürtel, sondern auch auf dem Giebel und

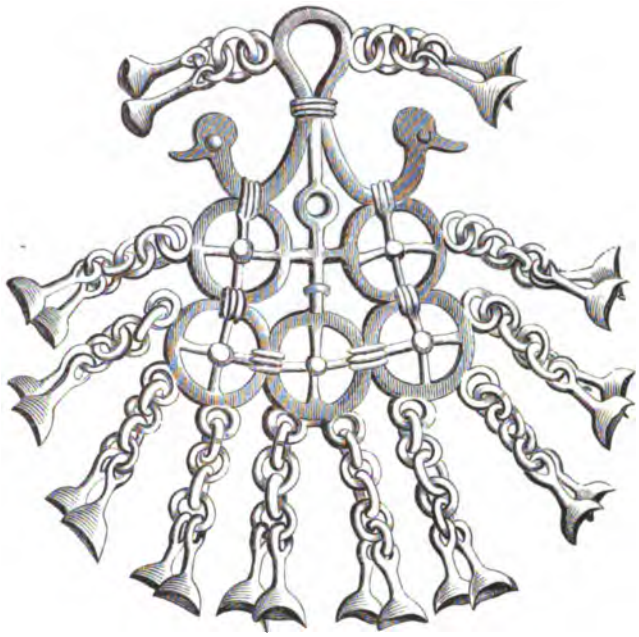


Fig. 97. Schmuckgehänge mit Rädern und Vogelköpfen, $^1/_3$ nat. Gr.

dem Dachfirst einer thönernen Hausurne (Notizie degli scavi, 1882, XIII, 14, 19). Nur beiläufig sei erwähnt, dass die Enden von Eimertragreifen häufig als Vogelköpfe gestaltet sind. Werthvoller ist das

Fig. 98. Kesselwagen mit Vogelköpfen, $^1/_3$ nat. Gr.

Erscheinen von sechs Paaren gekuppelter Vogelköpfe an einem Kesselwagen aus Siebenbürgen (Hampel, l. c. LVIII, 2, s. unsere Fig. 98).

Zwei einschlägige, meines Wissens noch nicht edirte Stücke, von welchen anbei (Fig. 99 und 100) Abbildungen folgen, stammen aus der von weiland Herrn I. Spöttl dem k. k. naturhistorischen Hof-

museum hinterlassenen Sammlung prähistorischer Bronzen und entbehren verlässlicher Fundangaben. Fig. 94 ist das Fragment eines 6 cm breiten Gürtelbleches, wahrscheinlich italischer Herkunft. Die geometrische Verzierung ist von rückwärts durch Reihen feiner Einstiche ausgeführt, welche auf der Vorderseite meist nur zarte, erhobene Linien bilden, hin und wieder aber als deutliche Punktreihen durchblicken. Die Vogelköpfe, in welche das Ornament oben ausläuft, erinnern an die Bildung gewisser, specifisch oberitalischer „Schlangenfibeln", die ungefähr dem VI. Jahrhundert angehören. Fig. 100 ist eine Armbrustfibel mit doppeltem Thierkopfe. Die Spiralrolle war aus Eisen und fehlt jetzt fast gänzlich. Die Verzierung besteht in einer Reihe feiner, dreieckiger Grübchen. Spuren von Email, das man sonst voraussetzen könnte, sind weder hier noch in den Augenhöhlen der Vogelköpfe wahrzu-

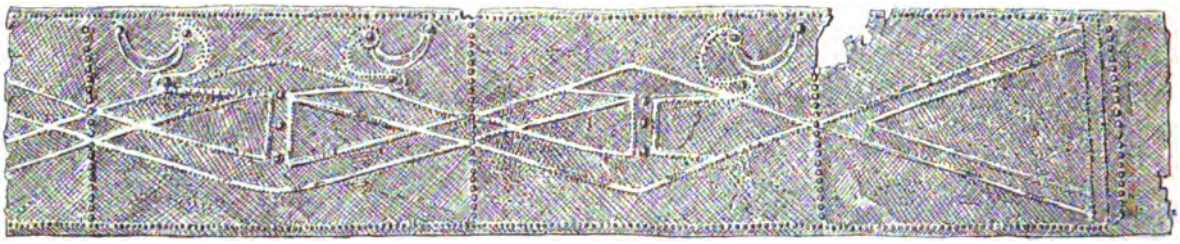


Fig. 99. Gürtelblech mit Vogelköpfen, $^1/_2$ nat. Gr.

Fig. 100. Fibel mit Vogelköpfen, nat. Gr.

nehmen. Das Stück ist in seiner Bildung ziemlich verschieden von den in Tischler's bekanntem Aufsatze: „Ueber die Formen der Gewandnadeln" (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns, IV, S. 62 und 66 f., behandelten Armbrustfibeln mit Thierkopf, welche dem südlichen Deutschland (Baiern, Württemberg, namentlich der Maingegend) und der Uebergangszeit aus der Hallstatt- in die La Tène-Periode angehören. Nach einer ziemlich unzuverlässigen Angabe soll es aus Prozor bei Otočac in Kroatien stammen.

Dem Zweige *B.* II *b)* (asymmetrisch combinirten Thierabschnitten) werden wir weiter unten noch einige Bemerkungen widmen. Die angeführten, besonders aus der Villanova-Gruppe Italiens leicht zu vermehrenden Beispiele dürften genügen, um die Häufigkeit und die Art der Verwendung ganzer und halber Vogelfiguren in dem gedachten Raum- und Zeitabschnitte zu illustriren. Vorerst wollen wir an einem Beispiele zeigen, wie sich die alte, in der prähistorischen Archäologie an allen Ecken und Enden auftauchende Frage: „eigene Erfindung oder fremder Einfluss?" auch hier sofort einstellt, wenn man Einzelformen auf ihren Ursprung prüft.

Die gekuppelten, nach auswärts sehenden Vogelköpfchen [s. oben unter *B.* II *a)*] machen vielfach den Eindruck, als ob die aus einem Neste hervorragenden Hälse und Köpfe junger Vögelchen das Auge des Bildners inspirirt hätten und zumal auf dem Dache einer Hausurne nehmen sich diese symmetrisch gepaarten Protomen ganz naturalistisch aus, wobei indessen wiederum bekannte orientalische Analogien (kleine, phönikische Thontempelchen aus Cypern, die goldenen Tempelbilder aus Mykenä) hereinspielen und die autochthone Erfindung unwahrscheinlich machen. Bei anderen ähnlich geordneten Thier-(Pferde-, Stier-, Widder-)protomen kann man an die urzeitliche Sitte denken, die abgeschnittenen Köpfe erlegter oder geopferter Thiere irgendwo schmückend oder weihend aufzustecken, eine Sitte, die in ihrem Fortleben noch heute hie und da mit abergläubischen Vorstellungen verknüpft ist.

Indessen hat Undset bezüglich der gekuppelten Vogelköpfchen jüngst eine andere Ansicht geäussert. In seinem Artikel „Orientalische Einflüsse innerhalb der ältesten europäischen Civilisation" („Archäologische Aufsätze über südeuropäische Fundstücke", VII, Zeitschr. f. Ethnol., XXII, 1891, S. 243) führt er die nach Art der Verzierung auf den oben citirten Bronzeeimern von einem runden, strahlenförmig oder mit concentrischen Kreisen verzierten Mittelstück ausgehenden Vogelkopfpaare auf ein ägypto-phö-

nikisches Vorbild zurück, welches ursprünglich die von den Uräusschlangen umgebene Sonnenscheibe vorgestellt habe. Er weist dieses Motiv nach auf einer Bronzevase vom Villanova-Typus aus Corneto-Tarquinii, einem Bronzegefässe aus Pommern, einer Situla aus Dänemark und einem Bronzeschilde, welches eine kleine Variation desselben zeigt, indem die Vogelköpfe beiderseits verdoppelt sind. „So umgebildet kommt dieses Ornamentmotiv öfters an getriebenen südländischen Bronzearbeiten vor, die nach dem Norden gekommen sind." Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit dieses Zusammenhanges muss zugegeben werden. Ich finde sogar, dass Undset seinem Blicke diesmal nicht genügend weite Umschau gestattet hat. Er würde sonst unseren ungarischen Gehängschmuck Fig. 97 und die verwandten, in der Villanova-Gruppe Italiens so häufigen Anhängsel, bei welchen Vogelprotomen vom Stiele eines Tragringes ausgehen (nur einige wenige Beispiele sind oben unter *B.* II *a*) angeführt), auf dasselbe orientalische Motiv zurückgeleitet haben. An anderer Stelle gedenke ich zu zeigen, wie jene italischen Anhängsel nach unten hin zuweilen in die Form des trapezförmigen Anhängsels übergehen, viel häufiger aber in geschmackvoller Weise in zwei gegeneinander gekehrte Voluten endigen. An Stelle der letzteren erscheint manchmal die einfache Form eines hängenden Halbmondes. Auch jene Voluten- (resp. Halbmond-) Endung scheint mir in dem von Undset herangezogenen ägypto-phönikischen Muster bereits vorgebildet zu sein, und ich wundere mich, dass Undset, welcher seine Fig. 9 a. a. O. aus Perrot und Chipiez, Histoire de l'art, III, S. 127, Fig. 70, entlehnte, in der Wiederholung derselben den hängenden Halbmond (sammt kleiner Kugel), welcher das untere Ende der Sculptur von Um-el-Awamid bildet, einfach weggelassen hat. In dieser Abbreviatur sieht das Symbol freilich den von ihm verglichenen getriebenen Vasen- und Schildverzierungen ähnlicher; aber in seiner Gänze führt es noch einen Schritt weiter, nämlich auf die Entstehung der in Ober- und Mittelitalien so häufigen Anhängsel mit Vogelköpfen, welche nun ebenfalls, wie die Anhängsel mit Aermchen, unter das Zeichen des phönikischen Einflusses gerückt erscheinen. Weitere Betrachtungen darf ich hier nicht anknüpfen. Ich möchte jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass zwischen dem Rade und der Vogelfigur eine räthselhafte Beziehung besteht, die auch in anderer Weise ihren Ausdruck findet. Auf dem Rande flacher Bronzeschalen aus Hallstatt (desgleichen auf dem schmuckreichen Gefässuntersatze von ebenda, s. Sacken, l. c.; vgl. auch: Zbiór wiadomości do antropologii krájowéj, II, Taf. 4, B. 5, ein Bronzegefäss aus Kaliskie in Galizien) wechseln Vogelfiguren mit Rädern oder radähnlichen Zeichen ab. Den bleiernen Vogelfigürchen von Frög ist häufig auf der Mitte des Körpers das Zeichen eines Rades aufgeprägt (s. z. B. Much, Atlas, XLVIII, 19). Das oben citirte Schmuckgehänge aus Ungarn zeigt eine Combination von fünf Rädern, von zwei Vogelprotomen überragt. Erwähnt wurde auch schon der Wagen mit zwölf Vogelprotomen; ich erwähne noch einen Achsennagel mit drei solchen (Ungarn, Hampel, l. c. LVI, 1), und wenn wir mit Undset („Antike Wagengebilde", „Archäol. Aufsätze" etc., IV, Zeitschrift f. Ethnol., XXII, 1890, S. 49) Umschau halten, so finden wir Vogelfiguren auf Rädern nicht nur in Ungarn und Bosnien, sondern namentlich auch in Italien (Corneto, Viterbo, Este u. s. w.), dann im Odergebiete die bekannten einachsigen Deichselwagen mit Stier- und Vogelköpfen. Wir finden auch, dass längliche Wagenkästen auf Bronzegefäss-Darstellungen (Situla von Watsch, Mitth. d. Anthr. Gesellsch., XIII, Taf. 20; bauchige Vase von Moritzing, Ferdinandeums-Zeitschr., III, 35, Taf. 2) in Vogelköpfe auslaufen[1]). Ich möchte dem nur noch hinzufügen, dass in der La Tène-Periode gewisse kleine Bronzeringe, die zuweilen durch einen T-förmigen Einbau ihre Verwandtschaft mit dem Rade zu erkennen geben, nicht ganz selten mit Bronzevögelchen besetzt sind (s. meinen Aufsatz über La Tène-Ringe mit Knöpfchen und Thierköpfen im Archiv für Anthropologie, Bd. XXI, S. 73 ff.), dazu ein paar weiterer Stücke aus Lodi, Bull. di paletn. Ital., IX, Taf. 8 (wovon eines durch den erwähnten T-förmigen Einbau besonders interessant ist), und dass an einem La Tène-Armring aus dem Département Marne (Lindenschmit Sohn, d. röm.-germ. Centr.-Mus. XXXI, 7) zwei Vögelchen zu beiden Seiten eines Rades heraldisch gepaart erscheinen. Undset

[1]) In Russland (Katalog der Alterthümersammlung des Grafen Uvarof, Taf. 292) und in Ungarn (Zsujta, Com. Abauj: Hampel, l. c, Taf. LVII) findet sich endlich dasselbe dillenförmige, in einen Thierkopf endigende Bronzebeschlagstück, welches man mit Fug als Deichselende eines wirklichen Wagens wird ansprechen dürfen. An dem russischen Exemplare ist der Thierkopf gehörnt; an dem ungarischen ist es ein ausgesprochener Vogelkopf mit langem Schnabel. Aehnliche in Thierköpfe (Vogelköpfe) auslaufende Deichselenden hat Undset (Das erste Auftreten des Eisens, Taf. V, 4 und XXX, 1) aus Böhmen und Dänemark nachgewiesen.

erwähnt auch l. c. S. 61 das Reversbild thessalischer Münzen aus Krannon (3.—2. a. Chr.), welches eine Amphora auf einem Wagen zeigt, auf dessen vier Rädern je ein Vogel steht. Das geflügelte Rad gehört ja auch heute noch zu unserem Besitze an allgemein verständlichen symbolischen Zeichen. Die antiken Beziehungen zwischen Rad und Vogel zu deuten, überlasse ich gerne Anderen. Was sich Jeder leicht selber sagen kann, braucht hier nicht ausdrücklich vorgesagt zu werden. Wir entnehmen daraus nur so viel, dass es eine symbolische Veranlassung gegeben hat, welche an der häufigen Wiederholung der Vogelgestalt in alteuropäischen Kunstwerken mitwirkend (ob innerhalb oder ausserhalb des Bewusstseins der Bildner, bleibe unentschieden) betheiligt war.

Kehren wir zu den verschmolzenen Vogelfiguren zurück, so bleiben uns noch wirkliche Doppelvögel

Fig. 101. Doppelvogel als Anhängsel, $^2/_3$ nat. Gr.

und gehäufte Vogeldarstellungen sowie etwaige Mischbildungen zu betrachten übrig. Aus dem Szamosflusse bei Szatmár, Ungarn, stammt ein schiffchenförmiger Bronzegegenstand, der in zwei Vogelköpfe ausläuft und ausserdem zwei Anhängringe aufweist, also an Kettchen befestigt war (Hampel, l. c. LXIX, 7, s. unsere Fig. 101). Nach Analogie der oben citirten hohlen Vogelfiguren aus Ungarn (l. c. LXVII, 3, mit zwei Paaren kleiner Löcher auf dem Rücken, die zur Befestigung eines Deckels dienten und LXVIII, 5, mit ähnlicher Vorrichtung) ist das schiffchenförmige Mittelstück als Vogelkörper anzusehen. Wir haben also hier einen Doppelvogel, dem nur die Beine fehlen, vielleicht, weil er schwimmend zu denken ist, vielleicht aber auch, weil der Bildner nicht wagte, die Beine zu verdoppeln oder dieselben blos nach einer Seite gewendet erscheinen zu lassen. Wenn dieser Doppelvogel durch seine Ringe als Anhängsel (Mittelstück einer Schmuckkette) gekennzeichnet und als solches auch bedeutend kleiner ist als die selbstständigen mit Deckeln verschliessbaren Vogelgefässe, so ist er darum nicht minder als Nachbildung eines Gefässes aufzufassen. In dem hier betrachteten Culturkreise finden wir ja nicht nur kleine einerförmige Bronzeanhängsel (s. z. B. Mitth. d. Anthr. Gesellsch., Wien, XIV, Taf. VIII, Fig. 10—11) aus Croatien, sondern auch solche, die als Henkelkännchen gestaltet sind (Croatien und Bosnien, von den letzteren Proben, l. c. XIX, S. 43, Fig. 76, S. 145, Fig. 199, 200). Einen vollendeten, allerdings sehr einfachen Doppelvogel als Anhängsel, bei welchem auch das Problem der Fussstellung gelöst ist, wie die beigegebene Fig. 102 zeigt, liefert die vorjährige Ausgrabung auf Glasinac. Wie das ersterwähnte schifförmige Gehängestück sich eng an die anderen hohlen Vogelfiguren der ungarischen Bronzezeit anschliesst, so tritt auch das neue Anhängsel von Glasinac nur um diesen einen Schritt aus dem Rahmen der zahlreichen einfachen Vogelanhängsel von diesem Fundorte heraus. Der Doppelvogel gehört

Fig. 102. Doppelvogel als Anhängsel, nat. Gr.

also beide Male recht eigentlich der Gesellschaft an, die ihn umgibt und ist insoferne ein Geschöpf derselben. Allerdings ist er eine recht seltene Erscheinung; allein wir dürfen nicht vergessen, dass die Arbeit in Bronzeguss wenig Veranlassung bot, diesen Typus zu cultiviren, dass wir textile Arbeiten aus gleicher Zeit nicht kennen und dass auch die sonst unerschöpfliche Ornamentquelle der Thongefässe hier versagt, da Thierornamente auf denselben nicht vorkommen.

Aber auch Mischbildungen anderer — nicht „heraldischer", sondern „mythologischer" — Art, an welchen die Vogelfigur Antheil hat, kommen in der prähistorischen Bildkunst vor. Wir werden sogleich etwas näher darauf eingehen und gedenken zuvor nur noch mit einem Seitenblick der gehäuften Compositionsweise, jener Gruppirung, bei welcher die Thierfiguren übereinander statt nebeneinander oder einander gegenüber stehen. Der Ursprung dieser Compositionsweise ist darin zu suchen, dass man, gewohnt, Thierfiguren als schmückende Aufsätze oder Zuthaten zu verwenden, diese selbst wieder mit secundären derartigen Zuthaten versah. Als Beispiel will ich eine bronzene Pferdefigur aus Ungarn (Hampel, l. c. LX, 5, s. Fig. 94) anführen, welche das

Seitentheil eines Stangengebisses bildet. Auf ihrem Rücken stehen zwei bedeutend kleinere Pferdefigürchen (eine ist bis auf die Ansätze abgebrochen), während den Raum zwischen Bauch und Boden zwei gegeneinander gekehrte Vogelfigürchen einnehmen. Erstere bilden die Oesen für den bis zur Mitte des Pferdekopfes doppelten Backenriemen des Zaumes. Wie die oblonge schmale Durchbohrung des Mittelstückes zeigt, war die Stange an diesen Seitentheilen unbeweglich festgemacht. An den zahlreichen italischen Exemplaren solcher pferdeleibiger „Montants", welche bis nach Latium hinab eine charakteristische Erscheinung der altitalischen Villanova-Gruppe bilden, läuft die Stange lose durch einen Ring in der Mitte der Seitentheile. (Beispiele siehe bei Gozzadini, De quelques mors de cheval Italiques et de l'épée de Ronzano en bronze, Bologna 1875, Taf. I; vgl. auch Bull. di paletn. Ital. II, Tafel V, Fig. 5.) An anderer Stelle soll darauf hingewiesen werden, wie diese Pferdegebissform gleich dem halbmondförmigen „Typus von Ramonte" (Gozzadini, l. c. Tafel II) orientalischen Ursprunges ist, also denselben Weg gemacht hat, wie das oben erwähnte Anhängsel-Motiv. Nun findet sie sich aber, gleich diesem letzteren, in Italien und in Ungarn. Derlei frappante Uebereinstimmungen bei so eigenthümlichen Formen geben mehr zu denken als zu äussern, und wenn es auch nahe liegen mag, mit Undset, l. c. S. 60 (wegen der Kesselwagen), italische Einwirkung auf Ungarn anzunehmen, so muss man sich doch auch der in Olympia gefundenen Pferdefigürchen mit saugenden Füllen erinnern, die ein ähnliches Schema in vernunftgemässer Anwendung zeigen. Kaum viel geringer ist die Aehnlichkeit zwichen dem bekannten Bronzewagen von Glasinac (Mitth. d. Anthr. Gesellschaft, X, 10—12, Taf. II) und den von Undset (Zeitschr. f. Ethnol., XXII, 1890, S. 49 ff.) besprochenen Exemplaren aus Corneto-Tarquinii, Salerno, Viterbo und unbekannten italischen Fundorten (in der Eremitage zu St. Petersburg). Bei all diesen Vogelwagen bildet der Deckel einen zweiten kleinen Vogel, was vielleicht auch bei den freistehenden ungarischen Stücken der Fall war. Mir ist beim ersten Bekanntwerden des bosnischen Stückes sofort die Verwandtschaft mit gewissen südslavischen Stickereien aufgefallen, welche ebenfalls einen kleinen Vogel auf dem Rücken eines grösseren erscheinen lassen.

Der Vogelwagen von Glasinac zeigt übrigens dadurch, dass unter dem hohlen Vogelkörper auf den beiden Achsen des Wagens kleinere, nach auswärts gekehrte Vögelchen stehen, eine Combination der symmetrischen und asymmetrischen Gruppirung, welche dem Aufbaue der vorhin erwähnten Pferdegebisstheile aus Ungarn, Oberitalien und Etrurien nahekommt. (Vgl. auch das Compositionsprincip des bekannten Plattenwagens von Strettweg.) Die hängenden Vogelprotomen, von welchen schon oben die Rede war, nähern ihn vielleicht noch mehr dem nordbalkanisch-ungarischen Kunstkreise.

Wenn wir anlässlich der letztgedachten und einiger anderen Stücke von „Mischgestalten" reden dürfen, so widerspricht dies nicht dem Obengesagten, dass solche Mischwesen im Sinne der orientalischen und der classisch-antiken Kunst aus rein prähistorischer Sphäre kaum vorliegen. Denn um was handelt es sich bei den unserer Betrachtung zu unterziehenden Exemplaren? Die mehrfach angezogene Vogelfigur von Csicser (Hampel, LXVII, 3, s. unsere Fig. 103) hat Hörner auf dem Kopfe. Hörner haben auch die Vögel der Bronzewagen von Glasinac, von Corneto, von Salerno und Viterbo. Gehörnte Vögel (?) aus Thon finden wir in Certosa-Gräbern (Zannoni, XXXV, 42). Ferner haben die hohlen Vogelgestalten der drei letztgenannten italischen Wagen und des Exemplares in der Eremitage je vier Beine, durch welche sie mit den beiden Achsen ihrer Rädergestelle verbunden sind. Bei gehörnten vierbeinigen Vögeln blickt doch mit ziemlicher Deutlichkeit die Absicht durch, wenigstens nebenher auch an die Gestalt eines Rindes zu erinnern, das dem Vogel gleichsam den Platz streitig macht, wie es auch sonst, z. B. auf den norddeutschen Deichselwagen, häufig neben demselben erscheint. So viel wollen wir zugeben und nicht blosse Ungeschicklichkeit (die etwa vier Beine wegen der vier Räder für nothwendig erachtet hätte) für jene seltsamen Zwitter verantwortlich machen. Aber es fehlt doch noch unendlich viel zur wirklichen, wenn auch einfachsten künstlerischen Verschmelzung. Das ist nicht bildnerische Poesie, d. h. Kunst, sondern bildnerische Prosa, d. h. Bilderschrift, die wir freilich nicht mehr verstehen, allein um so eher gelten lassen müssen, als die Grundidee jener Wagengebilde wahrscheinlich aus dem Orient stammt. Ueber diesen Punkt äussert sich Undset, l. c. S. 56, sehr vorsichtig. Er sagt: „Ich muss von diesen Vogelwagen annehmen, dass sie eine Art von heiligen Geräthen gewesen sind; ich vermuthe auch, dass sie zu orientalischen Vorbildern in Beziehung stehen; aber näher kann man sich darüber vorläufig kaum äussern, weil directe Vorbilder noch nicht bekannt sind.

Ebensowenig weiss ich, woher die Idee von dem vierbeinigen Thiere mit Vogelleib und die Combination von Vogelkopf und Stierhörnern kommt.“ Mir ist es auch nicht bekannt; ich ermesse nur an diesem Punkte den ungeheueren Abstand zwischen barbarischem und classischem Ideenausdrucke. Die Kunst der Mittelmeervölker hätte in diesem Falle statt des vierbeinigen gehörnten Vogels eine geflügelte Stierfigur geschaffen, wie sie es in den geflügelten menschenköpfigen Stieren von Khorsabad ja theilweise wirklich gethan hat. Wenn also die Vorbilder jener Vogelwagen aus dem Oriente stammen, so sind sie entweder nicht rein überliefert, d. h. sie sind barbarisirt, oder sie stammen aus einer hieratisch-conservativen Sphäre, die mit der Entwicklung der Kunst wenig zu schaffen hat.

Dunkel ist die Herkunft, dunkel ist aber auch die Fortwirkung der prähistorischen Culturformen Europas. Beide haben wir nach Thunlichkeit in's Klare zu bringen. Es wurde schon oben gesagt, dass wir an das vorzulegende Material die Frage knüpfen wollen, ob nicht gewisse vorgeschichtliche Zierformen unserer Heimat im Schatten der Hausindustrie ein Fortleben gefunden haben [1]). Wir thun dies hiemit; wir stellen die Frage, aber wir wagen nicht entfernt zu glauben, dass mit den beigebrachten Belegen auch nur die Andeutung einer möglichen Beantwortung derselben gegeben sei.

Fig. 103. Bronzegefäss in Gestalt eines gehörnten Vogels, $^3/_5$ nat. Gr.

[1]) Zeugnisse eines directen, d. h. in den Bahnen der Metallindustrie verharrenden Fortlebens vieler Zierformen, welche die Hallstatt-Periode und die entwickelte Bronzezeit charakterisiren, bieten uns z. B. die Alterthümer der finno-ugrischen Gruppe. (S. J. R. Aspelin, Sur les formes qui caractérisent le groupe finno-ougrien pendant l'age du fer. Congrès international d'anthrop. et d'archéol. préhist. C.-r. de la 7. Session, Stockholm 1874, II, 1876, S. 658 ff., insbesondere aber das grosse Werk desselben Autors: „Antiquités du Nord Finno-Ougrien“ in finnischer und französischer Sprache, Helsingfors, Petersburg und Paris, 4°.)

Literaturberichte.

13.

Wosinsky, Mauritius. Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel. Seine Erbauer und Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. Dritter (Schluss-) Theil. Mit Abhandlungen von Prof. Dr. Rudolf Virchow und Prof. Emerich Deininger. Budapest, bei Friedrich Kilian, 1891.

Der Jahrgang 1890 dieser Zeitschrift hat (auf S 198 u. f.) einen eingehenden Bericht über die beiden ersten Theile dieses grossen und reich ausgestatteten Werkes gebracht. Aus den dort gemachten Mittheilungen sollte das Wesen und die Bedeutung der genannten Fundstätte hervorgehen und es dürfte deshalb überflüssig sein, nochmals hierauf einzugehen; es kann demgemäss auch nur meine Absicht sein, mich allein mit dem Inhalte des vorliegenden dritten Theiles zu beschäftigen.

Ich habe bei der Besprechung der beiden ersten Theile unverhohlen der Anschauung Raum gegeben, dass sie sich wohl als ein sehr gewissenhaftes Fundprotokoll darstellen, dessen Studium aber ermüdend ist und eine grössere Uebersichtlichkeit wünschenswerth erscheinen lässt. In der Vorrede zu dem nun vorliegenden dritten Theile rechtfertigt der Verfasser den von ihm eingeschlagenen Vorgang, gegen den sich grundsätzlich nichts einwenden lässt; allein er sucht doch auch einem nicht nur von mir und Anderen, sondern auch gewiss von ihm selbst empfundenen Bedürfnisse zu entsprechen, indem er nunmehr seine Funde übersichtlich zusammenstellt, sie nach gegebenen Gesichtspunkten ordnet, mit anderen vergleicht und sodann die Schlussfolgerungen zieht.

Demgemäss behandelt er in einer Einleitung und in sieben Abschnitten die Fragen über die allgemeine Stellung des prähistorischen Schanzwerkes von Lengyel, über die Wohnungen der Bevölkerung dieser Ansiedelung in der jüngeren Steinzeit, über deren Beerdigung in hockender Lage, über deren Schmuck, Geräthe aus Stein, Bein und Hirschgeweih, deren Thongefässe und Gefässmalerei. Im VIII. Abschnitte entwirft er ein Culturbild des Lengyeler Volkes dieser Zeit, um endlich im IX. die Zeitbestimmung der ersten Ansiedler zu erörtern.

In den folgenden Abschnitten werden sodann die späteren Ansiedler, deren Geräthe aus Metall, deren Gefässe und Zeitstellung eingehend besprochen. Der XIII. Abschnitt ist der Vergleichung der Cultur beider Völker, der XIV. der besonderen Frage über die Erbauer der Befestigungswälle gewidmet. In ausführlichster Weise verweilt der Verfasser bei den Wohnungen, bei der Bestattungsweise und bei der Keramik der steinzeitlichen Bevölkerung von Lengyel, die ja in der That eine eingehende Würdigung verdienen.

Es ist unmöglich, in den überreichen Inhalt des vorliegenden Buches näher einzugehen; ich muss mich vielmehr mit der Beifügung begnügen, dass der Verfasser nichts ausser Acht lässt, was zur Kennzeichnung der culturgeschichtlichen und zeitlichen Stellung jener auch für unsere eigenen Untersuchungen so überaus wichtigen prähistorischen Ansiedlung dienen kann, dass er zu diesem Zwecke insbesondere eine Fülle der verwandten Erscheinungen von ganz Europa zum Vergleiche herbeizieht, wobei er eine geradezu staunenswerthe Kenntniss der einschlägigen Literatur bethätigt.

Die fachmännische Untersuchung der Pflanzenreste der Lengyeler Fundstätte hat Professor und Director E. v. Deininger in Keszthely durchgeführt, deren Ergebnisse in einem Anhange zu dem Werke des Herrn Wosinsky beigefügt sind. Dieser hatte noch überdies den glücklichen Gedanken, Virchow's schon aus der Zeitschrift für Ethnologie (Jahrgang 1890, S. 97 u. ff.) bekannten Bericht über die nach dem Anthropologen-Congresse in Wien veranstaltete „Excursion nach Lengyel" mit aufzunehmen, wodurch sein Werk in rein anthropologischer Beziehung die erwünschte Ergänzung und eine selten erreichte Vollständigkeit erhielt, welche deshalb von ausserordentlichem Werthe ist, weil die Ergebnisse der diesfälligen Untersuchungen Virchow's für die Beurtheilung der ethnographischen Stellung der steinzeitlichen Bewohner der Lengyeler Ansiedelung von der grössten Bedeutung und zur Entscheidung der eben jetzt mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und grossem Aufwande von Gelehrsamkeit behandelten Frage über die Herkunft der Arier beizutragen geeignet ist.

So ist nun durch Wosinsky's vieljähriges Bemühen ein Werk geschaffen worden, mit dem sich die Forschung noch lange Zeit zu beschäftigen haben wird. **M. Much.**

14.

Kříž, Dr. Martin. Kůlna a Kostelík. Dvě jeskyně v útvaru devonského vápence na Moravě. Bádání a rozjímání o pravěkém člověku. Brno 1881. 8°. 474 S., 10 Tab. (Kůlna und Kostelík. Zwei Höhlen in der Devonkalkformation Mährens. Forschungen und Erwägungen über den Diluvialmenschen. Auf Grund eigener Forschungen von Dr. Martin Kříž. Brünn 1891.)

Nunmehr liegen Heft II und III dieses Werkes vor, womit dasselbe abgeschlossen erscheint. Im Anschlusse an die in den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIX. Bd., 1889, S. [35], enthaltene Besprechung des ersten Heftes dieser für die Urgeschichte Mährens ungemein wichtigen Publication möge noch Folgendes angeführt werden.

In den beiden weiteren Theilen behandelt der Verfasser ausführlich den prähistorischen Menschen in Mähren und gelangt nach eingehenden Vergleichen nach Erwägung sämmtlicher in Betracht kommender culturgeschichtlicher und sprachlicher Momente zu dem Ergebnisse, dass den baskischen Höhlenbewohnern indoeuropäische Völker, u. zw. die Kelten, hierauf die Germanen und schliesslich die Slawen als Bewohner Mährens folgten. Autor hat mit einem erstaunlichen Fleisse zahlreiche etymologische, ethnographische, numismatische und archäologische Belege gesammelt, um diese Annahmen be-

weisen zu können. Er ist dadurch mit vielen neueren slawischen Forschern, welche die Slawen schon als autochthone Bewohner Mährens seit den diluvialen Zeiten betrachten, in Widerspruch gerathen, weshalb er auch in verschiedenen Zeitschriften angegriffen und seine Resultate entschieden bekämpft wurden. Dr. Kříž hat jedoch die Ergebnisse seiner Forschungen auf eine derart feste Grundlage gestellt, dass ihm nur schwer sachlich beizukommen ist.

Den Abschluss des Werkes bildet der zoogeographische Theil, in welchem Dr. Kříž über seine Untersuchungen des Diluviums auch ausserhalb der Höhlen berichtet und interessante Betrachtungen über die Fauna, das Klima, den landschaftlichen Charakter, über erratische Blöcke, über den Ursprung und die Bildung von Schotter und Löss während der Diluvialzeit anstellt.

Urgeschichtsforscher, welche sich mit der Prähistorie Mährens im Besonderen und Oesterreichs im Allgemeinen befassen, werden dieses hochwichtige und gehaltvolle Werk, welches eine reiche Fülle von Gedanken enthält, kaum entbehren können. **Florian Koudelka.**

15.

Hein, Alois Raimund. Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Ein Beitrag zur allgemeinen Ornamentgeschichte. Mit 30 Original-Illustrat. Wien 1891, A. Hölder. 8°. 48 S.

Wie schon der Titel lehrt, bilden den Gegenstand der Untersuchung die sogenannten geometrischen Ornamente, soweit dieselben an den Arbeiten der eingeborenen Völker Amerikas zu Tage treten. Diese Ornamente haben sich bekanntlich überall auf der ganzen Erde gefunden, wo irgend einmal der Mensch eine wenn auch nur primitive Kunstthätigkeit entfaltet hat. Man hat auch schon öfter die Frage nach ihrer Entstehung aufgeworfen, ob sie bei allen oder doch einigen dieser Völker spontan entstanden seien oder von einem Zeugungsmittelpunkte aus ihre Verbreitung gefunden haben. Diese Frage ist im Grunde gleichbedeutend mit derjenigen nach dem Ursprunge des menschlichen Kunstschaffens überhaupt und eine Einigung darüber dermalen nicht leicht zu erzielen, weil diesbezüglich principielle Anschauungen einander gegenüberstehen, von denen keine ein empirisches Beweismaterial aus der Urzeit beizubringen vermag und daher ihre Gegnerin aus der Ueberzeugung der Andersgesinnten nicht mit greifbaren Gründen zu verdrängen vermag. Viel wäre schon gewonnen, wenn wir die Bedeutung kennen würden, welche die in Rede stehenden Ornamente von ihren Pflegern, solange diese letzteren noch auf primitiver Entwicklungsstufe gestanden sind, beigelegt worden waren. Die Benennungen, die von den Culturvölkern der alten Welt nachweislich dafür gebraucht wurden, kann hinsichtlich ihres Zusammenhanges mit der ursprünglichen Bedeutung höchstens nur ein hypothetischer Werth zuerkannt werden; so den Benennungen von Mäander und Kyma bei den Griechen, wenngleich diesen beiden verwandten Motiven der gemeinsame Bezug auf Wasser zu Grunde liegt. Ich möchte diesbezüglich nicht einmal mit den Chinesen eine Ausnahme machen. Wenn ein chinesischer Schriftsteller des XI. Jahrhunderts n. Chr. die Spirale als Wolken-Donnermuster erklärt, so vermag ich darin ebensowenig zwingende Beweiskraft für die ursprüngliche Bedeutung zu erkennen, wie in Vitruvs Tabel von der Entstehung des Akanthus Kapitäls. Jedes Culturvolk — und die Chinesen sind es doch im eminenten Sinne — ist über die Reste seiner naiven Anfänge in Glauben, Sitte, Kunst u. s. w. in mehr oder minder radicaler Weise hingegangen und hat sein rationalistisches Zeitalter gehabt, wo man sich die Dinge verstandesmässig zurechtgelegt hat. Günstiger als in der Alten Welt scheinen aber die bezüglichen Verhältnisse in Amerika zu liegen, und es war ein glücklicher Griff des auf dem Gebiete der ältesten Ornamentgeschichte bereits rühmlich bewährten Verfassers, dass er das geschlossene Material, das uns die Neue Welt an geometrischen Ornamenten bisher geliefert, zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat.

Die Ergebnisse, die wir da unter Hein's belehrender Führung gewinnen, überraschen eher durch ihre Einfachheit als durch das Unerwartete ihres Inhaltes, worin allein schon eine Empfehlung liegt. Die eingeborenen Völker Amerikas, die über Naturreligion nicht hinausgekommen sind, gebrauchten vormals oder gebrauchen heute noch die im Titel genannten geometrischen Hauptornamente als symbolische Versinnbildlichungen gewisser astronomischer oder meteorologischer Vorgänge, welche ihre Cultur und ihr intellectuelles Leben überhaupt erfüllen. Die Sonne als Spenderin des belebenden Lichtes und der Wärme, das Wasser als befruchtender Regen, der Kreislauf der Materie als rotirendes Weltprincip — sie kehren in die Deutung bei allen diesen Völkern immer wieder. Soll hiefür der Anstoss von einer einzigen Seite, etwa von den Azteken ausgegangen sein? Hein glaubt, dies verneinen zu sollen. Für die Versinnbildlichung primitivster Vorstellungen gebrauchte man die allereinfachsten, der ungeschulten Hand geläufigsten Figuren: die geometrischen Motive. Dieser gibt es nicht viele, und daher müssen die wenigen überall wiederkehren. Das Motiv war aber nach Hein bereits vorhanden vor seiner Anwendung als Symbol. Dies muss scharf betont werden, um den Ideengang des Verfassers richtig zu verstehen. Denn wenn z. B. der Stufenmäander an der Hand von mexikanischen Zeichnungen aus den Treppenabsätzen der Wasserschutzbauten erklärt wird, so wird wohl Niemand glauben, dass in der That erst die Wahrnehmung der letzteren auf die Schaffung der ersteren geführt hat. Auch Hein will dies natürlich nicht behaupten, sondern blos darthun, aus welchem Grunde gerade der bereits vorhanden gewesene Stufenmäander zum Symbol des die Ströme schwellenden Regenmonats gemacht worden sein mochte. Nebenbei fällt mancher belehrende Seitenblick auf die analogen Verhältnisse in der Alten Welt, wo die Dinge zwar, wie schon erwähnt, minder klar liegen, bei deren Beurtheilung man aber Hein's Beobachtungen wird gleichwohl in Rechnung ziehen müssen. Die Entstehung der geometrischen Ornamente im allerletzten Grunde ist damit freilich nicht geliefert und war auch von Hein nicht beabsichtigt: er wollte uns nur mit sicherer Hand zurückleiten bis zu jenem Punkte, zu dem sich die Geschichte der geometrischen Ornamente dermalen zurückverfolgen lässt, ohne dass man den empirischen Boden vollständig verliert. Was weiter zurückliegt, darüber drückt sich Hein überaus vorsichtig aus. Aus wiederholten Stellen (S. 26, 28) scheint hervorzugehen, dass auch er der vorherrschenden materialistischen Theorie von der ornamentbildenden

Technik weitgehende Berechtigung zuerkennt. An anderen Stellen spricht er aber von einer künstlerischen Urzeugung, die in einer geistigen Prädisposition des Menschen begründet läge, was eine mehr spiritualistische Auffassung vom Ursprunge des Kunstschaffens verräth. Hoffentlich werden weitere Veröffentlichungen auch über das diesbezügliche Glaubensbekenntniss Hein's volle Klarheit bringen, das mit Rücksicht auf das umfassende Wissen und den eindringenden Scharfsinn, womit derselbe dieses bisher fast brachgelegene Gebiet bearbeitet, gewiss Bedeutung beanspruchen und Berücksichtigung finden wird. **A. Riegl.**

16.

Goodyear, H. Wm., Curator of the department of fine arts in the Brooklyn Institute of Arts and Sciences. **The grammar of the lotus, a new history of classic ornament as a development of Sun worship.** London, Sampson Low, Marston & Comp. 1891. 4°. 408 S.

Neu ist an dieser Ornamentgeschichte vor Allem der Radicalismus, mit welchem der Verfasser alle stilisirte Ornamentik auf eine einzige locale Urquelle zurückführt. Der Ideengang, der ihn dazu geleitet hat, ist in Kürze gefasst folgender: Die älteste nachweisbare Civilisation hatte ihren Sitz in Aegypten. Die Altägypter haben einen Sonnencultus ausgebildet und zur Versinnlichung desselben eine Anzahl von Symbolen geschaffen, die in ihrer bildlichen Darstellung auf Bauwerken, Geräthschaften, Kleidern u. s. w. zugleich die ersten Ornamente gewesen sind. Die wichtigsten Typen haben die Lotuspflanze, ihre verschiedenen Theile und die Erscheinungsformen ihrer Blüthe zum Ausgangspunkte gehabt. Von den Aegyptern verbreitete sich Civilisation, Sonnencult und Ornamentik zu den benachbarten Völkern, nach Westasien und nach den Küsten des Mittelmeeres. Die altorientalischen Künste sowie die griechische Kunst vor dem Aufkommen des Naturalismus im IV. Jahrhundert v. Chr. beruhen auf ägyptischer Grundlage. Soweit berühren Goodyear's Aufstellungen blos die classische Archäologie und diese mag sich damit auseinandersetzen. Aber der Verfasser geht noch weiter und unterwirft seiner Theorie Gebiete, deren Bearbeitung eine Sonderaufgabe der Prähistorie und der Ethnologie bildet, und dies ist hauptsächlich der Grund, weshalb das Buch in diesen Blättern nicht unerwähnt bleiben durfte.

Nur die Cultur des „paläolithischen" Menschen scheidet Goodyear aus dem Geltungsbereiche seines Systems aus. Zwischen der Cultur, welche die Thierzeichnungen auf den Mammuthknochen aus den Höhlen der Dordogne hervorgebracht hat, und der Cultur der älteren Bronzezeit gähnt ein Hiatus. Diese letztere Cultur steht aber bereits vollständig unter dem Banne der ägyptischen Cultur und Kunst. Mit der Bronze kamen nämlich die geometrischen Ornamente vom Mittelmeer nach dem Norden und was das Mittelmeer oder vielmehr die dasselbe umwohnenden Völker ihr Eigen nannten, das war eben ursprünglich ägyptischer Besitz und von diesen entlehnt oder wenigstens danach fortgebildet. Aber auch an diesem Punkte macht Goodyear's Theorie noch nicht Halt. Sie umfasst noch Indien und China, wofür Goodyear's Ausführungen in der That viel Beachtenswerthes enthalten, ferner Amerika, hinsichtlich dessen er die Vertheidiger einer autochthonen amerikanischen Ornamentik auffordert, einige Funde von augenscheinlich empirisch-antiker Herkunft zu rechtfertigen: der gefügelten Sonnenscheibe aus Yucatan, der semitischen Venus aus Mexico, ägyptischer Hieroglyphen aus Palenque, des aztekischen Zodiakus in seinem Zusammenhange mit dem indischen, der seinerseits wieder mit dem westasiatisch-mittelländischen zusammenhängt u. s. w. Von den Malayen vermuthet Goodyear auf Grund ihrer Ornamentik, dass sie den natürlichen Zwischenhandel von Aegypten nach Indien in antiker Zeit besorgt haben mochten. So erklärt er sich Aegyptisirendes in den Künsten der Dayaks, der Polynesier und der Maori. Selbst die Eskimo sind nicht vergessen, die über Sibirien das Motiv der concentrischen Kreise empfangen haben sollen.

Diese flüchtige Andeutung des Inhaltes könnte verblüffend wirken; man wird sich aber damit auch ernstlich auseinanderzusetzen haben, da Goodyear seine Behauptungen nicht blos in allgemeinen Sätzen vorbringt, sondern überall auch mit monumentalen Beweisen zur Hand ist: dieselben füllen 67 Tafeln mit durchschnittlich je einem Dutzend Einzelabbildungen, ausserdem zweihundert Textillustrationen. Soweit das classische Ornament in engerem Sinne in Spiel kommt, könnte die Publication sogar von wesentlichem Nutzen sein, schon um des frischen Zuges willen, der nunmehr in die bezügliche Forschung kommen dürfte, nachdem man sich zwei Jahrzehnte lang in völlig unfruchtbarer Weise damit abgequält hat, die Techniken ausfindig zu machen, welche die einzelnen Ornamente der classischen Kunst selbstthätig und spontan hervorgebracht haben sollten. Aber auch die Prähistorie und die Ethnologie, wenngleich dieselben die Dinge doch nicht so glatt finden durften, wie sie Goodyear darstellt, werden aus der angeregten Discussion Nutzen ziehen können, selbst wenn der erste Versuch, die primitive Ornamentik vom Gesichtspunkte eines zusammenhängenden historischen Systems zu betrachten, ein negatives Resultat erzielen sollte. **A. Riegl.**

17.

Zíbrt, Dr. Č. Skřítek v lidovém podání starocském. Der Hausgott (Hauskobold) in der altböhmischen Volkstradition. Prag 1891.

Diese Schrift bildet einen Beitrag zu dem seit Safařík's und Hanuš's Tode beinahe völlig brach liegenden Studium der böhmischen Mythologie. Diese ist zwar nicht das eigentliche Gebiet des Dr. Zíbrt, dessen Augenmerk vielmehr bisher hauptsächlich darauf gerichtet war, die alten Sitten und Bräuche des böhmischen Volkes auf Grund der in der altböhmischen Literatur erhaltenen Nachrichten zu schildern. Sein Hauptwerk ist das in diesen Mittheilungen bereits seinerzeit besprochene Buch „Staročeské výroční obyčeje". Dass er jedoch bei der Durchsicht der älteren böhmischen Literatur auch auf manche Nachrichten traf, die auf die mythologischen Anschauungen des böhmischen Volkes in längst vergangenen Zeiten Streiflichter werfen, ergibt sich von selbst. Was er nun dabei auf das mythische Wesen des slawischen Hausgottes oder Hauskobolds skřítek Bezügliches gefunden hat, das hat Dr. Zíbrt im vorliegenden Werkchen zusammengetragen. Es enthält mehr, als uns von irgend einem anderen mythischen Wesen des böhmischen Volkes in alten Schriften überliefert worden ist. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, dass ja der

skřítek jenes geheimnissvolle Wesen ist, mit welchem der böhmische Hauswirth und das Hausgesinde in ununterbrochenem Contacte stehen. Er bewacht das Haus, er ist der Spender des Glückes und Reichthums, aber auch die Ursache jedes Missgeschickes, wenn er von den Hausleuten gereizt wird. Alles, was dem schlichten Verstande des Landmannes nicht sofort erklärlich ist, wird dem Treiben des skřítek zugeschrieben. In alter Zeit war allerdings der Glaube an dieses Wesen nicht auf das Landvolk beschränkt, sondern fand selbst in den höchsten Kreisen Eingang, wie es ja eine Stelle in der Selbstbiographie Kaiser Karls IV. bezeugt, dass der Kobold selbst gekrönte Häupter mit seinem Unwesen nicht verschonte. Spätere Jahrhunderte sahen darin jedoch schon einen Aberglauben, beziehungsweise einen Ueberrest der heidnischen Religion. Und eben die Bekämpfung dieses Aberglaubens in unzähligen religiösen Schriften der damaligen Glaubens- und Sittenrichter verdanken wir die zerstreuten Nachrichten, aus denen uns Dr. Zíbrt mit dem ihm eigenen rastlosen Fleisse in kritischer Weise und streng wissenschaftlicher Form ein Bild des slawischen Hauskobolds zusammenzustellen unternommen hat. Einen ausführlichen Absatz widmete er auch der Beweisführung der Behauptung, dass das slawische Volk auch die bekannte, namentlich in Polen häufiger anzutreffende Haarkrankheit — den Weichselzopf — demselben Hauskobold zuschreibt, und liegt die Vermuthung nahe, dass damit auch der Vampyrglauben und die posthume Schädelresection in irgend welchem Zusammenhange stehen dürfte.

Diese Schrift bildet das erste Heft der Knihovna Českého Lidu, einer Collection von umfangreicheren folkloristischen Abhandlungen, die als eine Vervollständigung des Programmes der von Dr. Zíbrt und Dr. Niederle gegründeten folkloristischen Zeitschrift „Český lid“ („Das böhmische Volk“) in loser Folge erscheint.

V. Houdek.

18.

„Český lid.“ Sborník věnovaný studiu lidu českého v Čechách, na Moravě, ve Slezsku a na Slovensku. Das čechische Volk. (Ein Sammelwerk, dem Studium des čechischen Volkes in Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn gewidmet.) Redacteure: Dr. Lubor Niederle und Dr. Č. Zíbrt.

Die Čechen können sich mit einem bedeutenden, über das Volksleben gesammelten Material ausweisen, allein eine systematische Arbeit auf dem Gebiete der Folkloristik haben wir bis jetzt vermisst. Unter dem Einflusse Herder's und der romantischen wissenschaftlichen Schule der Brüder Grimm, ferner des Ostens, der sogenannten russischen „Narodnici“ und „Slavjanofili“, welche im Volke die Spuren des ursprünglichen slawischen Geistes suchten, und des Südens, „Vuk Karadžic“, fingen auch in Böhmen, Mähren und Schlesien Einzelne an, sich für das Leben des Volkes zu interessiren. In Böhmen bemerken wir glückliche Anfänge schon in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts; so sammelten z. B. Rittersberk, Čelakovský („Ohlas“) Volkslieder; besonders ragt dann auch Karl Jaromir Erben hervor. In Mähren, wo das Volksleben noch nicht durch den Kampf um's Dasein nivellirt wurde, wo sich der ursprüngliche und frische Volksgeist bis heute erhalten hat, erwarb sich in dieser Hinsicht Sušil nicht geringe Verdienste, in der Gegenwart dann auch der beste mährische Dialektologe und Ethnograph, Herr Bartoš, im slowakischen Ungarn ferner Šafařík, Kollár, B. Němcová, Dobšinský. Ausserdem veranstaltete die „Slavia“ Sammlungen von Volksliedern und Sagen und zudem wurde auch Einzelnes aus dem gesammelten Material verarbeitet, worunter manch hübsches Werk zu nennen wäre [1]).

Dennoch war eine systematische Arbeit nirgends zu verzeichnen und die Folkloristik blieb eine Liebhaberei einzelner Dilettanten. Als dann in Polen neben „Spraw. anthr. ludow.“ die Herausgabe der erwähnten Zeitschrift „Wisła“ begann, in Russland „Ethnographičeskoe Obozrěnie“ und „Živaja Starina“ von Prof. Lamanskij, in Bulgarien der „Sborník“ veröffentlicht wurde, machte sich auch in Böhmen in Folge literarischer Concurrenz doppelt die Nothwendigkeit fühlbar, eine ähnliche folkloristische Zeitschrift zu gründen. In diesem Unternehmen versuchten sich die beiden obgenannten jungen Gelehrten und wir können mit gutem Gewissen constatiren, dass sich die in Rede stehende Zeitschrift in den besten Händen befindet.

Dem Programme entsprechend ist beinahe der ganze erste Jahrgang nur dem čechischen Volke gewidmet; wir sind jedoch überzeugt, dass sich in der Zukunft auch das vergleichende Studium herausbildet, so dass „Český lid“ zu einer wissenschaftlichen Zeitschrift wird, welche ähnlichen fremdsprachigen Werken vollkommen an die Seite gestellt werden kann. Der čechische Folklorist hat nicht nur die Aufgabe, die čechischen Sitten und Gebräuche zu erforschen und die geistige Werkstätte wie der Jetztzeit, so auch die ehemalige in der Culturgeschichte zu durchgehen, er hat auch noch eine andere Aufgabe, wodurch er sich in Vielem von seinen anderssprachigen Collegen unterscheidet. Der čechische Folklorist muss constatiren, was ursprünglich čechisch, slawisch und was deutsch ist, wie aus der geographischen Lage und der gegenseitigen Berührung der beiden Nationen ersichtlich ist, was übernommen und von wem es übernommen ist; eventuell muss er herausfinden, was beide Völker vom Westen übernommen haben und durch wessen Vermittelung. Besonders wichtig ist dann das Studium im Osten, an der Grenze der verschiedenen Dialekte der Čechen, Polen, Slowaken und Mährer. Eben in den Landstrichen, welche den Uebergang bilden, ist das Volksleben am buntesten und anziehendsten für den Ethnographen, besonders für den Philologen, und deshalb hat man ihnen zunächst seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das gesammelte Material muss dann theoretisch, wissenschaftlich verarbeitet werden, wobei man zuerst das Slawische und Litauische in's Auge fassen, dann aber auch das Deutsche, Ungarische, Rumänische gehörig zu berücksichtigen hat.

„Český lid“ bringt schon vom Beginne an die einschlägige „Literatur“, Referate und Uebersichten, an denen sich hauptsächlich die beiden Redacteure betheiligen. Schade, dass es ihnen nicht möglich ist, den einzelnen Artikeln eine grössere Ausführlichkeit zu widmen.

Die Redaction hat eine eigene Rubrik offen gelassen, in die sie die eingesandten Beiträge über die Gebräuche des Volkes einreiht. In dem ersten Jahrgange finden sich Belege

[1]) Ein Ueberblick über die čechische Folkloristik, aus der Feder des Dr. Polívka stammend, erschien in der polnischen Zeitschrift „Wisła“, übersetzt in den „Literarní listy“ und in „Český lid“ von Ferd. Pátek.

dafür in „Vánoce“ und „Od vánoc do velikonoc“ („Weihnachten“ und „Von Weihnachten bis Ostern“) ein sehr kostbares Material, womit sich die Redaction alle Jene zu Dank verpflichtet hat, die in dem Fache arbeiten, da diese dadurch auch die Ausdehnung der einzelnen Gebräuche controliren können. Was den allgemeinen Theil anbelangt, muss ich noch des werthvollen praktischen Aufsatzes von Ferd. Pátek „Česká literatura folkloristická do roku 1890“ (Čechische folkloristische Literatur bis zum Jahre 1890) erwähnen, in welche auch die einzelnen Beiträge aus den täglichen und periodischen Zeitschriften eingereiht sind, für deren Zusammenstellung wir dem Sammler derselben nicht genug danken können.

Dem Texte sind viele Illustrationen beigegeben, welche sich besonders auf volksthümliche Stickereien, Trachten und Bauten beziehen.

Die einzelnen Nummern des „Český lid“ brachten Artikel des verschiedenartigsten Inhaltes; es schien uns beinahe „des Guten zu viel“, so dass wir den Schluss der einzelnen Abhandlungen kaum erwarten konnten. Nun liegt uns aber bereits der ganze reichhaltige erste Jahrgang vor.

In dem anthropologischen Theile, dessen Redacteur Dr. Niederle ist, sind die Abhandlungen des Dr. Matiegka, „Hroby se skrčenými kostrami v Čechách“ (Gräber mit hockenden Gerippen in Böhmen) und „Příspěvky ku poznání tělesné povahy obyvatelstva v severozápadních Čechách“ (Beiträge zur Erkenntniss der körperlichen Beschaffenheit der Bewohner des nordwestlichen Böhmens), sehr gewissenhafte Arbeiten, besonders werthvoll. Durch einen weiten wissenschaftlichen Ueberblick und durch kritischen Geist zeichnet sich auch Dr. Niederle's „Několik slov o pěstování české archaeologie“ (Einige Worte über die Pflege čechischer Archäologie) aus, welcher dieser Liebhaberei einzelner Dilettanten eine wissenschaftliche Grundlage geben will und das interessante „Lužický (polabský) ráz hrobů i vztah jeho k jménům osad“ (Wendisches (polabisches) Gepräge der Gräber und ihr Bezug auf die Namen der Ansiedelungen) von Čermák.

Gehen wir nun zur ethnographischen Abtheilung über, welche der strebsame Dr. Zíbrt redigirt. Am werthvollsten erscheint uns die Abhandlung des Dr. Hostinský „O naší světské písni lidové“ (Ueber unser weltliches Volkslied), welche die Volkslieder vom musikalischen Standpunkte betrachtet, zudem eine literarische Einführung die Erwähnung der Form und die Declamation, das Alter der Lieder und ausser dem eine kleine psychologische Ergänzung enthält. Hostinský ist Meister in seinem Fache. Prof. Koula hat sich durch seine Schrift „O kroji lidu slovenského“ (Trachten des slowakischen Volkes) mit zahlreichen Illustrationen, verdient gemacht, obgleich es angezeigt wäre, dass die Volkstrachten colorirt seien. Dieser Einwand soll jedoch kein Vorwurf für die Redaction sein. Wir hoffen, dass bei dem Conservatismus der Slowaken ihre Tracht sich noch lange erhält, obgleich wir bei den Slowaken an der niederösterreichischen Grenze von der jüngeren Generation erfahren haben, dass sie sich nicht mehr in heimische Tracht kleiden, sondern sich die „deutsche“ kaufen werde. Der verdienstvolle Fr. Bartoš, welcher eben ein Werk unter dem Titel „Moravský lid“ („Das mährische Volk“) veröffentlicht, betheiligt sich mit dem gelungenen Aufsatze „Pověry a zvyky lidu moravského při hospodářství“ (Aberglaube und Gebräuche des mährischen Volkes in der Landwirthschaft) und mit „Některé správy o skřítku dle dosavádních názorů lidu moravského“ (Einige Berichte über die Hausgeister nach den bisherigen Auffassungen des mährischen Volkes), welche sich durch Gewissenhaftigkeit, die bekanntlich diesem hervorragenden Sammler besonders eigen ist, auszeichnen. Der Artikel „Vodník v podání lidu českého“ (Der Wassermann in den Sagen des čechischen Volkes) von Prof. Košťál ist eine gründliche Arbeit, welche von einer grossen Belesenheit des Herrn Verfassers zeugt. Hiezu ist aber zu bemerken, dass in Böhmen das Wort „vodník“ ganz unbekannt ist und erst aus der Schule gebracht wurde, wo es wahrscheinlich aus dem slowakischen „vodný muž“ (den Namen „vodník“ kennen auch die Slowaken nicht) gebildet wurde. In Böhmen sagt man nur „hastrman“, das aus dem deutschen „Wassermann“ entstanden ist; dieses Wort kennen auch die Deutschen in Böhmen („Hastermann“), doch ist es aus dem Čechischen herübergenommen. Dr. J. Jakubec „K názvosloví našeho dialektu“ (Zur Terminologie unseres Dialektes) — zwischen Jičin und Turnau — ist eine bemerkenswerthe dialektische Studie, zu der sich F. Hruška's „Narodní písně z Chodska“ (Volkslieder aus Chodsko) als würdiges Seitenstück anreiht, indem er dieser altehrwürdigen Gegend eine besondere Aufmerksamkeit schenkt („Květy“ 1891). Literaturgeschichtlich wichtig ist der gelungene Aufsatz des Herrn Dr. Tille „Lidové povídky v panovníkovi, povolaném od železného stolu“ (Erzählungen aus dem Volke von dem Herrscher, der vom eisernen Tisch zum Throne berufen wurde) d. h. von Přemysl und Stefan. Von Přemysl sind uns zwei Sagen erhalten, die eine von dem Herrscher, der dem Bauernstande entstammte, und die zweite von der Stange, die, in den Boden gerannt, zu blühen begann. Derjenige, der sich künftig mit čechischen Bauten befassen will, wird sicherlich mit Vergnügen zur Abhandlung des Abgeordneten K. V. Adámek „Selský statek v okresu hlineckem“ (Das Bauernhaus im Bezirke Hlinsko) greifen, die auch mit Illustrationen versehen ist. Selbst der Dialektik sind hier viele Beiträge erhalten. Prof. Vykoukal hat sich schon längst einen Namen in der čechischen ethnographischen Literatur erworben und auch hier lieferte er in einer genauen Speisekarte „Ze selské kochyně“ (Aus der ländlichen Küche) aus Böhmisch-Brod einen nennenswerthen Beitrag. Diesem Artikel ähnlich sind die der Frau V. Pittner „Ze žďárských hor“ (Aus dem böhmisch-mährischen Gebirge), der Frau V. Havelka „Některé zbytky starého řemesla domácího“ (Einige Ueberbleibsel der alten Hausindustrie); der interessante Unterschied im Volke verschiedener Confessionen wird dargelegt in „Z obcí náboženský smíšených na nejzazším východě Čech“ (Aus den gemischt religiösen Gemeinden im östlichsten Böhmen) von Th. Novák. Frau R. Tyrš referirte „Ueber die Stickereien des čechischen Volkes auf der Prager Jubiläumsausstellung 1891“. Auch hier wären gemalte Bilder erwünscht gewesen, sonst ist auch diese Arbeit anerkennenswerth. Für den Artikel „Rozhled po lužické literatuře“ (Rundschau über die lausitz-wendische Literatur) von Herrn A. Černý ist gewiss jeder Fachmann, besonders aber ein Slawist, vom Herzen dankbar. Angenehm zu lesen sind die Vzpomínky z mé činnosti sběratelské“ (Erinnerungen an mein Wirken als Sammler) von dem verdienstvollen Sammler mährischer Märchen, Herrn Kulda.

Der grösste Theil der anderen Artikel ist culturgeschichtlichen Inhalts: Hraše „Sbor českých bratří v Náchodě“ (Ge-

meinden der böhmischen Brüder in Nachod). J. Vávka: „Z pozůstatků Berounské knihy svědomí“ (Aus den Ueberresten des Berauner Strafbuches); Frau A. Kellner: „Staré zvyky v okolí Domažlic“ (Alte Gebräuche aus der Umgebung von Tauss); Dr. V. Nováček: „Relací o příčině obnovení a vsázení mezníkův mezi rolími nad Polepy“ (Relation über Erneuerung und Setzung der Grenzsteine zwischen den Feldern in Polepy) aus dem Koliner Gedenkbuche, wozu Prof. Rezek einige Bemerkungen beifügte; „České tance“ (Böhmische Tänze) von Jos Vycpátek; „Svědectví mrtvého“ (Das Zeugniss der Todten) von Winter; Zíbrt: „Zpráva o skřítkovi z roku 1882“ (Berichte über den Hausgeist aus dem Jahre 1882); das lesenswerthe „Slovo o úkolech našeho písemnictví“ (Einiges über die Aufgaben unserer Literatur) von Dr. J. V. Novák, dann „Lidové skazky z okolí Poličského“ (Volkserzählungen aus der Umgebung von Polička) von Al. Jirásek; von H. Houdek, Redacteur des „Časopis Olom. Muzea“: „Moravská kniha o zaklínání duchů“ (Ein mährisches Buch über die Verfluchung der Geister).

Daneben gibt die Redaction nach dem Vorbilde der „Wisła“ eine Bibliothek heraus. Bis jetzt sind zwei Abhandlungen „Ueber die Hausgeister“ von Zíbrt und „Moravská svatba“ (Die mährische Hochzeit) von Bartoš erschienen.

Damit aber auch fremdsprachige Gelehrte aus dem gelieferten Material Nutzen ziehen können, wird am Schlusse des Jahres ein französischer Auszug aus einelnen Abhandlungen erscheinen; doch hoffen wir, dass dieser schon im künftigen Jahre durch die deutsche Sprache ersetzt werde.

Josef Karásek.

Das armenische Bauernhaus.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Armenier.

Von **Parsadan Ter-Mowsesjanz,** derzeit Professor in Etschmiadzin.

(Mit 55 Text-Illustrationen.)

Einleitung.

Durch die interessante Schrift des Herrn Dr. R. Meringer: „Studien zur germanischen Volkskunde. Das Bauernhaus und dessen Einrichtung“ [1]) und namentlich durch einen mündlichen Vortrag desselben über diesen Gegenstand, gehalten in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien am 29. April 1892, worin er uns das nach dem vorhandenen Materiale erschlossene urindogermanische Haus vorführte, wie uns Henning [2]) in so geistreicher Weise, die Andeutungen in den Gedichten des Homer und in Vedenliedern zusammenfassend, die wichtigsten Bestandtheile solch eines Urhauses wahrscheinlich gemacht hat, wurde ich angeregt, eine Beschreibung des armenischen Bauernhauses zu geben, da ich aus dem Vortrage des Herrn Dr. R. Meringer die für mich sehr überraschende Thatsache entnahm, dass unser Bauer bis jetzt sich noch solche Häuser baut, wie jenes reconstruirte Urhaus, namentlich das griechische. Es wäre ja möglich, anzunehmen, dass das armenische Bauernhaus in seiner jetzigen Gestalt eine Entlehnung von der früheren griechischen Bauart sei, da die griechische Cultur seit Alexander dem Grossen und zum Theile auch vorher durch die handeltreibenden Jonier in Armenien Verbreitung gefunden hatte und namentlich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, als die Armenier indirect durch die Vermittlung der Griechen Christen geworden, bis zur Trennung beider Kirchen in höherem Masse sich dem Griechenthum anschlossen; aber dieser Gedanke muss von vorneherein unterdrückt werden, und zwar aus folgenden Gründen: 1. weil, wie wir später sehen werden, ein armenisches Bauernhaus in seiner entwickelten Form dicht neben dem primitiven Bau steht, einem im höchsten Grade einfachen Bau, bei dem wohl von einer Entlehnung keine Rede sein kann, und jede Entwicklung des ersteren ohneweiters auf den letzteren zurückgeführt werden kann, ohne dass es nöthig wäre, dabei fremden Einfluss als mitwirkend anzunehmen, und 2. obwohl mehr als zwei Jahrtausende vergangen sind, seitdem Xenophon in seiner merkwürdigen Reisebeschreibung ein classisches Bild von einem armenischen Bauernhause uns vorgeführt hat, so passt doch jene Beschreibung noch heute buchstäblich auf die Wohnräume unserer Bauern in einigen Gegenden Armeniens. Dieser letztere Grund ist ein durchschlagender Beweis zur Bestätigung des alten Satzes: Im Orient liege Alles in starrer Unveränderlichkeit. Dem widersprechen weder die grossartigen Ruinen von Persepolis, Babylon etc., noch auch das hie und da, insbesondere an den Höfen der persischen Dynastien periodisch aufblühende poetische, künstlerische und culturelle Leben. Denn diese erquicklichen Momente blieben, man kann sagen fast immer, auf gewisse Centren beschränkt und hatten so gut wie gar keinen Einfluss auf das ganze Land; ihre Wirkung hat sich nie in den Hütten der Bauern fühlbar gemacht. Wenn überhaupt von einem auswärtigen Einflusse auf die Bauart des armenischen Bauernhauses die Rede sein kann, so wäre es der tatarische, unter welchem Namen die mongolisch-turanischen Völker zu verstehen sind; denn hauptsächlich diese Völker sind es, welche seit den Zügen des Timurlan in ganz Kleinasien sich verbreiteten und zu Wohnorten nicht, wie die Griechen, die Städte, sondern zum Theile das flache Land und hauptsächlich die grossen, schönen Weideplätze wählten; in Folge dessen kamen sie in sehr nahe Berührung mit dem Landvolke und waren in der Lage, es zu beeinflussen. Alle diese Völker traten in kürzester Zeit zum Mohammedanismus über, wodurch allerdings die Lage der unterworfenen christlichen Armenier im höchsten Grade unerträglich wurde; aber gerade dieser Umstand trug am meisten dazu bei, dass die Armenier so wenig als möglich sich von diesen barbarischen Stämmen beeinflussen liessen und ihr nationales Gepräge unverfälscht

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXI, N. F. Bd. XI.

[2]) Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung von Rudolf Henning; Strassburg 1882.

bewahrten. Es ist z. B. den rechtgläubigen Mohammedanern durch die religiöse Sitte[1]) strengstens verboten, etwas Essbares, was von der Hand eines Christen berührt wurde, zu geniessen, denn man scheut sich, mit den Christen in Berührung zu kommen, obwohl die Habe und das Leben derselben zu rauben als das heilige Gebot der Rechtgläubigen gilt; sie nennen die von christlicher Hand berührten Dinge Aermenik'esch, d. h. vom Armenier berührt. Aber diese Verachtung ist eine wechselseitige geworden; eine alte gläubige armenische Frau wird lieber hungern, als etwas Thrk'ak'esch (vom Tataren berührt) zu geniessen sich entschliessen, und man hat in solchen armenischen Bauernfamilien, welche Tataren zu Aschna's, d. h. zu Gastfreunden haben, einige Geräthschaften in der Form und mit den Bezeichnungen, wie man sie bei den Tataren gebraucht und benennt; sie kommen dann in Anwendung, wenn der tatarische Gast eingetroffen ist. Diese eigenthümliche Sitte, auf deren Ausdehnung und Consequenzen hier näher einzugehen nicht passend ist, beweist klar den starken Gegensatz beider Völker. Ausserdem brachten diese Nomadenvölker, was den Hausbau betrifft, herzlich wenig aus dem Innern Asiens mit sich; sie wohnten auch in dem eroberten Lande recht lange Zeit, zum Theile noch bis jetzt, in runden Zelten, folglich konnten sie auch dem unterworfenen Volke nur Zelte bauen lehren, aber keine Häuser. Wie wenig diese Völker auch während ihrer langen Herrschaft für die Baukunst geleistet haben, das unterliegt wohl keinem Zweifel und der berühmte Texier[2]) hat, als er etwa vor einem halben Jahrhundert das damals mächtige türkische Reich bereiste, alle unter der Türkenherrschaft entstandenen, etwas Kunstsinn bezeugenden Ruinen verschiedener Paläste und Moscheen als von persischen Baumeistern herrührend erklärt. Um so auffallender muss es jedoch erscheinen, dass viele auf das Haus bezügliche Benennungen aus dem Türkischen in die armenischen Volksmundarten hineingedrungen sind, was jedoch, meiner Ansicht nach, so erklärt werden darf: Es sind die armenischen Dialekte überhaupt sehr stark vom Tatarischen beeinflusst; in einigen Dialekten hört man in einem aus 10 Wörtern bestehenden Satze etwa 4 Fremdwörter. Heute macht sich im russischen Theile Armeniens statt dessen der russische Einfluss fühlbar; z. B. der Gebrauch des russischen Wortes „акошка", das Fenster, in der Form Akuschka (աքուշկա), ist in die Volksmundart hineingedrungen, obwohl die Fenster längst vor dem Einflusse der Russen in Armenien bekannt waren und Patuhan hiessen[1]). Ueber die Möglichkeit des persischen Einflusses werden wir später zu sprechen haben.

* * *

Eine Arbeit wie die vorliegende muss selbstverständlich an Ort und Stelle gemacht werden, um möglichst vollständig und präcise sein zu können, und ich würde mich auch nicht so leicht entschlossen haben, so weit vom Heimatlande, in Wien, mich derselben zu unterziehen, wenn ich persönlich die Sache nicht genau kennen würde und blos auf die schriftlichen und mündlichen Quellen angewiesen wäre. Meine mangelhafte Kenntniss der deutschen Sprache, durch welche verschiedene Härten und Unklarheiten bei der Beschreibung bedingt sind, wird meine Arbeit allerdings in nicht geringem Masse beeinträchtigen.

Meine Kenntnisse beruhen, wie gesagt, vor Allem auf eigenen persönlichen Erfahrungen. Ich bin kein Städter, habe in vielen später von mir zu beschreibenden Häusern gewohnt, bin viel im Lande, speciell im Gouvernement Elisabetpol gereist, habe auch einmal eine Strecke von drei Tagereisen zu Fuss zurückgelegt, die allerdings mit langen Aufenthalten zehn Tage dauerte, und daher hoffe ich, wenn auch, wie unvermeidlich, Manches aus meinem Gedächtniss entschwunden sein muss und manches Detail nicht in erwünschter Weise auszuführen möglich ist, dass ich kaum etwas Wesentliches aus dem Auge lassen werde. Ganz genau kenne ich nur die Dörfer in dem genannten russischen Gouvernement Elisabetpol[2]), welches in seinem jetzigen Umfange die historischen Provinzen Armeniens Siunik (Սիւնեաց աշխարհ, Aschcharh heisst eigentlich die Welt, so wurden die historisch-armenischen Provinzen genannt), Artzachu gavarr (Արցախու գաւառ = die Provinz Artzach) und

[1]) Ueber diese Sitte soll im Koran nichts stehen.

[2]) Texier, Description de l'Arménie, de la Mésopotamie et de la Perse. Paris 1842, Didaut. Ueber den gänzlichen Verfall der Baukunst in Persien unter der gleichfalls tartarischen Kadscharen-Dynastie, vergl.: Dr. Polak, Persien, das Land und seine Bewohner. Leipzig 1865, zwei Theile.

[1]) Patuhan պատուհան besteht aus պատ und հան (aus dem Verbum հանել = Wand ziehen, aus der Wand ziehen, Wandöffnung); ebenso das russische Wort крыша das Dach für's Armenische ktur (կտուր), сакос (ծածկոց) etc. etc.

[2]) Der Name Elisabetpol ist neu und von den Russen gegeben; der alte Name der Stadt ist bei den Armeniern Gandzak (գանձակ), bei den Tataren Quandscha und ist bis jetzt noch beim Volke der gebräuchlichste, während der erstere mehr der officielle Name ist.

Aghuanitz aschcharh (Աղուանից աշխարհ = die Welt der Albanen) umfasst.

Ich bin auch in mehreren anderen Gouvernements gewesen, so in Tiflis (in welcher Stadt ich meine Erziehung genoss), im Baku'schen und zum Theile im Eriwan'schen, aber meine Erinnerungen über die Bauarten der Bauernhäuser in den letztgenannten Gouvernements sind sehr schwach und mit Sicherheit kann ich nur das Eine behaupten, nämlich: Weder die Armenier, noch auch die in das Land derselben eingewanderten Tataren, Kurden etc. bauen hölzerne Häuser, nicht einmal in den holzreichsten Districten. Diese Thatsache gilt, so viel ich aus mündlichen Erkundigungen über das jetzige persische und türkische Armenien erfuhr und in den Berichten der Reisenden bestätigt fand, für ganz Armenien, mit einer sehr geringfügigen Modification, auf die wir später zu sprechen kommen werden.

Besonders werthvoll für mich waren die Nachrichten meiner jetzt in Wien anwesenden Landsleute, welche, da sie aus den verschiedensten, mitunter weitentlegenen Theilen des Landes stammen, mich genau unterrichten konnten, wie die Bauern in ihren Gegenden wohnen, wodurch es mir möglich wird, wenigstens in grossen Zügen ein Bild des Ganzen vorzuführen. Namentlich wichtig waren die Angaben dreier Mitglieder der hiesigen Mechitaristen-Congregation (alle drei aus dem türkischen Armenien) des Paters Josef aus Alaschkert, des Paters Jakob aus Erzerum und des Paters Matheos aus Choturtschur, einem an Lasistan angrenzenden Districte. Allen diesen liebenswürdigen Herren spreche ich hier meinen innigsten Dank aus.

Dann habe ich die leider sehr spärlichen literarischen Nachrichten zu benützen mich bemüht. Diese findet man vor Allem in verschiedenen Reisebeschreibungen, die zum grössten Theile sehr allgemein gehalten sind, und in manchen provinzialen werthvollen Correspondenzen in unseren periodischen Zeitschriften. Sie alle werden an geeigneter Stelle Erwähnung finden [1]).

Da mir gegenüber auch der Wunsch geäussert wurde, der Arbeit entsprechende Abbildungen hinzuzufügen, so kam ich dem Wunsche um so bereitwilliger nach, als mein jetzt in Wien anwesender Freund und Landsmann, der Maler Arschak Fethwadschian, auf's Liebenswürdigste dieselben nach meinen Skizzen auszuführen versprach und diese Arbeit auch in sehr liebevoller Weise durchführte. Ausdrücklich möchte ich hier noch betonen, dass die Zeichnungen trotz der Art ihrer Entstehung möglichst getreu sind, denn sie wurden nur dann endgiltig aufgenommen, wenn sie den einstimmigen Beifall meiner Landsleute gefunden hatten.

* * *

Ausführlich werde ich vor Allem die armenischen Bauernhäuser in dem mir am genauesten bekannten Gouvernement Elisabetpol beschreiben; daher möchte ich vorher Einiges über die geographische Lage und die historischen Schicksale des letzteren vorausschicken.

Dieses Gouvernement bildet einen der südlichsten Endpunkte des grossen russischen Reiches. Seine Grenzen bilden gegen Süden der unterste Lauf des Flusses Arax, welcher zugleich auch der Grenzfluss zwischen dem russischen Reiche und der persischen Provinz Adrbeidschan (armenisch Atrpatakan, Ատրպատական) ist, und dann die erwähnten drei Provinzen: Baku gegen Osten, Tiflis gegen Norden, Eriwan gegen Nordwesten. Das ganze Gebiet zerfällt in zwei von Natur aus sehr verschiedenartige Theile, in den westsüdlichen gebirgigen und den östlichen flachen, in die grosse Wüste Mughan (Մուղանի դաշտ) auslaufenden Theil. Wie grundverschieden diese beiden Theile sind, bemerkt man namentlich, wenn man im Frühsommer beide zugleich nacheinander sieht. Im ersten Gebiete hohe, zackige Felsen mit tiefen Thälern, vielen Sturzbächen, an manchen unzugänglichen Orten mit dichten Urwäldern, mit dunklen Höhlen und Engpässen, die in ihrem Schosse ewigen Schnee bergen, mit grossartigen Weideplätzen, wo im Sommer die unzähligen Schaf- und Viehheerden sich fröhlich tummeln. Eintönig und ermüdend wirkt dagegen die grosse Wüste. Wenn man sich von Schuscha nach Baku oder über Gandzak nach Tiflis wendet, so merkt man recht deutlich den grossen Unterschied; vom kühlen Winde der Berge und dem Schatten der Wälder tritt man allmälig in ein Land, dessen jetziger, uncultivirter Zustand eine Plage für den Menschen bildet, das jedoch, cultivirt, die mannigfaltigsten Segnungen eines tropischen Landes spendet, wie dies die üppigen, durch menschliche Kunst und menschlichen Fleiss erzeugten Oasen mit ihren grossartigen,

[1]) Die Reiseliteratur, auf Armenien bezüglich, findet man am bequemsten zusammengestellt in einem an sich sehr werthlosen Werke: Du Caucase au Golfe persique à travers l'Arménie le Kurdistan et la Mésoptamie, par P. Müller-Simonis et H. Hyvernat (Paris 1892) und die ältere Literatur bei Boucher de la Richarderie, Bibliothèque universelle des voyages. (5 Vol. Paris et Strassbourg, 1708.)

schattigen Platanenbäumen, mit ihren Weingärten und Reisfeldern recht augenscheinlich beweisen. In dieser Provinz ist es, wo man an einem und demselben Tage alle möglichen klimatischen Veränderungen durchmachen kann. Als ich im Jahre 1889 während der Sommerferien im Monate Juli auf den Bergen weilte, wurde ich von einem so starken Schneesturme überfallen, dass ich genöthigt war, gleich herunterzusteigen, dahin, wo die Weintrauben in voller Reife standen.

In der Ebene ist es die drückende Hitze, der Wasser- und Futtermangel, welche dem Wanderer lästig werden; in den gebirgigen Theilen treten ihm dagegen viele andere Schwierigkeiten entgegen. Bis zum Fusse der Stadt Schuscha sind Wege vorhanden, auf denen man noch mit Wagen fahren kann; weiter aber, in's Innere des Artzach und Siunik, muss man die Reise entweder zu Fuss oder reitend auf Pferden und Maulthieren zurücklegen. Die Bewohner ziehen die erstere Art des Reisens jeder anderen vor und sind auch ausgezeichnete Fussgänger; zur Sendung einer raschen Nachricht wählt man nie einen Reiter, sondern einen Fussgänger, der wenigstens noch einmal so rasch zum Ziele gelangt. Der Bauer in dem gebirgigen Theile kennt noch die Anwendung des Wagens nicht und es hat auch nicht viel genützt, dass die russische Regierung vor etwa zehn Jahren die Bauern zwang, einen Postweg von der Stadt Schuscha nach dem nächstliegenden Städtchen Keores (կեղի) auszuführen. Auf diesem Wege verkehrt nur die Post zweimal in der Woche und einige frachttragende Arabas; aber nicht selten, namentlich im Frühling, werden auch diese Fahrten, in Folge der heftigen Platzregen, ganz unterbrochen, welche, stürmische Sturzbäche bildend, den Weg in einer Weise zurichten, dass es fast unmöglich ist, denselben zu benützen. Der Einwohner ist längst an solche Wege gewöhnt; er vertraut fest den sicheren Schritten seines Reitthieres, er sitzt, ohne irgend eine Spur von Unruhe oder gar Angst merken zu lassen, fest und keck im Sattel und lässt die Zügel des Thieres locker hängen, denn dieses hat hundertmal seinen Herrn ohne Gefahr auf jenen Wegen getragen.

Neben solchen Nachtheilen der Terrainconfiguration, die in früheren Zeiten geradezu als ein Vorzug galten, hatte das Land während seiner ganzen Geschichte so grosse Vortheile durch seine feste, schwer angreifbare Position, dass es den äusseren Feinden fast unmöglich war, in dasselbe einzudringen. Denjenigen, welche in der Wüste nicht zu Grunde gingen, trat der fast unwegsame gebirgige Theil entgegen, und wenn einmal Feinde, durch Ueberlistung oder Verrath sich Thor öffnend, hineindrangen, so fanden sie immer beim weiteren Vordringen ihren sicheren Untergang. Denn sobald die Feinde im Lande waren, zog sich das Landvolk entweder in's Innere der grossen, dunklen Urwälder zurück [1]), von wo aus es die feindliche Macht, unversehens angreifend, aufrieb, oder in solche Vesten, welche die Natur selbst den Menschen vorbereitet hatte. Die Wälder sind leider zum grössten Theile bereits vernichtet und der übriggebliebene Rest wird wahrscheinlich auch bald wegen des mangelhaften Schutzes einem so bedauerlichen Schicksale entgegengehen; die Vesten bleiben aber als stumme Zeugen vergangener blutiger, ruhmvoller Thaten. Aber wenn einmal der Feind selbst im Lande festen Fuss gefasst hatte, dann war es ebenso schwer, ihn hinauszudrängen, wie dies das Beispiel eines tatarischen Häuptlings aus der nicht allzu fernen Vergangenheit (am Schlusse des letzten Jahrhunderts) beweist.

Derselbe, ein Mann von dunkler Herkunft, Namens Pana, später Pana-Chan genannt, bekam durch List von dem Melik Schahnasar, dem mächtigen armenischen Fürsten von Tschanachtschi, die wild liegende Gegend vor der jetzigen Festung Schuscha, deren von drei Seiten schräg in tiefe Abgründe laufende, wie von Meisterhand glatt gehauene Felswände nur einer geringen Anwendung der menschlichen Kunst bedurften, um für die damaligen Zeiten zu einer uneinnehmbaren Festung zu werden und den Emporkömmling zum Herrn über seinen unklugen Wohlthäter zu machen. Ueber diese Festung lesen wir bei Schweiger-Lerchenfeld (Zwischen Donau und Kaukasus. Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres, Wien 1887, S. 440) eine lebendige Schilderung, herrührend aus der Feder des Herrn Rossmässler:

„Bei der Annäherung von Schuscha gestaltet sich das Landschaftsbild ausserordentlich interessant. Immer den hohen, im Mittelpunkte des Gebirgskessels gelegenen Berg vor Augen, dessen Spitze die Stadt krönt, deren weisse Festungsmauern sich wie ein schmales Band um den Gipfel dieses grossartigsten Piedestales, das eine Stadt haben kann, herumziehen.“ Weiter (S. 441 f.): „Von drei Seiten ist der Berg,

[1]) Siunik und namentlich Artzach sind jetzt unter dem Namen Ghara-bagh bekannt, welches tatarische Wort Schwarzwald heisst und auf die Existenz grosser Urwälder, die jetzt meistens abgeholzt sind, hinweist.

der Schuscha trägt, von noch höheren Bergen umgeben, und die Schluchten und Abgründe, welche zwischen diesen Kolossen liegen, sind unergründlich, grauenerregend, zumal an einer Stelle, wo der Fels ebenso senkrecht abfällt, als die auf ihm erbaute Mauer und wo zur Zeit der Melik's und Chan's die zum Tode verurtheilten Verbrecher hinuntergestürzt worden waren. Am herrlichsten ist aber der Anblick nach Norden, in der Richtung, in der sich der Gebirgskessel nach der Niederung öffnet. Hier erblickt man unmittelbar unter sich den ganzen, kreisförmig von hohen Bergzacken umfassten Höhenzug mit dem lieblichen Chan-Kerdi (das Dorf des Chans), welches als kleiner Punkt erscheint. Lässt man das Auge über den Rücken der Berge streifen, so findet man bald den Punkt, wo der Eingang zu dem Gebirgsthore ist, und durch dasselbe sieht man auf die über 20 Meilen breite Steppe und kann, zumal in der Abendbeleuchtung, den majestätischen Zug des ganzen Kaukasus erkennen." Der erwähnte „Eingang zum Gebirgsthore" war in der Zeit der Melik's und vielleicht noch früher durch ziemlich lange Mauern und Thürme befestigt, die bis jetzt noch im Ganzen wohlerhalten dastehen. In ihrer Art erinnern sie, allerdings in sehr kleinem Massstabe, an die chinesischen Mauern zum Schutze vor denselben wilden turanisch-mongolischen Horden.

Mit dieser oberflächlichen Beschreibung des Landes beabsichtigte ich, eine Vorstellung zu geben, inwiefern seine natürliche Beschaffenheit dazu beitragen musste, die in ihm wohnenden Armenier vor fremden Ueberfällen und Einflüssen möglichst frei zu halten. Vielleicht nirgends in Armenien hat sich das armenische Wesen so rein und unvermischt erhalten, wie in den historischen Districten Artzach und Siunik. Das ist der Eindruck, den man von Schriften der über die Schicksale dieses Landes berichtenden Historiker empfängt, dieses der Eindruck, den man bekommt, wenn man die jetzt dort wohnenden Armenier betrachtet. Daher kann wohl mit vollem Rechte der hervorragende armenische Forscher Pater Leon Alischan sagen [1]): „In Armenien erscheint nirgends, mit Ausnahme der Urprovinz Ararat (die Gegend am Fusse des grossen Ararat, mit dem Centrum Etschmiadzin, dem alten Artaxata, dem Eriwan), das armenische Wesen so richtig wie in Sisakan (Սիսական աշխարհ). Die Bewohner dieser Provinz haben einen starren Sinn für die Erhaltung ihres nationalen Geistes und der Sitten gezeigt, weil sie sehr viele Ueberreste und Denkmäler ihrer Vorfahren, sowohl schriftliche als auch mündliche, hatten, und obwohl sie am wenigsten sich der herrschenden Ordnung fügten, haben sie sich doch rein erhalten. Die Ursache dieser Thatsache ist zum Theile sicher in dem freiheitsliebenden Charakter der Bewohner zu suchen und zum Theile in der eigenen Tapferkeit, die, gestützt auf die geographisch feste Lage des Landes, sie von fremder Herrschaft lange Zeit frei hielt.

Eine andere Hauptursache ist, dass, während zur Zeit der Herrschaft der Arsakiden in Armenien der Name und die Macht der alten Armenier geschwächt worden war und auch nach dem Sturze der Arsakiden-Dynastie während der Bagratiden-Herrschaft nur die Fürsten von Siunik Hajkazantz (armenisch) genannt wurden, sie allein es gewesen sind, die sowohl früher als auch später beständig diesen Namen führten."

Während in vielen armenischen Provinzen auswärtige, eingewanderte Fürstengeschlechter zur Herrschaft gelangten und, von den fremden Dynastien (so von den Arsakiden) besonders begünstigt, zu grosser Macht und Berühmtheit kamen (die Artzounier, Mamikonier, Bagratunier etc.), blieben in Siunik vom Anfang unserer Geschichte an immer einheimische, haikanische Fürsten die Herren des Landes; eine grosse Bedeutung für das ganze Land aber zu erhalten, waren sie nicht im Stande. Die sagenhafte Vorgeschichte über die Abstammung dieses Fürstengeschlechtes finden wir bei Moses von Choren, dem grössten armenischen Historiker aus dem V. Jahrhundert n. Chr., in folgender Weise erzählt [1]):

„Aber dem Gegham (nach Moses von Choren der fünfte Sprosse der Urahnes der Armenier, des Haik) ward nach Verlauf mehrerer Jahre in der Stadt Armavira der Sohn Harma geboren. Er überliess dem Harma die Stadt Armavira sammt den Einwohnern und wanderte selbst zu einem anderen Berge im Nordosten, der am Ufer eines Sees lag. Er baute hier am Ufer des Sees Wohnungen, bevölkerte das Land und benannte es nach seinem Namen Gegh (գեղ), die Wohnorte aber Geghak'uni

[1]) Pater Leon Alischan wird im nächsten Jahre eine von seinen werthvollen Arbeiten über die Provinz Siunik erscheinen lassen, wie er in ähnlicher Weise historisch-geographische, culturhistorische u. dgl. Beschreibungen über die drei wichtigsten Provinzen Armeniens herausgegeben hat. Auszugsweise fand ich einen Artikel aus dem zu erscheinenden Werke in der Zeitschrift „Bazmavep" 1891, December, S. 321 ff., den ich hier benütze.

[1]) Cf. Moses von Choren, Geschichte der Armenier, 1881, Buch I, Cap. 12.

(Գեղամա ծով); nach ihm wird auch der See genannt [1]).

Hier ward ihm der Sohn Sisak geboren, ein Mann, stolz und schlank, schön, muthvoll und kundig im Bogenschiessen. Diesem gab er den grössten Theil seiner Habe und Diener in grosser Anzahl; als Erbschaft bezeichnete er ihm die Grenzen von dem westlichen Ufer des Sees bis zu einem Felde, in welches der Fluss Arax, Felsenwände durchschneidend und langgestreckte Thäler und Engpässe passirend, mit gewaltigem Getöse sich ergiesst [2]).

In diesen Grenzen liess sich Sisak nieder, bevölkerte das Land und benannte es nach seinem Namen Siunikʿ; aber die Perser nennen es richtiger Sisakan (Սիսական).

Also aus dem Stamme dieses Sisak fand später Walarschak, der erste parthische König der Armenier, berühmte Männer und machte sie zu Herren des Landes, woraus nun das sisakanische Geschlecht herrührt. Und so handelte Walarschak, unterrichtet durch die Geschichte."

Dieses Fürstengeschlecht war und blieb lange Zeit eines von den mächtigsten; eine hervorragende Rolle aber konnte es nicht spielen, weil es sehr stark angefeindet wurde. Erst im V. Jahrhundert nach Christi Geburt, als nach dem Sturze des letzten armenischen Arsakiden-Königs durch die Perser das Land herrenlos blieb, versuchte das Haupt des sisakanischen Geschlechtes, Wasak Siuni, mit Hilfe der Perser die Krone an sich zu reissen und versprach er für die persische Hilfe als Gegenbelohnung Jezdigerd dem II., die Armenier aus Christen wieder zu Zoroasterianern, zu Feueranbetern zu machen. Wie schlecht Wasak die Festigkeit und die grosse Macht des Christenthums beim Volke verstanden und wie sehr er besonders den gewaltigen Einfluss der Geistlichkeit auf das Volk unterschätzt hatte, bewies das einmüthige und entschlossene Erheben des ganzen Volkes, mit der Geistlichkeit und dem Fürsten Wardan Mamikonian an der Spitze, gegen das Ansinnen der Perser; und als jene mit ungeheurer Macht, vereint mit den Hilfstruppen des Wasak, gegen Armenien zogen, um mit Waffengewalt ihre Absicht durchzusetzen, weil die gütlichen Mittel und die grossen Versprechungen nichts gefruchtet hatten, da begegneten sie am Ufer des Flusses Tghmut (Ցղմուտ), einem Nebenfluss des Araxes, der für das Christenthum begeisterten und zum Kampfe bereiten armenischen Schaar. Hier wurde die grösste national-christliche Schlacht gegen die Feueranbeter geschlagen, und obwohl die Armenier ihren Anführer Wardan verloren und der Ueberzahl weichen mussten, so hatten doch die Perser einen solchen Sieg davongetragen, wie einst Pyrrhus über die Römer; sie zogen sich bald darauf zurück und liessen seitdem ab, das Christenthum in Armenien mit offener Gewalt anzugreifen. Diese moralische Niederlage zeigte ihre grösste Wirkung in Siunik und insbesondere auf Wasak selbst; er wurde als Verräther von der ganzen Nation in die Acht erklärt, von dem Jezdigerd als der Hauptschuldige an der misslungenen Unternehmung in's Gefängniss geworfen, wo er auch seinen Tod fand, und der Name Wasak blieb seitdem als gleichbedeutend mit dem Worte „Verräther".

Obwohl die übrigen Armenier nach dem Abzuge der Perser mit vereinter Macht das Land des Wasak angriffen, so konnten sie doch keine bleibenden Erfolge erzielen. Ausser der moralischen Wirkung blieb Siunik sonst so mächtig wie zuvor, allerdings mehr in sich selbst abgeschlossen und lange Zeit von unbedeutendem Einflusse auf das übrige Armenien. Die Fürsten vom Hause Sisakan gelangten erst spät zur Königswürde, und als die Russen einen Theil Armeniens den Persern wegnahmen, da fanden sie in Artzach und in Siunik einheimische kleine Fürstengeschlechter, Melikʿ genannt, welche mit grosser Ausdauer und bewunderungswürdiger Tapferkeit ihre factische Selbstständigkeit bewahrt hatten, allerdings unter fortwährenden Kämpfen, bald mit Türken, bald mit Persern.

Die Bewohner aus Siunik und Artzach, jetzt unter dem Namen Gharabaghtzi (ղարաբաղցի) bekannt, haben im Allgemeinen den reinsten armenischen Typus, wie ihn Spiegel in der „Eranischen Alterthumskunde", I. Bd., S. 365, so vortrefflich zum Ausdrucke bringt. Sie sind hoch und stark gewachsen, mit sehr starkem Haarwuchs, haben etwas rauhe, herbe Züge, niedrige Stirn, dicke Augenbrauen, grosse, schwarze Augen, sehr hervortretende, krumme Adlernasen. Sie gelten als sehr thätige, un-

[1]) Hier ist der bei den Europäern unter dem Namen Sewanga bekannte See gemeint, den die Armenier Sewana und auch Geghama-Lidsch (Սեւանայ or Գեղամայ լիճ) nennen.

[2]) Vgl. hiezu: Spiegel, Eranische Alterthumskunde. Leipzig 1873, Bd. I, S. 148: „Zuletzt durchbricht der Arax die gegen Südosten streichende Kette des Alaghez, um nach einem Absturz (dieser Absturz heisst im Armenischen Քարակաղ, V. S. Martin, Mémoires sur l'Arménie I, 48) von 100 Fuss Höhe die Ebene Moghân durchfliessend, sich mit dem Kur zu vereinigen und mit diesem vereint in das Kaspische Meer zu fallen."

beugsame Charaktere. „Der Gharbaghtzi ist ein Mann, der auf seinem Willen beharrt" (ղարաբաղցին իր ասածի մարդ է). Ihre Tapferkeit ist allgemein bekannt; sie haben der russischen Armee sehr tüchtige Officiere gegeben, unter welchen die berühmtesten sind: General Laserow, welcher sich besonders in dem letzten türkischen Kriege bei der Einnahme des festen Kars sehr hervorthat, und dann Madathow, der die russische Armee bis nach Täbriz führte.

Sie sprechen einen Dialekt, der von den übrigen Armeniern sehr schwer verstanden wird. Man kann dort beim Studiren desselben eine Erscheinung wahrnehmen, die jenem, der in die jüngste Geschichte des Landes nicht eingeweiht ist, sehr merkwürdig vorkommen wird; man hört nämlich in ganz nahe von einander liegenden Dörfern sehr grosse Abweichungen von dem allgemeinen gharabagh'schen Dialekt (ղարաբաղցոց բարբառ). Indessen ist das sehr leicht zu erklären. Nach den persischen und türkischen Kriegen in den Jahren 1828 und 1829 that die russische Regierung Alles, um die armenische Stammesbevölkerung aus den nicht occupirten Ländern in ihr Reich zu versetzen; diese wurden in die von den Mohammedanern verlassenen Dörfern verpflanzt und auf diese Weise kamen recht viele von ihnen nach Gharabagh, dem nächsten Grenzlande. Obwohl seither bereits über ein halbes Jahrhundert verflossen ist, hat bis jetzt eine vollständige Ausgleichung des Dialektes noch nicht stattgefunden, hauptsächlich deswegen, weil die Communicationsverhältnisse recht schlecht und primitiv sind [1]).

Der gharabagh'sche Dialekt ist sehr hart, wie bei jedem Bergvolke, liebt nicht lange Worte; alle drei- und viersilbigen Namen sind auf zwei Silben reducirt; z. B. aus Chatschatur ist Chatschi, aus Astuatsatur — Tsatur, aus Pharsadan — Pharsi etc., dann verwandeln sich die Mediae des allgemeinen Armenischen in Aspiratae und Tenues; so wird aus Grigor — Kuk'i, aus Sargis — Sak'i etc. Das Verschwinden der Mediae bestätigt auch Gh. Aghajanz, der a. a. O., S. 35, sagt: „Im gharabagh'schen Dialekte sind die Buchstaben b (բ), g (գ), d (դ) und j (ջ) so sehr geschwächt, dass sie nur die Eingeborenen allein auszusprechen im Stande sind und man kann wohl behaupten, sie sind so gut wie ganz verschwunden. Als Beispiele führt er an: aus բարի (bari = gut) ist պարի (pari) geworden, aus բոյն (bujr = das Nest) պիւն (piun), aus բադջակ (badjak = das Glas) պեդջակ (pedjak), aus գարի (gari = Gerste) ցեարի (Kjeari), aus ձայն (jajn = die Stimme) ձէն (cen) etc.

Zu diesen hier andeutungsweise angeführten Eigenthümlichkeiten des Dialektes kommen noch die vielen entlehnten Worte und Redensarten, zum Theile aus dem Persischen, zum Theile aus dem Tatarischen, welche Bestandtheile den Dialekt oft so entstellen, dass für Jeden, der die erwähnten Sprachen nicht versteht, der Dialekt selbst unverständlich ist. Die erwähnten Völker leben seit Jahrhunderten sehr eng zusammen, so dass solche zum Theile gegenseitige Entlehnungen ganz unvermeidlich sind; dazu kommt noch, dass fast jeder Armenier daselbst schon in seinen Kinderjahren die vom Persischen so stark zersetzte tatarische Sprache vollkommen sprechen lernt.

I.

Allgemeines über das armenische Dorf.

Die Dörfer liegen zumeist aus später zu beleuchtenden Ursachen recht weit von einander ab; die Häuser in denselben sind in einer Weise aufeinandergehäuft, dass es einem Ungeübten schwer fallen wird, auf den ersten Blick ihre richtige Anzahl zu bestimmen. Historische Ursachen haben den Menschen genöthigt, in erster Linie nicht auf Bequemlichkeit, sondern auf Sicherheit bedacht zu sein; deshalb ein so enger Anschluss aneinander, um bei jeglicher Gefahr die Hilfe des Nächsten in Anspruch nehmen zu können; deshalb die Wahl solcher Wohnplätze dort, wo eigentlich nur wilde Vögel ihre Nester bauen sollten. Was einmal Noth war, ist jetzt, wie in der Regel zu geschehen pflegt, zur lieben Gewohnheit geworden. Fast alle armenischen Dörfer (die Ausnahmen sind sehr selten) liegen, wenigstens in dem von mir beschriebenen Artzach und Siunik, auf steilen, einen festen, sicheren Hintergrund aufweisenden Anhöhen, in tiefen, von den Seiten geschlossenen Thälern, mit einem Worte an solchen Orten, die entweder selbst durch ihre Lage Sicherheit gewähren können oder in der nächsten Nähe einen festen Zufluchtsort haben. Es schwindelt Einem oft, wenn man von einer Bergspitze herab oder von einem tiefen Thale hinauf solchen mensch-

[1]) Gh. Aghajanz bemerkt in einer kleinen Broschüre „Ueber die armenischen Laute", Tiflis 1874, S. 35: „Der Gharabagh besteht, ohne die Stadt Schuscha, aus fünf Bezirken (armenisch գաւառ). In diesen fünf Bezirken spricht man nicht gleichmässig; die Unterschiede zwischen ihnen sind nicht gross, jedoch deutlich genug, um beim Sprechen gleich aufmerksam zu werden und den Abstammungsort des Sprechenden zu unterscheiden."

lichen Wohnorten sich nähert. Mag der Reisende auch noch so sehr ermüdet sein, er muss von seinem Reitthiere heruntersteigen, um auf krummen, zickzackförmigen Wegen, die ganz unverdient diesen Namen führen, über Steine stolpernd oder im Schmutze watend zum Ziele zu gelangen. In der Abenddämmerung, wenn im Dorfe einzelne Lichter aufzuleuchten beginnen, erscheinen sie von der Ferne gleichsam in der Luft schwebend. Die auf flachem Lande liegenden Dörfer wurden in früheren gefahrvollen Zeiten mit Mauern umgeben (vgl. Schah-Chathunjanz, Die Beschreibung von Edjmiadsin und der fünf Provinzen von Ararat, 2 Bde., Edjmiadsin 1842): „Das Dorf Schahriar in der Nähe der Stadt Armavir war früher mit einer Lehmmauer umgeben, wie viele andere Dörfer in der Ebene von Ararat als Schutzmittel gegen die Raubzüge der Lesghier und anderer Nachbarvölker." Denn obwohl, wie oben bemerkt, die Armenier in Gharabagh in factischer Unabhängigkeit von den Persern lebten, so hatten leider mit der Zeit recht zahlreiche nomadische Horden immer mehr und mehr vom flachen Lande Besitz ergriffen und belästigten mit ihren beständigen Ueberfällen die ruhige, ackerbautreibende armenische Bevölkerung, welche weder von ihrem nominellen Souverän, von den persischen Königen, Schutz zu hoffen hatte, noch auch selbst die hinlängliche Macht besass, um ihre Feinde in Zaum zu halten. Sie nahm die Natur zu ihrer Bundesgenossin, dafür verlor sie aber Schritt für Schritt die besten und fruchtbarsten Saat- und Weinbaufelder als Preis für die Lebenssicherheit und Erhaltung der Nationalität. Es hat leider, wie bekannt, in den asiatischen Reichen nie ein anderes als das Recht des Stärkeren gegolten, und es hat daselbst keine Herrschaft jemals dauernd die Lage der Unterthanen, welche im Auge der Herren weiter nichts als Milchkühe sind (կթիչ կով), zu sichern den Willen oder die Macht gehabt. Die sogenannten Chans und Beks, die Vertreter der asiatischen hohen Aristokratie, sind, eigentlich genommen, weiter nichts als ein Raubgesindel; die gewöhnlichen Feldarbeiten und sonstige andere ähnliche Beschäftigungen würden nach ihrer Anschauung sie entwürdigen; höhere geistige Ziele haben sie nie gekannt und eine Beschäftigung müssen sie ja doch haben; deshalb bringen sie ihre Zeit entweder in Gelagen oder mit der Jagd und Räuberei zu. Wie oft habe ich von diesen Strassenhelden verschiedene Raubgeschichten hören müssen, welche sie in prahlerischer Weise mit orientalischer Phantasie in's Ungeheure übertrieben und ausgeschmückt als Grossthaten und Wagestücke vortrugen, und das sogar noch jetzt, unter russischer Herrschaft, wo sie beim Ertappen Sibirien vor Augen haben; wie schlimm muss es früher gewesen sein, als sie für hundert Vergehen vielleicht einmal eine etwas ernstliche Strafe zu fürchten hatten. Obwohl das neue, unter der russischen Herrschaft heranwachsende Geschlecht zum Theile die grässlichen Wirkungen solcher Willkürherrschaft vergessen hat, so kennt es doch hinlänglich aus den Erzählungen Anderer oder aus eigener Erfahrung, aus der Lage der christlichen Bevölkerung in der Türkei, was eine solche Herrschaft heisst und wie weit auch noch jetzt dortselbst die schrankenlose Willkür solcher Vertreter der Aristokratie, der Kurden- und Tscherkessen-Häuptlinge gehen kann.

Die einst von zahlreichen Armeniern bewohnten fruchtbaren Ebenen liegen jetzt in den Händen der Tataren oder Kurden brach und uncultivirt; ein grosser, ausgebreiteter Steinschutt, eine halbverfallene Kirche und künstliche, weit und breit verzweigte Wassercanäle, die schon längst vertrocknet sind, sind die einzigen beredten Zeugen von den früheren Bewohnern des Ortes und von ihrem Fleisse.

Nur wenige Dörfer befinden sich unmittelbar in der Nähe der grossen Strassen; deshalb kann man oft eine Tagereise zurücklegen, ohne auf ein solches zu stossen, welcher Umstand dem Reisenden, namentlich im Sommer und Winter, grosse Schwierigkeiten bereitet, wenn er Eile hat und durch Einkehr in ein solches keine Verzögerung haben will. So musste ich z. B. einmal auf einer Reise von dem armenischen Kloster Tat'ew nach dem Städtchen Kjöres einen (so viel mir erinnerlich) nahezu einen halben Tag währenden Weg, unter den brennenden Strahlen der Sonne, zurücklegen und konnte nirgends meinen heissen Durst stillen; erst gegen Abend trafen wir Schnitter, welche mir gerne von ihrem übriggebliebenen Wasservorrathe zu trinken gaben. Vom Dorfe sieht man aus der Ferne vor Allem den hölzernen Thurm der Kirche (die in der Regel mitten im Dorfe an einem hochgelegenen Punkte erbaut und mit einem kleinen Hof umgeben ist), der als der höchste Bau zuerst in's Auge fällt. Beim Herannahen an das Dorf wird man von einem geradezu betäubenden Hundegebell empfangen. Diese Bestien werden in grosser Anzahl in jedem Dorfe als Wächter gehalten und sind um so geschätzter, je wilder sie sind. Noch schlimmer sind die sogenannten Hirtenhunde (հարամ շուն), welche absichtlich immer weit von Menschen

und Wohnräumen gehalten und nie aus der Heerde in's Dorf hineingelassen werden, damit sie immer wild bleiben und sich nicht an Menschen gewöhnen. Nur im Sommer kann man, wenn die heisse Mittagssonne alles Lebende in den kühlen Schatten jagt, von den Bestien unbehelligt durch die Strassen ziehen. Schlimme Erfahrungen hat Dr. Parrot [1]) mit solchen Thieren gemacht; „Böse Hunde, oft von bedeutender Stärke, wehren jedem bewaffneten Fremden den Zutritt in das Dorf und bei den Tataren hat der Ankommende, wenn er ein Christ ist, eben um dessenwillen vollends seine liebe Noth, worüber ich manche Erfahrungen gemacht habe."

Jedes Dorf hat in der Regel in der nächsten Umgebung seine Bachtschas, d. h. Obst- und Gemüsegärten; sonst findet man selten im Dorfe drinnen Häuser, die mit einem Garten umgeben wären. Je nach der Anlage des Ortes, den klimatischen Verhältnissen und dem Vorhandensein reichlichen Wassers nehmen die Gärten einen entsprechenden Raum ein und gewähren einen schönen Anblick mit ihren prächtigen Fruchtbäumen, bestehend aus Kirschen-, Aprikosen-, Maulbeer-, Nuss-, Pfirsich-, Granat-, Quitten- und anderen Bäumen. In der Türkei trifft man auch Bauernhäuser, umgeben von Gärten, wie wir aus der Beschreibung Comte de Cholet's ersehen [2]):

„Pendant plus de dix kilomètres, c'est une série ininterrompue de jardins, entourés de hautes murailles de terre, bordés de peupliers, et dans lequels poussent, pêle-mêle, des pommiers, des cerisiers, des noyers, des mûriers, ainsi que de superbes ceps de vigne. Les maisons, fort nombreuses, disséminées dans ces jardins, ainsi que celles des villages que nous traversons successivement, doivent y être pendant l'été un agréable lieu de refuge" (S. 44). Er reiste im Winter; die von ihm hier beschriebenen Dörfer sind in der Umgebung der Stadt Césarée in Kleinasien. Ueber die Häuser bemerkt er: „Elles sont malheureusement aussi mal construites que possible et consistent essentiellement en deux murs de boue sur lesquelles repose, au moyen de branchages et de rondins mal dégrossis, un toit de terre ou de chaume. Comme fenêtres: quelques trous, gros comme le bras, bouchés tant bien que mal avec du papier huilé, remplaçant économiquement, il est vrai, mais très désavantageusement, le verre encore fort cher en Asie.

Voilà comment sont logés les habitants dans toute l'Anatolie, et ces misérables maisons, dans lequelles nous n'entrons pour nous coucher le soir qu'avec grande répugnance, vont cependant bientôt nous sembler des palais quand il nous faudra les comparer aux sordides tanières dans lesquels Kurdes et Arméniens s'enfouissent pendant l'hiver."

In den Gärten haben die Bauern ihre Tennen und Stroh- und Heubehälter, Marak (մարագ) genannt. Diese Bauten sind im Dorfe neben der Kirche die einzigen, welche schräge Dächer haben.

Was das äussere Ansehen eines armenischen Dorfes betrifft, so hat ein solches, wenn man auch die schlechte Lage nicht betrachtet, sehr wenig Erfreuliches und würde kaum einen Europäer veranlassen, in demselben seine Sommerfrische zu geniessen. Die Häuser, auf einer terrassenartig aufsteigenden Lage in langer Linie gebaut, mit flachen, aus gewöhnlicher, mit Stroh und Sand gemischter Erde bedeckten Dächern (siehe Fig. 104) ohne Fenster, scheinen von ferne dadurch, dass die hintere Wand eines Hauses fast immer in gleicher Höhe mit dem Hofe des über demselben sich befindenden Hauses liegt, also niemals zu sehen ist, einer grossen Treppe zu gleichen. Diese terrassenartige Bauart scheint auch bei den Osseten im Gebrauche zu sein. (Vgl. Schweiger-Lerchenfeld a. a. O., S. 359.) „Eine gewisse Eigenartigkeit kommt auch an den Wohnstätten der Osseten zur Geltung, namentlich im Gebirge. Hier kleben die aus Stein gebauten, flachdachigen Hütten an den schroffen Abhängen, so dass das Dach der unteren Hütte vor der nächsten höher gelegenen als Terrasse figurirt. In früheren, unruhigeren Zeiten pflegte man die Familienwohnungen, welche aus einer zusammenhängenden Reihe von Tracten bestanden, mit einer gemeinsamen Vertheidigungsmauer nebst starkem Thurme mit Schiessscharten zu versehen."

Der Mangel an grünen Bäumen und Sträuchern und die engen, krummen und holperigen Strassen machen eine solche Häusermasse noch eintöniger und reizloser. Hiezu kommt noch die Unreinlichkeit der sogenannten Strassen, insbesonders der Umgebung des Dorfes. Dort erheben sich nach allen Seiten gleichsam duftende Kränze pyramidal hinaufsteigender, grosser Misthaufen. Man wirft nämlich, besonders dort, wo in Folge des Holzreichthums der Kuhmist nicht als Brennmaterial ver-

[1]) Dr. Friedrich Parrot, Reise zum Ararat; zwei Theile, Berlin 1834.

[2]) Comte de Cholet, Arménie, Kurdistan et Mésopotamie, Paris 1892.

wendet und viel Vieh gehalten wird, allen Unrath am Fusse des Dorfes auf Haufen, welche mit der Zeit zu beträchtlicher Grösse angewachsen sind und nur dann und wann durch strömenden Regen etwas an Quantität verlieren [1]).

Nur in einigen wein- und baumwollebauenden Dörfern Armeniens braucht man den Dünger zum Zwecke der Urbarmachung des Bodens, obwohl man überall den Werth desselben ganz genau kennt und ihn auch für die kleinen Gemüsegärten anwendet. Die Ursache liegt zum Theile in den schlechten Wegen (der Wagengebrauch ist, wie bereits erwähnt, in dem gebirgigen Theile nicht verbreitet und auf den Rücken eines Esels oder Pferdes Dünger in die weitabliegenden Felder zu tragen, würde, nach der Ansicht der Bauern, entsprechend dem Zeit- und Kostenaufwande sich kaum lohnen) [2]), zum Theile in dem ausgezeichneten, fruchtbaren Charakter des Bodens. Er besteht aus tiefen Schwarzerdelagen und dem entsprechend ist man bestrebt, beim Pflügen möglichst tiefe Furchen zu ziehen, zu welchem Zwecke man eine besondere, auf zwei Rädern sich bewegende grosse Pflugschar, Gut'an (գութան) genannt, anwendet. An diese Pflugschar spannt man auf einmal sechs oder acht Paar Ochsen und Büffelochsen, wobei zwei bis drei Treiber nöthig sind, welche, mit langen Stäben in den Händen, auf dem Joche sitzend, das Gespann langsam in Bewegung setzen.

Allenfalls sollte noch das Gefühl der Reinlichkeit den Bauer nöthigen, um seine Wohnorte herum keine solchen Pyramiden zu bauen; er hat aber durch seine nahe Beziehung mit den Thieren, durch den täglichen und stündlichen Verkehr mit denselben sich so an sie gewöhnt, dass er kaum im Stande ist, das Unangenehme bei der Sache wahrzunehmen und wenn man ihn darauf aufmerksam macht, so kann man oft als Entgegnung hören: „Ich opfere mich diesem Dünger (allegorisch für die Kuh und den Ochsen); er ist es, welcher mich und meine Kinder erhält, meinen Mund nicht trocknen lässt (d. h.: wenn ich keine Milch, Käse und Butter etc. zu essen habe, so bin ich gezwungen, trockenes Brot zu essen), mein Gesicht vor dem fremden Gaste nicht schwarz werden lässt; möge Gott ihn segnen und mir recht

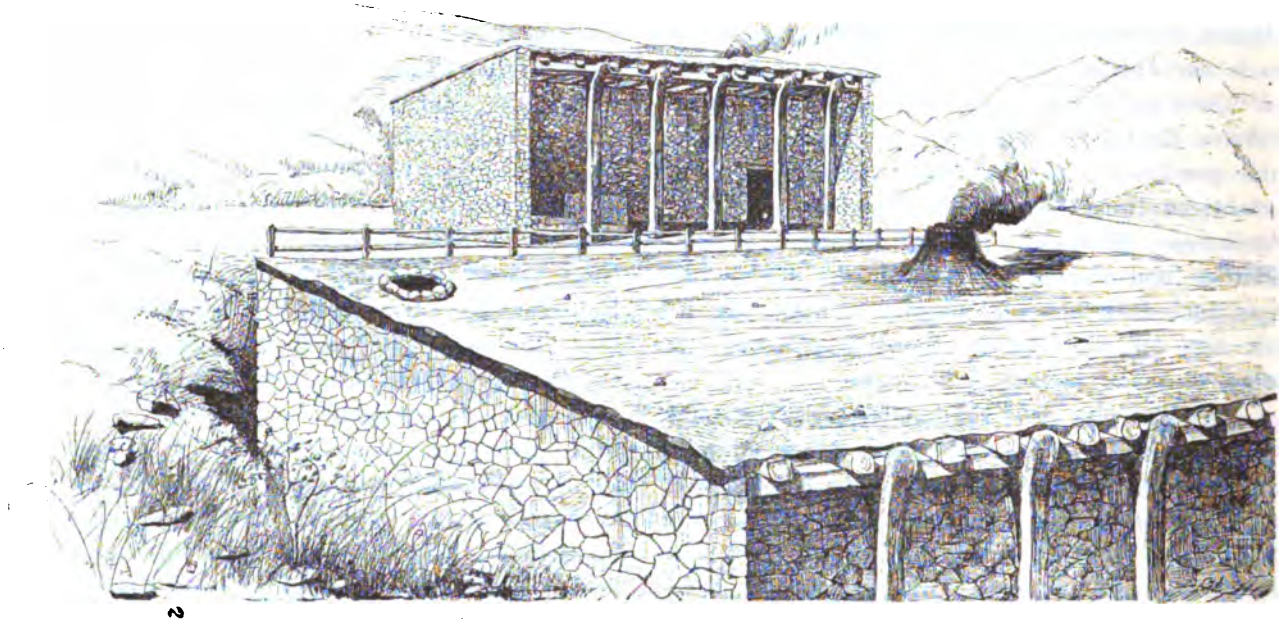


Fig. 104. Armenische Häuser.

[1]) Diese Plätze dienen auch zugleich als Aborte, denn in keinem Bauernhause hat man solche Stellen. Der Fremde kommt dadurch nicht selten in die schlimmste Lage, wenn er gerade in der Mitte des Dorfes sein Standquartier hat und jedesmal einen solchen Platz inmitten böser Hunde aufzusuchen genöthigt ist. Ueber derartige Fälle cursiren viele Anekdoten.

[2]) Bei den Armeniern fungiren als Lastthiere neben diesen beiden nur noch der Maulesel, während die Tataren auch Büffel, Kameele und Kühe zu dem Zwecke gebrauchen. Wo man Wagen braucht, da werden zum Ziehen Büffel und Ochsen angespannt, selten Pferde; Esel und Maulthiere habe ich nicht dazu verwendet gesehen.

viel davon geben.“ Diese und ähnliche Ausrufe bringen so recht die Anschauung des primitiven Menschen zum Ausdrucke. Für ihn ist sein Thier sein Alles und man könnte geradezu zweifeln, ob solch ein Mensch sich immer seiner geistigen höheren Begabung über das Thier bewusst ist. Thatsächlich ist so viel wahr, dass im Auge eines sogenannten tatarischen Adeligen sein Weib denselben Werth hat wie sein Pferd (Ath nash bir scheh der, das Pferd und das Weib eine Sache sind). Ein echter Reiter und Falkenjäger darf weder das Pferd noch den Falken aus seinen Händen lassen, noch einem Anderen, wenn auch nur leihweise, überlassen.

Dass die Dörfer auf der Ebene von Ararat, wenigstens vor etwa sechzig Jahren, nicht viel besser waren, das ersehen wir aus der Beschreibung Parrot's a. a. O., S. 81:

„Das Ansehen der Dörfer dieser Gegend, der armenischen wie der muselmännischen, ist gleichfalls nicht geeignet, derselben einigen Reiz zu verleihen. Die Häuser, von Lehmerde gebaut, haben gänzlich flache, gleichfalls mit Lehm überzogene Dächer; statt der Fenster nur hie und da ein Loch und dies noch grösstentheils nach der Hofseite, wo sich auch allemal der Eingang befindet; eine Lehmwand umzingelt jedes Gehöfte und krumme Wege, auf deren Reinlichkeit und Ordnung nichts verwendet wird, ziehen sich in allen Richtungen zwischen diesen Gehöften hindurch. Diese Dörfer haben also nichts von dem, was die Zierde und den Reiz eines europäischen Dorfes ausmacht, sondern sind von einem Ende bis zum anderen und vom Boden bis zum Dache von gleicher Beschaffenheit und Farbe mit dem Erdboden; man erkennt sie aus einer etwas weiteren Entfernung schon nicht mehr als Dörfer und würde sie gewiss noch viel öfter übersehen, als es geschieht, wenn nicht einige Stammpflanzungen ihre Stelle von Weitem bezeichneten.“

Diese Gewohnheit, aus Lehm Wände aufzuführen, trifft man auch anderswo; so werden bis jetzt noch in der Umgebung der Stadt Elisabetpol viele Gärten mit solchen, blos aus Lehm aufgeführten Mauern eingeschlossen und auffallend dabei ist, dass sie auch dort vorkommen, wo Steine in grosser Menge vorhanden sind und als Baumaterial leichter und vortheilhafter zu handhaben wären. So erinnere ich mich noch, wie ein Bauer aus dem Dorfe Meghri, in einem Orte, wo Alles aus Stein ist, um seinen Fruchtgarten eine Lehmwand mit grösster Mühe aufführte, welche fortwährend unter der Wirkung der Sonnenstrahlen zerbarst und, vom Regen abgetragen, erneuert werden musste. Es wäre vielleicht möglich, mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass diese Bauart, die so sehr an die Töpferei erinnert, das erste und primitivste Entwicklungsstadium des Bauwesens sei, dem die Aushöhlung des Bodens und das Wohnen in den natürlichen Höhlen vorangegangen ist. Denn sicher ist es, dass der Bau einer solchen Mauer eine viel weniger entwickelte Kunst und Fertigkeit beansprucht, als die kunstvolle Aneinanderfügung der Steine und Holzbalken.

* * *

Wenn man überhaupt in einem Dorfe etwas angenehme Zeit verbringen will und das Bauernleben näher kennen zu lernen beabsichtigt, so ist dazu die passendste Zeit im Spätherbste; dies ist auch der geeigneteste Moment, wo man verhältnissmässig am bequemsten und, ich möchte sagen, nicht ohne Annehmlichkeiten reisen kann. In anderen Jahreszeiten ist das Reisen in Siunik und Artzach so beschwerlich, so mühevoll, wie vielleicht selten in einem anderen Landstriche. Im Frühling wird man von häufigen und heftigen Platzregen geplagt. Es bilden sich mächtige Sturzbäche, welche zu passiren ein Ding der Unmöglichkeit ist. Das mit ungeheurem Getöse und grosser Gewalt mächtige Steine, Baumstämme etc. vorwärtstreibende Wasser zerschmettert in Kürze jedes Hinderniss, verwüstet blühende Felder, ruinirt die Strassen, reisst die vorhandenen Brücken fort und es muss der Reisende oft tagelang warten, bis er wieder vorwärts kann; oder es sind die zahlreichen Bergflüsse, welche, vom schmelzenden Schnee angeschwollen, ihn zum Warten zwingen. Im Sommer ist es die drückende Hitze, die dem ungeschützten und des Klimas ungewohnten Reiter jede Freude und jedes Vergnügen verdirbt. Alles das ist jedoch nichts im Vergleiche mit den Beschwerden, die man beim Reisen zur Winterszeit zu bestehen hat. Die Wege gehen über hohe Berge, welche sogar im Sommer einem leichtsinnigen und unvorbereiteten Wanderer ihre eisige Macht fühlen lassen; um wie viel mehr ist letztere im Winter fühlbar, wo mächtiges Schneegestöber, Lawinensturz, heftige, eisige Winde sehr häufig ganze Karawanen unter dem Schnee begraben und man hat weit und breit nirgends eine menschliche Wohnung oder eine Spur von Menschen, die dem Unglücklichen rechtzeitig Hilfe zu bringen im Stande wären. Es gesellt sich zu all diesen Naturunbilden in vielen Orten noch der Mangel ge-

eigneter Aufenthaltsräume. Die Dunkelheit rückt heran und man hat noch kein christliches Dorf erreicht; bei den Tataren kehrt man, wenn man gerade keinen Gastfreund (Aschna) hat, nicht gerne ein; im Sommer verursacht dies keine Sorge, man schläft unter freiem Himmel neben seinem Pferde; nur bei schlechter Witterung muss man in den sogenannten Karvansarais eine Zuflucht suchen.

Die einfachste Art eines Karvansarais habe ich bei einem tatarischen Dorfe gesehen und einige Male auch zur Winterszeit darinnen geschlafen. Es war ein länglicher, viereckiger Bau, von dem etwa drei Viertheile für die Pferde dienten; der andere Theil, am äussersten Ende vor der Thüre, war für die Menschen bestimmt. Hier war ein offener Herd angebracht. Als Schornstein und Fenster diente ein über dem Herde im Dache angebrachtes Loch. (Siehe den unten-

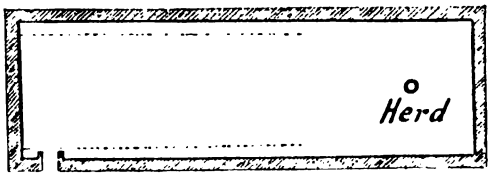


Fig. 105. Grundriss eines Karvansarais.

stehenden Grundriss, Fig. 105.) Die Wände waren aus Stein, das Dach mit Querbalken, Reisig und einer Lehmschichte gedeckt. Jeder Reisende fand ohne jeglichen Unterschied unter diesem gemeinsamen Dache ein Nachtlager gegen Vergütung, ich glaube von zwei oder drei Kopeken. Selbstverständlich ist die grösste Wachsamkeit unter einer solchen zusammengewürfelten Gesellschaft geboten und einer von der Gesellschaft muss beständig wach bleiben.

Einmal traf es sich, dass sich unter meinen Schicksalsgenossen auch ein alter Dichter und Sagenerzähler befand, welcher die ganze Nacht hindurch mit grösster Begeisterung und in angenehmster Weise uns Stücke aus dem Schahmame und andere Sagen erzählte und uns auf diese Weise das mit wahrer Pein verbundene Verweilen daselbst fast vergessen machte. Neben dieser Poesie waren wir aber leider fortwährend an die recht derbe und realistische Wirklichkeit zu denken genöthigt. Die Bauern liessen sich, nachdem sie ihre Pferde besorgt hatten, beim Feuer nieder, fingen an, ihre Fussbekleidung auszuziehen, welche weit entfernt war, mit ihrem Duft an die prächtigen Rosengärten des Dichters zu erinnern, und breiteten ihre schmutzigen Strümpfe am Feuer, ohne Rücksicht für den Nachbar, zum Trocknen aus. Ein viel abscheulicherer Anblick war es jedoch, als mehrere Tataren anfingen, aus ihren Kleidern Ungeziefer herauszusuchen und solches dem Feuer opferten. (Die Armenier sind am wenigsten von solchem Ungeziefer geplagt, weil sie nach einer später zu erwähnenden Gewohnheit jede Woche ihre Kleider davon reinigen.)

Zum Glücke erholt man sich, in einem armenischen Dorfe angelangt, leicht unter einem, wenn auch einfachen, aber gastfreundlichen Dache von allen Strapazen während der schwierigen Reise. Die Gastfreundschaft wird bei uns unter den Bauern noch in ausgedehntem Masse gepflegt. Jeder angekommene fremde Gast ist ihnen willkommen und unser Bauer würde es für die grösste Sünde seines Lebens halten, je einen Gast von der Thüre gewiesen zu haben.

Wie bei Griechen und Römern der Fremde als unter dem Schutze der Götter stehend gedacht wurde, ebenso ist ein Fremder nach der Anschauung unseres Bauern ein Gast Gottes (Աստծու հյուր) und einen solchen aufzunehmen und zu bewirthen, sieht er als seine directe Pflicht an. Die Bauern selbst haben gewöhnlich in jedem Dorfe, wo sie wegen Austausch ihrer Früchte und sonstiger Geschäfte öfters zu verweilen pflegen, einen ständigen Gastwirth, bei dem sie einkehren. Ihn zu verlassen und sich bei einem anderen einzuquartieren, wäre für den verschmähten Theil die grösste Beleidigung und der Schuldige würde den Missmuth und den Tadel der Gemeinde zu hören und auch zu fühlen bekommen. Nur wenn der Gast weiss, dass er seinen von irgend einem Missgeschicke betroffenen Gastgeber durch seine Gegenwart in Verlegenheit setzen würde, d. h. wenn er weiss, dass der Gastgeber verarmt ist und folglich vor dem ehemaligen Gaste sich wegen seiner ärmlichen Bewirthung schämen würde, so wählt er ein anderes Haus und schickt von da aus ein kleines Geschenk an den früheren Bekannten, zum Zeichen, dass er ihn nicht vergessen hat und ihn nicht geringschätzt. Aber auch diese schonende Art der Trennung geschieht nicht ohne Unzufriedenheit und kommt im Ganzen sehr selten vor.

Die Gastfreundschaft geht vom Vater auf Kinder und Kindeskinder wie jede andere Erbschaft über; indess ist jedoch jedes erwachsene Mitglied des Hauses berechtigt, einen neuen Gast nach seinem Wunsche zu wählen und daher kommt es vor, dass, wenn z. B. auf einmal zwei Brüder zusammen in ein Dorf kommen, jeder von ihnen zu einer anderen Familie geht. Mit der Zeit gestaltet sich das Verhältniss der

Gastfreundschaft in der Weise, dass Diejenigen, welche sie üben, sich so eng und herzlich vereint fühlen, dass sie kaum einen Unterschied zwischen einem nahen Verwandten und dem Gastfreunde machen. Im Falle der Noth wird immer der vermögende Gastfreund, gerade wie ein naher Verwandter, zu Hilfe gerufen; wenn sie etwas zu verkaufen oder zu vertauschen haben, lassen sie einander Nachrichten zukommen, ob sie nichts davon brauchen; manchesmal kauft sogar ein Bauer auf sein Risico Waaren für seinen Gastfreund, deren derselbe nach seiner Ansicht bedarf. Der Bergbewohner, Sareçi (սարեցի), hebt immer für seinen Gastfreund aus dem flachen Lande von seinem Jahresertrage an Butter, Käse, Korn etc. etwas auf, während der in warmen Districten Wohnende, Aranci (արանցի), für den Sareçi Früchte, Reis, Baumwolle, Seide, Wein etc. reservirt. Man pflegt in der Regel auch bei gegenseitigen Besuchen von den erwähnten Sachen kleine Geschenke mit sich zu nehmen oder auch zu schicken; sieht man auf dem Lastthiere des Bauers so und so viele kleine Päcke und Säcke angebracht, kann man sicher sein, dass sie alle zu Geschenken bestimmt sind.

Der ersten Bekanntschaft der Gastfreunde gehen gar keine Formalitäten voran; kehrt Jemand ein- oder zweimal in ein Haus ein, dann ist die Gastfreundschaft zwischen Beiden ein- für allemal besiegelt. Man ladet auch, in einem Dorfe angekommen, diesen oder jenen Bauern ein, er möge, wenn er in das Dorf kommt, bei ihm absteigen; oder man nimmt einen Reisegenossen zu sich in's Haus, man sieht zufällig, vom Felde oder irgend woher zurückkehrend, einen Fremdling auf das Dorf zugehen, der keinen Gastfreund hat, und ladet ihn ein; schliesslich, wenn ein Fremder keine Unterkunft findet, so geht er in die Kirche, wo er sicher von dem Priester selbst oder von einem Bauern aufgefordert wird. Das einmalige Sehen bildet die Grundlage der weiteren Gastfreundschaft.

Eine Ausnahme findet bei den vornehmen, städtischen Gästen und ganz Fremden, welche in der Regel nur einmal in ein Dorf kommen, folglich auch keine dauernde Gastfreundschaft beanspruchen, statt. Hat der Fremde in solchen Fällen keine Empfehlungen, in welches Haus er sich zu begeben hat, so schickt ihn der erste ihm begegnende Bauer in's Haus des Dorfschulzen oder des Priesters.

Diese Beiden sind in der Regel die wohlhabendsten Leute im Dorfe und haben gewisse Bequemlichkeiten zur Aufnahme namentlich etwas vornehmer Gäste; aber es kommt auch vor, dass im Dorfe eine grosse, wohlhabende Bauernfamilie die Gastfreundschaft in ausgedehntem Masse ausübt; dann werden die Fremden dorthin geschickt, oder der Ruf solcher Familien ist so weit und breit bekannt, dass der Fremdling schon in einem anderen Dorfe davon erfahren hat und, dort angelangt, frägt, wo die betreffende Familie wohnt; dort hält er sein Pferd vor dem Thore des gastfreien Wirthes an. Der Aelteste des Hauses bewillkommt ihn herzlich, ladet ihn in das Gastzimmer und ertheilt sogleich verschiedene Befehle an die Diener und jüngeren Hausmitglieder, damit sie das Pferd des Gastes besorgen, das Essen bereiten, das Zimmer reinigen etc. Ich kannte z. B. eine Familie, wo manchesmal beim Mahle zehn und mehr fremde Gäste Platz nahmen und es verging fast kein Tag, wo das Haus ohne Gast war; war zufällig keiner da, so liess der Familienvater einen von den Nachbarn zum Essen einladen, sonst „schmecke ihm nichts, kein Bissen gehe durch seine Kehle ohne einen Fremden; wie sollte er die Gottesgabe allein essen?“

Er war stolz, wenn er alle seine Gäste bewirthen und zum Schlafe bedecken konnte, ohne genöthigt zu sein, von den Nachbarn etwas zu erbitten. Dazu findet man in jedem Hause, je nach dem Vermögen, so und so viele Paare Bettzugehörigkeiten: Teppiche գորգ, գաբա° (Dialekt), Karpet կապերտ, կարպետ (Dialekt) [in der Art der Teppiche mit farbigen Faden aus Wolle gewebt, ohne das weiche, kurz geschnittene Haar derselben], Matten mit Wolle gefüllt, Kissen und Decken wieder mit Wolle gefüllt. Am schönsten sind die beiden letzteren, indem die Kissen zumeist mit aus Seide gesticktem Stoffe überzogen sind, die Decken aber aus selbstgewebten oder gekauften seidenen Stoffen. Sie werden sorgfältig aufbewahrt und nur für Gäste gebraucht, während die Familienmitglieder in einfachen, aus selbstgewebten Baumwollstoffen gemachten Bettzeugen schlafen.

Unter den gegebenen Verhältnissen und Lebensbedingungen unserer Bauern ist solche ausgedehnte Gastfreundschaft leicht begreiflich und erscheint als eine Consequenz der gegenseitigen Hilfeleistung. Von Handel und in noch höherem Grade von Industrie kann dort in Folge der primitiven Communicationswege und der niedrig stehenden Civilisation gar keine Rede sein; der Bauer kann den Ueberfluss des Ertrages seiner Arbeit nirgends anbringen oder unter so niedrigen Preisen, dass er vorzieht, die Mühen, welchen er sich durch den Transport zu unterziehen hat, zu ersparen; durch Tauschhandel verschafft

er sich, was er gerade für seinen Bedarf von den Nachbardörfern bekommt. Daher ist bei ihm Geldgier unbekannt; wenn er Geld hat, weiss er nichts damit anzufangen und vergräbt es, dasselbe in silberne Rubel umsetzend, in irdenen Gefässen unter der Erde. Er gibt gerne und mit Freimuth von dem, was ihm Gott so reichlich geschenkt hat, denn im entgegengesetzten Falle „würde ihn Gottes Strafe erreichen". Man hält es in den von den Städten weit entlegenen Dörfern geradezu für eine Sünde, gebackenes Brot, Milch etc. zu verkaufen, sonst würden die Felder keine Frucht tragen, die Kühe keine Milch geben.

Nirgends in den Dörfern existiren Gasthäuser; jetzt aber dringt leider die schlechte auswärtige Sitte, Wein- und Schnapsschänken zu eröffnen, ein.

Ob der Fremde länger bleibt oder nur einen Tag, er wird immer mit gleicher Ehrerbietung und Auszeichnung behandelt. Für seinen Aufenthalt hat er nichts zu zahlen, mit Ausnahme dessen, was er sich speciell kauft, z. B. wenn er immer Schaf- und Hühnerfleisch geniessen will, oder in Dörfern, wo kein Weinbau getrieben wird, Wein trinken will, so muss er solches baar bezahlen.

Ein vornehmer Gast pflegt beim Fortgehen freiwillig ein kleines Geschenk, und das in Fällen eines längeren Aufenthaltes, dem Hausherrn zu geben oder er schenkt eine Kleinigkeit an Geld einem der jüngeren Hausgenossen, der für ihn am meisten zu thun hatte.

Dass diese Sitten auch in anderen Provinzen gleich sind, will ich durch Anführung des Berichtes des Herrn Schiemann in dem bereits citirten Buche des Dr. Parrot (Reise zum Ararat, S. 189 f.) beweisen:

„Am Abend kamen wir in ein grosses armenisches Dorf, Namens Taschburni. Wir beschlossen, hier zu nächtigen, da, wie unser Kosak sagte, das nächste Dorf zu weit entfernt war, um es vor völliger Dunkelheit zu erreichen. Wir liessen den Aga (Benennung des Dorfältesten bei den Armeniern) rufen, baten um Quartier, Futter für unsere Pferde und um einige Früchte, Melonen und Arbusen. Er wollte uns Alles geben. Nachdem wir unseren Thee getrunken, kam der Aga wieder zu uns, brachte Melonen und Arbusen und unterhielt sich mit uns durch den Dolmetsch. Währenddem wurde ein schöner Teppich auf dem Fussboden ausgebreitet und mehrere Schüsseln mit verschieden zubereitetem Hühnerfleische und Reis darauf gestellt. Unser freundlicher Wirth nöthigte uns zum Essen; wir sagten, wir wären nicht hungrig und hätten auch nicht darum gebeten; er antwortete: wir wären ihm so liebe und seltene Gäste, dass er Alles, was in seinen Kräften stünde, aufbieten wolle, uns dies zu beweisen, und er müsse sich gekränkt fühlen, wenn wir es ausschlügen. Wir setzten uns daher neben den Teppich, während unser Wirth uns mit Verwunderung zusah, als wir den Reis mit unseren Löffeln assen, da diese in jenen Gegenden nicht bekannt sind[1]), sondern die Finger die Stelle des Löffels vertreten. Nachdem wir gegessen, wurden uns noch ein paar Teppiche gebracht und wir machten uns ein Lager, so gut es ging.

Am anderen Morgen liessen wir den Aga wieder rufen und fragten, wie viel wir für das Futter der Pferde etc. zu bezahlen hätten. Dies schien ihn aber zu kränken und er antwortete, es wäre für ihn eine Ehre, dass wir bei ihm eingekehrt und unter seinem Dache gewohnt hätten, dafür lasse er sich nicht bezahlen, und wenn wir zurückkehren, sollten wir wieder bei ihm einkehren. Wir dankten ihm für die freundliche Aufnahme."

Dann weiter, S. 190, heisst es: „Um Mittag machten wir in einem tatarischen Dorfe, Achmameth genannt, Halt, liessen uns zum Jus-Bascha[2]) führen, der uns aber sehr kalt empfing, ja uns kaum begrüsste. Wir verlangten für unsere Pferde gegen Bezahlung Futter, welches wir aber nur mit grösster Mühe erlangten. In kurzer Zeit hatte sich eine grosse Menge Tataren um uns versammelt, die uns mit Neugierde angafften. . . . . Als wir wegreiten wollten, fragten wir, was wir zu bezahlen hätten. Der Jus-Bascha nannte einige Abas (ein Abas ist 80 Kopeken Kupfer, jetzt aber 20 Kopeken). Herr v. Betaghel gab sie ihm.

Gleich traten mehrere von den herumstehenden Tataren auf den Jus-Bascha zu und sprachen sehr heftig mit ihm. Der Jus-Bascha wurde verlegen, kam zu uns, als wir eben unsere Pferde bestiegen, und bat uns demüthig, das Geld zurückzunehmen. Wir wollten es durchaus nicht thun und sagten: es käme ihm rechtmässigerweise zu, also könne er es behalten. Die übrigen Tataren vereinigten aber ihre Bitte mit der seinigen und wir mussten das Geld zurücknehmen."

---

[1]) Dieses mag wohl eine Uebertreibung sein; der Löffel ist bei uns wohl bekannt, und zwar aus sehr früher Zeit, nur gebraucht man ihn nicht für alle Speisen, und am allerseltensten für Pilaw, d. h. für die beschriebene Reisspeise.

[2]) Benennung des Dorfältesten bei den Tataren; das Wort bedeutet: das Haupt über Hundert.

Dass unsere Vorvoreltern diese löbliche Eigenschaft ungeschmälert besassen, das bezeugt Xenophon; an der Stelle, wo er manche recht interessante Details der armenischen Bauernhäuser gibt, fügt er speciell über die Gastfreundschaft hinzu (Xenophon, Anabasis IV, 5, 30):

Ὅπου δέ παρίοι κώμην, ἐτρέπετο πρὸς τοὺς ἐν ταῖς κώμαις καὶ κατελάμβανε πανταχοῦ εὐωχουμένος καὶ εὐθυμουμένος, καὶ οὐδαμοθεν ἀφίεσαν πρὶν παραθεῖναι αὐτοῖς ἄριστον. Οὐκ ἦν δ' ὅπου οὐ παρετίθεσαν ἐπὶ τὴν αὐτὴν τράπεζαν κρέα ἄρνεια, ἐρίφεια, χοίρεια, μόσχεια, ὀρνίθεια, σὺν πολλοῖς ἄρτοις τοῖς μὲν πυρίνοις τοῖς δὲ κριθίνοις. ὁπότε δέ τις φιλοφρονούμενός τῳ βούλοιτο προπιεῖν, εἷλκεν ἐπὶ τον κρατῆρα, ἐνθεν ἐπικύψαντα ἔδει ῥοφοῦντα πίνειν ὥσπερ βοῦν.

Es wäre vielleicht nicht uninteressant, am Schlusse dieses Capitels einer Sitte der Gastfreundschaft Erwähnung zu thun, nämlich der Fusswaschung, welche besondere Ehre allerdings nur einem bevorzugten und altbekannten Gastfreunde zutheil wird. Sobald

Fig. 106. Holztrog.

ein solcher Gast eingetroffen ist, beeilt sich die jüngste Frau des Hauses (Թաղա հարսը = die frische Frau) oder die erwachsene Haustochter, den Dreifuss in die Mitte des brennenden Herdes hineinzuziehen und auf ihn einen Kessel mit Wasser zum Wärmen zu setzen. Inzwischen schleppt sie ein hölzernes Becken (Fig. 106) herbei, nähert sich mit verdecktem Gesichte dem Gaste, grüsst ihn, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, mit einer tiefen Verbeugung und gibt ihm durch Zeichen zu verstehen — weil sie mit keinem fremden Gaste sprechen darf —, er möge ihr erlauben, seine Füsse zu waschen. Das Mädchen ist freier; sie geht nicht, so lange sie keine Braut ist, mit verdecktem Gesichte umher, sondern hat ein kleines Tüchlein auf dem Haupte und kann mit Jedem offen sprechen; aber auch ihrer harrt das gleiche Schicksal wie der jungen Frau, schon mit dem Tage ihrer Verlobung. Der Gast fühlt sich verpflichtet, jene für ihn so angenehme Forderung mehrere Male abzuschlagen, bis er auch von dem Hausherrn oder von der ältesten Hausfrau genöthigt wird.

Dann streckt er behaglich den einen Fuss nach dem anderen aus und die junge Frau muss die Fussbekleidung lostrennen, welche erstens aus einem etwa vier Finger breiten, aus Seide gemischt mit Wolle oder aus Wolle gewebten Band besteht (armenisch դոլաղ Dolagh, aus dem Tatarischen entlehnt), welches mehrere Male über die Strümpfe und den Enden der Hose umwickelt ist, dem Fussgänger grosse Bequemlichkeiten gewährt; zweitens aus dem Schuh selbst, Tęrech (տրեխ), wahrscheinlich wieder tatarisch, in welcher Sprache es Tscharęch heisst, چراغ genannt, der aber nichts Anderes ist, als ein Stück rohes Schweins-, Ochsen- oder Büffelleder; Schweinsleder wird wegen seiner beständigen Weichheit und Dauerhaftigkeit am meisten begehrt, während die anderen Lederarten sich leicht zusammenziehen und den Fuss drücken; drittens aus den Strümpfen, welche, aus wollenen, farbigen Fäden gestickt, eine sehr schöne Ornamentik, ähnlich jener der orientalischen Teppiche, aufweisen.

Die Verfertigung der Schuhe ist höchst leicht und einfach und jeder Bauer macht sich dieselben

Fig. 107. Armenische Fussbekleidung.

selbst. Man nimmt das nöthige Leder, rasirt mit dem Messer das Haar weg, legt den nackten Fuss zum Messen der Grösse darauf und nach dieser Grösse schneidet man das Leder in der Fussform. Aus den Lederabfällen werden fadendünne Fäden geschnitten, welche dazu dienen, um an den Rändern des Leders Knoten zu machen, durch welche eine glatte, schmale Schnur gezogen wird, welche wieder aus Seide oder Wolle in verschiedenen Farben ausgeführt, zum Halten des Schuhes an dem Fusse dient. Die Fig. 107 veranschaulicht uns sehr genau den beschriebenen Schuh. In einigen Stunden ist ein solcher Schuh fertig, ein in jeder Hinsicht bequemes, angenehmes und leichtes Kleidungsstück; nur ist Eines dabei unvortheilhaft, es hält nicht lange.

Nach der Fusswaschung, der eine wohlthuende Massage vorangeht, legt der so geehrte Gast nach Belieben ein kleines Geldstück in die Hand der Frau, welche dafür mit einem Handkuss ihren Dank ausspricht. Indess thut dies nicht jeder Gast.

Es liegt hier nicht in meiner Aufgabe, alle merkwürdigen und recht viele darunter sicher auf die

graue, alte Zeit zurückgehenden Sitten und Gebräuche der Armenier zu erwähnen, ich wollte nur in Kürze diejenigen Eindrücke skizziren, welche ein Fremder beim ersten Herannahen an ein armenisches Dorf und in der unmittelbar darauf folgenden Zeit empfängt. Wir sind nunmehr in dem Dorfe angelangt, sind in's Haus selbst eingetreten und wollen dasselbe so genau wie möglich beschreiben.

Ich bemerkte bereits, dass, da die vorliegende Arbeit in Wien entstand, dieselbe an Mängeln leiden wird, und will hier hinzufügen, dass vielleicht die wichtigsten darunter der Mangel der Angabe der Zahlen und der Grössenverhältnisse sind. Den Grundrissen der Häuser sowohl, als auch den übrigen Figuren konnten nicht die Zahlen hinzugefügt werden, damit man nach ihrer Massgabe eine richtige Vorstellung über die wirkliche Grösse der Gegenstände empfangen könnte.

II. Das armenische Bauernhaus und seine Einrichtung.

Nach meinen Erkundigungen und persönlichen Kenntnissen bin ich vorläufig geneigt, unter den vorhandenen armenischen Bauernhäusern drei Haupttypen zu unterscheiden:

1. das Haus mit der Vorhalle, deren Frontseite ganz offen ist, Srah (սրահ) genannt, und zum Aufenthalte der Menschen und Thiere in der guten Jahreszeit dient,

2. das Haus ohne diese Vorhalle und

3. das Haus, welches wahrscheinlich unter fremdem Einflusse zuerst in Städten in Anwendung gekommen ist, von dort aus allmälig bei den Bauern Verbreitung fand und jetzt, mehr und mehr die anderen Formen verdrängend, zum allgemeinen Gebrauche zu gelangen verspricht; das ist das Haus mit Fenstern und statt der Vorhalle mit grossem Balcon, welcher, von oben gedeckt, wiederum zu dem Zwecke dient, wie die Vorhalle, nur mit dem Unterschiede, dass Thiere daselbst keinen Platz mehr finden.

In den beiden ersten Arten ist durchaus das Gewöhnlichste: das Licht vom Dache durch eine Oeffnung, welche zugleich auch der Schornstein ist, da der Rauch von da seinen Ausgang findet; die Feuerung in der Mitte des Wohnraumes; die Wände äusserlich glatt und ohne irgend eine Oeffnung.

Die Art der Feuerung ist verschieden; sie findet entweder im offenen Raume, in der Mitte des Hauses ihren Platz, welche Art, wie wir später zeigen werden, zur Entdeckung des Kamines geführt hat, oder tief in der Erde in einem Loche, in welches durch eine schräge, unter den Boden geführte Oeffnung, die in der Regel draussen unter der Wand oder bei der Hausthüre mündet, der Luftzug zur Unterhaltung des Feuers hineindringt. Ist in dem Loche das Brennmaterial verkohlt, so deckt man den Mund der Oeffnung und lässt die Kohlen glimmend Wärme um sich verbreiten oder man verdeckt auch das Feuer mit einer Einrichtung, Kürsi (կրսի) genannt, die wir in Folgendem näher kennen lernen werden.

Das Haus mit dem Srah kommt meines Wissens vor Allem überwiegend in den von mir oben beschriebenen Gegenden, d. h. in den Provinzen Artzach und Siunik vor und ist aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Form viel älter als das Haus des zweiten Typus. Seine unentbehrlichsten Bestandtheile sind:

1. Der Srah = Vorhalle oder präciser das Sommerhaus[1]); man gebraucht im Armenischen auch Eiwan. So viel mir erinnerlich, habe ich diese letzte Bezeichnung im Dorfe Meghri (Մեղրի) am Ufer des Araxes gehört.

2. Ein kleiner, durch eine Umzäunung oder Erhöhung abgetrennter Raum im Srah selbst dient zum Zwecke, damit die Menschen dort gesondert von den im Srah sich aufhaltenden Thieren leben und für sich Speise und Brot zubereiten können. Diesen Raum hat man nicht in jedem Hause.

3. Das eigentliche Haus selbst, in den weitaus meisten Gegenden Armeniens Ton (տուն) statt des literar-armenischen Tun (տուն) genannt und nur in Artzach, und zwar in den ostsüdlich von der Stadt Schuscha liegenden Dörfern, nennt man es Gharadam (ղարադամ), wörtlich das Schwarze Haus. Unter diesem Ton oder Gharadam findet sich Alles: der Wohnraum für Menschen, der Herd, die Vorrathskammer, der Backofen, der Schlaf-, Ess- und Aufenthaltsort. In armen Familien weilt auch der fremde Gast daselbst, in wohlhabenderen ist das Gastzimmer getrennt. Das ist das Winterhaus.

4. Eine kleine Kammer, welche an der hinteren Wand des Hauses sich befindet; sie ist in der Weise gebaut, dass gewöhnlich von ihr weder von aussen noch von innen etwas zu sehen ist, ausser der kleinen

[1]) Das Wort Srah (armenisch սրահ), klingt sehr ähnlich dem persischen Säraj = Palais, dem türkischen Seral; ob sie aber mit einander zusammenhängen, wage ich nicht zu entscheiden; dagegen ist das Wort Eiwan (էյվան) sicher aus dem Persischen entlehnt.

Thüre in der Hauswand und ebenso mit weisser Erde übertüncht, wie die Mauern selbst. Das ist die eigentliche Vorrathskammer, die aber nur in wenigen Wohnungen anzutreffen ist; ihr Name ist Nersi othach (ներսի օթախ) = das innere Zimmer.

5. Der Stall, entweder dem Hause, d. h. dem Gharadam sich anschliessend oder von demselben getrennt, hauptsächlich in Folge des Raummangels. Wenn der Familienvater stirbt und seine verheirateten Söhne, das väterliche Gut theilend, auseinandergehen, so nimmt in der Regel der älteste Sohn das ursprüngliche Haus für sich, während der Jüngere den früher gemeinsamen Stall zu seiner Wohnung umwandelt, d. h. man schafft für die Thiere einen neuen Stall, denn derselbe kann auch etwas weiter vom Hause entfernt sein, während der Bauer selbst sehr schwer den Entschluss fasst, sich von dem väterlichen Herde zu trennen und etwas weiter davon entfernt für sich ein neues Heim zu gründen. Aus diesem Grunde entstehen sehr häufig Streitigkeiten bei der Theilung des Hauses. Das Hausglück ist nach der Anschauung unseres Bauern mit dem Herde eng verbunden; lieber bleibt er im Stalle und verwandelt denselben in ein Haus, wodurch, wenn er den Herd nicht haben kann, so doch wenigstens sich in seiner nächsten Nähe befindet.

6. Ein Aufbewahrungsort für Thierfutter, Marak (մառագ) genannt, welcher in manchen Dörfern neben dem Hause sich befindet; sonst liegt er zumeist weit ab in der Umgebung des Dorfes; den Grund dafür werden wir später kennen lernen.

7. Ein schon erwähnten Gastzimmer (literar-armenisch սենեակ) genannt, welche Bezeichnung durch das entlehnte persische Wort Othach aus dem Volksmunde verdrängt ist). Im ganzen Dorfe haben nur einige Familien diesen Luxus, so vielleicht etwa unter zehn, fünfzehn Häusern nur eines, entweder mit dem Hause vereint oder getrennt.

Diese sieben Theile machen ein vollständiges grosses Bauernhaus aus, aber es kann ein Bauernhaus auch aus nur zwei Theilen bestehen, aus dem Srah = dem Vorhause und dem Gharadam = dem Schwarzen Hause; solche Häuser kommen auch factisch vor.

Der Bauer ist genöthigt, um Futter für seine Kühe, Schafe etc. zu schaffen, mit diesen herumzuziehen; deshalb hat jedes Dorf seinen Sommerort — Sar (սար eigentlich Berg, weil die Sommerfrische nur auf den Bergen zu treffen ist) und Winterort = Aran[1]) (արան). Im ersten schlägt er entweder ein Zelt auf oder er hat einen bleibenden Bau in der Form eines Srah, welcher im Winter selbstverständlich unbenützt bleibt, im zweiten aber einen Stall, wo auch die Menschen mit den Thieren zusammen unter einem Dache wohnen, der in diesem Falle im Sommer leer liegt. Hier wird aber auch ein zweiter Futterbehälter Marak, wie im Dorfe selbst, gebaut. Diese beiden sind im Grunde genommen die eigentlichen Urbestandtheile eines Bauernhauses.

* * *

Gehen wir jetzt zur Besprechung der einzelnen Theile des Hauses über, so finden wir in Fig. 108 den Grundriss eines Hauses aus dem Dorfe Hghordi (ղղորդի), südlich von der Stadt Schuscha in dem

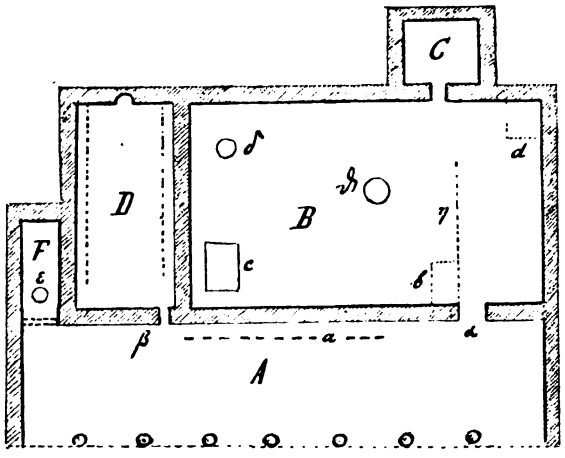


Fig. 108. Grundriss eines Hauses im Dorfe Hghordi.

Districte Warand. Die Dimensionen sind nach dem Gedächtnisse aufgezeichnet, machen deshalb auf Genauigkeit keinen Anspruch.

Wir treten zuerst von der Strasse aus in den Srah (Vorhalle) *A* hinein. Die vorderen Linien auf der Strassenseite sollen annähernd die Stellen bezeichnen, wo die hölzernen Säulen (siehe Fig. 104) stehen; die kleinen Striche *a* neben der Hauswand deuten die Stelle an, wo im Sommer die Menschen entweder auf dem Boden selbst oder auf hölzernen, sehr primitiven Betten schlafen und sich aufhalten. Im Srah herum lagert sich das Vieh, wobei die wilden und

[1]) Aran ist ein Fremdwort, während Sar (Höhe, Gipfel, Abhang) ein echt armenisches Wort ist und nach Hübschmann (Armenische Studien, Nr. 247) mit dem Sanskrit-Worte Ciras (Kopf, Haupt, Spitze), zu deutsch Saranh (Kopf), neupersisch Sar (Kopf, Haupt, Gipfel), ossetisch Sar (Kopf), griechisch κάρα, κόρση, lateinisch Cerebrum zusammenhängt.

unruhigen Thiere an die erwähnten Säulen angebunden werden. *F* ist der Raum, welcher, vom Srah durch eine niedrige Wand getrennt, zum Backhause dient, indem daselbst in dem runden in der Erde angebrachten tiefen Loche ε, Thonir genannt, das Brot gebacken wird.

Von den beiden Thüren α und β an der ersten Frontwand führt die eine α in das Haus, Gharadam *B*, die andere β in den Stall *D*. Durch die Thüre α eingetreten, sehen wir das Innere des Hauses nicht sogleich, weil eine Wand η, annähernd in der Höhe eines Menschen, aus Brettern oder aus Flechtwerk gemacht und übertüncht mit weisser Erde, dem hinderlich ist. Diese Wand, welche fast in keinem Hause fehlt, ist wahrscheinlich dazu da, um entweder zu dem angedeuteten Zwecke zu dienen, d. h. den freien Einblick in das Innere des Hauses zu hindern oder um den durch das fortwährende Oeffnen und Schliessen der Thüre entstandenen Zugwind von den um den Herd Sitzenden abzuhalten. Die Bezeichnung dieser Wand ist Dęrba (դըրբա՞), auch Dęrbza (vermuthlich aus dem Persischen).

In dem kleinen Raume *d* ist unten der Hühnerstall, oben der Aufbewahrungsort verschiedener Sachen, während in dem Raume *b* der kolossale Behälter für das in grossen Quantitäten gemahlene Mehl steht. Er ist aus gutem Lehm mit sehr dünnen Wänden gemacht, hat die Form eines länglichen Viereckes und ist ebenso hoch, wie die seine Fortsetzung bildende Bretterwand. Oben ist er offen; wenn er voll ist, wird er mit Brettern zugedeckt. Durch eine Seitenöffnung, die so klein ist, dass man kaum eine grosse Hand hindurchstecken kann, nimmt man das Mehl heraus, das von oben, nach Entfernung der Bretter, hineingefüllt wird.

Im Centrum des Hauses sehen wir, in das Innere eingetreten, die kreisrunde Stelle ϑ des Hausherdes, des Odschach (օճախ). Sein Durchmesser ist ziemlich gross, so dass rund um ihn herum etwa 20—30 Personen Platz finden können; innen zeigt er eine leichte Vertiefung im Verhältniss zu dem Hausboden, während die Ränder mit einer faustdicken Schicht fester Erde umgeben sind, damit Asche, Funken etc. die Herumsitzenden nicht belästigen. Entsprechend der Grösse des Herdes ist über demselben, mitten im Dache, ein grosses Loch angebracht, das als Rauchabzug und zugleich auch als Lichtfenster des Wohnraumes dient. Es wird mit einem rohrartigen Flechtgerüst umgeben, welches oben schmal, unten breit gemacht und mit Lehm übertüncht ist. Dieses Flechtwerk ist etwa 2 m hoch, fällt von der Ferne leicht in's Auge und kann man nach der Anzahl leicht die genaue Zahl der Familien im Dorfe bestimmen; denn wo eine Familie wohnt, da ist auch unbedingt, wenigstens in den früheren Häusern, dieses rohrartige Gerüst, Hert'ik, Jert'ig, Hert' (հերթիկ, երթիկ, հերթ) genannt, vorhanden; in den neuen Häusern mit Fenstern fällt selbstverständlich der Hert'ik weg. Die Bedeutung des Herdes, die Art der Feuerung und die Feueraufbewahrung sind so interessant, dass ich nicht umhin kann, später, nachdem wir das ganze Haus betrachtet haben, auf sie zurückzukommen.

Das zweite kleine Loch δ zeigt die Stelle an, wo in der Regel der Webstuhl oder nach der Uebersetzung des armenischen Wortes die Webgrube = Člkavor (ճկաւոր) sich befindet, die in keinem Hause fehlen darf, da in jeder Familie die Hausfrauen selbst für sich und ihre Angehörigen wollene, seidene und baumwollene Zeuge weben. Ihre Arbeit, welche sich durch Dauerhaftigkeit und Festigkeit auszeichnet, ist daher roher als jede Fabriksarbeit. Man nennt die genannte Stelle Webgrube, weil im Boden eine Vertiefung angebracht ist und die webende Frau, auf dem Boden sitzend, die Füsse herunter lässt, um auch mit ihnen zu arbeiten. Es ist die einzige Arbeit, bei welcher die Frauen so sitzen, wie man gewöhnlich auf Stühlen sitzt, so dass der Ausdruck Webstuhl vielleicht auch für die armenische Art des Webens passend wäre.

Ueber dieser Stelle ist im Dache ein zweites Loch angebracht, das aber blos als Fenster dient und ziemlich klein ist, damit kein Mensch, auf dem Dache spazierend, hineinfällt und dann, damit die arbeitende Frau vom Regen nicht belästigt wird. Es hat keine korbartige Umschliessung wie das erste. Vor dem Schlafengehen werden beide Löcher zugedeckt, das erste mit einer breiten Baumrinde, weil man keine so breiten Bretter zu machen versteht und die Fertigkeit, mit der Säge Bretter zu machen, erst in neuester Zeit sich allmälig verbreitet, während man früher breite Balken durch Hineintreiben von Keilen spaltete und dann, die so erhaltenen Stücke mit Werkzeugen glättend, Bretter bekam; oder man zog es vor, statt dieser mühsamen Arbeit im Frühling, wenn die Bäume leichter abzuschälen sind, von wilden Kirschbäumen und anderen leicht schälbaren Bäumen die Rinden abzunehmen und jene als Bretter zu gebrauchen. Man nennt sie Kiči (կիչի); sie sind sehr breit und leicht. Das zweite Loch deckt man mit einem Stück schweren Holzes zu.

Schliesslich werden in der einzig freigebliebenen und dunkelsten Ecke im Hause (*c*) entweder verschiedene Vorräthe aufbewahrt, da die kleine, dunkle Kammer *C*, in die man durch die Thür γ eintritt, nicht ausreicht, oder es halten sich dort die jungen Frauen und Mädchen während der Anwesenheit fremder Gäste auf.

Ueber den Stall *D* ist nicht viel zu sagen; er bildete ursprünglich einen Theil des Hauses, bis man schliesslich eine Zwischenwand durchzog. Die längliche Form des Stalles ist constant, mag er gebaut sein, wo er will. Die punktirten Linien desselben deuten die Krippe für die Thiere an, der Eingang (β) ist vom Srah aus.

* * *

Ehe wir auf die Besprechung anderer Häuser übergehen, möchte ich vorher Einiges über die Art des Baues und über das Baumaterial mittheilen. Allüberall baut sich der Bauer selbst seine Häuser mit Hilfe seiner Familienangehörigen. Frauen und Mädchen schaffen das Wasser und die Lehmerde auf ihrem Rücken herbei, die Söhne bringen mittelst Lastthieren Steine und der Vater führt die Mauer auf. Wie wir auf dem Plane sehen, ist der Grundriss des Hauses höchst einfach: ein annähernd quadratischer Raum in zwei etwas ungleiche Theile getheilt, in einen vorderen engeren und einen hinteren breiteren Theil. Für das Fundament gräbt man, je nach der Beschaffenheit des Bodens, fest oder weich, eine mehr oder weniger tiefe Grundlage. Die aufgeführten Mauern sehen ziemlich roh aus, denn die Steine werden so unbehauen, wie sie vom Felde oder vom Flusse gebracht sind, aufeinandergelegt und es trägt zur Verschönerung nicht sonderlich bei, wenn die glatten Flächen derselben nach aussen gewendet werden. Der zum Baue verwendete Lehm wird vorher mit Spreu gründlich durchmischt, damit er fester wird, ein Verfahren, welches bei allen Nachbarvölkern vorkommen soll, so bei den Tataren, Grusiern, Osseten, Persern etc. So bemerkt Polak (Persien, S. 53) über das Baumaterial der persischen Häuser: „Als Mörtel wird nur selten am Grundbaue und der Kellerwölbung Kalk, mit Lehm untermischt, angewendet; im Allgemeinen nimmt man mit Lehm gemengten Gyps oder Lehm mit Stroh untermischt (Kahgil), letzteren ausschliesslich zum äusseren Anwurfe des Hauses.“ Kalk gebrauchen unsere Bauern, wenn man von den Neubauten absieht, nur bei Kirchenbauten.

Unser Bauern-Baumeister gebraucht drei Werkzeuge zum Bauen: einen Hammer zum Behauen der Steine, wenn derselbe in den Bau nicht passt, ein Werkzeug, Mala genannt, zur Aufnahme des Lehms und drittens den Regulator, mit dem die senkrechte Lage der Mauer ermittelt wird, der aber selten in Anwendung kommt, wie die hineingeschobenen und herausgetretenen Mauern der Bauernhäuser beweisen.

Die Höhe der äusseren Frontwand ist vielleicht ca. 2 m hoch, denn das Innere des Hauses liegt etwas tiefer. Die hintere Wand kommt, wie schon oben bemerkt, nicht zum Vorscheine oder nur zum kleinen Theile, die Seitenwände ebenfalls nur theilweise.

Ueber dem ganzen Hause liegt das grosse flache Dach, welches aber in der Mitte bei dem Schornsteine eine unbedeutende Neigung aufweist; es darf nirgends eine holperige Stelle haben, sonst würde dort das Regen- und Schneewasser, Pfützen bildend, in das Haus hineindringen und die Balken verfaulen machen. Die Construction des Daches ist folgende: Innen im Hause, unweit vom Herdraume, pflanzt man eine recht dicke und kräftige Säule, Siun[1]) im Armenischen, auf.

Neben den Mauern ist diese Säule die Hauptstütze des Daches, folglich auch des Hauses, deshalb sagt man allegorisch von einem Mitgliede des Hauses, das viel zu bedeuten hat: Er ist die Säule des Hauses (Նա է տանը սիւնը), oder bei Verwünschungen: Es möchte die Säule Deines Hauses zerbrechen (տանդ սիւնը կոտրուի), dagegen segnend sagt man: Es möge unerschüttert die Säule Deines Hauses bestehen (տանդ սիւնը հաստատ կենայ) etc.

Ein langer Querbalken, in der Mitte auf der Säule ruhend und mit beiden Enden die entgegengesetzten Wände vereinigend, dient dazu, um die Enden der kreuzweise von beiden Seiten gelegten

[1]) Սիւն stellt Hübschmann (Armenische Studien I, Leipzig 1883, Nr. 251) mit dem griechischen κίων zusammen, indem er das armenische siun aus dem armenischen sīvan oder sēvan ableitet und das griechische κίων auf die Form κίϝων zurückführt; dagegen haben Andere schon früher das griechische κίων für ein Lehnwort erklärt. A. Nissen (Pompeianische Studien zur Städtekunde des Alterthums, Leipzig 1877, S. 618) sagt: „Sprachlich ist κίων ein phönikisches Lehnwort, und es hiesse die Augen gegen historische Thatsachen verschliessen, wollte man die Entlehnung der griechischen Säulenordnungen aus dem Oriente bestreiten.“ Gegen die Behauptung Nissen's spricht das armenische Wort oder sollte auch jenes aus dem Phönikischen entlehnt sein?

Balken aufzunehmen; diese nennt man Geran (գերան). In Ermangelung ordentlicher Bretter breitet man dicht nebeneinander über die letzten Balken etwa handdick entzweigespaltene Holzstücke, die dazu dienen, um die grossen Erdmassen auf dem Dache aufzuhalten, Phardu (փարդու) genannt; schliesslich wird eine grosse Menge Reisig und Stroh auf diese ausgebreitet und dann darüber Erde gelegt. Man verwendet sehr viel Sorgfalt bei der Aufschüttung von Erde, damit dieselbe einerseits nicht allzu viel wird, um mit ihrer Last auf die Balken schädlich einzuwirken, und andererseits nicht allzu wenig, damit das Wasser nicht hindurchdringen kann. Nichts ist so unangenehm, als das Wohnen unter einem Dache, welches Wasser durchlässt; man kann nie sicher sein, ob nicht einige schmutzige Tropfen in die Speise fallen oder die Kleider durch mit Russ vermengte, gelbliche Farbe beschmutzen. Daher müssen die Dächer fortwährend vor und nach dem Regen reingefegt und die vom Regen durchweichte oder unter den Sonnenstrahlen zerborstene Erde mit Rollsteinen befestigt werden. Da die Dächer gewöhnlich als Strassen benützt werden, so werden dieselben vor dem Regen mit einer leichten Schichte von Spreu bedeckt, wodurch das Lostrennen der Erde beim Gehen verhindert wird.

Das Dach erfüllt nicht allein seine eigentliche Aufgabe, sondern es ist auch zugleich der Ort, wo in der guten Jahreszeit die Bauern bei Nacht schlafen, am Tage aber ihre gewöhnlichen Versammlungen veranstalten, ihre Berathungen abhalten. Die Dorfältesten sitzen mit würdiger, ernster Miene, den Rücken an den Schornstein gelehnt, während die Jüngeren vor ihnen ehrfurchtsvoll stehen und ihren Reden zuhören müssen. Nichts ist interessanter, als solchen Versammlungen beizuwohnen; es ist beinahe die reine Republik mit ihren Geronten und anerkannten Rednern.

Die Thüren[1]) sind fast ausschliesslich aus Holz gemacht; es werden sogar die Bretter, die wiederum in der oben beschriebenen Weise hergestellt werden, mit einander mit hölzernen Nägeln statt eiserner befestigt. Ihre Höhe ist sehr gering; nicht einmal ein Mann von mittlerer Grösse kann aufrecht in das Haus hineingehen, ohne Gefahr zu laufen, am Kopfe einen tüchtigen Stoss zu erhalten[1]). Die Art der Befestigung der Thüren ist dieselbe, wie bei den Persern und übrigen Nachbarvölkern, d. h. sie hängen nicht an den Seitenbalken, sondern stützen sich von oben und unten auf Zapfen; während vor der persischen Thüre eine etwa einen Fuss hohe Schwelle steht, ist die Schwelle der armenischen Thüre mit dem Boden des Srah ganz gleich und die Stufe ist im Hause drinnen[2]). Schon der Vergleich mit der Thüre beweist hinlänglich, dass die Armenier von den Persern nichts entlehnt haben, denn auch die Schliessungsart bei den Armeniern ist ganz verschieden; indess werden wir später auch andere Unterschiede anführen. Zum Schliessen der Thüre dient ein einfaches, hölzernes Schloss, welches gerade mitten an der Thüre mit hölzernen Nägeln befestigt wird. Die Fig. 109 veranschaulicht uns die Construction eines solchen Schlosses. *a* ist der wichtigste Theil, ich glaube er wird Mari (մարի) genannt (über die Benennung bin ich nicht sicher) = Mütterchen; in die ausgehöhlten Stellen kommt *b* das eigentliche Schloss = Kolpek (կողպեք), Dialekt (գլլուզ, փակ), Pak k'llan der Schlüssel (բանալի), *c* Banali (պանդխի) = Dialekt Peneli (պանդխի), Pelani (պանլուխ), Pneli (պանդխի), Dialekt und *d* der Riegel Kotot (Kotot կոխ-ոխ heisst eigentlich das Junge vom Bären արջի կոխ-ոխ). Das Schliessen geschieht in der Weise, dass man den Schlüssel herauszieht und das Schloss vorwärtsschiebt, dann fallen die Riegel in die ausgehöhlten Stellen des Schlosses und verhindern das Vor- und Zurückgehen desselben. Will man die Thür öffnen, so schiebt man den Schlüssel hinein und hebt die Riegel nach oben, wodurch das

[1]) դուռն allgemein armenisch մուտք Dialekt, ist bekanntlich ein altes, indogermanisches Wort, indem es mit dem griechischen θύρα, dem lateinischen fores, dem gothischen daúr, daúrōns, plȳ ksl dviri, dem neupersischen dar, scr, dvar etc. zusammenhängt. Nach Hübschmann, a. a. O., Nr. 58, ist der Stamm im Armenischen durch das Suffix an erweitert worden, der ursprüngliche Stamm zeigt sich im Plural durk' und im Compositum, wie: dr-a-kiç (Thürgenosse, Nachbar).

[1]) Vergleichen lassen sich damit die alten, deutschen Thüren, die nach einer Stelle in der „Vita St. Severini", Cap. VII, ebenso niedrig waren. Da heisst es: Der Heilige wohnte in einer so niedrigen Hütte, dass der schlank gewachsene Odoaker sich bücken musste, um nicht mit dem Kopfe an die Decke zu stossen. (Henning, a. a. O., S. k.)

[2]) Zur Vergleichung möchte ich hier anführen, was Dr. Polak über die persische Thür sagt: „Die Thüren bestehen aus zwei, mit eleganten Arabesken, Vögeln und anderen Thieren bemalten Flügeln (während bei uns nur eine einseitige Thüre ist); sie haben eine wenigstens einen Fuss hohe Schwelle und sind so niedrig, dass der Europäer, der an diese Einrichtung nicht gewöhnt ist, entweder mit dem Schienbein oder mit dem Kopfe anrennt. Sie drehen sich nicht in Angeln, sondern um Zapfen und werden nicht mittelst Schnallen, sondern durch ein Kettchen oben an dem Querbalken geschlossen.

Schloss sich wieder frei vor- und rückwärts bewegen kann.

Neben den Seitengeländern der Thüre, auf derselben Höhe, wo das Schloss befestigt erscheint, ist ein Loch angebracht (Pekacak փըկածակ), Schlüsselloch genannt, wo man die beiden Hände hineinschiebt und in der beschriebenen Weise die Thüre öffnet oder schliesst.

Der Herd befindet sich, wie bereits öfters erwähnt wurde, in der Mitte des Hauses. Um ihn herum sind Teppiche und auf diesen Matten ausgebreitet, auf welchen man mit gekreuzten Beinen nach türkischer Weise sitzt. Aber leider sind recht viele Familien so arm, dass sie nicht nur keine Teppiche haben, sondern auch nicht einmal im Stande sind, den Boden nothdürftig zu decken, und dort müssen die Mitglieder des Hauses auf dem blanken Boden sitzen. Zum Glück hat die Noth die Menschen erfinderisch gemacht; sie übertünchen den Hausboden mit festem Lehm, in welchen noch Kopfhaare von Menschen und Spreu hineingemischt werden, wodurch der sonst unerträgliche Staub auf ein Minimum reducirt wird. Aeusserlich wie innerlich ist der Herd das Hauptzeichen eines Hauses, das religiös-geheiligte Symbol einer Familie. Sobald die Brüder sich trennen, so gründet der Jüngere für sich einen neuen Herd und, so viel mir erinnerlich, holt er das erste Feuer für sein Haus von dem Herde seines Vaterhauses ab. Recht zahlreiche Ausdrücke charakterisiren die wichtigste Bedeutung des Familienherdes. Es ist vielleicht nicht uninteressant, einige derselben hier aus dem Gedächtnisse anzuführen. Vorher muss ich aber sagen, dass es mir recht auffallend und bis jetzt noch unerklärlich geblieben ist, dass gerade das nationale ursprüngliche Wort für diesen Mittelpunkt der Familie aus dem Volksmunde verschwunden ist und statt dessen, ebenso wie bei den Russen, das turanisch-tartarische Wort Odschach (bei den Russen Otschag) eingetreten ist.

Man schwört bei dem Herde und verwünscht ihn, indem man sich ihn als lebendig vorstellt. Will man ein Mädchen aus einem Hause heiraten, so pflegen die Brautwerber bei der Werbung den Eltern des Mädchens zu sagen: „Wir sind gekommen, um von Deinem Herde eine Hand voll Asche zu nehmen und sie mit der Asche unseres Herdes zu mischen.“ (Մունք եկալ ընք մըն հափուռ մոխիր իր օնինք քու օճախաա նհետ տանինք մէր օճախին նհետ խառնինք). Dem entsprechend ist man bestrebt, ein Mädchen aus gutem Odschach zu ehelichen und umgekehrt einen Mann aus ebensolchem Hause zum Gatten zu haben. Wenn man von Einem spricht: Նա օճախի զաւակ է, wörtlich: „Er ist ein Kind eines Herdes“, das heisst so viel als: „Er ist aus guter Familie“. Es entehrt ein ungeartetes Kind seinen väterlichen Herd. Man verwünscht einen: „Oh möchte doch das Feuer seines Hauses ausgehen“ (քաար ծանա ըմ կանչալ օճախդ կրակը հանգի); statt dessen sagt man auch: „Dein Rauch möchte verschwinden“ (ծուխդ մարի) mit derselben Bedeutung; oder ein anderes Beispiel: Die Schwiegermutter sagt zu der jungen Frau, wenn diese ungeschickt ist oder etwas begangen hat: „Es möchte jener Herd, von wo Du ausgegangen bist, zu Grunde gehen“; oder: „Der Herd Deines Vaters sich von unten nach oben kehren“ (Հօրս օճախը պըրիշակ ինի). Ich könnte noch recht viele andere Beispiele hier anführen, aber es scheint mir, die angeführten werden auch genügen, eine wenn auch vage Vorstellung davon zu geben, welch grosse Bedeutung der Hausherd bei den Armeniern hat. Zweitens geht aus diesen Beispielen hervor, dass, wie der focus im Lateinischen, zugleich auch das ganze Haus, die Familie, bezeichnet, so in den Ausdrücken: ejicere aliquem domo et patriis focis, oder noch prägnanter: ager habitatus quinque focis, auch im Armenischen das Haus, die Familie bedeutet, wofür auch der Ausdruck ծուխ (Rauch) vorkommt.

Ich sagte bereits, dass man die Familienzahl im Dorfe nach den Herden zählt; auf diese Art ging auch

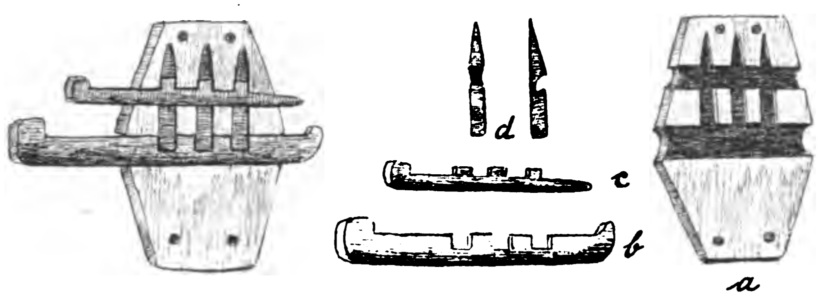


Fig. 109. Armenisches Thürschloss aus Holz.

in früheren Jahren die russische Regierung bei der Volkszählung in armenischen Dörfern zu Werke. Sie liess die Anzahl der Herthik's, d. h. der Schornsteine, bestimmen, und damit war auch die Anzahl der Familien gezählt. In manchen Dörfern zog man aus dieser Art der Volkszählung Vortheile, indem man vor dem Eintreffen der Regierungsbeamten den Licht- und Rauchableiter vom Dache wegnahm, die Herdstellen im Wohnraume vernichtete und so die Beamten der Regierung irreführte. Bis jetzt noch erhält man in den Dörfern, nach der Anzahl der Familien fragend, wie viel Familien im Dorfe sind, die Antwort: „Opfer essende so und so viel Häuser, in den Volkszählungsbüchern so und so viel“, wobei die erste Zahl immer um ein Bedeutendes die zweite übersteigt (մատաղ ուտող հա՛րուր տուն, կամ իրալի օթաուն).

Der Ausdruck „Opfer essend“ bezieht sich auf eine so interessante Sitte, dass ich hier nicht umhin kann, wenn es auch nicht in den Rahmen meiner Arbeit hinein gehört, die Ursache seiner Entstehung etwas eingehend zu beschreiben. Es herrscht nämlich in Armenien die gute alte Sitte, welche leider jetzt allmälig im Verschwinden begriffen ist, dass im Jahre einmal ein allgemeiner Opferfesttag in folgender Weise gehalten wird: Einige Wochen vor den Osterferien werden in jeder Gemeinde in der Gemeindeversammlung je zwei rüstige, tüchtige Leute unbescholtenen Charakters ausgewählt, welche die Aufgabe haben, zu allen (mit Ausnahme den ärmsten) Gemeindemitgliedern zu gehen und von ihnen freiwillige Gaben für die bevorstehenden grossen Festopfer zu sammeln. Mit den gesammelten Gaben, die zum grössten Theile in Naturalien bestehen, kaufen sie eine beträchtliche Anzahl Schafe oder Ochsen, welche am Tage vor dem Feste, am Ostersonnabende, im Hofe der Kirche geschlachtet werden, um zur Vertheilung zu gelangen. Die Vertheilung geschieht auf verschiedene Art: man schneidet den ganzen Fleischvorrath in kleine Stücke, kocht ihn in eigens zu diesem Zwecke für die Kirche gekauften und im Besitze derselben sich befindlichen kolossal grossen Kesseln, wickelt jene gekochten Fleischstücke, entsprechend der Kopfzahl der Gemeinde, in dünne Brotstücke, Losch-Lawasch genannt, und stellt sie vor dem Kirchenausgange in Körben auf.

Am Ostersonntage fängt die kirchliche Messe sehr früh an, etwa um 7 Uhr Morgens, und dauert bis 9 Uhr. Nach dieser Messe strömt das Publicum zu den Kirchenausgängen und ist bestrebt, ein Stück von dem Opferfleische zu erhalten, um davon den ersten Bissen an diesem Tage zu essen und damit das sieben Wochen dauernde strenge Fasten, wobei der Genuss thierischer Producte, wie Milch, Eier, Fische etc., nicht gestattet war, zu lösen. Was nach der Vertheilung übrig bleibt, wird unter die Armen vertheilt, welche auch vorher grosse Portionen rohen Fleisches bekommen, damit sie sich Fleischspeisen für den feierlichen Tag kochen können. Die sehr kräftige Bouillon kann sich holen, wer da will.

Diese Art der Vertheilung, die wahrscheinlich die ursprüngliche ist, habe ich in der Stadt Schuscha gesehen, während in den Dörfern nicht das gekochte, sondern das rohe Fleisch, und zwar bereits am Ostersonnabende, vertheilt wird, damit die Leute im Stande sind, dasselbe für den nächsten Tag zuzubereiten. Den Fleischvorrath vertheilt man nach dem Augenmass in so viele gleiche Theile — ohne zu berücksichtigen, wie viel man beigesteuert hat — als Familien-(Ton)-häuser in der Gemeinde sind; daher der Ausdruck Mataghotogh, Opfer essend, weil hiebei jede Familie berücksichtigt werden muss, während bei der Volkszählung einige Familien weniger berechnet werden. Mitten in der Kirche werden grosse Tücher ausgebreitet und auf dieselben die Fleischportionen niedergelegt; Jeder holt sich seinen Theil selbst.

Indess verschwindet, wie gesagt, in den Städten allmälig diese Sitte; so weiss man in Tiflis nichts mehr von einer allgemeinen Opferung. Es sind da nur noch einzelne fromme Leute, welche ein Thier opfern und das gekochte Fleisch in grossen Schüsseln in den Hof der Kirche zur allgemeinen Vertheilung schicken. Als Regel gilt: es darf von dem Opferfleische für den nächsten Tag nichts übrig bleiben und schon dieser Umstand allein würde genügen, den Opferceremonien eine eigenartige Feierlichkeit zu geben, denn man ladet bei solchen Anlässen nicht allein die eigenen Angehörigen ein, sondern auch Jeden, der vorübergeht, und viele Arme. Der Armenier opfert gerne und oft; indess ist hier nicht der Ort, darüber weiter zu berichten.

Bei der Opferung werden besonders bedacht: der Priester, der Dorfschulze und sein Gehilfe. Der Priester bekommt von jedem geopferten Thiere, wo und wann auch geopfert wird, das erste Schenkelbein (Heri Հերի genannt) und die Felle und Häute der Thiere, der Schulze die Bruchtheile (aber nur bei Osteropfern), der Gehilfe die Köpfe und die Füsse.

Es kommt bei den Osteropfern etwas vor, was sicher mit dem Christenthum nichts zu thun hat, wie überhaupt die ganze Ceremonie eher an die altgriechischen Hekatomben als an etwas Christliches erinnert. Einen Tag vor den Opfern schneiden die jungen Dorfbewohner von den eben spriessenden Bäumen frische, zweiastige Zweige ab, welche abgeschält und, die beiden Aeste ineinander geflochten (siehe Fig. 110), in das Blut der Opferthiere hineingetaucht werden. Durch diese Operation sollen die Zweige eine grosse talismanische Macht erlangen; jeder derselben wird in ein grünes Saatfeld eingepflanzt und gelten dieselben dort zur Abwehr jedes dem Gedeihen der Aussaat schädlichen Einflusses, so der trockenen Witterung, der Erscheinung einer grossen Anzahl

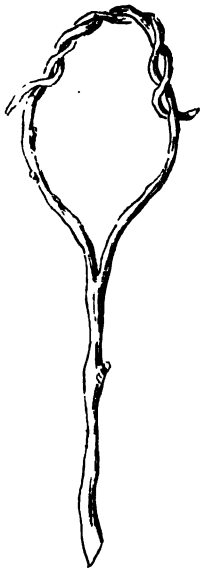


Fig. 110. Armenischer Osterzweig.

von Mäusen, Heuschrecken und sonstiger Landplagen. Denn die Bewohner glauben, diese schädlichen Einflüsse werden von dem über ihre schlechten Handlungen erzürnten Gotte gesandt und man versucht, sie mit Opfern und Gebeten, mit Fasten und Beschwörungen abzuwenden.

Im Jahre 1885 wurde durch ungeheure Schaaren von Mäusen das Land verwüstet, welche, wie ich als Zuschauer öfters mit Entsetzen und Verwunderung betrachtete, in der Nacht von ihren Löchern herauskamen und, ähnlich den fleissigsten Schnittern, nur in üblem Sinne, in einigen Stunden ein grosses Feld vollkommen kahl machten; man hörte fortwährend blos ein Knistern und ein unheimliches Geräusch und sah, wie die Bestien bis zu den Halmen hinaufsprangen, im Nu dieselben zerbissen und das Erbeutete in ihre Nester zum Fressen für den nächsten Tag hineinschleppten. Bei dieser entsetzlichen Plage that der Bauer ausser seinen religiösen und abergläubischen Verrichtungen nichts Vernünftiges, um seinen Mundvorrath dem Feinde streitig zu machen. Ebensowenig wollte man im vorigen und vorvorigen Jahre etwas thun, um die noch entsetzlicheren Heuschreckenmassen zu vernichten, welche (man weiss bis jetzt noch nicht gewiss, woher sie kamen) die grünen Felder in kürzester Zeit in dürre Wüsten verwandelten, allüberall Eier legend; im nächsten Jahre waren sie verschwunden. Da aber ging zum Glück die Regierung etwas energischer vor, indem sie jedem Bauer auferlegte, binnen einer bestimmten Frist ein gewisses Quantum Heuschreckeneier der in den von den Heuschrecken heimgesuchten Districten gebildeten Commission vorzulegen. Die Quantitäten der gesammelten Eier beliefen sich auf über hunderttausend Puds und nunmehr beginnt der Bauer einzusehen, dass man gegen solche Schädlinge activ einschreiten muss, während man sie früher sogar fütterte. Man kochte Milchspeisen und dieselben am Rande der Felder vertheilend, glaubte man, diese dadurch schützen zu können, oder man verstreute Brotstücke im Felde etc.

Die obige Sitte, Aeste in's Opferblut zu tauchen, soll auch bei den Letten vorkommen, wie mir ein lettischer Commilitone in Dorpat erzählte; aber leider habe ich die Details seiner Erzählung vergessen.

Kehren wir wiederum zur Besprechung des Herdes zurück, so sehen wir, dass auch der Priester seine Gemeinde nach Rauchen zählt, armenisch Cux (ծուխ) genannt, und es ist nicht uninteressant, zu wissen, dass der Ausdruck Cux in der Bedeutung „Familie" ausschliesslich in diesem mit dem religiösen Cultus zusammenhängenden Usus vorkommt. Wenn man wissen will, ob ein Priester in materieller Hinsicht gut oder schlecht gestellt ist, so frägt man nach der Anzahl der ihm gehörenden Cuxe. „Jener Priester hat so und so viele Cuxe" (այն քահանան այսքան ծուխ ունի), bedeutet den Grad seines Wohlstandes. In einem und demselben Dorfe können zwei Priester ganz ungleich grosse Gemeinden haben, da jeder Priester, ehe er seine priesterliche Weihe von dem Bischofe erlangt, die Zustimmung so und so vieler Familien erhalten muss, über die er später sein Amt zu vollziehen hat; auf diese Weise ist der Priester vorläufig nur auf jene Familien angewiesen, bis er später durch seine Tüchtigkeit mehr erlangt oder auch von den vorhandenen verliert.

Sobald der Frühling herannaht, übersiedeln die Menschen aus dem Gharadam in den Srah über, denn man weilt im Allgemeinen sehr ungern unter dem Dache. Die Ursache ist leicht erklärlich. Die drückende, ungesunde Atmosphäre in dem Hause, die primitive Einrichtung des Herdes, die nicht so viele Vortheile als Nachtheile hat, und manches Andere verleidet ihnen das Verweilen unter dem Dache. Bei jedem wenn auch noch so geringen Windstosse füllt sich das Haus mit unerträglichen Rauchwolken, wobei den Sitzenden das Athmen schwer, ja unmöglich wird, die Augen sich mit Thränen füllen und sie gezwungen sind, entweder sich auf den Bauch zu Boden zu legen oder in die kalte Luft hinauszugehen oder die Thüre zu öffnen. Dazu kommt noch, dass der Herd sehr wenig und im Ganzen beständig abwechselnde Wärme darbietet. Auf ihn werden fortwährend grosse, ungeheure Baumstämme und Balken quer aufeinandergelegt, welche der Bauer, aus dem Walde kommend, auf seinen kräftigen Schultern herbeischafft oder auf dem Rücken seiner Lastthiere bringt. Eine Zeit lang zischen und lärmen sie, bis sie, gründlich erhitzt, selbst Feuer fangen. Dann gewährt solch ein brennender Herd einen schönen Anblick; man glaubt sich einen Augenblick in einen Urwald versetzt, in einen Kreis von Menschen, an welche sich die Civilisation noch nicht herangewagt hat. Sobald aber das Lodern aufhört, fühlt man auch sogleich die Wirkung der Kälte, denn das Haus ist gewaltig gross (unter manchem Dache schlafen im Winter mehr als 15—20 Menschen); es ist vor beständigem Luftzuge durch nichts geschützt und trotzdem das Feuer vom frühen Morgen bis zur Nachtzeit unterhalten wird, verspürt man keine ordentliche, genügende Temperaturerhöhung.

Vor dem Schlafengehen muss die Hausfrau die noch nicht verbrannten Holzstummel sorgfältig mit heisser Asche verdecken, damit für den nächsten Tag das Feuer aufbewahrt bleibt [1]). In der Nacht werden auch die beiden Dachfenster zugedeckt.

Aus einer sehr anschaulichen Schilderung des bereits mehrmals erwähnten Comte Cholet, die ich hier dem Wortlaute nach anführen möchte, können wir ersehen, dass die Herdeinrichtung und die Art der Heizung der Wohnräume bei den Armeniern und Kurden in der Türkei von dem von mir beschriebenen nicht viel verschieden ist, obgleich in dem von Comte Cholet geschilderten Vilajet Erzegian in Ermangelung des Holzes Kuhmist gebrannt wird und auch die Hauseinrichtung etwas verschieden ist von der, die wir oben kennen lernten.

„Combien étaient [1]) fastuteuses les misérables habitations du Nord de l'Anatolie et de l'Arménie comparées aux pauvres maisonnettes dans lequelles nous logeons maintenant! Quelquefois construites en pierres réunies par de la glaise elles se composent plus généralement d'une excavation creusée dans le sol ou dans le flanc de la montagne; de forts troncs d'arbres grossièrement équarris forment la muraille et supportent un toit de terre et de branchages; un large lit de camp faisant presque tout le tour de l'unique pièce dans laquelle on puisse habiter et le seul meuble qu'on y rencontre et les petites fenêtres percées au haut des murs ne sont fermées que par des morceaux de papier huilé. L'écurie, attenante à la salle commune, n'en est le plus souvent séparée par aucune cloison: chevaux, vaches, moutons, chèvres et poules y vivent dans un douce familiarité et contribuent par leur présence à réchauffer l'intérieur de la demeure. A la porte même se dressent de hauts pitons coniques, de trois à quatre mètres de hauteur sur deux mètres à deux mètres cinquante de diamètre à la base, complètement recouvert de neige; on y distingue seulement au niveau du sol une petite ouverture dans laquelle on ne peut s'engager qu'en rampant. De temps à autre on voit les habitants entrer dans cette construction bizarre et en ressortir quelques instants après tenant à la maine d'énormes morceaux d'une couleur noirâtre qu'ils jettent dans le feu et qui n'y brûlent que lentement en produisant une épaisse fumée d'une odeur particulièrement nauséabonde. C'est le tézek, seul combustible qu'on puisse trouver dans toute la région et exclusivement composé de bouse de vache, ramassée, pendant l'été, par les jeunes filles et femmes kurdes ou arméniennes, pétrie

[1]) Bei Dr. R. Meringer lesen wir a. a. O., S. 151, Folgendes: „Agni wird parīvīta umhüllt genannt", z. B. IV, 3, 2. (Vgl. Grassmann, a. a. O.: vyā [Sp. 1360]). „Dabei ist gewiss nur an die umhüllenden Rauchwolken gedacht, nicht an irgend eine Herdeinrichtung." Dem gegenüber, glaube ich, wird man das Beiwort des Agni viel einfacher und naturgemässer erklären können, wenn man die armenische Sitte in Betracht zieht. Es hatten eben die indischen Hausfrauen, wie jetzt die armenischen, dafür Sorge zu tragen, dass das Feuer während der Nachtzeit und auch am Tage nicht ausginge, und sie umhüllten jedesmal, wenn das Feuer nicht mehr brannte, den Agni in der oben beschriebenen Weise mit glühender Asche, daher der Beiname.

[1]) Le Comte de Cholet, Arménie, Kurdistan et Mésopotamie, S. 194.

par elles en forme de briquettes, puis séchée ou soleil et finalement entassée en pyramides coniques àfin de pouvoir mieux résister aux basses températures habituelles sur ces hautes montagnes. Le croûte extérieure se congèle et durcit aux premiers froids, puis se recouvre de neige et l'intérieur reste toujours assez friable pour pouvoir facilement se débiter avec un petit outil et fournir pendant l'hiver toute la quantité nécessaire à la préparation des aliments. Je borne là expressément le rôle utile du tézek, car, malgré les énormes quantités que nous en faisions, brûler dans les cheminées, nous n'avons jamais pu amener dans les maisons que nous habitions une température normale pendant la journée. Ce n'était que la nuit, lorsque toutes les ouvertures étaient soigneusement closes et que nos chevaux nous faisaient participer à leurs effluves calorifiques, malheureusement fort odorantes, que nous pouvions enlever nos chauds, vêtements pour nous délasser quelque peu et désengourdir nos membres.

Ces cônes généralement beaucoup plus élevés que les maisons enfouies dans la terre, sont un des rares signes auxquels on puisse de loin reconnaître, les villages ensevelis sous la neige.

Leur aspect particulier attire l'oeil et permet ensuite avec la lorgnette de distinguer, non sans difficulté, le habitations avoisinantes."

Weiter, S. 204, sagt er: „Chaque demeure est éclairée pendant le jour par une sorte de fenêtre ronde ou ovale, ménagée au sommet du toit et bouchée pendant la nuit par quelque grosse pierre ou par un morceau de bois taillé tout exprès." Dieses Oberlicht hat seine Unbequemlichkeit insoferne, als nicht einmal die unmittelbare Nähe des Herdes ordentlich beleuchtet wird; bei heftigem Regen und Schneegestöber ist man genöthigt, entweder die Oeffnung zuzudecken, folglich im Dunklen zu sitzen, oder die kalten Tropfen auf sich fallen zu lassen. Indess scheint diese schwache Beleuchtung beabsichtigt zu sein.

* * *

Bei den Orientalen ist bekanntlich die Stellung der Frauen eine inferiore, untergeordnete, und wenn auch die Armenierinnen, Dank dem Einflusse der christlichen Religion, eine verhältnissmässig viel höhere und bessere Stellung in der Familie einnehmen als ihre mohammedanischen Nachbarinnen, so sind sie doch im Grossen und Ganzen verurtheilt, ein zurückgezogenes Leben zu führen, obwohl, wie aus der Schilderung des Hauses ersichtlich, für sie keine besonderen Frauengemächer existiren; sie müssen sich namentlich bei Anwesenheit fremder Besuche in einem Winkel des Hauses aufhalten, wo ewige Dunkelheit herrscht und das ungewohnte Auge sie nicht wahrnehmen kann. Der dunkle Winkel (պուճախ) ist gewissermassen bei unseren Bauern das Frauengemach der Mohammedaner. Ebenso muss auch im ganzen Hause eine feste und dauernde Ordnung in Betreff der Sitzplätze der Hausgenossen und der Gäste herrschen.

Den besten Platz beim Herde, d. h. denjenigen, welcher von den Passanten am wenigsten benützt wird und der vom Luftzuge verhältnissmässig frei ist, nimmt der Aelteste des Hauses ein, neben ihm der geehrte Gast. Die jüngeren Mitglieder der Familie und die Knechte, welch letztere als beinahe vollberechtigte Familienmitglieder angesehen werden, essen mit den Herren zusammen und werden überhaupt durch nichts an ihre inferiore Lage erinnert [1]; sie finden ihren Platz in der Nähe des Einganges und müssen bereit sein, jeden Augenblick ein- und auszugehen; schliesslich sitzen die weiblichen Personen, wenn keine Gäste anwesend sind, an der dem genannten Winkel am nächsten liegenden Stelle, wobei bemerkt werden muss, dass nur die älteren Frauen, das Gesicht zum Feuer gekehrt, sitzen dürfen, die jungen Frauen nicht, wenn der alte Schwiegervater oder die älteren Schwäger zu Hause sind. Bei der Mahlzeit wendet auch die ältere Frau ihr Gesicht zu den jüngeren, welche auf diese Weise einen Kreis, getrennt von den Männern, bilden, ihre Rücken diesen zugekehrt. Die Männer essen gerade so, wie sie sitzen, rund um den Herd. Wenn Gäste da sind, so müssen die Frauen warten und sich mit den Resten des Mahles begnügen; es wäre die grösste Schande, die Gäste nicht versorgt zum Essen niedersetzen zu lassen.

Ein schwaches Licht in irdenen Lampen, deren Form wir in Fig. 111 u. 112 sehen, verbreitet in der Abenddunkelheit einen eigenthümlichen matten Schimmer über die beiden getrennt sitzenden Gesellschaften. Als Brennmaterial gebraucht man bis jetzt noch entweder selbsterzeugtes Kornöl oder rohes, schwarzes Petroleum; Kerosinlampen finden langsam Verbreitung.

[1]) So z. B. ist es Pflicht der jungen Frauen und Mädchen, das zum Waschen oder Trinken nöthige Wasser zu holen; selbst der Knecht rührt sich nicht von seinem Sitze und lässt sich solches von ihnen besorgen.

Die kleinen Lämpchen werden auf hohe, hölzerne Lichtgestelle (Fig. 113) aufgestellt, Črk'akal չրքակալ, eine Composition, bestehend aus չրք, allgemein armenisch չրաք, welches wahrscheinlich aus dem tatarischen چراغ entlehnt ist und կալ (halten [beides

Fig. 111. Lampe aus Thon.

= Lichthalter]), welche in der Regel mehrere Stufen haben, so dass die Lämpchen höher und niedriger aufgestellt werden können. Die in der Fig. 114 abgebildete Lampe dient nur dazu, um in den Kirchen

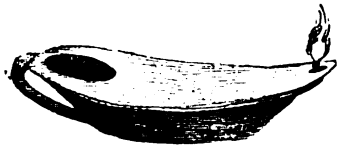


Fig. 112. Lampe aus Thon.

oder in Capellen berühmter Heiliger mit Oel gefüllt, zugleich von vier oder noch mehr Seiten angezündet zu werden.

Wie beim Sitzen und Essen, beachtet man auch beim Schlafen dieselbe Ordnung, und wie man auf

Fig. 113. Lampengestell aus Holz.

dem Boden sitzt und isst, ebenso schläft man auf demselben, denn in keinem Gharadam habe ich je ein hölzernes Bett gesehen, während wir solche im Srah antreffen werden. Um ein klares Bild von der besagten Ordnung geben zu können, werde ich hier im Grundrisse die Anordnung des Hauses anführen. (Siehe Fig. 115.)

Im Mittelpunkte befindet sich der Herd; die punktirte Linie zeigt die Zwischenwand an; sie schützt die unter ihr Sitzenden vor dem Zugwind, ausserdem dient sie für die älteren Herren, welche bei *a a* sitzen, als Lehne, und die, wenn das Feuer ordentlich brennt, sich vom Herde zurückziehen und, auf Kissen gestützt, die Rücken der Bretterwand zukehren. *b b* ist die Stelle für die Knechte oder jüngeren Hausgenossen, *c c* die der Frauen.

Im Frühling gebraucht man das Haus in den Gegenden, wo Seidenraupenzucht getrieben wird,

Fig. 114. Küchenlampe aus Thon.

zur Aufnahme der Brut der Raupen, sonst bleibt es recht lange ganz leer. Man geht während der Zeit recht ungern und geradezu mit Angstgefühl in dasselbe hinein. Nach dem Volksglauben weichen die guten Hausgeister ebenso wie die Menschen aus dem Hause und drinnen wohnen böse Geister; wenn ein-

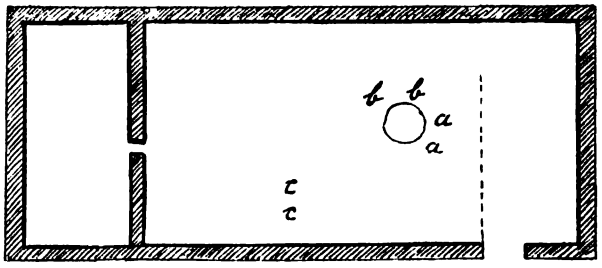


Fig. 115. Grundriss eines armenischen Bauernhauses mit Angabe der gewöhnlichen Sitzordnung.

mal eine abergläubische und ängstliche Person hineingehen muss, macht sie recht häufig auf ihrem Antlitze das Zeichen des Kreuzes, um die bösen Geister von sich fernzuhalten.

Auch wird um diese Zeit das ganze Haus innen sowie aussen renovirt, was mitunter sehr nöthig ist, namentlich was das Innere betrifft. Die Wände werden im Winter vom Rauche schwarz, in Ecken und auf den Balken hängen ganz beträchtliche Mengen vom Russ getränkte Spinngewebe; dieses wird nun Alles gründlich heruntergefegt und eine ordentliche Hausfrau nimmt sich sogar die Mühe, die Balken etwas zu waschen; darauf werden alle Wände mit weisser Erde oder, in Ermangelung einer solchen,

mit Kalkasche mehrmals übertüncht, bis jede Spur des Rauches verschwindet. Am sorgfältigsten wird der Fussboden hergerichtet; man nimmt dazu guten, festen Thon, durchmischt ihn mit Spreu und menschlichem Haupthaar und überzieht die Oberfläche des Bodens ganz mit dieser Masse. Es ist ein bequemes und leichtes Mittel gegen den sonst unerträglichen Staub. Diese einmalige Befestigung hält ganz gut ein Jahr lang aus; die abgetretenen Stellen des Bodens werden auch im Winter reparirt, während man für die Wände nichts thut. Man geht sogar so weit, den Boden mit einer Ornamentik aus Linien oder verschiedenen Figuren zu schmücken; dies habe ich im Dorfe Meghri gesehen.

Wir haben schon gesagt, dass der Srah (سراى) weiter nichts als ein Sommerhaus ist. Hier wohnen die Menschen und Thiere während der ganzen Sommerszeit und auch während des grössten Theiles des Frühlings und Herbstes hindurch. Die Uebersiedlung dauert

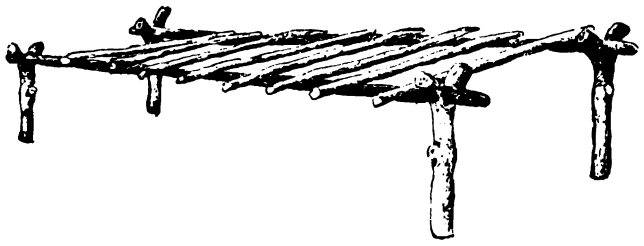


Fig. 116. Bettgestell aus Holz.

in nicht wenigen Fällen bis zum ersten Schneefalle, dann erst entschliesst man sich dazu, das Haus zu beziehen. Wie langsam jede Neuerung bei einem primitiven Volke Eingang findet, kann man vielleicht unter Anderem auch aus Folgendem ersehen: Obwohl die Verwendung von hölzernen Betten bei unserem Bauer wahrscheinlich schon längst gebräuchlich ist, so entschliesst er sich dennoch nicht leicht, ein solches in das Haus hineinzunehmen, sondern lässt es in dem Srah liegen, wo fast in jedem Hause hölzerne Betten anzutreffen sind; da sie aber recht primitiv und plump sind und grossen Raum einnehmen, so hat auch im Srah selbst nicht jede Person ein Bett, sondern nur die bevorzugten Familienmitglieder und die Gäste erlauben sich die Bequemlichkeit, auf ihnen zu schlafen.

Die Abbildungen (Fig. 116 u. 117) zeigen uns zwei Exemplare solcher Betten in einfacherer und etwas kunstvollerer Form. Das erstere ist unbeweglich ein- für allemal an seinem Platze befestigt und besteht aus vier Pfählen, die roh aus Bäumen geschnitten und oben mit gabelförmigen Enden versehen sind; man legt über diese zwei parallele Geländer und über diese dünnere, in der Quere dicht aneinandergereihte Stangen und nun ist das Bett fertig.

Nicht allzu gross ist der Aufwand an Kunst bei dem zweiten Bette: die Pfähle und Stangen sind geglättet und das Ganze ist am Boden nicht festgemacht.

Es ist die Lage derjenigen Personen wirklich bedauerlich, die nicht einmal diese einfache und leicht zu beschaffende Bequemlichkeit sich zu verschaffen verstehen und auf dem Erdboden schlafen müssen, denn sie haben dabei viel zu leiden. Da sie in der Nachbarschaft der Thiere schlafen, so werden sie in der Nacht fortwährend von diesen beunruhigt, denn letztere gehen herum und wecken die Schlafenden durch Beschnüffeln. Uebrigens sind die Thiere so an die Nachbarschaft der Menschen gewöhnt, dass es so gut wie gar nicht vorkommt, dass sie einen Schlafenden

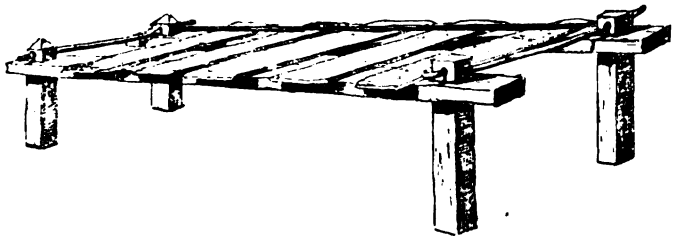


Fig. 117. Bettgestell aus Holz.

treten; dafür geschieht es aber öfters, dass ein Büffel irgend ein Kleidungsstück des sorglosen Schläfers langsam kauend hinunterschluckt. Wer sich von dieser Plage befreien will, der zieht es vor, auf dem Dache zu schlafen; aber auch dann ist seine Lage nicht beneidenswerth. Am Abend merkt man noch nichts von einem bevorstehenden Regen, aber die Winde jagen Regenwolken herbei und baden den harmlos Schlafenden wie eine Maus. In der Dunkelheit herumtappend, beladen mit ihren Bettzeugen, suchen diese Armen wieder unter dem Dache einen Zufluchtsort. Es versteht sich von selbst, dass sich zu all diesen Ergötzlichkeiten noch die Plage von Flöhen, Mücken etc. hinzugesellt; aber alles das sieht nur für einen Fremden so schlimm aus, der Einheimische ist derart an diese Dinge gewöhnt, dass er Einen auslachen würde, wenn man ihm diese Sachen vorhielte.

Nach dieser Schilderung des Bauernhauses im eigentlichen Dorfe und einiger Gebräuche wollen wir jetzt versuchen, auch etwas über den Aufenthalt des

Bauern in sommerlichen und winterlichen Plätzen hier anzuführen, welcher Wohnungswechsel als der letzte Ueberrest der ursprünglichen nomadischen Lebensweise anzusehen ist.

Der Armenier ist wohl keinem Nomadenvolke mehr zuzurechnen; schon seit Jahrtausenden ist er mit dem Boden fest verwachsen. Er ist unter allen jetzt in Kleinasien wohnenden asiatischen Völkern entschieden einer der besten und fleissigsten Ackerbauer, aber die Natur und die im ganzen Lande sehr niedrig stehende Cultur zwingt ihn doch sporadisch, der nomadischen Lebensweise factisch zugethan zu bleiben. Er zieht im Sommer auf die hohen Gebirge, um seine Hausthiere auf prächtigen Weideplätzen weiden zu lassen; im Winter wählt er aber eine tiefer liegende Gegend zum Aufenthaltsorte, einen Ort, in welchem grössere Strecken den intensiveren Sonnenstrahlen unterliegen und durchgängig während des kalten Winters vom Schnee meistens frei bleiben. Solche Strecken nennt man mit dem tatarischen Worte Giüne (գիւնէ), im Gegensatze zu Ghuze (ղուզէ), wo der Schnee länger liegen bleibt.

Jedoch ist ein grosser Unterschied in der Hinsicht des Herumziehens nicht allein zwischen den echten Nomaden, den Kurden und verschiedenen mongolischen nomadisirenden Stämmen und den Armeniern, sondern auch zwischen diesen und den anderen, factisch sesshaften eingewanderten turanischen Stämmen, den Tataren.

Wenn diese in die Berge ziehen (աշր գնալ), so verlassen sie ihre Winterwohnungen, ihre besäeten Kornfelder und ihre Gärten vollständig und wandern Alle, Männer, Frauen und Kinder, sammt den Hühnern, Katzen, Rindvieh etc. dahin. Sie deponiren ihre auf den Bergen nicht zu gebrauchenden Hausgeräthe und ihren vom Winter übrig gebliebenen Mundvorrath bei den Armeniern. Auf den Bergen bleiben sie den ganzen Sommer über und nur die Männer müssen öfters den Weg nach dem Dorfe zurücklegen, um die gereiften Saaten einzusammeln. Unter solchen Umständen kann selbstverständlich von einer eigentlichen Landwirthschaft keine Rede sein; aber der reiche, fruchtbare Boden gibt diesen Nomaden auch bei so geringer Arbeit Früchte genug für ihre geringen Bedürfnisse.

Anders ist das Zubergeziehen (աշր գնալ) und der Zug nach den wärmeren Gegenden (ադրան գնալ) bei dem Armenier. Die Hauptgründe seines Herumziehens sind der Futtermangel, die Art seiner Wirthschaft und schliesslich die schlechten Communicationsverhältnisse.

Einzelne Gehöfte kennt man in Armenien so gut wie gar nicht. Die Bauern wohnen beisammen in grossen Dörfern gruppirt. Die Bewohnerzahl solcher Dörfer ist verschieden; manche von ihnen enthalten mehrere Hundert Familien und die Familie darf man durchschnittlich nicht unter zehn Köpfe zählen. Dem entsprechend ist auch der Umfang ihrer Besitzungen und die Ausdehnung derselben sehr gross. Es ist gewiss keine Uebertreibung, wenn ich sage, dass man, um von einem Endpunkte der Besitzungen eines solchen Dorfes bis zum anderen zu gelangen, manchesmal mehr als eine Tagereise braucht. Das Dorf liegt gewöhnlich in der Mitte der Besitzungen. Die nach dem Gebirge führende Grenze ist der Sommeraufenthaltsort (աշր), die nach dem entgegengesetzten Punkte der Winteraufenthalt. In allen drei Theilen hat der armenische Bauer Saatfelder und Weideplätze. Heu und Stroh aus diesen weiten Strecken mit seinen primitiven Hilfsmitteln zusammenzubringen, wäre höchst schwierig; er ist viel praktischer, er führt das Vieh selbst zum Futter.

Der oben angedeutete Unterschied gegenüber den Tataren liegt nun darin, dass der armenische Bauer nicht mit der ganzen Familie den Wohnsitz ändert, sondern dass nur einzelne Familienmitglieder, in erster Linie die Frauen, und zwar die alten, denen das Melken und die sonstige Milchwirthschaft obliegt, mit dem Vieh nach den Weideplätzen gehen. Die jungen Frauen bleiben zurück, um ihren Männern bei der Feldarbeit behilflich zu sein.

Für den Sommer bedarf man keiner besonderen Schutzmittel; ein leichtes Zelt schützt hinlänglich vor Regen, aber auch nur vor diesem die Bewohner und die angesammelten Vorräthe. Ueber den Bau eines armenischen Zeltes wäre nicht viel zu sagen. Man wählt eine runde Fläche, reinigt sie vom Grase, macht um diesen Kreis einen leichten Graben, damit das Regenwasser nicht in den Wohnraum eindringt, gräbt rundherum lange, dünne Stäbe ein, bindet die nach innen gebogenen Spitzen derselben mit Baumrinde aneinander und bedeckt schliesslich dieses Gerüst in der Weise, dass man am Boden um die Stäbe ein etwas über einen Meter hohes, aus Schilfrohr gemachtes Flechtwerk herumzieht, über das ganze Gerüst aber ein grosses Filztuch ausbreitet.

Unter diesem Zelte wohnen Menschen und die kleinen Kuh- und Büffelkälber, manchesmal auch Zicklein und Lämmer.

Anders ist es im Winteraufenthaltsorte; auch dort müssen alle Thiere unter dem Dache vor der

Kälte Schutz finden. Das zu diesem Zwecke gebaute Winterhaus, im Armenischen schlechthin Gom, dialektisch Kjum (կում), genannt, das Wort für „Stall", glaube ich, ist geeignet, wegen seiner möglichst einfachen Construction besonderes Interesse zu erwecken.

Es ist ein länglicher Bau mit zwei Säulen in der Mittellinie des Längendurchschnittes; die Länge variirt je nach dem Viehbesitzstande des Bauers. Es unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Stalle bei dem Gharadam blos dadurch, dass in ihm die eine Ecke bei der Thüre als Wohnraum für die Menschen bestimmt ist. Menschen und Thiere gehen durch ein und dieselbe Thüre hinein. Die Trennung geschieht durch eine niedrige, von Flechtwerk hergestellte Umzäunung. Dicht an der meistens nach Süden gerichteten Aussenwand ist die Herdstelle und über derselben ein kleines Licht- und Rauchloch. Ich möchte hier eine Vermuthung nicht unterdrücken, nämlich, ob nicht speciell diese Herdstelle die Menschen allmälig dazu geführt hat, den Kamin zu entdecken, namentlich wenn man den Umstand berücksichtigt, dass auch thatsächlich in den Goms nicht selten neben der erwähnten Feuerstelle auch noch der Kamin vorkommt.

Ich stelle mir den Vorgang so vor: Man schob das Feuer ganz nahe an die Wand und dann liess man, durch einen Zufall belehrt oder einen Einfall geleitet, den Rauch nicht durch das Dachloch hinaustreten, sondern durch die Wand selbst, wodurch man nicht allein von dem durch die Dachöffnung hereinrinnenden Schneewasser, sondern auch vom Rauche selbst befreit wurde; denn das Wandrohr zieht denselben besser hinaus und verursacht sehr selten Dunst.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Goms ist, dass er fast in die Erde hineingebaut ist; wenigstens ist dies bei den von mir gesehenen der Fall. Eine hintere Wand existirt niemals; an ihrer Stelle fungirt der ausgehöhlte Boden, ebenso sind die Seitenwände nur zum Theile aufgeführt; vollständig tritt nur die Frontwand hervor. Diese Bauart ist leicht erklärlich. Die alltägliche Erfahrung hat den Menschen dahin gebracht, gewissermassen unter der Erde sein Winterhaus zu bauen, um gegen die Kälte besser Schutz zu finden, denn eine andere Erklärung (etwa die: der Mensch habe dem Bauen von Mauern aus dem Wege gehen wollen) kann nicht zutreffend sein, wenn man in Betracht zieht, um wie viel leichter diese Arbeit wäre im Verhältnisse zu der grossen Anstrengung, die er machen muss, um so grosse Quantitäten von Erde abzutragen. Wir werden auch bald bei der Besprechung eines anderen Baues die zweckmässige Anwendung dieser Bauart kennen lernen. Ebenso alt wie die Bezeichnung des Hauses scheint diejenige des Stalles zu sein, wenn die etymologische Erklärung des Wortes richtig ist. Es ist sicher eine hübsche Vermuthung (vergl. Hübschmann, a. a. O. Nr. 73), das Wort Gom (գոմ) zu dem Verbum gom, ich bin, existire, in Beziehung zu stellen, wonach dann das Wort zu vergleichen wäre mit den Sanskrit-Worten: vāstu (Stätte, Haus), vasati (übernachten, Aufenthalt, Nest, Wohnung), vasa (dieselbe Bedeutung); althochdeutsch: wist (Aufenthalt, Wohnort).

Wir haben schon einmal bemerkt, dass man beim Herannahen an ein Dorf zuerst die etwas entfernt liegenden Futterbehälter (մսուր) sieht. Diese sind die einzigen Bauten im Dorfe, welche schräge, mit Stroh gedeckte Dächer haben. Man baut sie unterhalb des Dreschortes, der Tenne (siehe Fig. 118), die im Armenischen Kal (կալ) genannt wird. Derselbe ist ein quadratischer oder etwas länglich-rechtwinkeliger Bau, bei welchem alle Wände aus Stein sind. Die der Tenne zugekehrte Wand kommt gar nicht zum Vorscheine, weil sie die horizontale Lage der Tenne nicht übersteigen darf, wir werden sehen warum; die anderen an diese sich anschliessenden Wände sieht man nur zum Theile, mit einem Worte, es ist mit Ausnahme des Daches ein Ebenbild des oben beschriebenen Gom. Die Giebel des Daches sind mit Flechtwerk bedeckt. Zwei parallele Balken vereinigen die beiden Längsmauern gerade in der Mitte, Čuxtak (ճախճուխ, d. h. doppelt) genannt. Zwischen diesen Balken, gerade in der Mitte, sind zwei (oder einer, ich erinnere mich nicht mehr genau) bis zum höchsten Giebel reichende Pfähle befestigt.

Den unteren Raum zwischen den vier Mauern füllt man mit Stroh, während auf den erwähnten Balken Heu aufgehäuft wird; die Pfähle sollen als Stütze dienen, damit das Heu nicht herabfällt. Das Heu wird, ebenso wie in Europa, im Freien aufbewahrt, aber nie auf der Erde, sondern auf Bäumen, und zwar in der Weise, dass man entweder einen doppelastigen Baum auswählt oder auch durch Einpflanzung eines langen Pfahles einen solchen herstellt, worauf dann das Heu aufgehäuft wird. Die Zweige werden oben gebunden, damit kein Zerbersten des Baumes eintreten kann. Geschälte Baumrinden schützen das Heu von oben vor den Einflüssen des Regens und Schnees.

In den Gegenden, wo die Anwendung des Wagens unbekannt ist und Alles auf dem Rücken entweder des Menschen selbst oder der Thiere herbeigeschafft wird, bindet man nicht nur alle Getreidearten in Garben (խուրձ) zum Zwecke des leichteren Transportes, sondern auch das Heu, welches aber nicht gebunden, sondern gedreht wird und wie ein Kringel aussieht.

Auch das Stroh hat in Folge der besonderen Dreschweise des Getreides eine wesentlich andere Form als in Europa. Wir unterscheiden zwei Arten von Stroh, das gedroschene, in ganz kleine Stücke zerfallene Stroh (գարման) und das rohe Stroh (քլաշ), welches nach dem Mähen der Spitzen des Getreides im Felde übrigbleibt und später vor dem Ackern desselben niedergebrannt wird, wodurch sehr häufig in den waldreichen Gegenden Waldbrände entstehen. Man kann nicht tief mähen, denn das Fortschleppen des Strohes wäre unmöglich.

Das Dreschen des Getreides ist so interessant, dass ich es nicht unerwähnt lassen möchte; namentlich von besonderer Bedeutung sind die dabei angewendeten Geräthschaften.

Vor dem Marak', der Thierfutterscheune, annähernd in der Grösse eines Circusstadions, befindet sich ein kreisrunder Platz, die Tenne. (Siehe Fig. 118.) Wo Kuhmist als Brennmaterial gebraucht wird, dort haben die Frauen die Pflicht, im Winter und Herbst jeden Morgen den feuchten Mist hieherzubringen und zum Trocknen auszubreiten. Es bildet sich mit der Zeit eine dicke Schicht, welche im Frühling in kleine Quadrate geschnitten wird; diese werden getrocknet und als Brennmaterial aufbewahrt. Man nennt es verschieden: K'ak'ur, Tezek (քաքուռ, տեղէկ). Von diesen Benennungen ist die zweite kurdisch, die erste aber scheint mit dem Sanskrit-Worte: çakṛt (Mist) aus: *çékō cacare: lithauisch: szikù szik-ti (scheissen) κάκκη, κακάω etc. zusammenzuhängen; es mag auch aus dem armenischen: kak (քաք scheiss) hergeleitet sein.

Fig. 118. Ein Strohbehälter, vorne die Tenne.

Vor dem Dreschen wird die Tenne von den Ueberbleibseln dieses Heizmaterials, von Kraut, Wurzeln u. s. w. gründlich gereinigt und mit Wasser begossen, damit der beim Reinigen aufgewühlte Boden glatt und fest wird. Schon in feuchtem Zustande, meistens gleich am nächsten Tage nach der Begiessung beginnt man das Dreschen des Kornes, welches auf zweierlei Art stattfindet: durch Stampfen mittelst Pferden und Ochsen, welch letztere wie die Pferde an den Füssen mit Hufeisen beschlagen werden, und dann mittelst Dreschmaschinen. Das erstere kommt in Anwendung bei den Kornarten, deren Stroh nicht zer-

hackt werden soll, so bei Hülsenfrüchten, Erbsen etc., während mit Dreschmaschinen das Stroh gründlich zerhackt wird, um als Futter zu dienen.

Solcher Dreschmaschinen kennt man zwei, welche schon von Varro und Vergil erwähnt werden und höchst wahrscheinlich seit der Zeit gar keine Modification in ihrer Form erfahren haben; die eine nennt man armenisch Kam oder Kamr (կամ, կամն), die andere (ճառ ճառ) Čarčar. J. de Morgan [1]) hat bei seinen Ausgrabungen in Akthala zwei solche Kams gefunden; das eine, welches er uns in einer Abbildung vorführt, war vollständig erhalten; Morgan fügte die geläufigen Namen bei allen asiatischen Völkern hinzu, bei denen das Geräth ohne Unterschied in Gebrauch steht [2]).

Das erste Instrument besteht aus zwei ziemlich breiten Brettern, auf deren unteren dem Boden zugekehrten Seiten scharfkantige, harte Steine befestigt sind (Fig. 119), welche beim Ziehen der Ma-

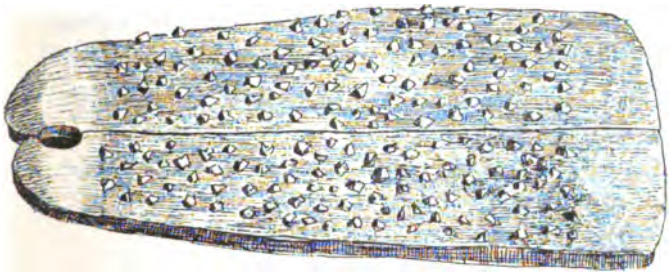


Fig. 119. „Kam", Dreschmaschine, untere Fläche.

schine die Strohmasse in kleine Stücke zerschneiden; auf den oberen Seiten aber sind, nahe den Enden, je zwei dünne Bretter angebracht (Fig. 120), damit die darauf stehenden oder sitzenden Personen nicht vor- oder rückwärts gleiten können. (Man hat mit Recht die römische Trahea, welche Varro: De re rustica liber I, cap. 52, in folgender Weise beschreibt: „Id fit e tabula lapidibus aut ferro (mir unbekannt) ex asperata, quae imposito auriga aut pondere grandi trahitur jumentis junctis ut discutiat e spica grana," mit dieser Maschine identificirt.

Die einfachere Form desselben Geräthes kommt bei den Grusiern vor, dessen Beschreibung bei Parrot (a. a. O., S. 61) lautet: „Man hat ein Brett aus einem Stück harten Holzes, 6 Fuss lang, an einem Ende $2^1/_4$ Fuss breit, am anderen zugespitzt, etwa 2 Zoll dick und mit der zugespitzten Hälfte aufwärts gebogen. Die obere Fläche hat von der Spitze aus eine Rippe über das ganze Brett und diese ist mit einer Oeffnung zum Durchziehen eines starken ledernen Strickes oder einer gedrehten Weide versehen, woran zwei Ochsen oder Büffel gespannt werden. Ein solcher Apparat heisst auf georgisch Khʿäwri."

Herr Custos Heger zeigte mir später, als diese Arbeit schon fertig war, ein Brett einer solchen Maschine im naturhistorischen Hofmuseum, welches er selbst aus Ossetien [1]) mitgebracht hat.

Den zweiten Apparat habe ich selbst nie gesehen; er kommt im Gouvernement Erivan und anderwärts vor und war den Römern ebenso wie die Trahea bekannt, wie aus dem Verse Vergil's (Georgcon,

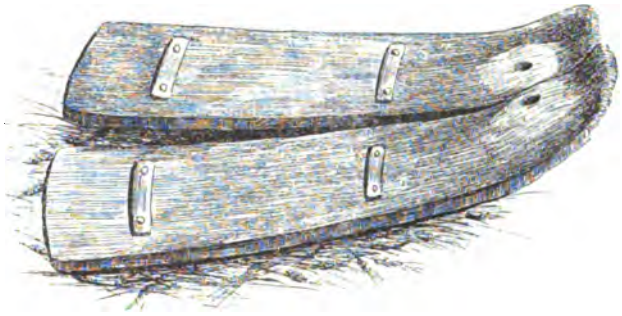


Fig. 120. „Kam", Dreschmaschine, von oben gesehen.

liber I, v. 164) ersichtlich: Tribulaque traheaque et iniquo pondere rostri [2]).

Ich führe hier eine Beschreibung des Apparates nach dem Wortlaute in der armenischen Zeitschrift „Bazmavep" an (herausgegeben von den Mitgliedern der Mechitaristen-Congregation in Venedig); die

[1]) Mission scientifique au Cancase; études archéologiques et historiques. Paris 1889, S. 138.

[2]) Türkisch heisst es saebān thaschi, tatarisch und persisch Wel, griechisch (im Kaukasus) τύχον; de Morgan nennt es grusisch Guthani, aber ich glaube fälschlich, denn Guthani ist die grosse auf zwei Rädern sich bewegende Pflugschar, die wir oben beschrieben; die richtige Bezeichnung wird wohl die von Dr. Parrot sein: Kh'äwri.

[1]) Das Stück stammt aus dem südlichen Ossetien und wurde von mir in dem an der oberen Liachwa gelegenen Orte Chwze acquirirt. F. Heger.

[2]) Der Herausgeber Vergil's, Albertus Forbiger (Lipsiae 1873) erklärt die Worte so: „Tribulum et trahea instrumenta erant, quae frumentis terendis insaniebant (Dreschmaschinen); et tribulum quidem, tribolon (der Dreschwagen), quem Coningtone testo Italia etiamnum trabbio et Hispani trillo vocant." Dann wissen wir aus dem Commentar des Servius zu Plinius Nat. histor., liber XVIII, cap. 30, 72: „Messis ipsa alibi tribulis in area, alibi equorum gressibus exteritur, alibi perticis flagellatur", dass dieses Instrument aus dem Orient durch die Vermittlung der Phönikier in Europa bekannt geworden war, wie aus den Worten: „Omni parte dentatum et apud Afros maxime in usu fuisse quare etiam plostellum Phoenicum vocabatur" zu schliessen ist.

betreffende Stelle findet man im Märzhefte (1892, S. 111 f.): „Die ‚Čarčar' genannte Dreschmaschine ist ein zweiräderiger Wagen, dessen Räder aus je einem ganzen Stück Brett von 2½ Zoll Durchmesser bestehen; auf seinen Achsen sind kleine, schaufelartige, scharfe Eisen angebracht, und zwar so, dass die scharfen Spitzen nach aussen laufen. Ein Paar Ochsen oder Pferde werden an diesem Gerüste angespannt. Beim Drehen der Achse zerschneiden die scharfen Spitzen das Stroh in kleine Stücke. Die Achsen sind selbstverständlich an den Rädern befestigt."

Als ich diese Stelle las, fiel mir sogleich ein Vergleich zwischen diesem Apparat und dem ἅρματα δρεπανηφόρα bei Xenophon ein, welcher Wagen im Wesentlichen durch seine Construction als der eigentliche Vorläufer der jetzigen Dreschmaschinen gelten kann. Er diente ursprünglich zu Kriegszwecken und hatte deshalb spitzzulaufende Eisen, wie wir dies aus seinen Abbildungen ersehen. Ueber die Anwendung und Construction desselben lesen wir bei Xenophon, Anabasis, liber I, 8, 10:

Πρὸ δ'αὐτῶν ἅρματα διαλείποντα συχνὸν ἀπ' ἀλλήλων τὰ δὴ δρεπανηφόρα καλούμενα. Εἶχον δὲ τὰ δρέπανα ἐκ τῶν ἀξόνων εἰς πλάγιον ἀποτεταμένα, καὶ ὑπὸ τοῖς δίφροις εἰς γῆν βλέποντα, ὡς διακόπτειν, ὅτῳ ἐντύχοιεν. Ἡ δὲ γνώμη ἦν ὡς εἰς τὰς τάξεις τῶν Ἑλλήνων ἐλώντων καὶ διακοψόντων.

Dieselben wurden in der Schlacht bei Kunaxa in den vorderen Reihen der persischen Armee in der Zahl „και ἁρματα δρεπανηφορα ἑκατὸν καὶ πεντηκοντα" aufgestellt, erfüllten aber ihren Zweck nicht[1]).

An diese beiden Apparate werden die genannten Zugthiere in der Regel paarweise, Pferde auch einzeln, zum Ziehen angespannt. Täglich drischt man mit ihnen 60—120 Garben, je nach der Anzahl der Gespanne. Angespannt werden die Thiere, wie überall, mit dem Joche, dessen Form ich der Vollständigkeit halber anführe (Fig. 121).

Es ist ein langes, ziemlich dickes Holzstück, in der Mitte oberhalb eine Vertiefung; hier setzt man das Krummholz ein. Auf beiden Seiten sind je zwei Löcher, durch welche die zwei gekrümmten Stäbe, wie wir sie auf der Fig. 122 sehen, armenisch Sami սամի Sing.), Plural Samotik (սամոտիք) genannt, hineingelassen werden, um dann unten mit einer Schnur (սմբետան) am Halse des Ochsen festgebunden zu werden[1]). Die erhöhten Seiten der mitt-

Fig. 121. Das Joch.

leren Grube nennt man B'ki (բքի). Die einfachste Art der Anspannung der Dreschmaschine ist eine an beiden Enden in je ein krummes Holz (Fig. 123), armenisch Kerčan genannt, auslaufende hölzerne Kette, deren Knoten wiederum aus Holz sind; aber

Fig. 122. Sami.

man gebraucht auch nicht selten als Bindemittel eine eiserne oder aus Leder gedrehte (շղթայ, փոկ) Kette.

Beim Dreschen sitzt man entweder oder, besser gesagt, man steht auf dem Kamme, einen Treibstock in

Fig. 123. Kerčan.

der Hand. Die Ochsen werden rasch unter Gesang und Ermunterungszurufen in dem beschriebenen Kreise,

[1]) Vollbrecht gibt in seiner vortrefflichen Ausgabe von Xenophon's „Anabasis" auf der III. Tafel drei Figuren (Nr. 33, 40 und 41) solcher Wagen. Nach ihm waren jene Sichelwagen zweirädrig und hatten weit auseinanderstehende Achsen. Der Sitz für den Wagenlenker war von Holz, thurmartig gebaut und reichte bis an die Ellenbogen. Die Wagenlenker waren ganz bepanzert, so dass nur die Augen frei blieben. Die Sicheln hatten zwei Fuss Länge.

[1]) Joch heisst armenisch luc (լուծ), welches Wort man schon längst mit dem griechischen ζυγόν, dem lateinischen jugum, dem gothischen juk, dem kirchenslavischen igo, dem lithauischen jurgas zusammengebracht hat, aber es bleibt das l unerklärlich. Hübschmann sagt (Armenische Studien, S. 33, Nr. 123): „Uebergang vom indogermanischen y in armenisches e liegt nur noch in leard (լեարդ) Leber vor, das aber vielleicht zu der Leber gehört. Das Armenische setzt eine Wurzel yuǵ oder luǵ, Sanskrit, Kirchenslavisch und Lithauisch eine Wurzel yuǵ voraus."

also in der Tenne, vorwärtsgetrieben; die scharfen Steine zerschneiden dabei das Stroh in kleine Stücke, jedoch geht das nicht so leicht. Vor Allem muss man eine gewisse Geschicklichkeit beim Sitzen auf dem Kamme haben, damit das Stroh sich nicht anstaut;

Zuletzt kommt das Sondern des Kornes vom Stroh. Mit einem Treiber, Mghan (Fig. 126), (մղան, aus dem Verbum մղել, treiben), sammelt man das mit Korn durchmischte Stroh in die Mitte der Tenne und macht dort in der Form einer länglichen Pyra-

Fig. 124. Holzgabel zum Strohwenden.

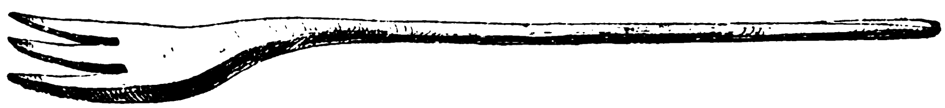


Fig. 125. Kǝmeli.

dann müssen immer wenigstens eine oder zwei Personen dabei sein, die mit einer Holzgabel (siehe Fig. 124) fortwährend die Strohmassen aufwühlen (եղանել) und die angestauten Massen ausglätten. Dieses Umwühlen (Jeghel, եղել) geschieht mehrere

Fig. 126. Mghan.

Male. Zur Mittagszeit rastet man und lässt die Sonne trocknend auf das Stroh wirken und dann setzt man die unterbrochene Arbeit fort. Gegen Abend ist das Stroh bereits in kleine Stücke zerschnitten; man dreht das Ganze noch einmal um,

mide einen Haufen; damit jedoch nichts übrig bleibt, fegt man die ganze Tenne gründlich mit einer Reisigfege, Cxavil (ճխաւիլ), ein Compositum aus ցախ, ճեխ (Reisig) und աւել (Fege) (Fig. 127). Nach Sonnenuntergang, wenn ein gleichmässiger, leiser Wind, der

Fig. 127. Reisigfege.

Zephyr[1]), zu blasen anfängt, dann nehmen Männer und Frauen das oben erwähnte Instrument (Fig. 125), das Kǝmeli[2]) und die Schaufel (թի) (Fig. 128) in die Hände und werfen die angesammelte Masse im Bogen in die Luft hinauf. Auch bei dieser Hand-

Fig. 128. Holzschaufel.

und zwar mit einem anderen Instrument, Kǝmeli (քըմելի, Fig. 125), und schliesslich, wenn man sieht, dass das Stroh so weit ist, dass es leicht vom Winde fortgeblasen werden kann, so spannt man die Ochsen los und nun beginnt die eigentliche Arbeit der Menschen. Ich muss hier bemerken, dass die erste Arbeit zumeist den Frauen und Kindern obliegt, während die Männer das Korn schneiden, die Garben herbeischleppen und das Korn reinigen.

lung muss man eine gewisse Uebung und Geschicklichkeit besitzen; man darf das Stroh nicht zu hoch

1) Nach dem Tatarischen, auch bei den Armeniern im Dialekt Aiaz (այազ) genannt.

2) Kʻǝmeli ist das Substantivum vom Verbum Kʻamel քամել, welches wiederum mit dem քամի (der Wind) zusammenhängt; Kʻamel heisst eigentlich: durchsickern, z. B. ջուր քամել (das Wasser heraustreiben), aber man versteht dabei immer durch ein Medium. Man lässt das Stroh durch den Wind durchgehen, passiren.

werfen, damit nicht mit ihm auch die Körner vom Winde fortgetragen werden, und auch nicht allzu niedrig, weil sonst die Kraftanwendung ohne Erfolg bliebe. Das Stroh wird vom Winde fortgeblasen, während die Körner horizontal auf einen und denselben Platz fallen. Bläst der Wind gleichmässig und nicht allzu stark, so wird die Sonderung des Kornes in kürzester Zeit vollbracht, während dagegen bei widrigem Winde, oder schlimmer noch bei Windstille, die Arbeit geradezu eine Plage wird; manchesmal müssen die Bauern ganze Nächte dabei wachen, das Erheben des Windes abwartend. Das schliessliche Reinigen des Getreides von etwaigen darin gebliebenen Strohstummeln, vom Staub etc., geschieht dadurch, dass man das Getreide durch zwei siebartige Geräthe (Fig. 129) durchlässt, zuerst durch eines mit grossen Löchern, Schtarar[1]) genannt,

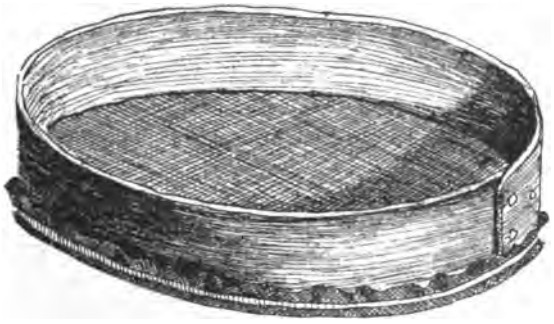


Fig. 129. Sieb zum Reinigen des Getreides.

und dann durch ein zweites mit kleinen Löchern, Cchachal genannt[2]).

Das so gereinigte Getreide führt man, in Säcke gefüllt, nach Hause, während das Stroh in den Strohbehälter hineingeschoben wird, gleichfalls mit dem Mghan.

Was ich oben über die Grösse der Tenne gesagt habe, das gilt nur für die von mir gesehenen, und ich habe niemals über drei Paar Gespanne in einer Tenne gesehen; aber ich hörte hier von meinen Landsleuten aus der Türkei, so aus der Provinz Erzerum und dem Districte Alaschkart, dass dort die Tennen viel grösser seien, so dass nicht selten über zehn Paar Ochsen auf einmal angespannt und mehrere Hundert Garben mit einander gedroschen werden.

Herr Dr. Parrot schildert sehr anschaulich die Art und Weise, wie bei den Grusiern das gereinigte Korn aufbewahrt wird und da seine Schilderung mit sehr geringen Modificationen auch auf die Art der Aufbewahrung unserer Bauern passt, so finde ich es passend, hier seine Schilderung anzuführen. Nach ihm heben die grusinischen Bauern das reinste und beste Korn in grossen wollenen Säcken im Wohnhause auf, das übrige bringen sie in die eigentlichen Kornmagazine, welche zuckerhutförmig in die Erde gegraben, oft auch ausgemauert und mit Kalk beworfen sind. Der Boden, welcher etwa 6 Fuss im Durchmesser hat, wird mit einer Schichte grober Spreu bedeckt, die Wand mit grossem frischen Farnkraut belegt und das Korn unmittelbar von den Frachtwagen hineingeschüttet, wobei drei Filzdecken, auf den Rand der Oeffnung gelegt, die Stelle eines Trichters versehen. Die Grube ist etwa 8 Fuss hoch; wenn dieselbe beinahe voll ist, bedeckt man sie mit Farnkraut und zuletzt mit einigen dicken Brettern über der 2—3 Fuss weiten Oeffnung, worauf das Ganze mit Erde dem übrigen Boden gleich und für den Fremden unkenntlich gemacht wird, so dass man darüber weggehen und fahren kann, was diese Magazine, die meistens im offenen Hofraume angelegt sind, auch vor Diebstahl sichert, obgleich nicht zu verkennen ist, dass bei dieser Art und Weise des Aufbewahrens, verglichen damit, wie man im übrigen Europa die Kornvorräthe schützt, immerhin noch sehr viel Vertrauen in die Redlichkeit der Menschen gesetzt wird. „Aber Diebstahl ist auch ein Laster, das dem Georgier nicht vorgeworfen werden kann und ihm wie dem Armenier fremder ist, als vielleicht irgend einer Nation Europas.“ Die erwähnten Unterschiede liegen darin, dass zur Bedeckung der irdenen Wände nicht Farnkraut genommen wird, sondern in waldreichen Gegenden frisch belaubte junge Zweige, die in mehreren Schichten aufeinander an der Wand mit Hineintreibung in dieselbe mit krummen hölzernen Haken befestigt werden und senkrecht zu dem Boden der Grube zu stehen kommen, oder man nimmt, wo keine frischen Zweige zu haben sind, langes, mit den Wurzeln herausgezogenes Stroh. Die besten Körner, welche in Säcken aufbewahrt werden, bleiben

[1]) Շտարար; ich vermuthe, das Wort ist aus den Wörtern šut զուտ = rasch, schnell und arat արար, dem Aorist des Verbums առնել (machen), zusammengesetzt, so dass das Ganze heissen würde: Schnellmacher; es passt diese Benennung auch ausgezeichnet auf die Function des Geräthes.

[2]) Das Wort kommt bereits bei den armenischen Schriftstellern des V. Jahrhunderts nach Christi vor; so lesen wir bei Eznik, in dem Werke: „Jeghds aghandotz“, d. h. Widerlegung der Secten, folgenden Satz: „Խնդրեաց սատանայ խարբալել զձեզ իբրեւ զցորեան“, „der Satan trachtete euch gleichsam Weizen durchzusieben“; hier ist Charbalel das Verbum des Substantivums խարբալ. Siehe Eznik, die Ausgabe der Venetianer Mechitaristen vom Jahre 1826, S. 181).

zur Aussaat für das nächste Jahr. Diese Kornmagazine kommen zum Glück jetzt allmälig ausser Gebrauch, denn in ihnen kann der Bauer sehr leicht seinen ganzen Vorrath verlieren, was auch sehr häufig vorkommt. Dies geschieht so: Sind die Gruben ein paar Jahre im Gebrauche, dann erscheinen in ihnen kleine schwarze Thierchen, von den Bauern Kornläuse genannt, und wenn man es früher nicht erfährt, zerfressen sie den ganzen Vorrath; das ist auch die Ursache, weshalb die Saatkörner in Säcken aufbewahrt werden. Und dann wird auch ausserdem immer ein Theil des Kornes von oben und unten in der Grube verdorben, welchen Theil man Wori Honžilk որի հոնզիլք nennt, und man kann sehr häufig von einem prahlerischen Bauern die Worte hören: „Ich kann Dich blos mit dem Ueberbleibsel meiner Gruben kaufen und verkaufen“ (որիս հոնզիլքաւը քեզ կ'օնիմ), das soll heissen: „Ich habe so viele volle Gruben, dass blos der weggeworfene Theil aus ihnen ein Vermögen ausmacht.“

* * *

Es wären noch zwei Bauten zu erwähnen übrig — die Kirche haben wir schon erwähnt —, um überhaupt alle die Baulichkeiten beschrieben zu haben, die in einem Dorfe vorkommen. Es ist dies die Mühle und, wo man Weinbau treibt, auch das Weinhaus; dieses letztere werden wir in einem anderen Zusammenhange näher besprechen, hier wollen wir nur über die Mühle Einiges sagen.

Man kennt bei uns nur Wassermühlen (Mühle [ջրաղաց = Wassermühle]) und keine Windmühlen, aber es muss wahrscheinlich einmal eine solche in der Stadt Schuscha gegeben haben, denn darauf weist der Name eines Stadtbezirkes hin: K'amudjeghatzi Maehla, d. h. der Stadttheil von der Windmühle; von ihrer Existenz ist ausser dem Namen sonst nirgends eine Spur zu merken. Die reissenden Sturzbäche und die schnellen Flüsse haben Kraft genug in sich, um die treibende Kraft des Windes zu ersetzen, nur ist, namentlich bei den ersteren, das Schlimme dabei, dass sie im Sommer dem Austrocknen nahekommen, im Winter aber zufrieren. Daher würde es von grossem Nutzen sein, wenn unsere Bauern auch Windmühlen hätten. Es ist selbstverständlich, dass die ganze Construction der Mühlen höchst primitiv ist und deshalb, trotzdem das Land die besten Körner producirt, muss der Bauer schlechtes und schwarzes Brot essen. Die Mühle repräsentirt in ihrer Form weiter nichts als die ursprüngliche Handmühle, wie wir eine solche in Fig. 130 sehen, mit dem Unterschiede, dass der obere Stein nicht mehr mit der Hand gedreht wird, sondern er liegt lose auf dem unteren Stein, der seinerseits an der Achse eines strahlenartigen Rades befestigt ist. Das Wasser fällt mit Gewalt aus einem sehr schrägen, mit enger Oeffnung versehenen Rohre auf die flachen Strahlen des Rades und versetzt dasselbe und dadurch auch den unteren Stein in Bewegung; der obere Stein bewegt sich in umgekehrter Richtung. Auf solchen Mühlen werden alle Kornarten ohne Unterschied gemahlen.

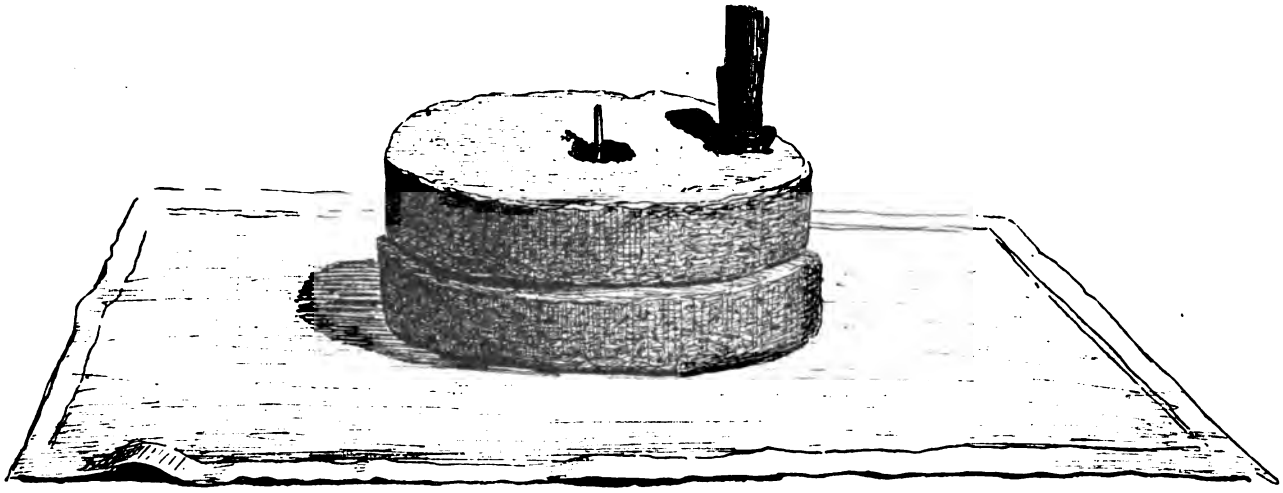


Fig. 130. Handmühle.

Mit der steinernen Handmühle mahlen die Frauen Salz, Grütze und ähnliche Sachen. Man kennt eben die Wohlthat verschiedener kleiner und sehr nützlicher Maschinen noch nicht.

* * *

Wir gehen jetzt zur Besprechung eines zweiten Hauses über, bei dem durch eine leicht anzubringende Vorrichtung das Heizmittel sparsam angewendet wird und wo der Mensch vom Thiere möglichst getrennt wohnt.

In dem ersten Hause brannte das Feuer auf der Diele und diese Art der Feuerung hat, wie wir mit grosser Wahrscheinlichkeit vermutheten, zur Entdeckung des Kamins geführt; in dem zweiten brennt das Feuer in der Erde, welche zu diesem Zwecke ausgehöhlt ist und durch ein langes Rohr unter der Erde, welches zumeist ausserhalb des Hauses endet, den Luftzug erhält. Diese Feuerstelle nennt man Thonir (թոնիր), Dialekt Thondir (թոնդիր), während der erste Herd Odschach hiess. Wie jener zum Kamin geführt hat, hat dieser seinerseits zu einer Art sehr praktischer, aber ungesunder Feueraufbewahrung geführt, welche in der Weise geschieht, dass, nachdem die Holzstücke im Thonir verkohlt sind und keine Gefahr vor dem Dunst vorhanden ist, man mit einem irdenen Deckel, welcher in der Mitte ein kleines Loch hat, die Oeffnung desselben bedeckt und darüber ein tabouretartiges, hölzernes Gerüst stellt, dessen Umfang nach der Anzahl der Familienmitglieder grösser oder kleiner sein kann; dieses Gerüst wird mit einer grossen, auf dem Boden in Falten liegenden wollenen Decke überzogen, welche wieder mit einem ebenso grossen wollenen Ueberzieher zugedeckt wird. Rundherum werden Matten ausgebreitet und man sitzt auf diesen, die Füsse unter das Gerüst schiebend und die Decke bis auf die Brust erhebend. Es ist schicklich, die Füsse nicht auszustrecken, sonst wird man die gewöhnliche Mahnung hören: „Binde Deinen Esel in Deinem Stalle“ (էշդ տեղտանդ կապիր). Diese Einrichtung, die Kürsi (քուրսի) genannt wird, leidet augenscheinlich an grossen Mängeln; vor Allem gewährt sie nicht hinlängliche Wärme; man kann dabei nur die Brust und die Füsse erwärmen, während der ganze übrige Theil des Körpers vollständig der Kälte ausgesetzt bleibt; es ist noch gut, wenn man nicht genöthigt ist, auf die Anwesenden Rücksicht zu nehmen und sich ruhig unter der Decke ausstrecken kann, wodurch allerdings eine gleichmässige Erwärmung des ganzen Körpers in erhöhtem Masse erzielt wird; aber das Schlimmste dabei ist, dass man jedesmal beim Ausgehen in die freie Luft ein sehr unangenehmes Frostgefühl an den zumeist erwärmten Körpertheilen spürt. Dann wirkt auch diese Erwärmungsart im Allgemeinen sehr einschläfernd und man wird geneigt zum Faullenzerleben. Trotz allen diesen Nachtheilen gilt das K'ürsi beim Volke entschieden als ein Zeichen des Fortschrittes und Diejenigen, welche K'ürsi haben, sehen mit geringschätziger Verachtung auf Jene, welche am offenen Herde sich erwärmen.

Neben den angeführten Mängeln hat das K'ürsi manche Vorzüge, die nicht übergangen werden dürfen. Es wird, wie schon betont wurde, sehr wenig Holz verbraucht; nur bei äusserster Kälte entschliesst man sich, täglich mehr als einmal das Thonir anzuheizen; das Feuer hält sich sehr gut und verbreitet eine gleichmässige Wärme. Dann ist man vom Rauche, der beim offenen Herde fortwährend wirkt, hier nur für kurze Zeit geplagt, d. h. so lange die Holzstücke noch nicht verkohlt sind und, was schliesslich am wichtigsten scheint, ist hier die Möglichkeit vorhanden, das Haus rein zu halten und es wird auch darauf gesehen, während beim offenen Herde das nicht gut möglich ist; man brennt beim K'ürsi einmal, reinigt das Haus gründlich, breitet Teppiche oder Matten aus und so bleibt das Haus für den ganzen Tag rein; alle diese Vortheile fallen beim offenen Herde weg.

In vielen Gegenden wird aber noch bis jetzt, obwohl das Feuer im Thonir brennt, kein K'ürsi gebraucht, sondern man brennt im Thonir den ganzen Tag hindurch.

Ich habe persönlich die letzterwähnte Feuerung nicht gesehen und erfuhr davon nur durch Beschreibungen meiner Landsleute und aus Büchern, während ich die anderen Heizungsarten genau kenne. In unserem Dorfe ist der offene Herd das Gewöhnliche und im Dorfe Meghri, wo ich als Knabe sechs Jahre die Schule besuchte, das K'ürsi. Ueber Kamin und K'ürsi bei den Persern lesen wir im Buche Polak's (S. 64) Folgendes: „Für die Heizung wird sehr wenig Sorge getragen. Nur in den Häusern der Reichen befinden sich einige kleine, niedrige Winterzimmer, in welchen Kamine (Buchāri) angebracht sind. Dieselben bestehen aus einer Höhlung in der Mauer, von wo ein Schlauch gegen das Dach steigt; die äussere Verkleidung ist mit Stuccaturen, Vergoldungen, Arabesken und mit Versen verziert. Man hüllt sich, wenn es kalt ist, in Pelzwerk, kauert sich nahe am Kamine zusammen und zieht so direct die Wärme ein, ohne viel vom Rauch belästigt zu werden, da dieser ungehindert durch die offenen Thüren und Fenster seinen Ausgang nimmt.“ S. 65: „In den Harems hat man einen eigenthümlichen Wärmeapparat, das K'ürsi oder Thondir. Ueber ein kleines, mit Asche bedecktes Kohlenbecken wird

ein Tischchen gestellt, darüber werden schwere, gut wattirte Wolldecken gebreitet. In dem dadurch gebildeten Raume finden vier Frauen, im Kreise gelagert, vollkommen Platz; nur der Kopf und die Hände bleiben frei; im Rücken dient ein Bündel Wäsche oder ein Polster zur Lehne. Sehr viele Perserinnen schlafen während des Winters unter dem Thondir. Die Gewohnheit macht sie fast unempfindlich gegen den schädlichen Einfluss; dass jedoch manche Genitalleiden von dieser Sitte herrühren, ist wohl nicht zu bezweifeln."

Das zweite Haus habe ich in dem Dorfe Meghri kennen gelernt, wo man in eigenthümlicher Weise dicht neben den nach europäischem Muster gebauten zwei- bis dreistöckigen Häusern, welche mit europäischem Comfort eingerichtet sind und wo unter Anderem die „Wiener Stühle" in besonderem Werthe stehen, noch die uralte Form des armenischen Hauses sieht. Meghri ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein städtisches Dorf, interessant durch seine Geschichte, seine Lage, seine Sitten und seinen Dialekt. Es ist aus den Ueberresten einer alten, zerstörten Stadt entstanden, deren Ruinen östlich von dem jetzigen Dorfe in einem grossen Thale liegen. Die Bauern sind hier sehr stolz, schauen mit Verachtung auf ihre anderen Genossen, die Nachbarbauern, sie Loch (լոռի) betitelnd; was das Wort eigentlich bedeutet, weiss ich nicht, aber man bezeichnet damit einen uncivilisirten, rohen Mann. Das Dorf liegt in einem von drei Seiten mit felsigen Anhöhen umgebenen engen Thale; auf diesen Anhöhen waren in früherer Zeit runde, kleine Thürme zum Schutze des Dorfes gebaut, deren Zahl, wie mir erinnerlich, sieben beträgt. Während meiner Anwesenheit existirte leider daselbst eine recht barbarische Sitte, nämlich: Man lud jedes Jahr am Ostersonntage die an der russisch-persischen Grenze stationirten russischen Kosaken ein, damit diese mit Flintenschüssen den Dorfbewohnern Vergnügen bereiteten, und diese wählten zu ihren Zielscheiben jene Thürme. Dieses Beispiel bezeugt uns bedauerlicherweise genügend, wie wenig Sinn hier für die Denkmäler der Vergangenheit besteht. Vor dem Dorfe ist ein freier Platz, Bazar genannt, wo herrliche, hundertjährige Platanen stehen, welche in recht heissen Sommern den Bewohnern mit ihren weitverzweigten, schattigen Aesten angenehme Kühlung gewähren.

Weiter hinaus, im Thale des mit dem Dorfe gleichnamigen Flusses Meghri, verbreiten sich die in jeder Hinsicht mustergiltig bearbeiteten Fruchtgärten und Baumwollfelder. Nie habe ich einen anderen Ort gesehen, wo der menschliche Fleiss, vereint mit den von der Natur in so ausserordentlichem Masse begünstigten Verhältnissen, aus einem so geringen Raume so viele Vortheile zu ziehen im Stande wäre; kein Fuss Boden geht da ohne Benützung verloren. Für die Urbarmachung und Bewässerung wird in hohem Masse gesorgt, aber dafür belohnt auch die Natur reichlich jede auch noch so geringe Mühe des Arbeiters. Manche Feldfrüchte, wie Bohnen, Arbusen, Melonen etc., reifen auf demselben Orte zweimal im Jahre; ich habe auch Apfelbäume im Spätsommer zum zweiten Male blühen und Früchte tragen gesehen. Nur unter dem wohlthätigen Einflusse des erfrischenden Wassers erhält sich im Thale der grüne Flor; sonst ragen rundherum kahle, spitzige Felsen empor, welche im Sommer, von den glühenden Strahlen der Sonne durchhitzt, für die Pflanzenwelt eine wohlthuende, intensive Hitze bewirken, welche sich üppig entfaltet, wenn nur für genügende Bewässerung gesorgt wird.

In einer solchen Hitze ist das Arbeiten sehr schwer, aber der zu erwartende Lohn macht den Menschen arbeitslustig. Die Bewohner des Dorfes haben die Viehzucht so gut wie ganz aufgegeben. Jeder Bauer hat ein oder höchstens zwei Paar Ochsen zum Pflügen und einige Milchkühe.

Man zieht auch hier im Sommer auf die Berge, aber nicht wegen der Thiere, welche im Sommer gewöhnlich den Nachbartataren anvertraut werden, sondern wegen der fast unerträglichen Hitze. Dieses Vergnügen wird aber nur den Frauen und Kindern zutheil; die Männer müssen zurückbleiben, um die Felder zu bewässern, die reifen Früchte zu sammeln und die Baumwollfelder vom Unkraute rein zu halten etc.

Aus diesem Dorfe möchte ich nun dasjenige Haus hier vorführen (siehe Fig. 131), in dem ich während meiner Schulbesuchszeit sechs Jahre hindurch verweilte und dessen Einrichtung mir am besten und genauesten erinnerlich ist. Es befand sich am äussersten Ende des Dorfes, lag am höchsten und hatte nicht allein die Aussicht über das ganze malerische Dorf, sondern auch über die sich weit erstreckenden Felder und Gärten vor sich. Die Höhe seiner Lage war beinahe diejenige der Kuppel der mitten im Dorfe gebauten Kirche. Die Strasse zum Hause war sehr steil und mit einer schlechten Steintreppe versehen.

Von der Strasse trat man durch eine kleine Thüre in einen viereckigen, kleinen Srah, dessen Vorderseite nur bis zur Hälfte offen war. Von hier

ging man durch eine niedrige Thür in das eigentliche, sehr geräumige Haus; durchschritt man dieses der Länge nach, so gelangte man zu einer Thüre, welche zur Vorrathskammer führte; eine dritte Thüre, in der südlichen Wand führte zum Eiwan, dem

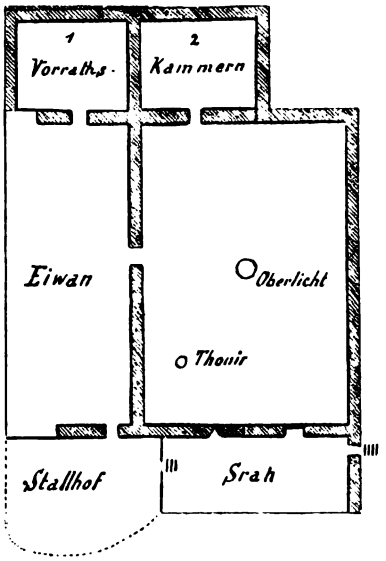


Fig. 131. Grundriss eines Hauses in dem Dorfe Meghri.

eigentlichen Srah, welches über dem Stalldache lag. Das Haus, die zweite Kammer und der Eiwan lagen höher als der Srah, die erste Kammer und der sich unter dem Eiwan befindende Stall.

Aus der Beschreibung sehen wir, dass der Raummangel den Menschen gezwungen hat, von dem herkömmlichen Schema abzuweichen; aber nichtsdestoweniger finden wir auch in diesem etwas geänderten Plane alle die wichtigsten Bestandtheile eines armenischen Bauernhauses: den Srah, das Haus und die Vorrathskammer. Verändert war in dem Hause auch die Stelle der Feuerstätte; sie lag in der der ersten Thüre zunächst liegenden Ecke, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Mitte des Wohnraumes dem Zugwinde aus der ersten und dritten Thüre ausgesetzt war.

Schliesslich muss ich noch erwähnen, dass vor dem Stalle ein freier Raum war, der zum Sommeraufenthaltsorte der Thiere diente, während eine abgesonderte Kammer hinter dem Stalle der Ort war, wo die für den Winter aufbewahrten frischen und trockenen Früchte lagen.

Weil ich die erste Art der Häuser möglichst eingehend zu schildern mich bemüht habe und weil sehr Vieles, was über sie gesagt wurde, auch auf die beiden übrigen Typen sich bezieht, so werde ich in Nachstehendem nur die Grundrisse derselben geben und die sich von dem ersten Typus unterscheidenden Bestandtheile besprechen.

Zunächst sehen wir uns den Grundriss eines Hauses aus einem Dorfe im Vilajet Erzerum an. (Siehe Fig. 132.)

Durch die Strasse treten wir zuerst in das Vorhaus = Bak (بك), welches die Stelle des Srahs in dem ersten Typus einnimmt; aber hier ist es auch von vorne zugedeckt; dann kommt geradeaus der Wohnraum und rechts, dicht neben ihm, der Stall. Im Wohnraume brennt etwas abseits nach rechts das Feuer im Thonir, d. h. in der Erde; für die Menschen ist dabei ein erhöhter Sitzplatz Thacht (تخت), heisst Thron und ist aus dem Persischen entlehnt.

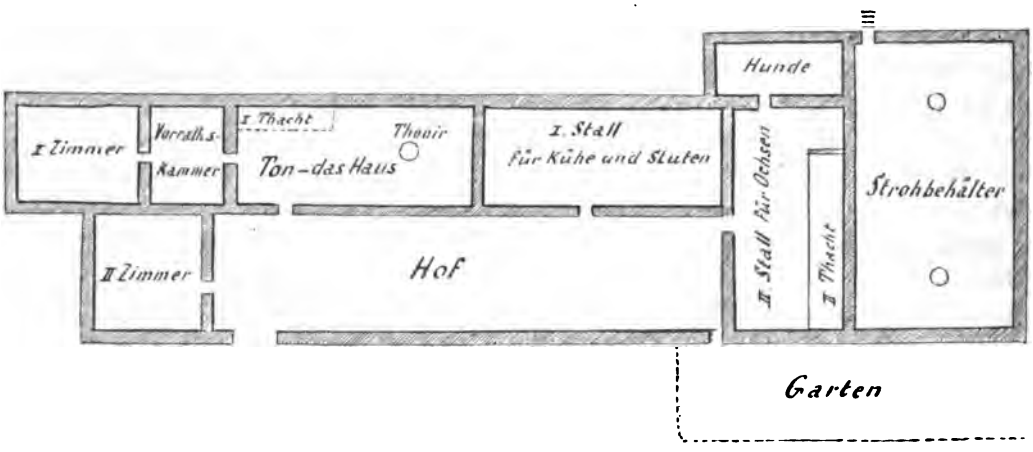


Fig. 132. Grundriss eines Hauses aus dem Vilajet Erzerum.

Ein zweiter Thacht befindet sich in dem zweiten Stalle. An den Wohnraum schliesst sich eine schon etwas grössere Vorrathskammer an. Diese Kammer ändert in jedem Hause ihren Platz. Zu diesen Hauptbestandtheilen sind hinzugekommen: Links zwei Wohnzimmer, rechts ein zweiter Stall, dahinter

eine Schafhürde und schliesslich der Strohbehälter mit flachem Dache und zwei Dachöffnungen, durch welche das Stroh und Heu hineingeschüttet wird. Die Tenne liegt weit vom Dorfe. Vor dem Strohbehälter und dem zweiten Stalle liegt ein kleiner Garten.

In Fig. 133 sehen wir den Grundriss eines zweiten, viel kleineren Hauses des zweiten Typus

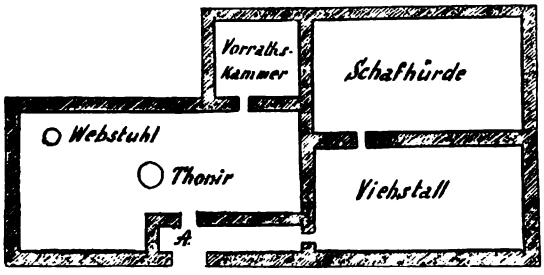


Fig. 133. Grundriss eines Hauses aus dem District Alaschkert (Türkisch-Armenien).

aus Alaschkert, einem Districte südlich von dem Gouvernement Erivan in der Türkei.

Der ursprüngliche Srah ist hier auf ein Minimum reducirt und dient zu keinem weiteren Zwecke, als blos zum Durchgange in das Haus und den Stall; er heisst Akuka, eine mir vollständig unbekannte Bezeichnung. Von den übrigen Bestandtheilen sind vorhanden: das Haus mit dem Thonir und der Webstuhl, die Vorrathskammer sowie die Schaf- und

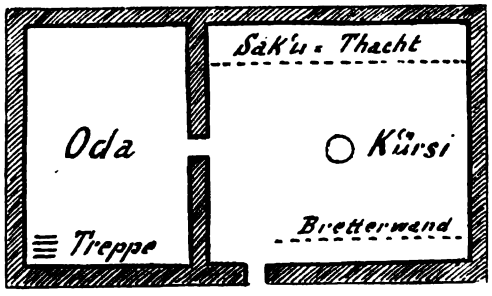


Fig. 134. Grundriss eines Hauses aus dem Districte Choturdschu, Erdgeschoss.

Viehställe. Im Sommer sollen die Frauen in dem kleinen Raume *A* sich aufhalten, weil es dort kühler ist; man wohnt hier in guten wie auch in schlechten Jahreszeiten immer im Hause.

Die Dächer dieser beiden letzterwähnten Häuser sind nicht so flach, wie in unserer Provinz; sie erheben sich kuppelartig, so dass die höchste Stelle in die Mitte kommt, wo das Licht- und Rauchloch sich befindet, daher fällt auch hier das korbartig aufgeführte Rohr des Loches, wie wir es in den ersten Häusern fanden, weg. Baumaterial ist auch hier wiederum: die Mauern aus Stein und das Dach aus Holz mit Erde zugedeckt und kann hierüber Folgendes als allgemeine Regel gelten:

Leon Sargsjun (Ein Besuch im türkischen Armenien; Tiflis 1890, S. 17 ff.) sagt: „Wo in der Nähe der Dörfer Berge sind, wo viel Gestein vorhanden ist, da baut man die Häuser aus unbehauenen Steinen und Lehm oder aus mit Kalk gemischtem Lehm in der hässlichsten, elendesten Form; wo es aber an Steinen mangelt, z. B. in der Umgebung von Alt-Nachitschewan und Scharur-Daralagjaz, da sind die Häuser sowohl als auch die Mauern der Gärten aus Lehm und Erde zusammengefügt. Zu Bauzwecken gebraucht man im Allgemeinen wenig Holz, weil wenig davon zu haben ist."

Eine theilweise Ausnahme bilden die Bauernhäuser in Choturdschu, einem Districte östlich von Lasistan. (Siehe Fig. 134 u. 135.) Dort sollen fast

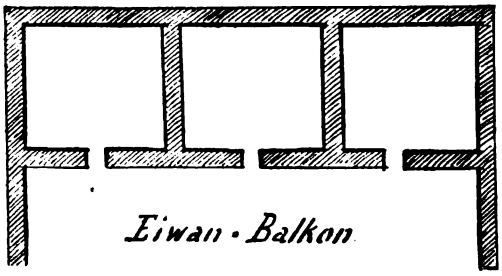


Fig. 135. Grundriss des ersten Stockwerkes eines Hauses aus dem Bezirke Choturdschu.

alle Häuser einstöckig sein, der Stall sogar zweistöckig. Die Mauern des ersten Stockes bestehen bis zur Thürhöhe aus Stein, das Uebrige aber aus Holz.

In dem Erdgeschoss ist der Srah nicht mehr vorhanden; die Stelle, wo in den übrigen Häusern der Stall oder die Vorrathskammer stand, ist hier zur Schlaf- und zugleich Vorrathskammer geworden. Auch in dieser Kammer befindet sich die nach dem zweiten Stockwerke führende Leiter; unten wohnt man im Winter, oben im Sommer. Den erhöhten Sitzplatz, Sak'u, statt des früheren Thacht finden wir auch hier. Das Feuer brennt in der Erde. Unverständlich bleibt für mich das Vorhandensein der Bretterwand, wenigstens an der Stelle, wo sie liegt; möglich, dass mein Gewährsmann die Stelle nicht richtig bezeichnet hat. Wenn sie z. B. an der entgegengesetzten Wand sich anlehnte und dort, wo jetzt ihr Ende ist, frei wäre, dann würde ihre Bestimmung vollständig klar und deutlich sein. Das

Licht fällt von oben ein. Die Zimmer sollen kein anderes Licht haben als das, welches durch die offenen Thüren hineindringt.

In den Dörfern der genannten Gegend liegen die Viehställe ausserhalb der Dörfer, in der nächsten Umgebung. Ueber dem länglichen Stalle, der wieder tief in der Erde gebaut ist, liegt zuerst ein Stockwerk, in zwei Theile getrennt, vorne für die Knechte, hinten für die Kälber und Lämmer und darüber ein drittes Stockwerk als Futterbehälter für die Thiere.

Ueber den dritten Typus, d. h. über die in der Jetztzeit sich einbürgernden Häuser wäre nicht viel zu sagen. Es sind in ihm manche alte und manche dem Einflusse der neuen, fremden Civilisation zuzuschreibenden Bestandtheile zu constatiren. Vor Allem kann sich nicht mehr jeder Bauer solche Wohnungen bauen; es sind in der Regel die wohlhabenden Bauern, welche ihre Häuser von sogenannten Baumeistern aufführen lassen. Das Baumaterial ist Stein und mit Sand gemischter Kalk. Die Steine werden nicht mehr roh verwendet, sondern, wenn nicht alle, so doch die Ecksteine, regelrecht behauen und die Mauern sehen überhaupt etwas schöner aus. Während die früheren Häuser dem Bauer so gut wie nichts kosteten, kommen diese manchesmal sehr hoch zu stehen, wobei die Hauptschuld dem Luxus liebenden und leider geschmacklosen Charakter, wie er jedem Orientalen eigen, zuzuschreiben ist. Ich habe oben gesagt, dass der Bauer sich sehr ungern von seinem väterlichen Herde trennt, welcher Zug, vereint mit dem einst unsicheren Zustande des Landes, bewirkt hat, dass die Bauern ihre Häuser so bauen, dass man zu glauben versucht ist, sie seien aufeinander gethürmt. Der letzte Grund ist, wenigstens im russischen Theile Armeniens, nicht mehr vorhanden; aber um so stärker ist die Nachwirkung des ersteren und die Macht der Gewohnheit. Der Ort des neuen Hauses bleibt immer der alte; der Bauer reisst entweder sein altes Gharadam nieder und baut an dessen Stelle ein Haus nach dem neuen Stile oder, wenn er zufällig neben dem Gharadam einen freien Platz hat, wählt er diesen Ort für den Neubau und lässt das alte Haus weiter bestehen.

Das Grundschema des neuen Baues unterscheidet sich im Wesentlichen nicht viel von dem alten. Wie aus dem Grundrisse zu ersehen (Fig. 135), bleibt das alte Quadrat wieder, ebenso das Srah, nur statt des einstigen Gharadams und Stalles sind mehrere Zimmer, Othachs eingerichtet. Die Zimmer haben keine Durchgangsthüre, sondern sie alle haben in gleicher Weise die Thüren in der Mitte vom Srah aus. Sie sind meistens zweigeschossig, das untere Geschoss dient als Vorrathskammer, im oberen wohnen die Menschen selbst.

Die Dächer sind flach, aber ohne Löcher, denn man hat neben den Thüren, entsprechend der Grösse des Zimmers, ein oder zwei Fenster, aber nur auf einer Seite, und zwar in der Frontwand, wodurch, da die Srah's gross sind, wenig Licht in das Zimmer eindringen kann; ausserdem werden alle Fenster mit dichten Eisengittern, lediglich des Schmuckes wegen, noch mehr verdeckt. In diese Zimmer dringt fast nie die Sonne hinein und es würde sicher sehr ungesund für die Bewohner sein, wenn die Thüren nicht lange offen blieben und die Menschen sich nicht mehr im Srah als im Zimmer aufhielten. Der Boden im Untergeschoss wird ebenso wie im Gharadam mit festem Thon überschlagen, im zweiten Geschoss kommen ab und zu auch hölzerne Dielen vor. Geheizt wird entweder durch den Kamin oder seltener durch den K'ürsi, wozu dann kleine eiserne Feuerbehälter unter die K'ürsi aufgestellt werden. Die Wände sind ziemlich dick und in ihnen sind verschiedene kleine und grosse, offene oder mit Thüren versehene Nischen angebracht, welche als Schränke benützt werden.

Die Thüren bestehen bei den Haupt- oder Gastzimmern aus zwei Flügeln, bei den übrigen Zimmern aus einem Flügel. So lange das Haus neu ist, macht es im Ganzen einen passablen Eindruck; aber in kürzester Zeit werden statt der eingeschlagenen Gläser an den Fenstern mit Oel getränkte Papiere angeklebt, die reinen Wände sind vom Russ geschwärzt; das Ganze gleicht dann den übrigen Häusern des Dorfes.

Fast in jedem solchen Hause hat man im Gastzimmer einige Stühle und in Schränken aufbewahrt Messer und Gabel für städtische Gäste, die Bewohner können sich nicht gewöhnen, auf Stühlen zu sitzen; sie sitzen wohl auch auf den Stühlen, aber nach ihrer Art.

Der Grundriss eines solchen Hauses nebst dem Gharadam geben wir in Folgendem aus dem Dorfe Schikahogh in Siunik. (Siehe Fig. 136.)

Auf diesem Grundrisse sehen wir eine Zusammenfügung des alten und neuen Hauses. Es war in dem Hause keine Bestimmung getroffen, wer in dieser oder jener Abtheilung wohnen solle. Die Familie war gross und wohlhabend und diejenigen Mitglieder

(beim Mahle waren, wenn gerade alle beisammen sassen, 32 Personen), welche Neuerung liebten, wohnten in dem neuen Hause, die anderen in dem alten. Das Srah ist im ersten Stocke riesig gross, im zweiten Stocke war es in einen Balcon verwandelt, vorne und an der linken Seite offen. Hölzerne Geländer umschlossen diese offenen Stellen. In jedem Zimmer ist in der Mitte der rechten Wand je ein Kamin angebracht und im kleinen Zimmer im ersten Stocke ist sogar zu gleicher Zeit das K'ürsi vorhanden. Der Kamin in der Wand des Balcons dient im Sommer als Küche. Die Wandnischen in einigen Thüren sind offen; dort wird das Bettzeug

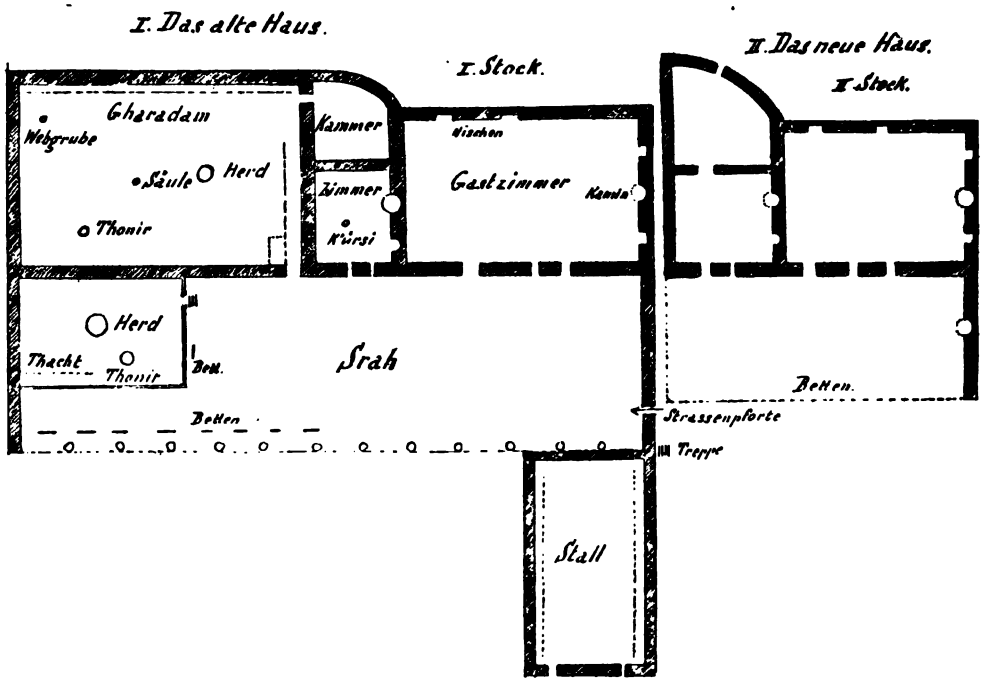


Fig. 136. Grundriss eines Hauses aus dem Dorfe Schikahogh.

am Tage niedergelegt — man lässt dasselbe nie am am Tage ausgebreitet —, andere, mit Thüren versehen, welche als Schränke dienen.

Der Stall liegt unterhalb des Hauses; seine dem Hause zugekehrte Wand müssen wir uns wegdenken, da sie nicht zum Vorschein kommt, ebenso wie die hintere Wand des alten Hauses; das Stalldach liegt auf gleicher horizontaler Linie mit dem Boden des Srahs.

Vereinzelt stehen noch neben den drei Typen der Häuser solche, die in ihrer Construction der Schilderung des Xenophon entsprechen, namentlich in gebirgigen Gegenden, wo die Winterkälte fast unerträglich und kein Holz vorhanden ist. Unter solchen Umständen wurde der Mensch genöthigt, seine Wohnart fast gleich jener der wilden Thiere zu machen und, wie diese, sich unter die Erde zu verkriechen. In solchen Wohnungen lassen einerseits die undurchdringlichen Erdmauern von aussen keine Kälte eindringen, andererseits aber erwärmt die respirirende Wärme der in engster Nachbarschaft mit den Menschen wohnenden Thiere dieselben hinlänglich; denn solche Häuser sind jetzt noch so, wie zu Xenophon's Zeiten. Xenophon (Anabasis, IV, 5, 24) sagt: Αἱ δ' οἰκίαι ἦσαν κατάγειοι, τὸ μεν στόμα ὥσπερ φρέατος, κάτω δ' εὐρεῖαι. Αἱ δ' εἴσοδοι τοῖς μὲν ὑποζυγίοις ὀρυκταί, οἱ δὲ ἄνθρωποι κατὰ κλίμακας κατέβαινον. Ἐν δὲ ταῖς οἰκίαις ἦσαν αἶγες, οἶες, βόες, ὄρνιθες καὶ τὰ ἐκγονα τούτων, τὰ δὲ κτήνη πάντα χιλῷ ἔνδον ἐτρέφετο.

„Auch jetzt haben die Armenier solche unterirdische Wohnungen, die oft so tief in der Erde liegen, dass ihre Dächer sich nur wenig über den Boden erheben. Oft sucht ein Reisender ein Dorf, auf dessen Dächern er sich schon befindet, und wird dies erst dann gewahr, wenn sein Pferd mit den Vorderfüssen in einen Rauchfang geräth und er selbst unerwartet und unangemeldet durch das Dach in dem Familienkreise Platz nimmt." Wir nehmen diese Stelle aus dem Commentar der Xenophonstellen, wo zur Bestätigung des Erwähnten weiter

gesagt wird: „General Moltke (Briefe über Zustand und Begebenheiten in der Türkei) bestätigt das Gesagte, indem auch er beinahe durch den Rauchfang in den Salon einer unterirdischen Familie gefallen wäre. Ich war sehr bestürzt über diesen Vorfall; als wir aber nach dem Frühstücke weiterritten, ging die ganze Karawane über die gesammten Dächer der Ortschaft in fröhlichem Trabe fort."

Schweiger-Lerchenfeld in dem Buche „Zwischen Donau und Kaukasus", Wien 1887, erwähnt leider sehr oberflächlich ein ähnliches armenisches Dorf, das er unter der Aufschrift: „Armenisches Troglodytendorf" im Bilde uns vorführt. Auf dem Bilde (S. 537) sieht man rundliche Erdhaufen mit einem Loche an der Front, welches, wie die Seitenbalken deutlich zeigen, den Eingang in die Hütte bildet. Seine Beschreibung (S. 580) lautet folgendermassen:

„Das Landvolk in der engeren Heimat befindet sich meist in den dürftigsten Verhältnissen. Die Behausungen sind elende Troglodytenhöhlen, in der Erde eingegraben, nicht eigentlich Wohnung, sondern Viehstall. Licht und Luft sind hier unbekannte Elemente; Alles athmet den warmen Dunst, welchen das Vieh ausströmt. Die kleinen Geschöpfe, Schweinchen, Lämmer, geniessen eine Art Hausrecht, denn sie machen sich in allen Ecken innerhalb dieses unterirdischen Pferches zu schaffen, beschnüffeln zuweilen wohl auch den fremden Gast, der sich in eine solche Höhle verirrt. Gäste werden übrigens in einer besonderen Abtheilung der Wohnung empfangen, die durch einen fadenscheinigen Kurdenteppich von dem übrigen Raume geschieden ist. Mobiliar ist keines vorhanden, eine niedere, flache Matratze („Minder") ausgenommen. An der Wand über dieser befinden sich allerlei Geräthe, dann Sättel, Waffen u. dgl."

Bei dem bereits oben erwähnten armenischen Reisenden L. Sargsjan finden wir eine etwas klarere und ausführlichere Schilderung der inneren Einrichtungen solcher Wohnräume, die wir hier anführen.

Er beschreibt ein Haus im armenischen Dorfe Ghrmzlu (ղրմզլու ist ein tatarisches Wort aus dem Adjectivum Krmęz, roth, folglich röthlich). „Wir stiegen vor dem Hause eines wohlhabenden Bauern ab. Dieses Haus stellte einen niedrigen quadratischen Bau dar, eine Häufung von unbehauenen Steinen und Lehm, ohne jedes Fenster, mit einem durch Erde bedeckten Dache. Der Hauswirth führte uns in ein enges und dunkles „Schwak'" (չվակ), öffnete in diesem Schwak' eine Thüre und wir traten in einen finsteren Raum; der starke Geruch und das geräuschvolle Athmen der Thiere bezeugten hinlänglich, dass wir in den Stall gekommen seien. Ein schwacher Lichtstrahl beleuchtete einen Winkel des Stalles. Dort befand sich der Raum, welcher gerade für die Gäste aufbewahrt war und Oda (օթա ist wiederum tatarisch Oda = Haus) heisst. Die beiden Mauern, welche hier diesen Winkel bildeten, waren die Fortsetzung derjenigen des Stalles, aber für diese Stelle hatte man nicht mehr rohe, sondern regelrecht geglättete Steine genommen; die beiden anderen Mauern, welche diesen „Oda" genannten viereckigen Wohnraum vom Stalle absonderten, reichten nicht bis zur Lage und waren aus Balken zusammengefügt. Durch eine thürähnliche Oeffnung trat man in den Oda. In der Wand, welche sich dem Eingange gegenüber befand, war der Kamin angebracht. Auf den geglätteten Steinen sah man einige rohe Eingrabungen. Ein schmaler Gang ging auf der ganzen Länge vom Eingange bis zum Kamin. Auf beiden Seiten desselben waren zwei der ganzen Länge des Oda entsprechende Erhöhungen aus Stein und Lehm aufgeführt und mit einfachem wollenen Filz bedeckt. Das waren die sesselartigen Sak'u (աթոռ heisst Stufe). Die Lage besteht aus Balken und Brettern, in der Mitte drei Licht- und Luftableiter. Im Winter werden aber auch diese Löcher zugedeckt. Eine kleine eiserne Lampe ohne Cylinder verbreitete ein schwaches Licht."

* * *

Henning hat in seinem Buche: „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung" das Capitel VIII „Das arische Haus betitelt", wo er nicht ohne Erfolg bemüht ist, wie die Sprach- und Mythenvergleicher, jeder auf ihrem Gebiete, das Urhaus des arischen Volkes zu construiren. Neben dem indischen, in dem Atharvaveda besungenen Hause streift er von den Wohnungen der in Asien wohnenden indogermanischen Völker, der Armenier, Perser, Osseten, nur das pergamenische Bauernhaus, von dem ihm Nissen, auf einer Schilderung des Galen fussend, die wichtigsten Bestandtheile beschrieben hatte, ohne dabei zu wagen, einen Grundriss, blos auf die etwas mangelhafte Beschreibung sich stützend, zu geben. Es wäre sicher von grösster Bedeutung, da die Frage aufgeworfen ist, ein möglichst vollständiges Material zusammen zu bringen, ehe man die Lösung derselben vornimmt. Daher wird, hoffe ich, Den-

jenigen, die sich mit der Frage beschäftigen, dieser Beitrag, wenn er auch nicht nach dem erwünschten Masse vollständig ist, nicht ohne Interesse bleiben. Ich hatte auch die Absicht, etwas näher auf die ossetischen und persischen Bauarten einzugehen, aber der Zeitmangel gestattete mir nicht, die betreffende Literatur, wenn sie überhaupt vorhanden ist, kennen zu lernen. Aus dem oben angeführten kurzen Citate, aus dem Buche des Herrn Schweiger-Lerchenfeld, wird man ersehen, dass ein ossetisches Haus viele Vergleichspunkte mit dem armenischen hat: das flache Dach, der Vorhof, die terrassenartige Anlage, die anschliessende Mauer; dasselbe kann man aber bei dem persischen Haus nicht behaupten. Bei den Persern hat die mohammedanische Religion mit ihrer Vielweiberei und der Abgeschlossenheit der Frauen sehr viel auf die Eintheilung des Hauses eingewirkt. Vergleichshalber führen wir hier das Grundschema des persischen Hauses nach Dr. Polak an, der aber die Häuser in den Städten vor Augen hat; möglich, dass es in den Dörfern anders ist.

S. 57: „Wo Vielweiberei und Abschliessung der Frauen herrscht, muss natürlich die Bauart des Wohnhauses eine andere sein als in monogamischen Ländern. Als Hauptgrundsatz gilt, dass die Häuser nach aussen gegen die Gasse nur nackte, kahle Mauern zeigen, während nach innen, gegen die Höfe und Gärten zu, alle Pracht entfaltet wird.

Das Hausthor (derwāzeh) ist nicht über sieben Fuss hoch; man gelangt durch dieses in eine kleine, gewölbte Vorhalle (Dalān), den Sitz des Thürhüters (Kaptschi), und von dort in den viereckigen Hof des Männergemaches; denn jede Wohnung ist in zwei Abtheilungen geschieden, in das Birun oder Männergemach und in das Erderun oder Harem, welcher nur den Frauen, dem Hausherrn und einigen wenigen Anderen (Mahram) zugänglich ist.

Der Hof (Haejāt) bildet ein Parallelogramm, an dessen drei Seiten, zwei Fuss über der Erdoberfläche, Zimmer und Cabinette sich befinden. Die Zimmer (Atāk) sind alle separirt und communiciren nicht miteinander, so zwar, dass man von einem in das andere nur durch den Hof gelangen kann, weshalb ein jedes mit einigen Stufen zum Aufgange versehen ist.“

S. 58: „Gegenüber dem Haupteingange befindet sich der grosse Saal (Tālār) (siehe Fig. 137), wo der Herr des Hauses die Gäste empfängt und die Tagesgeschäfte abmacht. Zu beiden Seiten des Saales führen Treppen auf eine kleine Estrade, von wo der Eingang in den Tālār stattfindet.

Der Saal (*A*) bildet ein Parallelogramm mit einem vorspringenden Raume (*B*) gegen den Hof. Die vordere Wand (*d—d*) besteht aus einem grossen Fenster. Auf dieses Fenster wird viel Kunst und Sorgfalt verwendet und kostet dasselbe oft 200—300 Ducaten.“

S. 61: „Der Hof (Haejāt) des Hauses ist in mehrere Gärtchen und Beete getheilt, worin bengalische Rosen (Gult reschti), Jasmin, Schneeball- (Budax) und andere Bäume, Gesträuche und Blumen angepflanzt sind. Des Schattens halber werden hie und da die Gänge mit Nebenspalieren und Lauben versehen.“

S. 69: „Die Dächer (Puschtebam) sind, wie erwähnt, flach und bestehen aus einer dichten Schichte Thonmörtel, der mit Stroh gemischt, dann gestampft und gewalzt wird. Während der heissen Sommernächte bieten sie die angenehmste Schlafstelle.“

Hier ist, wie aus der Schilderung hervorgeht, jedes Haus ein kleines, für fremde Augen undurch-

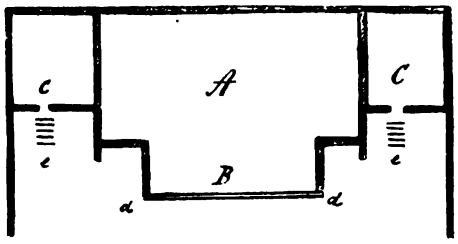


Fig. 137. Grundriss eines persischen Hauses nach Dr. Polak.

dringliches Schloss und jedes zeigt durch das grosse Fenster an der ersten Wand eine zierliche, vorgeschrittene Baukunst. Allenfalls könnte man den dritten Typus armenischer Häuser nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf das persische Haus zurückführen.

Dann will ich noch eines Bildes bei Schweiger-Lerchenfeld, a. a. O., S. 641, erwähnen, dem er aber leider keine erklärende Beschreibung hinzugefügt hat. Nach diesem Bilde scheint ein Dorf in Anatolien — das Bild ist betitelt: „Anatolische Hütten“ — buchstäblich so auszuschauen wie bei uns: Dieselben auf die Strasse sich öffnenden Srahs mit Säulen unterstützt, dieselben in der Mitte sich etwas erhebenden, im übrigen Theile flachen Dächer, schliesslich dieselbe am Abhange eines Berges liegende Lage; nur scheinen hier die Häuser Wandfenster zu haben. Ueber die innere Eintheilung derselben könnte man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie kaum anders sein können, als wie wir sie bereits kennen gelernt haben.

Ob sich in diesen Gegenden etwas von der Bauweise der früheren Bewohner, welche Galen uns beschreibt, verändert hat, ist schwerlich anzunehmen,

wie die Analogie der Xenophonischen Schilderung des armenischen Bauernhauses aus viel früherer Zeit vermuthen lässt. Nach Galen waren die Bauernhäuser in seiner Heimat, der Gegend von Pergamon (De antidotis, I, 3, vol. XIV, S. 17, Ed. Kühn):

Ὅπως δ'ἄν τις οἴκημα παρασκευάσειε θερμόν, ὡς ἐκεῖνος παρεσκεύασεν, καὶ δὴ φράσω. Κατὰ τοὺς ἀγροὺς ἅπαντας παῤ ἡμῖν οἶκοι γίνονται μεγάλοι, τὴν μὲν ἑστίαν, ἐφ'ἧς καίουσι τὸ πῦρ, ἐν μέσοις ἑαυτῶν ἔχοντες, οὐ πολὺ δὲ αὐτῆς ἀπέχουσιν αἱ τῶν ὑποζυγίων στάσεις, ἤτοι κατ' ἀμφότερα τὰ μέρη, δεξιόν τε καὶ ἀριστερόν, ἢ πάντως γε κατὰ θάτερον. Εἰσὶ δὲ κρίβανοι συνεζευγμένοι ταῖς ἑστίαις κατὰ τὸ πρόσω μέρος ἑαυτῶν ὃ πρὸς τὴν θύραν βλέπει τοῦ παντός οἴκου. Τοιοῦτοι μὲν οὖν ἅπαντες οἱ κατὰ τοὺς ἀγροὺς οἶκοι κατασκευάζονται, κἂν εὐτελεῖς ὦσιν. Οἱ δ'ἐπιμελέστερον αὐτῶν κατασκευαζόμενοι κατὰ τὸν ἔνδον τοῖχον ἔχουσι τὴν κατ' ἀντλκρυ τῇ θύρᾳ τεταγμένην ἐξέδραν. Ἑκατέρωθεν δ'αὐτῆς κοιτῶνα, καδ'οὗ ἄνωθέν ἐστιν ὑπερῷα οἰκήματα, καθάπερ καὶ κατὰ πολλὰ τῶν πανδοχείων, ἐν κύκλῳ κατὰ τρεῖς τοίχους τοῦ οἴκου τοῦ μεγάλου, πολλάκις δὲ καὶ κατὰ τέτταρας.

Zu dieser Schilderung, deren ganzen Wortlaut wir hier nicht anführten, fügt Nissen (S. 611) hinzu: „Wie es bei einer ausgeprägten, ländlichen Bauart nicht anders sein kann, stimmen grosse und kleine Häuser in der Anlage überein. Ihre erste Eigenthümlichkeit besteht darin, dass sie die ganze Wirthschaft unter einem Dache vereinigen. Der Grundriss ist länglich und wird in der Regel in drei Streifen zerlegt. Den mittleren nimmt die Tenne (de grote Deel, ὁ μέγας οἶκος) ein, die seitlichen nehmen Viehställe ein. In ärmeren Häusern dient die Diele als Küche, Wohn-, Arbeits- und Schlafraum. In reicheren Häusern ist die Rückseite für Wohn- und Schlafräume abgetrennt. Der Herd liegt in der Längsachse; vor der Thüre befindet sich eine Ofenbank. Das Haus hat ein Giebeldach, aber so flach geneigt, dass im Sommer die Weinkrüge auf ihm der Sonne ausgesetzt werden.“ Nissen stellt weiter einen Vergleich zwischen diesem pergamenischen Hause und dem alt-sächsischen Bauernhause, „welches im Norden Deutschlands, selten in ursprünglicher Einfachheit, meistens mit allerlei Neuerungen, bis auf den heutigen Tag besteht“. Aber auch ein Vergleich mit dem armenischen Bauernhause des zweiten Typus liegt auf der Hand. Vor Allem der Hauptwohnraum mit der Ofenbank (Thacht), Thron genannt, das Giebeldach, der enge Anschluss des Stalles an das Haus und in wohlhabenderen Häusern die getrennten Kammern.

Eine frappantere Aehnlichkeit mit dem ersten Typus der armenischen Bauernhäuser und dem, was Henning, a. a. O., S. 104 ff., über die alte Wohnung der Griechen sagt, lässt sich schwerlich denken. Henning's Worte lauten: „Ueber das eigentliche Wohnhaus lässt sich nicht viel mehr als Folgendes aussagen: Vorne am Giebel liegt ein halboffener Vorraum (πρόδομος), der dem Hofe zugekehrt ist. Vor ihm steigen die Gäste ab, durch ihn treten sie in's Haus. Hier sitzt Eumaios, seine Sandalen flickend und zugleich den Hof im Auge behaltend, als Odysseus ihn trifft (Odyssee 14, 5 f.). Im Hause des Amyntor brennt (ἐνὶ προδόμῳ πρόσθεν θαλάμοιο θυράων) neun Nächte lang das Feuer, bei dem die Hüter des Phönix wachen (Ilias 9, 470), hier (ἐνὶ προδόμῳ δόμου) schläft Priamos die Nacht bei Achilleus (Ilias 24, 673) und so fast regelmässig die Gäste in fremder Behausung. Dieser Platz muss dem entsprechend ziemlich geräumig, auch oben bedeckt und mit Seitenwänden versehen gewesen sein. Ursprünglich war er, wie wir annehmen dürfen, nichts als die unter dem vorspringenden, durch Säulen gestützten Dache befindliche Vorhalle des Hauses.

Durch den Prodomos treten wir in das Hauptgemach μέγαρον, das grosse oder μέλαθρον das schwarze Atrium. Letztere Benennung wird noch mit besonders feierlichem Nachdrucke (Odyssee 18, 150; Ilias 2, 414, 9, 204, 640) gebraucht. Das Megaron ist völlig geschlossen, denn es heisst die schattige, im Gegensatz zur luftigen Halle. Die Wohnung des kleinen Mannes bestand, ausser dem Vorhause, gewiss nur aus diesem einzigen, ungetheilten Raume. Hier wenigstens bereitet Eumaios seine Speisen, hier sitzt er mit seinen Gästen am Herd, hier schläft Odysseus Nachts mit den Knechten am Feuer. Die Diele besteht aus festgestampfter Erde (Odyssee 21, 120 f.). Eine Oeffnung im First mag als Rauchabzug und Lichtquelle gedient haben.“ Nach diesem Grundschema erklärt er auch sehr richtig das Templum in antis bei den Römern, das von den Griechen ναὸς ἐν παράστασιν bezeichnet wurde, während man es vor ihm fälschlich so erklärt hatte, dass zunächst die eine Seite des ungetheilten Hauses geöffnet sei und dass dann erst die Rücksicht auf das Bild des Gottes und die Heiligkeit des inneren Raumes dazu geführt habe, eine Scheidewand davor zu ziehen.

Einen weiteren Vergleich mit dem ostgermanischen Hause, das eine vorne am Giebel gelegene, offene

und geräumige Vorhalle hat, und mit den indischen und anderen indogermanischen Häusern kann man am besten bei Henning nachlesen.

* * *

Wir sagten schon, dass der Herd auch zugleich als Küche dient. Bei dem offenen Herde, dem Othach, gebraucht man zwei Arten Dreifüsse, einen mit rundem

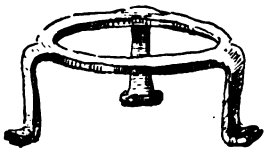


Fig. 138. Dreifuss aus Eisen.

Reif und einen mit dreiwinkeligem. Die eisernen Reife sind häufig mit eingeritzten Zeichnungen verziert; ich erinnere mich nicht, ob auch die Füsse irgendwelche besondere Verzierung haben. In jedem Hause hat man ihrer mehrere, die je nach dem

Fig. 139. Dreifuss aus Eisen.

Bedürfnisse von allen Seiten in's Feuer hineingeschoben werden. Ihre Grösse ist selbstverständlich nicht constant. (Fig. 138, 139.)

Armenisch heisst er Erotani (եռոտանի), d. h. Dreifüssler); das Wort ist so gebildet wie Erkotani (Zwei-

Fig. 140. Kessel.

füssler) (ironisch auch für Menschen gebraucht), Čorkʿotani (Vierfüssler) etc. Im gharabaghschen Dialekt nennt man ihn Kʿskarenkʿ (քսկարենք); die Bedeutung dieses Wortes kenne ich nicht.

Alle Hausgenossen, die Gäste inbegriffen, schauen beim Kochen der Arbeit der Hausfrauen zu, sie besorgen auch manchmal, wenn sie weg ist, ihr Geschäft. Für's Kochen ist das gewöhnliche Geschirr ein innen mit Zink überzogener, aussen vollständig mit Russ bedeckter kupferner Kessel, unten etwas breit, oben schmäler und mit ganz schmalen Rändern, die zum Anhalten beim Ergreifen dienen. (Fig. 140.)

Man hat von ihnen verschiedene Grössen, aber alle in derselben Form; die grösseren nennt man Ghazan (ղազան), die kleineren Tʿeġara (թնջարա); die beiden Bezeichnungen sind tatarische Lehnworte.

Fig. 141. Kupferner Teller.

Armenisch ist ihre gemeinsame Bezeichnung Katʿsa (կաթսա). Ganz dieselbe Form haben auch die an Stelle der tiefen Teller gebrauchten, ebenfalls kupfernen Teller (Fig. 141), in der kleinsten Form Mĕtʿäbä (մրթա°բա) genannt, etwas grösser Lägan (լա°գան),

Fig. 142. Kupferner Teller.

während die als flache Teller fungirenden, ebenfalls kupfernen Teller eine andere Form, nämlich breite Ränder und eine kleine Vertiefung mit leichter Neigung (Fig. 142) haben.

Zu diesen wichtigen Geschirren will ich nur noch einige, aus dem Gedächtnisse mir erinner-

Fig. 143. Kupfersieb.

liche hinzufügen. Die Reisspeise, Pilaw genannt, nimmt bekanntlich in dem Speisezettel der Orientalen die oberste Stelle ein, neben ihm der Spiessbraten. Für die Zubereitung der ersten gebraucht man ausser dem Kessel, in welchem der Reis so lange gekocht wird, bis die einzelnen Körner, wenn man sie kaut, nicht an den Zähnen kleben bleiben; dann lässt man das Wasser durch ein durchlöchertes kupfernes Geschirr, Pʿlęwkʿami (փլավքամի) genannt, ab (Fig. 143), während man beim Kochen, damit die Körner nicht aneinanderkleben, öfter mit einem kupfernen, verzinkten grossen Löffel, der ebenfalls durchlöchert ist, die Reismasse umrührt. Er heisst mit einem aus

dem Persischen entlehnten Worte K'äwgir (կաւգիր) (Fig. 144).

Eine Pfanne mit langem Stiel ist wohl allüberall eines von den wichtigsten Hausgeschirren und sie fehlt auch im Haushalte unserer Bauern nicht, wie wir sie in Fig. 145 sehen. Ihr armenischer Name ist

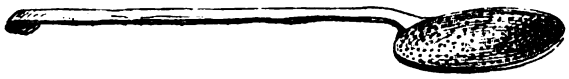


Fig. 144. Kupferner Sieblöffel.

Kt'avor (գդաւոր), d. h. der mit dem Stiel versehene. Ein langer, glatt gedrückter oder runder, mit zugespitztem Ende versehener eiserner Stab ist das Werkzeug, womit man den so schmackhaften Spiessbraten zubereitet; aber wo er nicht zu haben ist,

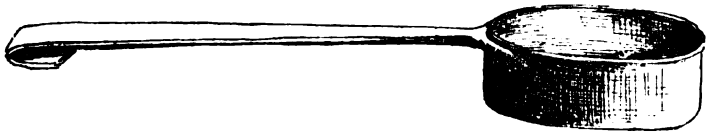


Fig. 145. Pfanne.

genügen auch dünne, abgeschälte Holzstäbe hinlänglich. Man nennt ihn Šamp'ur (շամփուր), ein Werkzeug, das auch in früheren Zeiten zum Martern der Menschen gedient hat, daher heisst auch das Verbum šamp'rel: auf der Haut eines Menschen mit glühenden

Fig. 146. Šamp'ur.

Eisenstäben verschiedene Zeichen durchziehen oder ihn durchspiessen. (Fig. 146.)

Ein anderes Nationalgericht, Tolma genannt, bereitet man in der Weise, dass man zuerst das Fleisch mit einem Paar Messer (Fig. 147) gründlich zerschneidet,

Fig 147. Messer zum Fleischschneiden.

um es dann, mit verschiedenen Zuthaten gemengt und in Kohl- oder Weinrebenblätter gewickelt, zu kochen, während man für eine andere Speise, K'ufta, das Fleisch beinahe bis zum Flüssigwerden verkleinert haben muss; deshalb wird es mit einem Doppelhammer, T'ochmach (Fig. 148), geklopft.

In den Fig. 149 u. 150 haben wir zwei kleine Kupfergeschirre, Jam genannt, vor uns, die beim Trinken gebraucht werden. Die folgende Fig. 151 zeigt ein Gefäss zum Buttern, Chnoci (խնոցի) genannt. Man giesst die gesäuerte und mit Wasser gemischte Milch hinein, bindet die Oeffnung mit dem aus dem Magen-

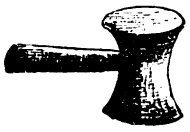


Fig. 148. Holzhammer zum Fleischklopfen.

leder der Thiere gewonnenen Ueberzug und schüttelt das Geschirr, es an den Henkeln fassend, bis die Butter von den übrigen Theilen sich ausscheidet. Die kleine Oeffnung unter dem Henkel ist dazu da, um die durch das Schütteln im Gefässe sich bildenden Gase aus-

Fig. 149 u. 150. Kupferne Trinkgeschirre.

zulassen und durch Hineintauchen eines kleinen Stabes zu erfahren, ob die Butter fertig ist.

Ausser diesem irdenen Gefässe braucht unser Bauer recht viele andere Erzeugnisse der Töpferei in verschiedenster Form und Grösse; so z. B. hat

Fig. 151. Gefäss zum Buttern.

er für verschiedene, für den Winter als Vorrath dienende, in Essig oder in Salzwasser eingemachte Vorräthe sein Ošnak von der Form, wie dies Fig. 152 zeigt, dann zum Wasserholen aus den Quellen sein Kuž (կուժ սառն) Fig. 153); die beiden in Fig. 154 u. 155 abgebildeten Geschirre, Kula (կուլա) genannt, dienen wiederum zu demselben Zwecke, aber diese

sind kleiner und werden auch als Trinkgefässe gebraucht nächst dem P'arč (Fig. 156).

Wo das Feuer in der Erde brennt und das K'ürsi gebraucht wird, da hat man einen Dreifuss nicht

Fig. 152. Vorrathstopf aus Thon.

nöthig. Man hat einen breiten eisernen Stab, der, auf die eine Seite der Oeffnung gelegt, als Stütze für die Kessel dient. Aber in dieser Weise werden nur diejenigen Speisen zubereitet, die rasch fertig

Fig. 153. Wassergefäss aus Thon.

werden sollen, während man die anderen, so Fleischspeisen, Grütze, Bohnen etc., in ein irdenes Gefäss hineingibt, dasselbe zudeckt und, es an den Henkeln fassend, in den Thonir hineinstellt. (Fig. 157.) Beim

Fig. 154. Wasser- und Trinkgefäss aus Thon.

K'ürsi wärmt der Dampf der Speisen die Menschen, aber leider in allzu hohem Grade; ausserdem wirkt der Geruch der Speisen oft unangenehm.

Im Thonir backt man auch das Brot. Aber weil für diesen Zweck eine grössere Vertiefung und breitere Oeffnung nöthig ist, so hat man speciell für's Brotbacken einen grösseren Thonir. Derselbe ist von Menschenhöhe und ein Mensch kann sich darin ruhig herumdrehen, während die anderen viel kleiner sind. Zwei Arten von Brot werden gebacken; die eine, die am meisten verbreitete, ist das Loš oder Lawaš (լաւաշ,

Fig. 155. Wasser- und Trinkgefäss aus Thon.

լաւաշ, ein Fremdwort) genannte, die andere ist das Proz (պրոզ). Loš ist ein papierdünnes, langgezogenes Brot, das an manchen Stellen in grossen Quantitäten auf einmal gebacken, vollständig getrocknet wird und dann später jedesmal vor dem Essen mit Wasser wiederum weich gemacht werden muss, oder für drei

Fig. 156. Trinkbecher aus Thon.

bis vier Tage auf einmal; dann trocknet man es nicht. Auch in Schweden soll das Brot in dieser Weise, dünn gebacken und getrocknet, aufbewahrt werden; ich habe einmal solches schwedisches Brot in Dorpat zu geniessen bekommen. Proz ist klein und zwei bis drei Zoll dick; es bleibt immer frisch. Beim

Fig. 157. Kochgefäss aus Thon.

Brotbacken sind wenigstens vier Personen beschäftigt: die eine holt den in runden Kuchen geformten Teig herbei (man nennt ihn Pul [պուլ]), eine zweite muss die Kugeln in der Weise, wie man Nudelteig lostrennt, mit einer Rolle auf einem glatten Brett lostrennen und der Backfrau geben, welche sie auf einem kissenartig hergestellten geflochtenen

Apparate empfängt und dieselben, sich bückend, an die Wand des Thonirs anklebt; während sie dies thut, ist schon ein früher angeklebtes Brotstück fertig. Schliesslich muss eine vierte Person die frisch herausgezogenen Brotstücke zum Trocknen ausbreiten, sonst werden sie, wenn sie auf einander liegen bleiben, schlecht. Man kann sich wohl kaum ein mühseligeres Geschäft denken. Die Backfrau und die Rollfrau bleiben die ganze Zeit sitzen. Zum Herausziehen der Brote bedient man sich eines langen, mit krummer Spitze versehenen Spiesses, den wir in Fig. 158 abgebildet sehen.

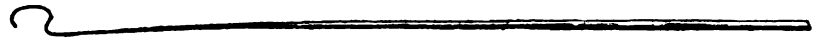


Fig. 158. Spiess zum Herausziehen des Brotes aus dem Thonir.

Nachdem das Brotbacken fertig ist, nehmen die Bauern eine allgemeine Reinigung ihrer Kleider vor. Sie halten ihre Kleider ein paar Secunden über den heissen Thonir und lassen alles Ungeziefer hineinfallen.

Neben diesem etwas complicirten Brotbacken hat man auch noch die primitivste Form beibehalten. So röstet man Weizenkörner und isst sie als Naschwerk den ganzen Tag hindurch, oder man nimmt das Mehl, mischt es mit Wasser ohne Hefe und Salz, welches dann einfach in glimmender Asche gebacken wird, oder auf glatten Steinen, die zu dem Zwecke an drei Seiten des brennenden Feuers aufgestellt sind und zugleich auch als Gestell dienen. Die Tataren dürfen kein armenisches Brot essen; daher bitten sie sich, wenn sie in ein armenisches Dorf zu Gast kommen, vom Wirthe das Mehl aus und bereiten für sich in der letztbeschriebenen Art das Brot.

Tod und Todtenfetische im Volksglauben der Magyaren.

Von **Dr. Heinrich v. Wlislocki.**

„Die bedeutsamsten Ueberreste des ältesten Glaubens", sagt F. S. Krauss (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, I, S. 148), „behaupten sich bei allen Völkern in den Todtengebräuchen; denn sie unterliegen verhältnissmässig wenigen Veränderungen, da sie durch die besonderen, Herz und Gemüth auf's Mächtigste erschütternden Ereignisse eine eigene Weihe und Heiligkeit besitzen, in Folge welcher sie immer wieder neu aufgefrischt und in Uebung erhalten werden.

Es ist klar, dass uns auf diesem Gebiete eingehende Erhebungen geschulter Volksforscher bei allen Völkern der Gegenwart tiefe Einblicke in die Entwicklung ursprünglicher religiöser Anschauungen und Vorstellungen eröffnen müssen. Je gründlicher und sorgfältiger derartige Ermittlungen angestellt werden, und je weniger sie durch subjective und parteiische Deuteleien verdunkelt sind, desto werthvoller erweisen sie sich für die vergleichende Völkerpsychologie."

Die Todtengebräuche der Magyaren weisen in mancher Richtung unverwischte Ursprünglichkeit auf, wenn sie auch vielfach — wie dies nicht anders der Fall sein kann — mit christlichen Anschauungen versetzt sind.

Das Wort halál (Tod) wage ich nicht etymologisch zu erklären. Ipolyi (Magyar Mythologia (Magyarische Mythologie), Pest 1854, S. 367) setzt es in Verbindung mit: hall (er hört), hallgat (schweigt), hallad (schreitet vorwärts), hál (schläft), hála (Dank), hal (Fisch), halom (Hügel), halovány (fahl, bleich). Der Tod als Person wird im Volksglauben als bleiches, gelbes (halovány, sárga) Knochengerippe (csontváz) dargestellt, das eine Sense in der Hand hält; oft wieder auch als weissgekleideter Reiter, auf weissem Rosse sitzend, dem weisse Hunde nachfolgen, abgebildet. Von einem Siechen sagt man: „Die Hunde des Todes bellen aus ihm heraus" (a halál kutyái ugatnak ki belöle). Eine Sage erzählt (Ipolyi, S. 370): „Ein todtkranker Vater bittet in der Nacht seine Tochter, sie möge ihm die vor Kälte starren Glieder erwärmen. Die Tochter geht zu den Nachbarsleuten, um Feuer zu holen, und begegnet einem schwarzen Reiter auf schwarzem Rosse mit schwarzen Hunden: das ist der Teufel; dann begegnet sie einem rothen Reiter auf rothem Rosse mit rothen Hunden: das ist das Feuer; schliesslich begegnet sie einem weissen Reiter auf weissem Rosse mit weissen Hunden: das ist der Tod. Als sie, heimgekehrt, dies dem Vater erzählt, stirbt

er.“ Der Tod spielt gleichsam die Rolle eines Führers in's Jenseits. Die Bahre heisst neben sellye auch Szent-Mihály lova (Pferd des heiligen Michael); daher die Redensart: „Sanct Michael's Ross hat ihn fortgetragen“ (elvitte a Szent-Mihály lova), oder: „Sanct Michael's Ross hat ihn gestossen“ (megrúgta Szent-Mihály lova) und: „Es ist schwer, den Hufschlag von Sanct Michael's Ross zu heilen“, (nehéz Szent-Mihály lova rugását meggyógyítani). „Elpatkolni“ (etwa: mit Hufeisen davonrennen) heisst sterben.

Nicht als Krankheitsgeist, sondern als Führer in's Jenseits stellt man sich den Tod vor. Mit Krankheiten wird er im magyarischen Volksglauben in keine Verbindung gesetzt. Nicht nur auf dem Rosse, sondern auch auf einem Wagen des Todes denkt man sich die Fahrt in's Jenseits; daher die Redensarten: „Der Todeswagen trägt Leid und Kummer weg“ (a halál szekere minden bút bánatot elvisz), oder: „Jedes Leid geht zu Ende, selig des Todes Wagen“ (minden búnak vége, boldog halál szekere). „Boldog halál szekere“ — unter diesem Titel hat ein gewisser Ats in Jena 1751 eine Sammlung von ungarischen Leichenreden herausgegeben.

Jedem Menschen ist die Zeit, wann er vom Tode abgeholt wird, schon bei seiner Geburt bestimmt, doch kann man sich die Lebenszeit durch Kauf fremder Lebensjahre verlängern, wenn man in der mitternächtlichen Stunde der Neujahrsnacht auf einen Kreuzweg Geldstücke wirft. Wer dieselben am Neujahrstage findet und aufhebt, der verliert von seinem Leben so viele Jahre an den Betreffenden, der die Geldstücke geworfen hat, als die Anzahl der Münzen beträgt. Will man erfahren, ob eine Person lange leben wird, so legt man ohne ihr Wissen einen ihrer ausgefallenen oder ausgerissenen Zähne in Essig; ist der Essig nach neun Tagen klar, so lebt die betreffende Person noch lange; ist er aber trüb und bildet sich ein Schleim um den Zahn herum, dann „zieht“ (költözik) die Person gar bald von dannen; deshalb muss man sie zum Kaufe fremder Lebensjahre bewegen, wenn man ihr eben langes Leben wünscht. Stellt man vor das Lager eines Schlafenden eine brennende Kerze hin und weckt den Schläfer jäh auf, so kann man aus dem Erwachen desselben auf dessen frühen oder späten Tod schliessen. Wenn nämlich der Betreffende in seinem Bette aufsitzt, so stirbt er bald, denn „er ist schon gehfertig“ (már menőfélben van); dreht er sich aber auf die Seite, besonders auf die linke, so lebt er noch lange. Wer von einem Ehepaare in der Brautnacht zuerst einschläft, der stirbt auch zuerst.

Weit verbreitet ist der Glaube, dass man durch Verfluchungen, Beschwörungen und sympathische Mittel Menschen, denen man feind ist, vom Tode abholen lassen kann, ohne dass Jemand davon etwas erfahre. Man sperre einen schwarzen Hund ein und gebe ihm bei abnehmendem Monde auf Brot geschmiert etwas vom Sperma des Mannes oder den Menses oder der Nachgeburt der Frau zu fressen; dann sammle man den Koth des Hundes, pulverisire ihn und mische ihn in die Speisen des Menschen, von dem man die betreffenden Dinge heimlich erlangt hat und dessen Tod man herbeirufen will. Daher die Redensart in einigen oberungarischen Gegenden auf einen plötzlich Gestorbenen angewendet wird: „Er isst keinen schwarzen Hundekoth mehr“ (nem eszik több fekete kutyaszart). Auch dem magyarischen Volksglauben ist das sogenannte „Jochwerfen“ (igavetés) bekannt. Wünscht man den Tod einer Person, so vergrabe man ein Joch irgendwo im Freien und suche die Person zu überreden, sich auf die Stelle hinzulegen. Legt sie sich hin, so stirbt sie bald. Wer rückwärts schreitet oder seinen eigenen Schatten anspeit oder besudelt, dem stirbt die Mutter; hat er keine Mutter mehr, eine nahe Verwandte. Wer mit dem Blute eines Todten den Nabel eines Schlafenden einreibt, der bewirkt den baldigen Tod des Betreffenden.

Dem Todten wird in einigen Gegenden ein Geldstück und ein Stückchen Brot in den Sarg gelegt, damit er bei den sieben Mauthen, an denen er in's Himmelreich vorüberzieht, den Zoll entrichten könne. Um dem Todten die Rückkehr zu verleiden, schossen die Szekler in früheren Zeiten mit Flinten in's Grab, wenn schon der Sarg hinabgelassen war (Kállay, Historiai értekezések [Historische Abhandlungen], S. 47). In einigen Ortschaften wird dem Todten auch ein Stückchen von einer Säge mitgegeben, damit sein Gewand daran hängen bleibe und ihm die Rückkehr verleidet werde (Ipolyi, S. 365). Barthalomaeides (Not. com. Gömör, Leutschau 1808, S. 453) schreibt: „Superstitiosi olim seras iniicere solebant, mortuos ne inter vivos oberrarent impedire volentes“ (vergl. auch Csaplovics, Gemälde von Ungarn, S. 309). Heute ist dieser Gebrauch nur noch in einzelnen Ortschaften bekannt; verbreiteter ist der Brauch, dem Todten Dornen in den Sarg zu legen. Das Brot, welches man dem Todten mitgibt,

befeuchtet man in katholischen Gegenden mit Weihwasser, damit die Feldfrüchte nicht durch anhaltende Dürre zu Grunde gehen. Baron Mednyánszky berichtet in seinem Manuscripte (Sammlung abergläubischer Meinungen und Gebräuche des Rokos, S. 32, siehe bei Ipolyi): „Das Volk glaubte, dass die anhaltende Dürre deshalb entstanden sei, weil man zur Zeit einem Bettler Brot in den Sarg gelegt habe. Die Leiche wurde ausgegraben und das Brotstück weggenommen.“ Aus der Redensart, auf einen Sterbenden angewendet: „Er hat die Handschuhe an, er macht sich auf den Weg“ (kezén a kesztyü, útra indul), darauf zu schliessen, dass man in früheren Zeiten dem Todten auch Handschuhe in den Sarg legte, scheint mir doch eine zu gewagte Vermuthung zu sein (siehe Ipolyi, S. 374). Früher und auch jetzt noch wirft man in vielen Ortschaften etwas Hülsenfrüchte in den Sarg. „Tumbae imposito cadaveri olim ex singulo genere frugum partem addebant“, sagt Bartholomaeides (a. a. O., S. 453). Griselini erwähnt in seiner „Geschichte des Temeser Banates“ (I., S. 238), dass man Obst um das Haupt des Todten herum legte und ihn also begrub, ein Brauch, der sich unter den Südungarn nur insoweit noch erhalten hat, als man dem Todten einige gedörrte Pflaumen mitgibt, damit „die Bäume reichlich Obst tragen“. Lateinische und deutsche Berichte über den diesbezüglichen Volksbrauch der Magyaren sind bei Ipolyi, S. 560 ff., mitgetheilt, weshalb ich auf dieselben nicht näher eingehen will, und erwähne nur noch, bevor ich zu den Todtenfetischen übergehe, dass man einem Todten auch Grüsse in's Jenseits an früher Verstorbene mitgeben kann, indem man ihm den Gruss u. dgl. auf die Kopfweiche schreit (Karcsay, in der Zeitschrift „Uj muzeum“, II, S. 496).

* * *

Im Volksglauben der Ungarn kommen alle Arten von Todtenfetischen vor. Alles und Jedes, was mit der Leiche und deren Theilen in irgend eine Verbindung oder Berührung kommt, verwendet der Zauber zu seinen Zwecken und Absichten. Den Inhalt des vorliegenden Themas bis in alle Einzelheiten hin zu erschöpfen, ein vollständiges Ganzes für Ungarn bin ich nicht im Stande zu liefern, dazu würde eine umständliche, den Umfang eines ganzen Buches ausfüllende Untersuchung gehören; nur mit einigen Streiflichtern möchte ich den wundersamen Ideenkreis beleuchten, „in welchem sich das Bewusstsein der niederen Volksschichten zu bewegen pflegt, so weit sie noch eben ungestört von dem verhängnissvollen Einflusse einer höheren Bildung in dem Banne ihres ursprünglichen Dämonismus verblieben sind. Zugleich erweist dadurch die Ethnologie wieder ihre ungemein bedeutsame philosophische Verwerthung, indem sie nämlich für ein wirklich inductives Studium die einzelnen Bausteine und Entwicklungsglieder beschafft, aus denen wir die Entfaltung irgend einer religiösen oder psychologischen Vorstellung überhaupt uns verständlich machen können.“ (Th. Achelis, „Am Urquell“, III, S. 81.)

In diesem Ideenkreise laufen im ungarischen Volksglauben zwei Richtungen nebeneinander. Einerseits heisst es, man dürfe sich nichts von dem aneignen, was einem Todten gehört, man dürfe seine Ruhe in keiner Beziehung stören; wolle man durch Zauber bei dem Todten eine Rolle spielen, etwas bewirken, so gebe man das Mittel dem Todten mit in den Sarg oder grabe es in den Grabhügel ein. Die andere Richtung ist die allbekannte, derzufolge Alles und Jedes, was von einem Todten genommen wird, zauberkräftig ist.

Bezüglich der ersten Richtung heisst es im magyarischen Volksglauben, dass Derjenige, der etwas absichtlich oder unabsichtlich sich aneignet, das den Todten unmittelbar (Friedhofblumen, Grabkreuze u. s. w.) angehört, sein Leben lang unglücklich wird. In einer Sage wird erzählt (Ipolyi, S. 365), dass eine Maid auf den Rath einer Hexe ein Todtenbein gekocht habe, damit ihr todter Liebster heimkehre. Der Todte erschien und die Maid starb. Mednyánszky erzählt in seinem erwähnten Manuscript (S. 47): Ein Bauer trug einmal eine Todtenrippe heim. Seither kam allnächtlich der Todte an das Fenster des Bauern und verlangte seine Rippe zurück. Dieser aber konnte sie ihm nicht zurückstellen, denn er hatte sie verbrannt. Seit der Zeit magerte er, seine Familie und sein Viehstand ab und elend und vom Unglücke verfolgt, soff er sich zu Tode.

In dieser ersten Richtung, d. h. wo dieser Volksglaube herrscht, kann man durch Todte nur Unheil heraufbeschwören, nicht aber Unheil abwenden. Wünscht man den baldigen Tod einer Person, so eignet man sich etwas von ihrem Blute an und schmiert damit die linke Fusssohle eines Todten vor seiner Beerdigung ein. Die betreffende Person verfällt dann in die Bleichsucht, magert ab in dem Masse, wie der Todte in der Erde abnimmt und stirbt bald. Will man eine Maid oder Frau unfruchtbar machen, so reibe man die Genitalien eines

todten Mannes mit dem Menstruationsblute des betreffenden Weibes ein. Eine Redensart im Kalotaszeger Bezirk, auf kinderlose Weiber angewendet, sagt: „Sie hat auf einen Todten urinirt“ (holtra peselt). Soll ein Ehepaar in stetem Unfrieden leben, so nimmt man heimlich Haare vom Haupte beider Gatten und legt sie auf's Haupt eines Todten. Die Ehegenossen werden so lange mit einander im Unfrieden leben, sich stets in den Haaren liegen, bis ihre dem Todten beigelegten Haare verfault sind. Will man Jemandes Viehstand vernichten (elpusztitani), so nehme man etwas Geifer vom Maule eines der betreffenden Person gehörigen Viehes und schmiere diesen Geifer heimlich an den Sarg eines Todten; bis der Sarg nicht verfault ist, so lange hat der Betreffende Unglück über Unglück in seinem Viehstand. Steckt man ein Knochensplitterchen Jemandem in den oberen Theil des Thürstockes, jedoch auf der Seite, die nicht gegen die Stube zugekehrt ist, so wird der Betreffende schön langsam ein Stück nach dem anderen seines Besitzthums verlieren; in die innere, der Stube zugekehrten Seite gesteckt, bewirkt dies Knochensplitterchen rasche Vermehrung des Besitzthums. Gibt man Jemandem pulverisirte Haare eines Todten in den Schnaps gemischt zu trinken, so wird derselbe an der Trunksucht zu Grunde gehen. Im Kalotaszeger Bezirk sagt man von einem Trunkenbold: „Man hat ihm gebrannten Pelz gegeben“ (perkelt bundát adtak neki). In Gegenden, wo die zweite Richtung des diesbezüglichen Volksglaubens die vorherrschende ist, da bewirkt man durch obiges Mittel gerade das Gegentheil: man verleidet dadurch der betreffenden Person das Trinken.

Bezüglich dieser zweiten Richtung, zu der wir jetzt übergehen, habe ich alles Einschlägige aus den in dem Vorworte angeführten Quellen und meine Aufzeichnungen, so weit dieselben von Belang waren, aufgenommen.

Besonders spielt die Heilkraft der Todtenfetische eine grosse Rolle im ungarischen Volksglauben.

Hat Jemand einen unheilbaren Ausschlag am Leibe, so holt ein Mensch, der Johannes heissen muss, vom Friedhofe ein Todtenbein, pulverisirt es und kocht dann dies Pulver mit Hirse, Linsen und Bohnen zu einem halbflüssigen Brei, mit dem er die Wunden des Leidenden einreibt, wobei er die Formel hersagt: „Aussätziger Mensch kam zu Jesus; bei seinem Anblick lief der Apostel Johannes weg. Aussätziger sprach zu Jesus: „Rühr' mich nicht an!“ Jesus sprach zu Johannes: „Rühr' ihn an!“ Jesus berührt ihn mit einem grünen Zweige. Eile von hier weg, Du höllische Krankheit, wie Johannes einst weglief....“ (Poklos ember ment a Jézushoz; János apostol láttára elszaladt. Poklos mondá Jézusnak: „Ne nyulj hozzám!“ Jézus mondá Jánosnak: „Nyulj hozzá!“ Az úr Jézus hozzá nyúlt egy zöld ággal. Siess el innen pokoli betegség, mint János egykor elszaladt . . .) Nach drei Stunden wird der Leib von diesem Brei mit Wasser gereinigt, welches man dann auf einen Friedhofstrauch giesst. Syphilitische Kranke wenden dasselbe Mittel an, doch muss das Todtenbein von einem „unschuldigen“, womöglich siebenjährigen Kinde sein. (Vgl. Varga, A babonák könyve [Buch des Aberglaubens], Arad 1877, S. 145.) Bei Augenweh berührt man das Auge mit der linken Hand eines Todten. Um einen Auswuchs zu entfernen, reibt man denselben bei abnehmendem Monde mit einem von dem Friedhofe geholten Menschenknochen, den man dann bei zunehmendem Monde in ein fliessendes Wasser wirft. Dasselbe Mittel wendet man auch beim Kropf an oder bei runzeligem Bauch nach der Geburt. Die Bleichsucht vertreibt man, wenn man einige Tropfen vom eigenen Blute mit welchen Excrementen immer des Todten (Speichel, Blut u. s. w.) mischt und dann in das noch offene Grab des betreffenden Todten vor dessen Beerdigung wirft. Beim Augenstaar verbindet man bei abnehmendem Monde das Auge mit einem Leichentuchstück, das man vom Friedhofe aus einem Grabe sich verschafft hat, nimmt es erst bei zunehmendem Monde herab und dann vergräbt man das Tuch, wobei man die Worte sagt: „Jesus von Nazareth, König der Juden; der Löwe aus Juda's Stamm hat gesiegt; flieht, Ihr feindlichen Theile! Gelobt sei der theuere, heilige Name des Herrn Jesus Christus, das schöne, reine, goldige Wasser des heiligen Johannes. Anna ging weg; ein Zweig traf ihr Auge; nach dem Zweige Blut; nach dem Blute Wunde; nach der Wunde Haut (Starrhaut); nach der Haut Dunkelheit. Im Paradiese des Herrn Jesus sind drei schöne Blumen; darunter sitzen drei Jungfrauen; die eine wäscht das Blut ab; die andere öffnet die Wundengeschwulst; die dritte spaltet die Haut. Blut versickere ob des Blutes Christi! Wunde verschwinde ob der fünf Wunden Christi! Haut platze ob Christi heiligen Todes, ob der sieben Schmerzen der heiligen Jungfrau Maria! Blut auf Wasser! Finsterniss auf Roth! Licht auf die Augen! Das Blut, die Geschwulst, die Haut

verschwinde so; eile davonzugehen, wie die heilige Jungfrau geeilt hat auf den Calvarienberg.“ (Originaltext bei Varga, a. a. O., S. 146.)

Nägel, Haare und Blut von Erhängten werden Kranken, die an der Fallsucht leiden, in Getränke gemischt, eingegeben. In Ermangelung dieser Sachen gibt man den Kranken pulverisirte Menschenknochen ein. Ungefähr 1874 entdeckte die Polizei in Debreczin eine „Teufelsküche“, wo man Menschenschädel, Todtengebeine, Nägel, Haare und Kleidungsstücke von Erhängten vorfand, woraus ein Weib, das im Rufe einer Wunderdoctorin stand, Medicamente verfertigte. (Siehe Varga, a. a. O., S. 140.)

Gegen Gicht und Gliederreissen legt man einen lebendig aufgeschlitzten Frosch, den man mit „Knochenpulver“ (csontpor), aus Todtengebein gemacht, bestreut, auf den kranken Körpertheil. Wenn man den Frosch nach drei Tagen herabnimmt, so vergräbt man die Hälfte davon in die Erde und spricht: „Wenn's Dir beliebt, bleib' hier“ (ha tetszik, itt maradj), die andere Hälfte des Frosches wirft man aber in fliessendes Wasser und spricht: „Wenn's Dir in der Erde nicht gefällt, so schwimme denn weiter“ (ha a földben nem tetszik, hát usszál tovább). Eselsschwanzhaare und Haare von einem Todtenkopf, mit Kuhmist zu einem Brei gekocht und auf den kranken Körpertheil gelegt, verschafft Heilung. Beim Herabnehmen des Verbandes muss man die Formel hersagen: „Als Herr Jesus mit Josef und Maria auf Eselsrücken ritt, trat der Esel auf die Brücke und that seinem Fusse weh. Josef sagte es Maria, Maria sagte es ihrem heiligen Sohne, Jesus sagte dem wehen Fusse: Werde heil!“ (Mikor az úr Jézus Józseffel és Máriával szamárháton járt, a szamár a hídra lépett és a lába megfájult. József mondta Máriának, Mária mondta szent fiának, Jézus mondta fájos lábnak: légy egészséges.) Dann trägt ein anderer Mensch diesen Verband zu einem fliessenden Wasser und übergibt ihn mit obigen Worten einem Dritten, der dann, auch diese Formel sprechend, den Verband in's Wasser wirft. Beide müssen hierauf auf einem anderen Wege vom Wasser zurückkehren, als sie hingegangen sind.

Hat Jemand die Gelbsucht, so trage er ein Todtenknöchlein am blossen Leibe bei sich und schlage täglich dreimal sein Wasser auf das Knöchlein ab, wobei er zu sagen hat: „Was Gelbes in mir ist, das gebe ich Dir“ (a mi sárga van bennem, azt neked adom). Nach neun Tagen wird das Knöchlein in das Loch eines Friedhofbaumes gesteckt, worauf der Kranke, so eilig er es nur im Stande ist, nach Hause laufen muss. Die pulverisirten Zungen todtgeborener Kinder gelten für ein besonders kräftiges Heilmittel nicht nur für Gelbsucht, sondern auch für die Rose, Weinkrampf der Kinder, Bettnässen und Halsweh. Vor einigen Jahren fand eine Frau unter Steinen am Theissufer der Marmaroser Gegend eine verstümmelte Kindesleiche, der die Zunge, das Herz, der kleine Finger der linken Hand und die Zehen fehlten. Die gerichtliche Untersuchung ergab, dass eine Heilkünstlerin (javasasszony) im Einverständniss mit dem Todtengräber aus diesen Körpertheilen Heilmittel verfertigt habe. (Varga, a. a. O., S. 155.)

Kocht man ein Ei in einem Todtenschädel, mischt es mit Oel und Menschenfett und reibt damit wunde Brüste der Wöchnerinnen ein, so werden sie geheilt, der Säugling aber nimmt an Kraft auffallend zu. Gegen Entkräftung soll man dem Siechen Wasser oder Wein zu trinken geben, den man durch ein Todtenbein hat rinnen lassen, dann „steht er bald auf den Füssen“ (majd lábra áll). Pulverisirte Todtenhaare helfen gegen chronisches Erbrechen. Bei Gebärmutterfluss wasche man den leidenden Theil mit Essig, den man mit etwas Eichenlaub in einem Todtenschädel erwärmt hat. Das Brustbein eines todten Mannes bei sich zu tragen und täglich etwas davon zu pulverisiren und, mit einem Decoct von Brennesselsamen gemischt, den Unterleib einzureiben, gilt für ein allgemein bekanntes Mittel ad faciliorem conceptum der ungarischen Dorfsfrauen. Das Eiweiss und den weissen Fleck vom Dotter des Hühnereies soll man mit dem Blute des Mannes mischen, dies dann in einen Todtenknochen füllen und denselben an dem Orte vergraben, wo der Mann das Wasser abzuschlagen pflegt und man erhöht dadurch die Conception der Frau. Eine Redensart, auf einen kinderreichen Mann angewendet, sagt: „Mit seinem Blute hat man ihm Eier gerührt“ (vérével tojást kevertek neki). Menschenfett und Menschenblut mische man mit einander und reibe damit die Herzgegend solcher Leute ein, die an hysterischem Herzklopfen und Athemlosigkeit leiden. Zu bemerken ist, dass „Menschenfett“ einer der gesuchtesten Artikel in den ungarischen Apotheken ist. Gewöhnlich erhält der Bauer statt Menschenfett Schweineschmalz. Mit seinem Sperma befeuchte der Mann ein Läppchen und werfe dies in ein offenes Grab; seine Impotenz wird schwinden. Um Irrsinnige zu beruhigen, gebe man ihnen einen Aufguss von Ulmenrinde in einem Todtenschädel zu trinken. Mit dem Blute und Speichel

des Irrsinnigen soll man das Hinterhaupt eines Todten anfeuchten, damit der Kranke „so viel Verstand bekomme, als der Todte einst gehabt hat". Gegen die Hundswuth soll man Thieren und Menschen pulverisirtes Menschenherz in die Speisen mischen (ein probates Mittel der erwähnten „Teufelsküche" zu Debreczin). Will man sich von der Krätze befreien, so schmiere man sich den Leib mit Fett und Schwefelstaub ein und giesse das Badewasser auf Todtengebeine. (Vgl. B. W. Schiffer in der Zeitschrift „Am Urquell", III, S. 51.) Mit den Resten eines Todtengewandes reibt man den mit Rothlauf behafteten Körpertheil ein, damit er gesunde. Warzen kann man dadurch vertreiben, dass man sie mit dem Wasser anfeuchtet, in dem man einen Todten gewaschen hat. Hat man Zahnweh, so kann es durch Speien auf einen Grabhügel oder durch Reiben der schmerzenden Zähne mit dem Zahn eines Todten vertrieben werden.

Ehe ich den Glauben an die Heilkraft der Todtenfetische verlasse, will ich hier den Bericht einer ungarischen Zeitung („Politikai Ujság" 1861, S. 149) im Auszuge mittheilen: In der südungarischen Stadt P. (den Namen verschweigt das Blatt) lebte die Witwe K. L., die einen Zwitter zum Kinde hatte. Dieser war bereits 20 Jahre alt, ging in Weiberkleidern herum, rauchte Tabak und verrichtete Arbeiten der Männer. Er war dabei die Zielscheibe des Spottes der Gassenjugend. Im Fasching des angeführten Jahres fiel es ihm ein, sich verehelichen zu wollen. Weder Drohung noch Bitten von Seite seiner Anverwandten lenkten ihn von seinem Vorhaben ab. Da griff seine Mutter zu einem Zaubermittel, „um das Geschlecht ihres Kindes in Ordnung zu bringen" (hogy gyermeke nemét rendbe hozza). Spät Abends ging sie mit dem übrigens starken Zwitter auf den Friedhof und Beide öffneten dort das Grab und den Sarg einer vor kurzer Zeit beerdigten Jungfrau. Die Mutter hiess nun dem Zwitter, sich neben die todte Maid zu legen und die Nacht dort zuzubringen. Der Zwitter that es auch ohne Furcht und Grauen, nachdem die Mutter ihm noch verschiedene Geheimtränke für die Nacht mit in's Grab gegeben hatte, die man am nächsten Tage im offenen Grabe neben dem todten Zwitter vorfand. Auf welche Weise der Zwitter um's Leben kam, konnte oder wollte man nicht kundgeben; so viel aber ist gewiss, dass er an der Leiche eine Schandthat verübt hatte, um dadurch „sein Geschlecht in Ordnung zn bringen". Die Mutter erhängte sich am nächsten Tage, nachdem sie ihren Bekannten eingestanden hatte, dass sie durch dieses Mittel ihr Kind „zum rechten Manne" (igazi férfivá) habe machen wollen.

Es liessen sich noch so manche greuliche Zaubereien aus älterer und neuerer Zeit anführen, auf die wir aber aus Raummangel nicht eingehen wollen; überdies kommen ja dergleichen ähnliche Begebenheiten auch anderswo vor und werden von der Tagespresse oft genug in entstellter Form mitgetheilt, was aber ein grosser Nachtheil für die Volkskunde ist.

Zum Zaubern, besonders „das Glück an sich zu binden" (a szerencsét magához kötni), eignen sich vor allen Dingen Körpertheile eines Todten. Nehmen wir zuerst den Liebeszauber. Kann eine Maid Blut von einem Burschen erlangen, ohne dass er es bemerkt, und reibt es an die Sohlen eines Todten, so kann der Bursche nimmer von ihr lassen und muss seine Schritte stets zu ihr hinlenken. Ehemänner thun desgleichen mit den Menses der Gattin, um sich die Treue derselben zu bewahren. Wer den Muth hat, der schreibe in der Thomasnacht mit seinem eigenen Blute so viele Frauen- beziehungsweise Männernamen auf ein reingewaschenes Todtenbein, als darauf Platz haben, lege es unter den Kopfpolster und schlafe darauf. Beim ersten Erwachen lecke er mit der Zunge an einer Stelle das Todtenbein und welchen Namen er befeuchtet hat, den Namen wird der Gatte beziehungsweise die Gattin haben. Im Kalotaszeger Bezirke scheint dieser Brauch allgemein verbreitet zu sein. In meinem gegenwärtigen Wohnorte (Wildbad Jegenye) und in dessen Umgebung sagt man von Einem, der unerwartet heiratet: „Er hat ein Bein geleckt" (lábszárat nyalt). Sargspäne, Friedhoferde und die eigenen Menses knetet die Háromszéker Maid zu einem Kothteig und legt ihn so vor die Thüre, dass der von ihr gehende Bursche darauftreten muss. Dann nimmt sie den Teig mit der Fussspur und indem sie dieselbe umkehrt, vergräbt sie das Ganze in die Erde, wobei sie spricht: „Dann soll er mich verlassen, wenn seine Fussspur sich umkehrt" (akkor hagyjon el, mikor lába nyoma felfordul); oder sie merkt sich den Ort, wo der von ihr geliebte Bursche das Wasser abzuschlagen pflegt, nimmt von dort eine handvoll Erde, mischt dieselbe mit ihren Menses und wirft sie dann in das offene Grab eines zu beerdigenden Weibes, indem sie dabei spricht: „Mich, die Lebende, oder diese, die Todte, soll er zeitlebens lieben" (engem, az élőt, vagy eztet, a hóltat, szeresse élte fogytáig). Im zweiten österreichischen Husarenregimente klagte der Husar

Miklós Barabás 1879 beim Rapport, dass er deshalb sich für dienstuntauglich halte, weil ihm eine Maid dadurch „die Kraft gebunden habe", dass sie ihm Haare von den Genitalien eines Todten zu Pulver gebrannt in Wein eingegeben habe, damit er sie ewig liebe; er sei fortwährend krank, wenn er nicht mit ihr die Luft derselben Stadt athme.

Durch Todtengebeine kann man Ratten und Mäuse, Wiesel und Marder vertreiben (siehe Feilberg, Am Urquell, III, S. 87). Vergräbt man ein solches Gebein oder in Ermangelung dessen auch nur etwas Haare von einem Todten in den Boden der Scheune, des Vieh- oder Geflügelstalles, so wird sich keines der erwähnten Thiere zeigen. Flicht man Todtenhaare in den (gewöhlich aus Stroh oder Rohr gefertigten) Bienenkorb, so erzielt man dadurch eine reichliche Honigernte. In Rosenau (Nordungarn) und Umgebung, wo die Bienenzucht in grossem Masse betrieben wird, vergräbt man Fingerknochen in den Boden des Bienenhauses, damit „fremde Bienen den Honig nicht stehlen", und stirbt Jemand aus der Familie, so giesst man das Wasser, womit man die Leiche gewaschen hat, vor das Bienenhaus, damit die Bienen nicht etwa auch sterben, denn — heisst es im dortigen Volksglauben — der „schwarze Mann" (der Tod) rieche die Bienen nicht gerne. Wer dem jungen Bienenschwarme ein Knöchlein von einem Todten in den Korb legt, in den er den Schwarm einfängt, der wird mit diesem Bienenstocke viel Glück haben, besonders wenn er vom ersten Wachserlöse etwas den Armen gibt (Medny, a. a. O., S. 87).

Kauft man ein Mutterthier, so gebe man ihm am ersten Tage etwas Friedhofgras zu fressen und das Thier wird eine zahlreiche Nachkommenschaft haben. Will der Fischer in der Theissgegend viel Glück mit einem neuen Netze haben, so flicht er Todtenhaare in's Netz oder wirft in dasselbe, bevor er es zum ersten Male in das Wasser lässt, ein Todtenbein hinein. Nimmt man von einem Obstbaume eine Frucht, steckt in dieselbe Erde vom Grabe des zuletzt beerdigten Todten und vergräbt man diese Frucht unter ihrem Baum bei zunehmendem Monde, so wird der Obstbaum so lange reichlich tragen, bis der betreffende Todte ganz verfault und vermodert ist; vergräbt man aber ein todtgeborenes Kind unter einem Baum, so wird derselbe früher oder später vom Blitze getroffen werden. Um Gebäude vor dem Blitze zu schützen, vergräbt man in einigen ungarischen und rumänischen Gegenden Siebenbürgens ein hohles Todtenbein, in das man einen weissen lebenden Schmetterling gesteckt hat, oder den kleinen Finger eines todtgeborenen Kindes in den Grund des neuen Gebäudes (vgl. Varga, S. 155). Wer diesen Finger abschneidet, dem leuchtet er in der Nacht und er wird von Niemandem gesehen werden. Steckt man in das Herz eines solchen Kindes eine gewöhnliche brennende Kerze, so wird man ebenfalls von Niemandem erblickt werden können. Blut des eigenen Leibes, mit Fleisch eines solchen Kindes und Talg gemischt, gibt auch solches Licht, bei dem man nicht gesehen wird, selbst aber Alles sieht (vgl. Varga, S. 155). Bestreicht man mit einem Stückchen vom Kleide einer Kinderleiche oder eines Erhängten solche Sachen, die man feil hält, so lockt man viele und gute Käufer herbei. Flicht man in die Mähnen des Pferdes Kleiderfetzen einer Leiche, besonders von Erhängten, wenn auch nur einmal, so werden die Pferde schön und glatt, auch ohne Striegeln, und magern nie ab. Mache aus Kleiderfetzen einer Leiche, heisst es im Háromszéker Volksglauben, drei Puppen; die eine vergrabe vor Deinem Hofthore, die andere vor Deinem Stalle und die dritte vor Deiner Hausthüre und das Glück wird Dir überall nachfolgen. Vergräbt man unter die Thürschwelle eines Wirthshauses Kleiderfetzen, Körpertheile, ja selbst nur Graberde von einem Erhängten, so wird das Wirthshaus stets voll von Gästen sein. Schänkt man einem Gaste den ersten Trank, durch eine Entenkehle oder durch einen Kleiderfetzen von einem Erhängten geseiht, ein, so wird er stets durstig sein und immer wieder in die Schänkstube einkehren (siehe „Ethnographia", II, S. 412).

Man kann sich auf folgende Weise ein sogenanntes „Glücksei" (szerencse tojás) machen: Der Mann nimmt ein Ei, macht eine Oeffnung hinein und lässt das Eiweiss behutsam herausrinnen. Dann tröpfelt er in's Ei durch die kleine Oeffnung hindurch etwas von seinem Sperma, worauf die Oeffnung behutsam mit Gyps, Wachs u. dgl. geschlossen und das Ei unter eine schwarze Bruthenne gelegt wird. Nach 21 Tagen wird das Ei steinhart und Alles, was man damit berührt, bringt dem Besitzer grossen Nutzen. Sorgen muss man aber dafür, dass das Ei nicht zur Nachtzeit in das Wasser fällt; geschieht dies, so ist man verloren, man kommt um's Leben oder man verliert den Verstand. Dieser Glaube ist im Kalotaszeger Bezirke allgemein verbreitet. In Jegenye lebt die irrsinnige Máriskó Györgyi, die einst die schönste Maid des Dorfes und der ganzen Umgebung gewesen

ist. Sie hatte ein Liebesverhältniss mit einem „Herrn“ eines Nachbardorfes und als sie sah, dass dieser sie verlassen wolle, so liess sie sich von ihm ein solches Glücksei bereiten, in der Absicht, dasselbe bei Gelegenheit vor ihm in's Wasser zu werfen, damit das dem Ei dann entspringende Gespenst ihren Geliebten erwürge. Sie trug das Ei lange Zeit bei sich und wartete auf die Gelegenheit, um ihren Plan ausführen zu können. Dabei hatte sie ein „auffallendes Glück“; was immer sie begann, in Allem hatte sie Erfolg. Da wusch sie einmal in der Nacht allein Wäsche und das Ei, das sie im Busen barg, fiel in einen mit Wasser gefüllten Bottich. Das Ei zerplatze mit so lautem Krach, dass die Nachbarn darob erwachten und zur Maid eilten, die bewusstlos am Boden lag. Als sie erwachte, erzählte sie, dem zerplatzten Ei sei ein „schwarzes Gespenst“ entsprungen, das ihr einen Schlag auf den Kopf versetzt habe. Seit der Zeit ist sie irrsinnig und wird von der Dorfjugend „Eier-Mariechen“ (tojásos Máriskó) gehöhnt.

Zum Schlusse dieser Zusammenstellung will ich noch einige Amulete in genauer Beschreibung mittheilen, die mit den Todtenfetischen in enger Verbindung stehen und die ich durch die Herren Ludwig Brádfy aus Szeged, Karl Lakatos aus Zenta und Johann Barabás aus der Háromszéker Gegend erhalten habe.

Das erste Stück ist ein herzähnliches, dünnes Thontäfelchen, das zwei Löcher hat, neben welchen zwei Todtenbeinsplitterchen eingebacken sind, die von Gebeinen einer im Kindbett gestorbenen Frau herrühren. Schwangere Weiber, die nicht nur eine leichte Geburt haben, sondern auch kräftige Kinder von langer Lebensdauer zur Welt bringen wollen, vergraben solche Thontäfelchen unter ihre Schlafstätte, nachdem sie vorher durch die beiden Löcher einige ihrer eigenen Haare fest gewunden haben. Es gibt auch solche Amulete, die, aus Thon verfertigt, weibliche Genitalien darstellen sollen, in die man ebenfalls solche Todtenbeinsplitter steckt, dieselben mit den eigenen Haaren umwindet und zu genanntem Zwecke am angeführten Orte in die Erde vergräbt. Es heisst dabei: Die gewissen Theile des Weibes sollen bei der Geburt so weich werden, wie der Thon es gewesen, dann aber seine Härte in gebranntem Zustande annehmen; die Todtenbeinsplitterchen aber sollen das Schicksal abwenden, das ihre einstige, im Kindbett verunglückte Besitzerin gehabt hat, also eine unglückliche Geburt abwenden. Dergleichen Amulete sind in der Szegeder Gegend verbreitet und werden heimlich von alten Frauen verfertigt und schwangeren Weibern verkauft.

Das zweite Stück ist ein aus Nussbaumholz verfertigtes Kreuzchen, das in der Mitte ein Loch hat, durch welches man einen Lappen vom Hemde eines ungetauft verstorbenen Kindes zieht. Eltern, deren Kinder in zartem Alter gestorben sind, vergraben dies Kreuzchen unter die Thürschwelle oder in den Grund des Kamins, sobald sie wieder ein Kind bekommen haben. Vor dem Vergraben wird das Kreuzchen in der einen Diagonalrichtung des centralen Theiles mit Haaren des Vaters, in der anderen Diagonalrichtung mit Haaren der Mutter des neugeborenen Kindes umwickelt. Dies Kreuzchen bleibt am betreffenden Orte bis zur Taufe des Kindes oder bis zum ersten Kirchgange (avatás [Weihe] genannt) der Mutter liegen, dann wird es herausgegraben und verbrannt, indem man dabei glaubt, dadurch das dem Kinde bevorstehende böse Schicksal verbrannt zu haben. Gut ist es, wenn man dies Kreuzchen in der Kirche liegen lässt und es am nächsten Tage mit Weihwasser anfeuchtet, dann kann man versichert sein, dass Hexen und böse Geister dem neugeborenen, noch ungetauften Kinde kein Leid zufügen können. Wenn dann im Feuer das Kreuzchen gleich und mit heller Flamme zu brennen beginnt, so wird das Kind langes und glückliches Leben haben, brennt es aber trüb und qualmt es dabei, so wird das Kind ein kurzes Leben voll Krankheit fristen. Die vom Kreuzchen zurückgebliebene Asche hebt man auf; sie ist mit Wasser gemischt und damit das Kind befeuchtet, ein gutes Mittel gegen das Beschreien (igézés), den bösen Blick.

Das dritte Stück ist eine aus rohem Thon geknetete Schlangengestalt, welche die Schlange des Paradieses, die „Verführerin der Eva“ (Eva csábitója), darstellen soll. In den Rücken derselben werden nach oben Zähne aus einem männlichen Todtengebisse eingesetzt, in den Leib derselben aber drei Rosmarinzweige (zwei an den Enden, einer beiläufig in der Mitte). Beim Einstecken des ersten Rosmarinzweigleins sagt man: „Der Teufel wollte den Judas betrügen“ (az ördög Judást akarta megcsalni), beim zweiten: „Judas wollte Christum betrügen“ (Judás Krisztust akarta megcsalni) und beim Einstecken des dritten Zweigleins sagt man: „Aber Christus besiegte sie und fuhr gen Himmel. Wenn meine Gattin mich betrügt, werde sie dürr wie diese Schlange vor Zahnschmerzen“ (de Krisztus legyőzte őket és égbe szállt. Ha feleségem megcsal, legyen sovány mint ezen

kigyó a fogai fájásatól). Diese Schlange verfertigt nämlich heimlich der Gatte, der sich die Treue seiner Gattin sichern will. Er schreibt dann den Namen der Gattin und den seinen (dazwischen ein Kreuz) auf den Leib dieser Schlange und wenn sie getrocknet, d. h. der Thon schon hart geworden ist, so vergräbt er sie vor der Hausthüre. Zerbricht dabei die Schlange, so hat seine Gattin die eheliche Treue bereits gebrochen; bekommt sie anhaltende Zahnschmerzen, so ist „mit ihr die Sache nicht rein" (nem tiszta a dolga). Diesen Zauber wenden gewöhnlich die Männer der Csiker Gegend an, die oft wochen- und monatelang von ihrem Daheim entfernt, mit Sauerwasser aus den Quellen von Borszék hausirend, das Land durchziehen. Hat dann zufällig in Gegenwart des Mannes die Gattin Zahnweh, so wird sie von ihm gar oft unschuldig der Untreue beschuldigt. Eine Redensart, die vielleicht mit diesem Zauber zusammenhängt, sagt: „Ihr Zahn thut ihr auf ihn weh" (fáj a foga rája), d. h. sie möchte ihn haben oder: „man hat ihr Zähne geworfen" (fogat vetettek neki), auf ein tugendsames Weib angewendet.

Das vierte Stück ist ein kreisförmiges Holztäfelchen, auf welchem sich mit einem spitzen, erhitzten Instrumente folgende Figuren eingebrannt befinden: Drei Kreuze und ein Doppelkreuz am Umfange, ferner eine Teufelsgestalt in der Mitte und die Worte: „Ha én, te is!" (Wenn ich, so auch Du), je eines bei jedem der vier Kreuze. Der Bauer Adam Rácz aus einem Dorfe bei Vörösmart gab uns folgende Erklärung: Die drei Kreuze sind Vater, Sohn und heiliger Geist; das Doppelkreuz bedeutet: Fort mit dem Bösen; die Teufelsgestalt soll die Viehseuche warnen, dass, wenn der Mensch, das „beste und schönste Geschöpf Gottes" (isten legjobb és legszebb teremtménye), sterben und zu Nichts werden muss, wie dies aus den beiden durch zwei Bohrlöcher gezogenen Todtenknochensplittern ersichtlich ist, auch die Seuche zu Grunde gehen wird, deshalb soll sie bei Zeiten sich zurückziehen und den Stall, wo man dies Täfelchen zu Zeiten herrschender Viehseuche mit den Zeichnungen nach innen, d. h. gegen den Balken gekehrt, an die Wand nagelt, meiden soll. In Südungarn sind diese Täfelchen allgemein verbreitet und werden eben bei herrschender Viehseuche angewendet.

Das fünfte Stück ist ein kreuzförmiges Holzstück, das sechs Bohrlöcher hat (zwei am Ende des oberen längeren Armes *a*, und je zwei an den Enden der beiden kurzen Arme *b* und *c*), in welche man (in *a*) zwei Menschenzähne, (in *b* und *c*) vier Thierzähne einkeilt. Beim Einstecken der Menschenzähne sagt man: „Wir sollen sie essen" (mi együk meg), beim Eintreiben der Thierzähne sagt man: „Ihr aber sollt nicht einmal ihre Knochen bekommen" (ti pedig még a csontjaikat se kapjátok meg). Am Fusse des Kreuzes (am Ende des vierten längeren Armes) befindet sich noch ein Bohrloch, durch welches eine an ihren beiden Enden verbundene Wolfskehle gesteckt ist. Dies Amulet wird an dem Orte vergraben, wo man die Schafe zur Winterszeit einstallt; wenn die Schafe im Frühjahre wieder herausgetrieben werden, so wirft man dies Kreuz in ein Gestrüpp; dies geschieht, um die Schafe vor den Wölfen zu schützen, besonders vor den „Wolfsbettlern". Verbreitet ist dieser Brauch in den nordöstlichen und östlichen Gegenden Siebenbürgens, wo er nicht nur den Ungarn, sondern auch den rumänischen Schafzüchtern bekannt ist. Wolfsbettler-Werwolf.

Aus diesen losen Bruchstücken kann man immerhin die Einsicht gewinnen, dass die Bedeutung der Todtenfetische für Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte eine ungemein wichtige ist, weil sie Cultus und Sitte älterer und neuester Zeit im innersten Wesen beleuchten, uns zum erschöpfenden Verständnisse nicht nur unserer eigenen mythologischen und religiösen Volksgebräuche verhelfen, sondern auch solcher primitiver Völker, deren Menschenschlächterei und Menschenopfer uns unverständlich, unerklärlich erscheinen würden — ohne unsere eigenen Todtenfetische, die zwar heute bei Culturvölkern in die Sphäre der nur symbolischen Ersatzmittel gehören und den „blutigen Ernst des ursprünglichen Opfers und des eigentlichen Zaubermittels verloren haben", nichtsdestoweniger nur durch die animistische Perspective, dass es sich hier um den Ersatz eines eigentlichen Menschenopfers handelt, ihre volle Bedeutung erlangen.

Literaturberichte.

19.

Falchi, Isidoro. Vetulonia e la sua necropoli antichissima. (323 pp. XIX Taf.) Firenze 1891. 4°.

Im archäologischen Museum zu Florenz nehmen vor allen Dingen die Gräberschätze von Vetulonia die Aufmerksamkeit des Prähistorikers in Anspruch. Die reichen Funde aus dieser Etruskerstadt, die bei Colonna südwestlich von der Maremmen-Bahnstation Gavorrano am Fusse des nach Elba hinüberschauenden Berges Caldana lag, sind im Erdgeschoss des Palazzo della Crocetta in drei Zimmern mustergiltig aufgestellt und in zahlreichen zerstreuten Berichten bekannt gemacht. (Not. degli Scavi 1882, S. 251 f.; 1885, S. 98 ff., 398 f.; 1886, S. 143; 1887, S. 471. — Bull. di paletn. Ital. XII, S. 155—157. — Bull. dell' ist. 1885, S. 129 f.; 1886, S. 129 f.; 1888, S. 157. — Rendic. dell' Accad. dei Lincei VI, 1, 1889, S. 431 f.) Ein „Führer" fehlt leider, und die in Museen mindestens ungewöhnlichen Hinweise auf die oben angeführte Literatur, mit welchen Milani's Fürsorge die Schränke zum Theile ausstattete, vermag jenen natürlich nicht zu ersetzen.

Die altitalische Weise der Bestattung verbrannter Leichen in brunnenförmigen Schachten (pozzetti) herrschte in Vetulonia viel länger als beispielsweise in Vulci, und jene Gelehrten, welche mit v. Duhn in dem Auftreten der brandlosen Beerdigung das sichere Kennzeichen der erobernden Etrusker erblicken, müssen folgerichtig annehmen, dass das etruskische Element hier langsamer und später zur Herrschaft gelangte als anderwärts. Brand- und Skeletgräber sind sehr belehrsam in situ ausgestellt; die ersteren sind durchaus älter und bleiben lange Zeit ohne die Gesellschaft der letzteren. Aus ihnen stammen vor Allem viele Hausurnen von specifisch italischem Typus mit Doppelvögelchen auf dem Dachfirst, „Villanova-Urnen" mit Schalen zugedeckt (als Grabdeckel einmal ein aus Stein gehauener Schild), halbmondförmige Rasirmesser, bronzene Votiv-Palstäbe, Fibeln mit dickem Bügel, durchbrochene, laternenförmige Bommeln, Anhängsel, Pferdegebisse, Zügelringe und andere Bronzegusssachen, in welchen namentlich die einfache und doppelte Vogelfigur ungemein häufig wiederkehrt.

Das als „tomba del duce" bekannte, überreich ausgestattete Grab gehört dagegen einer wesentlich vorgeschrittenen Culturstufe an. In Betreff der absoluten Zeitstellung dieses Grabes, das sich an einige durch ihren blendenden Inhalt ausgezeichnete Gräber Etruriens und Latiums anschliesst, differiren die Ansichten der Archäologen um ein volles Jahrhundert. Die orientalisirende Pracht seiner Beigaben hat so viele Berührungspunkte mit den Gegenständen aus punischen Gräbern Sardiniens, dass Helbig schon vor mehr als anderthalb Decennien (Ann. dell' Inst. 1876, S. 215 f.; vgl. auch Desselben Homer. Epos, 2. Aufl., S. 21 ff.) das Vorkommen dieser homogenen Alterthümer an den Küsten Etruriens, Latiums und Sardiniens nicht anders als durch die politischen und Handelsbeziehungen dieser Gebiete zum karthagischen Staate (karthagisch-etruskische Allianz gegen die Phokäer [537] — erster Handelsvertrag mit Rom [508]) erklären zu können glaubte. Dieser Auffassung ist Ettore Pais, ein trefflicher Kenner der Alterthümer Sardiniens, vollkommen beigetreten und vertritt sogar die Ueberzeugung, dass Objecte im phönikischen Stile, wie sie das Grab Regulini-Galassi in Cervetri enthielt, auch noch geraume Zeit nach dem Schlusse des VI. Jahrhunderts angefertigt wurden. (La navicella votiva di Vetulonia, Rendic. dell' Accad. dei Lincei V, 1, S. 436, N. 6). Ein Stück aus dem Schatze der „tomba del duce" gehört sogar der eigenthümlichen, auf phönikischen Anregungen beruhenden Kunst der eingeborenen sardischen Bevölkerung an und ist als Importstück aus Sardinien anzusprechen. Es ist dies eine bronzene Votivbarke (Hängelampe): Not. degli Scavi 1887, Taf. XVII, Fig. 1, jetzt Falchi, Vetulonia, Taf. XI, Fig. 5 und Pais, l. c. S. 431—441, wo die wahrscheinliche Geschichte dieses Objectes eingehend erörtert wird. Demnach sei der letzte Besitzer desselben, der Mann, dessen verbrannte Gebeine in dem silberbekleideten Sarg der „tomba del duce" ruhten, ein etruskischer Krieger gewesen, welcher zur Zeit der etruskisch-karthagischen Allianz (circa 537 bis 474 v. Chr.) auf Sardinien gedient und von dort jenes Beutestück mitgebracht habe.

Für den phönikischen Charakter der orientalisirenden Funde aus den Gräbern „Regulini-Galassi" in Cäre, „Bernardini" in Präneste, „del duce" in Vetulonia sind, nach Helbig, Perrot (Hist. de l'art dans l'ant. III, S. 757 ff. u. ö.) und Martha (L'art étrusque, S. 105—117) eingetreten. Für nicht phönikisch (lykisch, lydisch, griechisch, besonders kleinasiatisch-jonisch) erklärten sie in den letzten Jahren Milchhöfer, Langbehn, Furtwängler, Dümmler, Studniczka, Böhlau. Zuletzt gab Gsell, Fouilles dans la nécropole de Vulci, S. 419 bis 428, einen Ueberblick dieser wichtigen Frage. Phönikische Arbeit sieht er in den bekannten Silberschalen, dem silbernen, vergoldeten Skyphos der „tomba del duce" (Not. degli Scavi 1887, Taf. XVI, Fig. 1, Falchi, Vetulonia, Taf. X, Fig. 3) und den Elfenbeinsculpturen der „tomba Bernardini". Vieles Andere, namentlich gewisse typische Fibeln, erklärt er für italisches Fabrikat, wenn auch — bei feinster, eigenthümlicher Ausführung — unter Annahme einer Mengung verschiedener Stilweisen. In den Figuren und Ornamenten orientalischen Stiles erscheint manches der archaisch-griechischen Kunst Kleinasiens eigenthümliche Motiv, so die Kentauren mit menschlichen Vorderbeinen, der Greifentypus und die schneckenförmig umgerollten Fittiche (diese beiden auf dem Silbersarg der „tomba del duce", N. d. Sc. 1887, Taf. XVIII, Falchi, l. c. Taf. XII und auf der Elfenbeinciste der „tomba della Pania" in Chiusi), die Chimära u. dgl. Die orientalisch-griechische und die phönikische Kunst entwickelten sich unter den gleichen Einflüssen; die erstere stand wohl höher, doch scheint der Unterschied im Allgemeinen nicht gross gewesen zu sein, und für Italien darf man eine Mischung beider Elemente zu einem einheitlichen Factor orientalisirender Kunstrichtung annehmen.

Gsell setzt die „tomba del duce" an's Ende des VII. oder an den Anfang des VI. Jahrhunderts und stützt sich dabei hauptsächlich auf die Chronologie der Thongefässe (aus

impasto Italico und bucchero, erstere locales Fabrikat, letztere aus südlichen Küstenstädten Etruriens importirt). Um 500 fanden schon viele attische Vasen in Etrurien Eingang; übrigens konnte sich Helbig zur Zeit seiner Aufstellungen der durch die neuen Entdeckungen auf der Akropolis zu Athen etwas modificirten Chronologie der attischen Thongefässe noch nicht bedienen. Montelius, der die „tomba del duce" ebenfalls um 600 ansetzt, erblickt in ihr eine Vertreterin der sechsten und vorletzten Stufe in seinem Schema der vorgeschichtlichen Metallperioden Italiens, das heisst des „proto-etruskischen" Zeitraumes (entsprechend der Periode der Arnoaldi-Gräber bei Bologna) und lässt darauf als siebente und letzte vorclassische Metallculturstufe die eigentlich etruskische Culturstufe — Periode der Certosa-Gräber bei Bologna — folgen.

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, welche Bedeutung der von Inspector J. Falchi, dem Director der Ausgrabungen in Vetulonia, unternommenen Herausgabe dieses Fundortes beizumessen ist. Das Buch gliedert sich in sechs grosse Capitel, deren reichen Inhalt wir hier nicht excerpiren können. Behandelt werden: Capitel I: Die Ueberreste Vetulonias zu Colonna (Stadthügel, Nekropole, Schicksale derselben u. s. w.). Capitel II: Die primitiven Grabstätten (Poggio alla Guardia, P. alle Birbe, Dupiane und Colle Baroncio mit ihren typischen und fremdartigen Depôts). Capitel III: Die zerstreuten Gräber (hierunter die „tomba del duce" mit ihren fünf Gruppen, S. 109—152, Taf. IX—XII). Capitel IV: Die Münzfunde. Capitel V: Die ethnologischen Fragen. Capitel VI: Einwürfe und Schlussfolgerungen. Die Ausführung der Tafeln entspricht nicht ganz dem Werthe der Objecte; wir sind nachgerade auch in der prähistorischen Literatur an bessere Zeichnungen gewohnt, welche dem Materiale und dem individuellen Zustande der Fundstücke, so weit es ohne unnöthige Pedanterie möglich ist, Rechnung tragen. Derartige Skizzen mögen für eine erste Bekanntgabe in den Notizie degli Scavi genügen, in einer gross angelegten Monographie wünschten wir etwas weniger spröde Abbildungen, die über kein sichtbares Detail Zweifel aufkommen lassen. Sehr erfreulich ist dagegen die klare und übersichtliche Anordnung der Tafeln. Taf. I—II zeigt die Lage und das äussere Aussehen der Fundstätten; Taf. III die primitiven Gräberfunde vom Poggio alla Guardia; Taf. IV ebensolche von Poggio alle Birbe und Dupiane; Taf. V die „ripostigli stranieri del Poggio alla Guardia" (eine Besonderheit Vetulonias, die in anderen italienischen Nekropolen fehlt); Taf. VI die Gräberfunde der „circoli interrotti" auf demselben Hügel; Taf. VII—XVIII die „circoli continui" mit einigen anderen Gräbern; Taf. XIX die Münzfunde.

Die vereinigt liegenden Gräber sind fast ausschliesslich „tombe a pozzetto" mit typischen Villanova-Urnen; sie bilden drei verschiedene Gräberfelder, von welchen zwei sehr ausgedehnt sind und viele Tausende von Bestattungen enthalten. Die zerstreuten Gräber sind weniger zahlreich und ihrem Baue nach entweder Steinkreise ohne äusseres Anzeichen oder Tumuli. Das nahezu gänzlich eisenlose Gräberfeld am Poggio alla Guardia reicht nach Falchi höher hinauf, als irgend eine der ältesten Nekropolen Etruriens, doch nicht über das X. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Er schliesst dies aus dem Fehlen der brandlosen Bestattung, aus der durchgängigen Armuth der Gräber (geringe Zahl der Beigefässe, Seltenheit der geometrischen Decoration), aus der grossen Zahl der Hausurnen und aus dem Fehlen importirter Fabrikate, welche letzteren wieder in gewissen „ripostigli stranieri", die einem ganz anderen Volke angehören, mit Ausschluss aller für die „pozzetti" charakteristischen Objecte angetroffen werden.

Offenbar handelt es sich um dasselbe Volk, welches auch die ältesten Gräber von Corneto-Tarquinii gebaut hat, aber um einen weniger entwickelten Culturzustand desselben als in jener glücklich gelegenen Gegend. Dieses Volk waren die Etrusker. Falchi hält sie, entgegen den Ansichten von der überseeischen oder alpinen Herkunft dieses Volkes, mit Dionysius von Halikarnass für „Autochthonen" (un populo aborigeno), welche um das X. Jahrhundert die Landung einer geringen Zahl höher cultivirter Fremdlinge begünstigt und von diesen die Keime ihrer künftigen Civilisation empfangen hätten. In diesen letzteren sieht er Phönikier. Die Etrusker sind für ihn einfach ein italisches Volk wie die Umbrer und Latiner, aber von einer eigenartigen, auf Mittelitalien beschränkten Cultur, während das „incivilimento Italico" einen archaischen Charakter zeigt und ausserhalb Italiens in Mitteleuropa, Griechenland und Kleinasien verbreitet ist. Es entstand unter dem Einflusse der tyrrhenischen Pelasger, welche die Oberherrschaft über die Italiker ausgeübt und ihnen die Kenntniss der Bronze und des kyklopischen Steinbaues vermittelt hätten. Tyrrhener und Etrusker werden scharf unterschieden; die ersteren sind ebenfalls Phönikier. In eine Kritik dieses Theiles der Falchi'schen Arbeit einzutreten, halten wir nicht für angezeigt. **M. Hoernes.**

20.

Gsell, Stéphane. Fouilles dans la nécropole de Vulci. Exécutées et publiées aux frais de S. E. le Prince Torlonia (568 pp., 101 Textfig., 1 Karte und XVI Taf.). Paris 1891. 4°.

Ein Werk von der hohen, weit über die Versprechungen des Titels hinausgehenden Bedeutung wie Gsell's „Ausgrabungen in Vulci" darf in diesen Mittheilungen nicht unbesprochen bleiben. Mit Recht hat man ihm in der archäologischen Welt die grösste Aufmerksamkeit entgegengebracht und der Verfasser darf sich mit dem Fürsten Don Giulio Torlonia in den Dank Derer theilen, welche diese ausgezeichnete Publication als ein neues Zeichen des mächtigen Fortschrittes auf dem Gebiete altitalischer Denkmälerforschung begrüssen.

Die Ausgrabungen wurden 1889 von der École française de Rome in Musignano auf dem Grunde des genannten Fürsten, wo sich ein Theil der alten Nekropole von Vulci befindet, veranstaltet. Geöffnet wurden an drei verschiedenen Stellen (beim Ponte della Badia am rechten Ufer der Fiora, dann auf der Polledrara und im Norden der Cuccumella am linken Ufer des Flüsschens) 136 Gräber. Die Nekropole von Vulci war seit 1828 fast gänzlich umgewühlt; Gsell musste daher sprungweise von einem Orte zum anderen übergehen, um zwischen den schon ausgebeuteten Gräbern die intacten anzutreffen. Nur an einer Stelle der Polledrara fand sich noch eine grössere Anzahl zusammenhängender unberührter Gräber (Nr. XXXIX—LXXII).

Fast alle Stufen der Entwicklung, die wir in den Nekropolen Etruriens beobachten können, sind auch in den neuentdeckten Gräbern von Vulci vertreten. 42 derselben sind „tombe a pozzo", d. h. älteste Brandgräber, cylindrisch in dem weichen Steinboden ausgehoben und mit härteren Steinplatten gedeckt, isolirt oder in Gruppen auf dem Boden eines gemeinsamen Oberschachtes; einige der isolirten Gräber sind besonders reich an Beigaben, eines derselben ist mit cylindrischem Tuffbehälter und schalenförmiger Deckplatte (ähnliche runde oder viereckige Nenfro- oder Tuffkisten in Corneto, Tolfa, Allumiere, Bisenzio, Cività-Castellana) versehen. Hin und wieder erscheinen als äussere Grabzeichen roh behauene Cippi, deren wohl viele vom Feldbau zerstört oder beseitigt wurden, wie an mehreren der obgenannten Orte, dann in Vetulonia, Bologna, Este, ferner in Terni, Monteroberto, Tolentino. — „Tombe a ziro" mit grossen, das ganze Grab umschliessenden Thongefässen, wie sie die meisten genannten Nekropolen, dann Chiusi, Villanova, Albano und das Grundstück Benacci bei Bologna geliefert haben, fehlen bisher in Vulci und Vetulonia.

28 Gräber sind „tombe a fossa", ordnungslos über die ganze Nekropole verstreut. Diese Form oblonger Gräber, für Skelette angelegt, aber noch häufig zu Brandbestattungen benützt, folgt in Vulci, Corneto, Bisenzio, Orvieto, Allumiere und Cività-Castellana auf die „tombe a pozzo". In Chiusi erscheinen an ihrer Stelle „tombe a ziro", in Vetulonia „tombe a buca", Lochgräber mit Steinumfassung (von Falchi „circoli di pietre rozze" genannt). Sie repräsentiren eine ältere Stufe (4) und eine jüngere (24 der neuen Gräber von Vulci). Die ersteren sind kleine, viereckige Löcher im Tuff mit einem Falz für die Travertin-Deckplatte oder Steinkisten aus 5 Platten. Kalksteinsärge, wie in Corneto, Bisenzio, Cività-Castellana fehlen bisher in Vulci, ebenso Spuren von Holz- oder Thonsärgen, wie man sie anderwärts angetroffen oder vorausgesetzt hat. Die jüngeren „tombe a fossa" sind ähnlich aber grösser: 2—2·50 m lang, 1—1·50 m breit und 2—3 m tief, gleich denen in Corneto. Zuweilen liegen über ihnen Steinkreise, wie man auch in Vetulonia, Terni, Tolentino und Golasecca beobachtet hat. Vorherrschend — in Corneto ausnahmslos — ist die Beerdigung ganzer Leichen, welche auch dort anzunehmen ist, wo sich keine Spur von Knochen findet[1]).

Auf die „tombe a fossa" folgen zunächst, vom Ende des VII. bis zum Anfange des V. Jahrhunderts, die älteren „tombe a camera" mit zwei Typen: 1. je eine Kammer mit directem Zugange (einfache Ganggräber wie in Corneto, nur zuweilen mit Nebenkammer seitlich vom Corridor), 15 neue Gräber; 2. „tombe a cassone", ein bisher nur in Vulci beobachteter Typus, mit quadratischem oder noch öfter oblongem, offenem Vorraume (Vestibule, „cassone"). In denselben mündet einerseits der Zugang meist in der Mitte der einen Längsseite; gegenüber öffnen sich eine oder mehrere Kammern; zuweilen liegen solche auch noch an der Schmalseite des Vestibules, seltener an der Eingangs-Längsseite oder endlich im Gange selbst. Auch gibt es Innenkammern ohne directe Verbindung mit dem „cassone". Der Typus 1 scheint älter zu sein; diese einfachen Ganggräber enthalten oft keine buccheri, dagegen viel Thonwaare aus impasto Italico gleich den „tombe a fossa", älteste griechische und frühkorinthische Vasen und Fibeln, wie die vorausgehende Gräberstufe. Typus 2 ist aber nicht viel jünger und entstand noch vor der Einführung reifer korinthischer Gefässe um 600 v. Chr. 1 und 2 folgen nicht glatt aufeinander, sondern 1 erhielt sich bis circa 500, wie der Fund einer schwarzfigurigen, attischen Amphora im Stile des Exekias bezeugt; 2 verschwindet im V. Jahrhunderte und die Gräber vom Ende dieses, sowie vom IV. und III. Jahrhunderte, sind alle wieder „à couloir simple". Die „tombe a cassone" liefern nie gravirte Spiegel, Candelaber oder sogenannte „campanische" Thongefässe.

Nach Helbig entsteht der „Cassone" aus der Fossa, die man beibehielt, aber nur als Vorraum zu der eigentlichen Grabkammer und mit Beifügung eines Corridors. Nach Gsell entwickelt sich diese Grabform aus dem einfachen Ganggrabe durch Hinzufügung eines Vestibules als Nachahmung des Atriums im etruskischen Hause (aber warum unbedeckt und oblong?) oder um bequem mehrere Gräber beisammen anlegen zu können. Letzteres erscheint uns plausibler und erinnert an die schon in ältester Zeit vorkommende Sitte, mehrere verticale Pozzi auf gemeinsamem horizontalen Plane anzulegen. Veji und Cività-Castellana haben Gräber nach Helbig's Idee: Fosse ohne Gang mit Loculis für die Todten und die Beigaben.

Wie in der Fosse herrscht auch in den Kammergräbern die Beerdigung als gewöhnlicher, die Brandbestattnng als ausnahmsweiser Gebrauch. Beide finden sich aber zuweilen in demselben Grabe; so in Vulci und Corneto, während des VII. und VI. Jahrhunderts, in der „tomba Campana" zu Veji (VI. Jahrhundert), in den Gräbern Regulini-Galassi und „delle sedie" zu Cervetri, sehr häufig in Orvieto (VI. bis IV. Jahrhundert), dann in Chiusi (VI. Jahrhundert), in Perusia (V. Jahrhundert) und Cortona (VI. Jahrhundert). In manchen Nekropolen, besonders Mitteletruriens, beginnt vom III. Jahrhunderte ab — vielleicht unter römischem Einflusse — die Leichenverbrennung neuerdings, wonach zwischen der Fortdauer des alten Brauches und der Einführung desselben als einer neuen Sache zu unterscheiden ist.

Ich kann nicht umhin, bei diesem Anlasse meine Ansicht über den Zusammenhang der Begräbnissart (Verbrennung oder brandlose Bestattung) mit dem Bau der Gräber in Kürze auszusprechen.

Der Unterschied der beiden Bestattungsarten ist ein ungeheurer und wie schwer der Uebergang von der einen zur anderen ist, lehrt uns am besten die Gegenwart. Die Bestattung ganzer Leichen ist für's Erste die Sitte der Urzeit; sie ist das Einfachste, das Weglegen ganzer Leichen an einem sicheren, abgeschiedenen Orte. Dann aber ist sie orientalisch (chamitisch-semitisch, wie in Aegypten und Mykenä, wie bei den syrischen Phönikiern, den Kyprioten, Karthagern, Etruskern und vielleicht auch bei den Galliern) und vom Oriente her in Europa eingebürgert. Beide Male ist sie ursprünglich Felshöhlensitte in steinigem Boden (natürliche und künstliche Grotten, Ganggräber, Dolmen u. s. w.). Die Leichenverbrennung ist dagegen eminent, wenn auch nicht ausschliesslich, indogermanisch, europäisch-nordisch und

[1]) Zur Frage der Bestattungsgebräuche in dieser Nekropole vergl. jetzt auch v. Duhn: I riti sepulcrali a Vulci secondo Gsell „Fouilles dans la nécropole de Vulci", Bologna 1892. (Estr. d. Atti e Mem. d. R. Deput. d. stor. patr. p. l. prov. d. Romagna, III. Ser. Vol. X, Fasc. 1—3.)

asiatisch, wenn man will nomadisch und findet sich deshalb auch bei den semitischen Stämmen Mesopotamiens. Sie ist Erdhügelsitte in weichem, ebenem Boden. Abgesehen von der Urzeit bedeutet das Beisetzen ganzer Leichen immer einen Fortschritt in der Cultur.

Fragen wir uns, wie dieser Fortschritt eingetreten ist, so berühren wir damit ein Problem von grosser Bedeutung für die archäologische Seite der Etruskerfrage, in welcher v. Duhn unentwegt gegen Helbig, Undset, Martha und jetzt auch gegen Gsell daran festhält, dass das Auftreten der Skeletgräber in Mittelitalien vom VIII. Jahrhundert ab die Ausbreitung der Etrusker bedeutet. Gsell widmet dieser Auffassung eine eingehende Polemik (S. 319 ff.). Er frägt, ob die Etrusker ihre Todten stets unverbrannt beerdigt haben müssen? Wohl haben die Italiker ihre Leichen seit der Terramara-Periode verbrannt, und in Etrurien herrscht seit dem VII. Jahrhundert die Bestattung vor, aber die Verbrennung verschwindet nicht, und selbst in der Certosa zu Bologna, zu einer Zeit ausgesprochener Etruskerherrschaft beiderseits des Apennin, verhält sie sich zur Bestattung numerisch noch wie 1 : 2. Dabei macht die Verschiedenheit der Riten keinen Unterschied in den Beigaben, wie etwa zwischen Siegern und Besiegten, Herrschern und Unterworfenen.

Im VIII. Jahrhunderte lernten verschiedene Völker Italiens die brandlose Bestattung, nicht von Eroberern, sondern durch den friedlichen Einfluss fremder, seehandeltreibender Völker kennen. Sie verbreitete sich von den Küsten langsam in's Innere, in Etrurien zuerst nach Corneto, später nach Vulci, nach Bisenzio etwa um 700, über den Apennin erst gegen 600 (Ende der Arnoaldi-Gräber). In Latium behielt Alba Longa im VII. Jahrhundert die Verbrennung bei, Rom und Gabii nahmen die neue Sitte auf; desgleichen die Falisker in Cività-Castellana (um 700) und die Umbrer in Terni. In Suessula (700—500) finden wir nur Skelette, ebenso in den jüngeren Nekropolen Picenums und in Sybaris.

Nach Helbig wäre dieser grosse Wechsel unter phönikischem, nach Gsell unter griechischem Einflusse vor sich gegangen. Die Gründung Kymes fällt zeitlich nahe zusammen mit dem Auftreten der ersten Skeletgräber in Corneto. Vielleicht empfiehlt es eine Art Mittelstellung zwischen den Ansichten v. Duhn's und Gsell's oder Helbig's einzunehmen. Der friedliche Einfluss fremder, seehandeltreibender Völker genügt uns nicht, um jenen ungeheuren Wechsel herbeizuführen. Sicherlich hat man die Sitte des Begrabens statt des Verbrennens nicht so ohne Weiteres von den Griechen oder Phönikiern entlehnt, wie man etwa einen Topf nach kurzem Bedenken statt des anderen nahm und in's Grab stellte. Andererseits sind wir nicht geneigt, Völkerbewegungen in dem gleichen Masse zuzulassen, als wir Culturbewegungen wahrnehmen. Der Anstoss zn den letzteren kann in Ereignissen ziemlich anderer Art liegen, als in der rein physischen Ausbreitung einer neuen Volksschichte; wir meinen politische Vorgänge, wie die Zusammenfassung kleiner Stammesgebiete unter die Herrschaft einer numerisch vielleicht geringen Menschengruppe. Wie die Ausbreitung einer Religion auf den Gräberritus wirkt, lehrt uns das Beispiel des Christenthums. Andererseits adoptiren die Kelten, deren Civilisation keine unbedingt höhere ist, in mehreren Gebieten den Gräberritus der älteren von ihnen unterworfenen Bevölkerung; so in Oberitalien. In Südösterreich verbrennen sie ihre Todten, aber schon an der Donau bei Wien (Nussdorf, Kuffarn, Gainfarn) beerdigen sie, wenn auch nicht ausschliesslich (Brandgräber bei Marchegg) unverbrannte Leichen.

Statt feindlichen Eindringens und kriegerischer Eroberung einerseits (wofür in den Gräbern keine Anzeichen sprechen) und statt eines rein commerciellen und industriellen Fortschrittes andererseits (dem wir nicht die hinlängliche Stärke zutrauen, auch wenn er im Bunde mit Bild und Schrift erschien) möchten wir daher an einen dritten, anderen, leider nicht mehr nachweisbaren Factor denken, an ein historisches Ereigniss in prähistorischer Zeit, wenn man so sagen darf. Die einzig mögliche Aufhellung dieses Geschehnisses dürfen hoffnungsreiche Naturen von der endlichen Lösung der sprachlichen Seite des Etrusker-Problems erwarten.

Die archäologische Seite dieses Problems erscheint nach Gsell's kritischer Darstellung (S. 315—344) heute so dunkel, als nur je. Wie mir scheint, verrammelt sich Gsell einen Weg zur Lösung dieses Problems ohne Noth dadurch, dass er gewisse Lieblingsmeinungen der italienischen Palaëthnologen bedingungslos acceptirt und darauf weiterbaut. In Italien gilt es als Axiom, dass um keinen Preis zwischen der Cultur der Terramaren und der von Villanova das Auftreten eines neuen archäologisch bemerkbaren Volkes angenommen werde dürfe. Ein noli me tangere schwebt über dem Glaubenspunkt, dass diese beiden Culturstufen den Italikern angehören und dass die jüngere sich aus der älteren unter gleichzeitiger Verlegung ihrer räumlichen Sphäre entwickelt habe. Man citirt einige allzu hoch geschätzte Vergleichspunkte und Uebergangsstufen. Erstere sind: die Leichenverbrennung; die ansa lunata; der Villanova-Urnentypus (für die Terramaren behauptet von Pigorini, Bull. di pal. Ital., XIII, 1887, S. 75, geleugnet von Baizio, Atti e Mem. Deput. d. R. stor. patr. p. l. prov. dell' Emil. III. Ser. 1883, I, S. 267 und 320); das Düllenrädchen oder Düllenscheibchen (Haarnadelkopf); das Rasirmesser (aber von zwei grundverschiedenen Formen). Gsell (S. 334) meint, es wäre ein Leichtes, diese „rapprochements" zu vermehren, und wenn man zu den ziemlich charakterlosen Formen der kleinen Gebrauchsgefässe, der Thonschalen und Thontöpfchen herabsteigt, ist das gewiss nicht schwer. Man hält sich aber mit Recht von derlei Uebertreibungen deductiver Tendenz zurück. Ich erblicke in den genannten Parallelen durchaus keinen zwingenden Grund, aus den Terramaricolis der Bronzezeit die Träger der Villanova-Cultur hervorgehen zu lassen. Die allbekannten gewichtigen Unterschiede sind: das geometrische Ornament, zuerst auf Handelswaaren zur See eingeführt; das Eisen, sehr zögernd aufgenommen; Edelmetall; Glasperlen; Elfenbein; Skarabäen; die Fibel als eigenes Erzeugniss und allgemein gebrauchter Gegenstand; die Annahme und Fabrikation genieteter Bronzeblecharbeiten; das Aufkommen neuer Thongefässformen, die zum Theile auf östliche Culturkreise (Hissarlik, Kypros, Kaukasus) hindeuten. Für jene enge Verknüpfung der beiden Alterthümergruppen bedarf es immer der Annahme eines starken äusseren Anstosses, der die Italiker aus den Pfahlbauten vertrieb und sie zwang, sich südöstlich gegen das Meer hin auszubreiten, wo sie durch den Verkehr mit fremden Handelsvölkern sich eine höhere Cultur aneigneten und übrigens wieder in Hütten wohnten, wie die Steinzeitmenschen im Vibratathale und in der Provinz Reggio. In fernerer Folge dieses Anstosses hätten

sie dann die transapenninischen Theile der Halbinsel bis zu den Albanerbergen hinab besiedelt: sie wären also gleichsam die Treppe hinaufgeworfen worden. Und wer war das Volk, das diesen günstigen Einfluss auf ihre Geschicke nahm? Wo blieb dasselbe? Ohne Noth wird jene sesshafte Bevölkerung ihre Pfahlsitze gewiss nicht verlassen haben. Die östliche Pfahlbauregion Oberitaliens verödet aber und wird, wie Piganini (Rendic. d. Acc. d. Lincei Ser. IV, Vol. VII, 1, S. 67 f.) annimmt, erst nachher schrittweise von den Nachbarvölkern, den Venetern im Norden, den vorgallischen Kelten (wie er sie jetzt nach Zampa nennt) im Westen besetzt.

In der Terramarastufe sehen wir die Hinterlassenschaft einer bäuerlichen, d. i. conservativen, den Verkehr mit der Seeküste und mit überseeischen Völkern hintansetzenden Bewohnerschaft. In der Villanovastufe haben wir dagegen eine Cultur, die zum Meere hindrängt, dem Seehandel Märkte eröffnet, die Ansiedlung fremder Arbeiter begünstigt und sich in der Nachahmung importirter Industrieartikel mit Eifer und Erfolg bethätigt. Sollen wir da nicht die Dazwischenkunft eines anderen Volkes annehmen? Jenes Volkes, das irgendwo eingeschoben werden muss, weil es eben später greifbar vorhanden ist und welches man nachgerade vermittelst jener „rapprochements“ aus der italischen Vorzeit hinausdestillirt? Wir denken uns die Etrusker bei ihrem ersten Erscheinen in Italien als ein Bronzezeitvolk, nicht unähnlich den Terramaricolis, aber nicht sesshaft, sondern unstet, abenteuerlustig, von früheren Standorten her mit der Quelle mancher Neuerung vertraut. Nachdem sie wandermüde Bruchtheile ihres Stammes in Nord- und Südtirol zurückgelassen, scheuchten sie zunächst die Terramarabewohner vor sich her und setzten sich als Herrscher über eine unterworfene italische Bevölkerung um Bologna fest. Hier, sowie später im eigentlichen Etrurien, brachten sie den neuen Zug zur Geltung, den die Geschichte Italiens ihnen verdankt, d. i. den Verkehr einer binnenländischen Bevölkerung mit fremden seefahrenden Nationen. Sie kamen nach Mittelitalien vielleicht in nicht allzu grosser Zahl, blos als ein herrschsüchtiger, kriegerischer und priesterlicher Adel, aber es war eben jetzt die Auslese ihres Volkes, die kühnsten und wanderlustigsten Geschlechter, während die Schwächsten schon in den Alpen zurückgeblieben waren. Wenige Hunderte oder Tausende von Männern können ein Land und ein Volk für die Geschichte scheinbar völlig umprägen und dabei die anthropologische Basis nahezu unverändert lassen. Name und Sprache, Glaube und Sitte schaffen solche Trugkrystalle der Ethnologie, an denen die Erde reich ist.

Gsell lässt diese Auffassung, die sich mit derjenigen Helbig's nahe berührt, unberücksichtigt und doch schliesslich fast als die einzige, wenn auch unausgesprochene Lösung übrig. Nachdem er die oben erwähnte Ansicht v. Duhn's abgelehnt, hält er eine Ueberschau der vorhandenen Möglichkeiten, die aber immer von der Prämisse ausgeht, dass die Villanova-Cultur ganz oder hauptsächlich den Italikern zu verdanken sei und sich aus der Terramara-Cultur entwickelt habe. Etrusker und Italiker könnten schon vor ihrem Auftreten auf der Apenninhalbinsel neben einander gelebt haben, dann zusammen in Oberitalien erschienen sein und sich erst nach Jahrhunderten beim Ueberschreiten des Apennins getrennt haben, indem die einen, mit Italikern vermischt, nach Etrurien, die anderen nach Umbrien, Sabinum, Latium, Picenum u. s. w. abzogen. Aber dieses jahrhundertelange Beisammenleben der beiden Völker auf engem, noch dazu ebenem Raume, im Osten der Po-Ebene, ist ohne Fusion, gegen welche alle späteren Zeugnisse und auch die bekannte Abneigung der Italiker (Umbrer in den eugubinischen Tafeln) sprechen, nicht gut denkbar. Sonach sei es wahrscheinlicher, dass die Etrusker nach den Italikern auf der Halbinsel erschienen und von diesen die Villanova-Cultur angenommen hätten, sei es, dass sie schon in der Po-Ebene neben diesen wohnten und sich italische Culturformen aneigneten, sei es, dass sie die Terramaren zerstörten, den Apennin überschritten, die Italiker nach Osten drängten und von einem unterworfenen Theile desselben, der in Etrurien sass, neue Lebensformen lernten, oder endlich, dass sie auf die Italiker stiessen, als diese bereits in Etrurien sassen, sie besiegten, aber duldeten und sich der von ihnen gepflegten Cultur unterwarfen.

In diesem zweiten Falle nun weiss Gsell nach sorgfältiger Prüfung den Platz nicht zu finden, wo innerhalb der überlieferten Denkmälerfolge das Erscheinen der Etrusker anzusetzen wäre. Zu Ende der Periode der tombe a pozzo (um 700 v. Chr.) müssen sie schon Herren des Landes gewesen sein. Vor dem Anbruch dieser Periode herrschte aber in Mittelitalien eine barbarische, neolithische Cultur mit wenigen importirten Metallsachen und mit Skeletgräbern (die in Oberitalien sehr ähnlich nachgewiesene Periode „Remedello-Cumarola-Sgurgola“ [letzterer Fundort bei Rom]). Die Etrusker müssten demnach mitten in der Periode der „tombe a pozzo“ Mittelitalien besiedelt haben. Aber hier fehlt jede Spur einer solchen Erschütterung; Alles verläuft anscheinend friedlich in ununterbrochener organischer Entwicklung. Kein Platz mit „Brunnengräbern“ erfährt Verödung in dieser Zeit, ja die meisten dieser Fundplätze (Corneto, Vulci, Cervetri, Chiusi, Vetulonia, in Oberitalien Bologna) sind nachmals sehr bedeutende etruskische Städte. Somit bleibt nach unserer Ansicht nichts übrig, als die Ankunft der Etrusker genau an den Anfang der Periode der „tombe a pozzo“ zu setzen und die Entstehung der Cultur dieser Gräber den Etruskern zuzuschreiben.

Ich übersehe nicht die Einwendungen, welche dagegen gemacht werden können. Die Villanova-Cultur ist nicht auf Etrurien und das östliche Oberitalien beschränkt, sondern herrscht auch bei anderen, sicher italischen Stämmen. Aber dann würde sie, falls unsere Annahme richtig ist, aus den Händen der Etrusker zu den italischen Ureinwohnern gekommen sein, wie die Etrusker auch später, in geschichtlicher Zeit, auf die Italiker culturfördernd eingewirkt haben. In Oberitalien zeigt die zweifellos etruskische Cultur in den Certosa-Gräbern, bei Marzabotto und an sonstigen Orten bei Bologna ein ganz anderes Gesicht als die dort so langlebige und hochentwickelte Villanova-Cultur. Aber das ist eben eine andere jüngere Culturstufe, die sich nicht hier, sondern in Mittelitalien entwickelt hat, weshalb wir die Zwischenstufen und Uebergänge dort, aber nicht hier eintreffen. Wenn statt dieser Zwischenstufen und Uebergänge, die sich Dank der besseren Weltlage Mittelitaliens, d. h. Dank der Nähe phönikischer und griechischer Colonien, vielleicht auch Dank der grösseren Energie der Etrusker, in diesem Gebiete auf dem gemeinsamen Boden aufgebaut haben, in Oberitalien eine Art innerer Entwicklung der letzteren zur Stufe Benacci II. und

Arnoaldi angetroffen wird, so folgt daraus nicht, dass die letztere Cultur den Etruskern abgesprochen werden müsse. Das war eben ein im Weltverkehre zurückgebliebener, von Hause aus schwächerer und jetzt wohl auch schon mit barbarischen Elementen vermischter Volkstheil, der die Verbindung mit seinen Stammesgenossen im Süden verloren hatte, bis um 550 oder 500 v. Chr. ein neues politisches Ereigniss die Macht der Adels- und Priestergeschlechter Mittelitaliens auch hieher ausdehnte und jene Seite der etruskischen Cultur in den Vordergrund stellte, die wir als eine jüngere und wohl bezeugte schon längere Zeit kennen.

Diese Hypothese ist aber nicht nur ein Nothbehelf, um die Erscheinung der Etrusker dort, wo es allein möglich ist, in die Kette der italischen Denkmäler einzuschieben. Wir haben auch in den Denkmälern selbst positive Anhaltspunkte, welche jene Lösung begünstigen. Um sie zu finden, muss man seine Blicke freilich etwas über die Grenzen Italiens nach Norden und Nordosten werfen, was gewöhnlich nicht die Stärke der italienischen Prähistoriker ist. Die „fibula ad arco di violino", die „ansa lunata", der Villanova-Urnentypus und natürlich auch die Brandbestattung in Urnen sind ja keineswegs auf die Wohnsitze der italischen Terramaricoli und ihrer vermeintlichen Nachkommen beschränkt. Die sogenannte „Terramarafibel", von welcher man nach den mykenischen Entdeckungen irrigerweise annimmt, dass sie aus Griechenland durch Handelsbeziehungen der Mykenäer nach Oberitalien gekommen sei (Orsi, Ancora sulla fibula a Micene e nelle terremare, Bull. di paletn. Ital., XVII, 1891, S. 174 ff.) finden wir im niederösterreichischen Tullnerfelde bei Gemeinlebarn (Naturhistorisches Hofmuseum, Wien) und 120 km donauabwärts an der Leithamündung bei Mosony-Szolnok (Wieselburger Comitat, Archaeol. értesitö, XII, 1892, Taf. I, S. 208) in Gräbern der reinen Bronzezeit. Die ansa lunata reicht von der westlichen Emilia bis zur Drina (Wohnstätten bei Sarajevo und Hügelgräber von Glasinac im bosnischen Landesmuseum), ist also ebenso gut illyrisch wie italisch. Der Urnentypus von Villanova erscheint bis auf den Henkel vollkommen ausgeprägt in dem sehr alten niederösterreichischen Gräberfelde von Hadersdorf am Kamp (Naturhistorisches Hofmuseum, Wien). Auf dem vermuthlichen Wege der Etrusker: Ungarn (Pilin, Neograder Comitat: Hampel, Alterthümer der Bronzezeit, Taf. XVII, Fig. 1; vgl. XVI, 5), Niederösterreich (Gräberfeld bei Pottschach: Sacken, Ansiedlungen und Funde aus der heidnischen Zeit in Niederösterreich, S. 39 f.), Baiern (Tumulus von Griesbach: Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. I, Heft 8, Taf. IV, Fig. 14), Südtirol (Romagnano, Stadlerhof bei Kaltern) finden wir das halbmondförmige bronzene Rasirmesser mit kurzem Ringgriff, das in den Terramaren fehlt und ein charakteristisches Inventarstück der ältesten Villanova-Gräber bildet [1]).

Wir erinnern uns, vielleicht schon zu spät, dass ein blosses Referat nicht der Ort sein kann, eine fable convenue zu kritisiren, an deren Schaffung und Erhaltung so viele ausgezeichnete Kräfte betheiligt sind. Aber wir hoffen, mindestens gezeigt zu haben, ein wie inhaltreiches und vielseitig anregendes Buch wir Stephan Gsell verdanken. Ausser einer gewissenhaften Beschreibung der neuentdeckten Gräber (S. 9—248) enthält sein grosses Werk unter dem Titel „Étude des fouilles" eine complete Monographie der „tombe a pozzo", „a fossa" und „a camera" mit vorzüglicher Rücksicht auf Vulci, aber mit genauester Umschau in ganz Italien auf Grund eingehendster Studien der Literatur und der Museen. Auf Griechenland fallen viele, auf die übrige culturverwandte Welt nur wenige Seitenblicke. Die Abbildungen der Tafeln sind vortrefflich, aber ausschliesslicher, als man wohl wünschen möchte, den keramischen Funden vorbehalten. Die in den Text eingeschalteten Umrissreichnungen anderer, oft nicht minder wichtiger Fundobjecte, stehen dagegen sehr zurück. In Fig. 2, S. 13, wird wohl Niemand einen eisernen Hohlkelt mit viereckiger Dülle erblicken und die Bezeichnung des Stückes als „rallum" (zufolge Helbig, Bull. dell. ist. 1880, S. 213 f., nach Plin. N. H. XVIII, 179) macht es auf den ersten Anblick noch undeutlicher. Die Geringfügigkeit dieser Ausstellung mag zeigen, wie wenig an dem Buche Gsell's auszusetzen ist. Der Autor findet schliesslich, dass die Ausgrabungen in Vulci noch Lücken aufweisen, welche durch fernere Grabungen ausgefüllt werden können, und welche ausgefüllt werden müssen, ehe man daran gehen könne, eine Geschichte der Stadt, ihres Handels und ihrer Industrie nach den Zeugnissen ihrer Gräber zu schreiben.

M. Hoernes.

[1]) Das Vorkommen dieses Typus in Griechenland erscheint mir nach dem, was Helbig, Das hom. Epos, 2. Aufl., S. 248, Anm. 2, darüber sagt, mindestens sehr zweifelhaft. Die Idee, dass dieses Messer durch Theilung aus dem doppelten Rasirmesser der Bronzezeit hervorgegangen sei (Pigorini, Mittheil. d. arch. Inst., Röm. Abth., II, 1887, S. 150), entstammt lediglich dem übertriebenen Eifer, Vergleichspunkte zwischen der Terramara- und der Villanovastufe herauszufinden.

21.

Atlas der Völkerkunde. (Berghaus' Physikalischer Atlas, Abtheilung VII.) Bearbeitet von Dr. Georg Gerland. 15 colorirte Karten in Kupferstich mit 49 Darstellungen. Gotha, Justus Perthes, 1892.

Ein Atlas der Völkerkunde ist ein völlig neues, höchst schwieriges, aber zugleich sehr dankbares Unternehmen. Seine Neuheit ist nicht erst zu erweisen; wohl hatten wir Sprachen- und Völkerkarten, aber die vollständige kartographische Festlegung der Menschheit nach anthropologischen Geschichtspunkten (Haut, Haar, Krankheiten, gewisse den Körper angreifende Sitten, wie: Tätowirung, Zahnverstümmlung) sowie nach ethnologischen Momenten, als: Religionen und religiöse Gebräuche, Bekleidung, Nahrung, Wohnung und Beschäftigung, in compendiöser Zusammenfassung fehlte bislang noch. Die Schwierigkeiten des Unternehmens lagen nicht nur in der von einem Einzigen kaum mehr zu bewältigenden Massenhaftigkeit des Materiales, sondern ganz speciell in der Methode der Darstellung selbst, der Kartographie. Die graphische Darstellung duldet nirgends Lücken oder Unausgesprochenes; was in der schriftlichen Darstellung leicht verborgen bleibt: auf der Karte muss Alles bestimmt und zusammenhängend sein. Die Schwierigkeiten dieser Methode sind aber zugleich, von einer anderen Seite betrachtet, ihre grössten Vorzüge. Nirgends wird diese Uebersichtlichkeit und Fasslichkeit für das Gedächtniss erreicht, wie hier; eine Karte fordert zu unablässigem Nachbessern und Detailliren auf und wirkt so in der Hand jedes Fachmannes mit grösserer fortzeugender Macht als das verstreut in der Literatur aufgestapelte Material.

In den Vorbemerkungen zum Atlas spricht sich sein rühmlichst bekannter gelehrter Bearbeiter in höchst lichtvoller Weise über die Grundsätze aus, von welchen er sich bei der Bearbeitung der 49 Darstellungen leiten liess. Ein ethnologischer Atlas hat bei der grossen Beweglichkeit der Menschheit neben dem Gewordenen auch das Werden, also die älteren Gruppenbildungen und Entwicklungscentren neben den jüngeren darzustellen. Hier treten in unserem Atlas theils Doppeldarstellungen, theils besondere Eintragungen in Schrift, Farbe u. s. w. als Mittel ein, um solche historische und genetische Zusammenhänge zu veranschaulichen.

Nur beipflichten kann man dem Grundsatze des Bearbeiters, durch die Farbe mit ihren Nuancen und Abstufungen die verwandtschaftlichen Zusammenhänge der verschiedenen Menschenvarietäten auf den ersten Blick zu kennzeichnen. Sehr beherzigenswerth ist dabei die Idee des Verfassers, ähnlich wie die Geologen sich international auf bestimmte Farben für die verschiedenen Formationen geeinigt haben, auch in der ethnologischen Forschung sich für die einzelnen Völker auf bestimmte Farben zu beziehen.

Die grosse Schwierigkeit mit der Orthographie der Eigennamen, welche gegenwärtig in der geographischen Welt bekanntlich eine so lebhafte Bewegung hervorgerufen hat, ist mit grossem, in den allermeisten Fällen das Zutreffende gebenden Tacte gelöst. Die Pluralform ist consequent festgehalten.

Es ist wohl sehr wahrscheinlich — und zum Theil schon mehrfach geschehen — dass die einzelnen Darstellungen bei aller ersichtlich aufgewendeten Sorgfalt verbesserungsfähige Eintragungen bieten; schon der Umstand, dass die Bearbeitung eines so grossartigen Werkes viele Jahre erforderte, führte zur Verjährung einzelner Partien, doch ist der Zeitpunkt der Bearbeitung der Völkerkarten überall angegeben, so dass bei der Benützung kein daraus stammender Uebelstand sich ergeben kann. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, dass der Atlas durchaus auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft steht und wie einem Handbuch der Ethnographie vorausgesendet anmuthet, das nach den Müllerschen und Peschel's Werken durch den Fortschritt der Wissenschaft nothwendig geworden ist.

Wenn etwas bedauert werden mag, so ist es die Beschränkung der zweiten (ethnologischen) Abtheilung auf die kartographische Darstellung gewisser Sitten und Lebensformen, während andere ethnologische Specialitäten undargestellt blieben, obwohl ja schon das Beigebrachte von unendlichem Fleisse und ungemeiner Gelehrtheit zeugt.

Wir vermissen vielleicht nicht ohne Grund die kartenmässige Darstellung der Verbreitung des Matriarchates, der Polygamie und Polyandrie, der unnatürlichen Laster. Ferner wäre die Benützung von Steinwerkzeugen und Conchylien, der Metalle in ihrem historischen Auftreten von hohem Interesse gewesen. In dieser Art liessen sich wohl noch manche Desiderata aufstellen, welche die Bearbeitung gelohnt hätten; ebenso wünschte man statt mancher allzu compendiös gerathener Darstellungen etwas genauere und eingehendere Karten. Alle diese Wünsche stellen aber eigentlich nur den glücklichen Grundgedanken eines Atlas der Völkerkunde in helleres Licht, indem an dem Beigebrachten die Vorzüge der Methode klar zu Tage treten.

Es wird nun die beste Form der Dankbarkeit, welche die geographische und besonders die ethnologische Wissenschaft dem Bearbeiter für seine unsäglich mühevolle Arbeit schuldet, sein, wenn sie, an seinem Werke weiter arbeitend durch Berichtigungen, Ergänzungen, wo sie dem einzelnen Fachmann möglich sind, die gebotene Leistung zu grösstmöglichster Vollendung führen. Vor Allem sind hiezu die wissenschaftlich gebildeten Reisenden berufen. Der verdienstvolle Bearbeiter selbst erbittet sich in dieser Richtung die Mitwirkung seiner Fachgenossen. **Haberlandt.**

22.

Sarasin Dr. Paul und **Sarasin Dr. Fritz. Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften.** Erste Lieferung. Mit XVI Tafeln sowie in den Text gedruckten Heliogravuren und Holzschnitten. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag, 1892. Gross-4°.

Bekanntlich haben die Brüder Sarasin in den Jahren 1884—1886 die Insel Ceylon, vorwiegend mit zoologischem Interesse, in intensiver Weise zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht. Es konnte nicht fehlen, dass auch der Mensch, namentlich in seinem culturlosen Zustande, Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit wurde, und so nimmt in der That unter ihren reichen Forschungsergebnissen die anthropologische Untersuchung der ceylonesischen Bevölkerung einen hervorragenden Platz ein. Im vorliegenden Werke sind die Resultate dieser anthropologischen Studien niedergelegt. Nach der soeben ausgegebenen ersten Lieferung zu urtheilen, erhalten wir hier eine Monographie des ceylonesischen Aboriginers, wie sie in solcher Gründlichkeit vielleicht noch gar keiner Menschengruppe zutheil geworden ist. Die Lieferung enthält eine höchst inhaltreiche geographische Einleitung, in welcher die ceylonesische Natur ebenso treue als beredte Schilderung findet, sodann eine ethnologisch-statistische Uebersicht über die Bevölkerungselemente der Insel, welche mehrfach neue und wichtige Beobachtungen bringt. Dazu rechnen wir vor Allem die Nachweisung eines nahezu unbewohnten Waldgürtels, welcher die Sitze der singhalesischen Bevölkerung von denen der tamulischen Einwanderer trennt und der in den feindlichen, stets auf gegenseitige Sonderung hinarbeitenden Beziehungen dieser beiden Bevölkerungselemente seine Erklärung findet, sowie die genaue Darstellung der Verbreitung der Weddas, die nicht, wie noch mehrfach traditionell behauptet wird, im sogenannten „mahâ veddaratta" leben, den sie längst verlassen haben. Den Schluss vorliegender Lieferung bildet die ausführliche anatomische Schilderung der Physis des Wedda, die durch zahlreiche Messungen sowie photographische Aufnahmen unterstützt wird. Eine werthvolle Beigabe bildet darin auch die ethnographische Karte, welche zugleich die Dichtigkeit der Bevölkerung durch fünf Farbentöne angibt. Für die nächste Lieferung, die in naher Aussicht steht, ist eine Schilderung der Lebensweise der Weddas, wobei auf ihre Wohnsitze und die Bedingungen, unter denen die einzelnen Horden und Familien leben, bis auf's Einzelne eingegangen werden soll, sowie der historische Stoff angekündigt. Nach dem bereits Gebotenen darf dem Folgenden mit wahrer Freude entgegengesehen werden und

es erübrigt nur noch, den Wunsch auszusprechen, dass auch die Sprache der Weddas, die noch keineswegs genügend erforscht ist, deren Kenntniss aber für die Untersuchung des Elu von so grosser Wichtigkeit wäre, dabei Berücksichtigung finden wird. **Haberlandt.**

23.

Groot, J. J. M. de, Ph. D. **The Religions System of China, in ancient forms, evolution, history and present aspect, manners, customs and social institutions connected therewith.** Vol. I. Book 1. Disposal of the dead. Leiden, E. J. Brill 1892. XXIV, 360 pp., Gross-8°.

Ein äusserst gründliches und darum in grossartigem Umfang geplantes Werk nimmt im vorliegenden stattlichen Band seinen vielversprechenden Anfang. Sein Verfasser ist der rühmlichst bekannte Sinologe Prof Dr. de Groot in Leiden, dem die Ethnologie unter Anderem das bekannte Werk über „Die Feste von Amoy" (auch in den Annalen des Musée Guimet) verdankt. Durch einen vieljährigen Aufenthalt in China mit dem chinesischen Leben und Denken unmittelbar auf's Beste vertraut, führt der Verfasser das wissenschaftliche Publicum an einem Punkte in sein Thema ein, der bei tieferstehenden Völkern sich wohl überall als der Ausgangspunkt der religiösen Regungen und Praxis erwiesen hat, bei einem so alten Culturvolk, wie das chinesische, als solcher aber überrascht: es ist nämlich die Thatsache des Todes mit der Todtenversorgung und den Theorien über die Wiederkehr vom Tode. Die menschliche Seele ist eben in China der Originaltypus aller Wesen höherer Ordnung, ihr Cultus ist die Basis der gesammten Religion Chinas. Daher ist der vorliegende erste Band des auf ein Dutzend Volumina veranschlagten Werkes der Beschreibung der chinesischen Begräbnissriten und den Vorstellungen über ein Fortleben nach dem Tode gewidmet. Zur Grundlage dieser Schilderungen ist mit Recht Brauch und Sitte des chinesischen Mittelstandes gemacht worden; denn schon das alte Liki (Buch der Riten) sagt 4, 10: „Die Riten und Ceremonien steigen nicht bis zum gemeinen Volk herab", wiewohl der gemeine Volksbrauch sonst überall den ursprünglichen rohen Sinn aller ceremoniellen Veranstaltungen reiner durchschimmern lässt als die verfeinerte Sitte der höheren Gesellschaftsclassen. So erhalten wir hier auf der historischen Basis der einschlägigen Ritenliteratur eine ebenso ausführliche als anschauliche Beschreibung des gesammten Todtencultes der Chinesen, der an Umständlichkeit wohl unter keinem Volke der Erde seinesgleichen hat. Eine Fülle von Parallelen drängt sich dem unterrichteten Leser bei der Lecture dieser Schilderungen auf, welche von einer seltenen Versteinerung der rohesten und primitivsten Vorstellungen vom Tode in der chinesischen Anschauung zeugen. Mit vorliegendem Bande ist die Reihe der auf den Tod beziehungsweise die abgeschiedene Seele bezüglichen Vorstellungen noch nicht erschöpft; der nächste, bereits unter der Presse befindliche Band wird sich mit der Darstellung jener Veranstaltungen beschäftigen, welche nach der Beerdigung vorgenommen werden müssen, wird eine Schilderung der berühmten Grabbauten Chinas, namentlich der kaiserlichen Mausoleen bringen, sowie eine Darstellung der unter dem Namen Fung shu bekannten chinesischen Geomantik, welche auf den chinesischen Volksgeist einen so tiefen Einfluss geübt hat. Ausserdem werden die übrigen selteneren Bestattungsformen Chinas, die Verbrennung, Wasserbestattung, Aussetzung u. s. w. zur Schilderung gelangen. Wir wünschen nur, dass dem Verfasser sowohl die Kraft wie die Lust bis zur Beendigung dieses kolossalen Werkes andauern möge, das seinesgleichen in der ethnologischen Literatur nicht aufzuweisen hat, und ebenso wünschen wir, dass es anregen möge, auf anderen Gebieten Aehnliches zu schaffen. Zwar fehlt anderwärts jene Continuität der Entwicklung, welche das chinesische Religionssystem auszeichnet und so durchsichtig macht; andererseits scheint aber doch vielfach auch der wissenschaftliche Muth gefehlt zu haben, die religiösen Gedanken- und Sittenschöpfungen auf ihre ethnologische Basis zu stellen und sie bis zu ihrer primitiven Grundlage hinab zu verfolgen, welche im Wesentlichen mit der der chinesischen Religion identisch sein dürfte. **Haberlandt.**

24.

Hrolf Vaughan Stevens. Materialien zur Kenntniss der wilden Stämme auf der Halbinsel Malâka. Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. II. Bd. — 3./4. Heft. Berlin. Verlag von W. Spemann 1892. fol. VII, 163 pp.

Im Auftrage des königlichen Museums für Völkerkunde und der Virchow-Stiftung hat der Reisende Hrolf Vaughan Stevens durch mehrere Jahre die wilden Stämme der malaiischen Halbinsel in persönlichem Contact erforscht, umfangreiche Sammlungen ihrer Habseligkeiten angelegt und ethnologische Materialien aller Art in seinen Berichten aufgestapelt. Ein Theil dieses Beobachtungsmateriales wird hier durch A. Grünwedel's bewährte Hand dem ethnologischen Publicum zugeführt.

Es sind drei Gruppen von Mittheilungen, die uns hier über die sogenannten „wilden" Stämme von Djôhor bis Petâni, und zwar hauptsächlich über die bereits einigermassen bekannten Ôrang Bĕnûa sowie die noch fast unbekannten Ôrang Blandass werden. Wir erhalten 1. Nachrichten über Stammsagen und Stammesgliederung dieser Völker; 2. eine ausführliche Monographie des Blasrohres (sumpîtan) der Ôrang Bĕnûa und der Ôrang Mĕnteŕa; 3. Mittheilungen über die religiösen Vorstellungen der Ôrang Blandass. Von diesen drei Gruppen, welche alle eine äusserst anregende Fülle neuen Materiales beibringen, ist die erste, wie auch vom Herausgeber bemerkt wird, nur mit Vorsicht zu benützen, weil sie ohne historische Basis und Kritik die Erkundigungen des Reisenden ohne jedwede Zeitstellung zusammenstellt. Immerhin gestatten sie, die bekannten Ansichten Miklucho-Maclay's über diese Malâka-Völker richtiger zu beurtheilen. Von ausserordentlichem Interesse ist der dritte Abschnitt, welcher die religiösen Vorstellungen der Ôrang Blandass betrifft, namentlich der an die „Hantus" geknüpfte complicirte Aberglaube mit den zahlreichen genauen Parallelen von anderen malaiischen Völkern, die sich hier aufdrängen. Bemerkenswerth sind auch die nicht seltenen Spuren indischen und speciell buddhistischen Einflusses auf diese Mythenwelt, die in Namen und einzelnen

Zügen zum Vorschein kommen, wie in dem Namen der Hölle „nârråker", Sanskrit „naraka", dem Einleitungswort „oong" („Ung") für Beschwörungsformeln, dem indischen „ôm" entsprechend, wie denn auch der an den hantŭ kûbŭr geknüpfte Glaube einigermassen an die Vorstellungen vom buddhistischen „karma" in halb missverständlicher Auffassung erinnert. Jedenfalls liegt hier ein überaus reiches und anregendes Material für vergleichende Untersuchungen vor, von welchen der gelehrte Herausgeber bereits eine ganze Anzahl in den Notizen seiner Fussnoten angedeutet hat. Das Namen- und Sachregister am Schlusse erleichtert die Benützung dieser Publication in dankenswerther Weise. Möge die in Aussicht gestellte Fortsetzung dieser werthvollen Materialien über die „Ôrang Tummeor" und „Ôrang Pangghan" bald folgen.

Haberlandt.

25.

Ratzel Friedrich. Die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine anthropogeographische Studie. Aus dem XIII. Bande der Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Nr. III. Mit fünf Tafeln. Leipzig 1891.

Es ist von besonderem Werthe, dass einmal ein Theoretiker das Wort in einer, man kann sagen praktischen Frage ergreift. Der Musealpraktiker kennt die ausserordentliche Differenzirung der verschiedenen menschlichen Geräthe sowie deren locale Fixirung seit lange; ihm ist ganz wohl bekannt, dass z. B. die Bari andere Lanzenformen haben als die Schuli oder die Bor; er weiss auch, dass die hier auftretenden Merkmale in vielen Fällen so constant sind, dass man aus dem Anblicke des Objectes auf seine Provenienz schliessen kann. Es gibt nicht blos eine Pflanzen- und Thiergeographie, sondern es gibt auch eine Ethnogeographie, welche uns nicht nur die geographische Verbreitung gewisser Sitten und Gebräuche, sondern auch verschiedener Geräthe und Geräthe-formen lehren soll. Einen ausgezeichneten Anlauf in dieser Richtung hat Professor Dr. G. Gerland in seinem jüngst complet gewordenen „Ethnographischen Atlas" genommen und ist der weitere Ausbau desselben nach ethnographischen Principien dringend zu wünschen, da nichts die Bedeutung eines Objectes oder einer Form so klar zu machen im Stande ist, als eine gute, übersichtlich zusammengestellte Karte.

Bisher fand diese Erkenntniss von der Localisirung gewisser Formen einzelner Geräthe in der Regel nur in den ethnographischen Museen Ausdruck, wo man ja naturgemäss von selbst darauf kommen musste. Die Theoretiker unter den Ethnographen haben dieser Thatsache bisher nicht jenen Werth beigelegt, den sie in der That hat. Auf diesen letzteren hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst Ratzel's, der uns in dieser Schrift ein Beispiel gibt, wie man derartige Fragen behandeln muss und welche Folgerungen man aus denselben zu ziehen berechtigt ist. Um letzteres mit wissenschaftlicher Berechtigung thun zu können, dazu gehört nicht allein eine wenn auch noch so ausgebreitete Kenntniss dieses einen Gegenstandes, sondern eine Kenntniss der socialen wie der Lebensverhältnisse der betreffenden Völker. Dann erst kann man mit Ratzel sagen: „Wenn so zunächst die Unterscheidung von Bogenträgern und Bogenlosen nicht ohne eine tiefere Bedeutung ist, so zeigt weiterhin auch die Verbreitung der verschiedenen Bogenformen Zusammenhänge mit anderen Thatsachen der afrikanischen Völkerkunde, so dass die wichtigsten Grundlinien der Bogenclassification zugleich auch Grundlinien grösserer Völkerclassificationen bilden."

Ratzel stellt drei Classen von Bogen in Afrika auf:

1. Die sogenannte afrikanische Form, welche wieder in zwei Ordnungen (und jede dieser wieder in einige Gruppen) zerfällt.

I. Ordnung.

a) Ost- und Süd-Afrika.
b) Oberes Nilgebiet.
c) Oberes Congogebiet.

II. Ordnung.

d) Das Gebiet des südlichen Congobeckens.

2. Annäherung an die zusammengesetzten Bogen Asiens mit der Unterabtheilung der Somali-, Haussa- und Dinka-Form.

3. Echt asiatische zusammengesetzte Formen.

Dieselben werden dann eingehend beschrieben und abgebildet.

In dem Capitel: „Allgemeiner Blick auf die Verbreitungsform afrikanischer Bögen. Asiatische und melanesische Beziehungen" sind die Gedanken weiter ausgesponnen, welche durch die vorhergehende Betrachtung angeregt wurden. Aus dieser Betrachtung ergibt sich, uns zugleich die Bedeutung derartiger Detailuntersuchungen zeigend, folgende Bemerkung: „Und im Grunde liegt ja darin nur die Bekräftigung jenes allgemeinen Gesetzes der Völkerverbreitung und -Vertheilung in Afrika, welches die kräftigeren, geschichtlich jüngeren, staatenbildenden, vordringenden Völker dem Osten, die geschichtlich älteren, zurückgeschobenen und zersplitterten dem Westen zuweist und daher allen bedeutenden Völkerbewegungen, von denen wir in der Mitte und im Süden des Erdtheiles Kunde haben oder Spuren sehen, eine ostwestliche Richtung aufprägt, d. h. die Richtung von der Asien zugewandten Geschichtsseite des Erdtheiles nach der in's Leere schauenden, an einem Grenzstrich der Oekumene gelegenen atlantischen Seite."

Der asiatische Einfluss bei den sogenannten asiatischen Formen ist unbezweifelbar und auch geschichtlich begründet. Bei der vielleicht für Afrika giltigen Bemerkung der niedrigeren Stellung der Bogenvölker gegenüber den mit anderen Waffen, z. B. mit dem Speere kämpfenden Völkern möchten wir keine allgemeine Anwendung zulassen angesichts der dominirenden Rolle, welche der Bogen bei den mongolischen Völkern spielt. Ebenso ist es gut, bei den geographisch so weit auseinanderliegenden Gebieten, wie dies bei den Kassaiformen und Neu-Guinea der Fall ist, vorläufig sich weiterer Schlussfolgerungen zu enthalten, wenn sich dieselben mitunter auch geradezu aufzudrängen scheinen, sondern man thut heute in solchen schwierigen Fragen schon genug, auf derartige Analogien hinzuweisen. Die mögliche Rassenverwandtschaft der Papuas mit dem Neger ist auch kein Grund zur Berichtigung eines Schlusses auf ein so ganz specielles ethnisches Moment.

In einem Anhange sind noch die Bogen von Neu-Guinea, der Negritos und der Wedda beschrieben.

Wir sprechen die Erwartung aus, dass der geistvolle Verfasser diese mit so vielem Glück betretene Bahn weiter verfolgen und uns zu der in Rede stehenden Schrift die unumgänglich nothwendige Ergänzung geben möge, auch die anderen Waffen der besprochenen Völker einer solchen Betrachtung zu unterziehen. Blos eine solche umfassende Darstellung eines nur schwer gesondert zu betrachtenden Gegenstandes, wie es die Bewaffnung des Naturmenschen ist, wird uns ein klares, übersichtliches Bild geben und vielleicht noch einige überraschende Analogien und Ergänzungen zu der von Ratzel so meisterhaft entworfenen Skizze liefern. Von grossem Nutzen dürfte in Zukunft bei derartigen Darstellungen die schon eingangs bereitete kartographische Verarbeitung des Stoffes sein, die, wie Referent hofft, sich bei Arbeiten dieser Art in Zukunft immer mehr einbürgern wird. Das wäre die trefflichste Ergänzung einer sonst so musterhaften Arbeit gleich einem Schauspiele auf der Bühne gesehen, gegenüber der einfachen Lecture desselben. **Heger.**

26.

Saussure, Henri de. Antiquités mexicaines. Ier fascicule. Le manuscrit du Cacique. Genève 1891.

Der Verfasser legt in dieser Publication die Abbildung einer von ihm angefertigten Copie eines neuen, bisher noch unbekannten altmexikanischen Codex vor. Derselbe kam zum ersten Male im Jahre 1852 in Puebla zum Vorschein bei Gelegenheit eines Processes, den ein Indianer aus der Mysteca, dem alten Mixtecapan, einem Theil des heutigen Staates Oaxaca, hatte. Um seine Rechte nachzuweisen, legte er denselben seinen anderen Documenten bei; dieser hatte sich wahrscheinlich in seiner Familie fortgeerbt, und der Mann behauptete, aus einer Kazikenfamilie zu stammen. Sein Advocat wurde auf das Stück aufmerksam und erlangte dasselbe von dem Eigenthümer, nachdem dieser seinen Process gewonnen hatte. Von Ersterem hat Saussure die Erlaubniss erhalten, eine Copie zu nehmen, nach der die in Rede stehenden Abbildungen angefertigt sind.

Nach der sich an diesen Codex anknüpfenden Tradition stellt uns derselbe die Geschichte eines reichen Caciquen der Mizteken Namens Sar-Ho dar, der in einem Tindu (i. e. die Kugel) genannten Orte residirte und für den mächtigsten Mann der ganzen Gegend galt. Seine Frau hiess Con-Huyo. Der Codex hat die gewöhnliche Form und besteht heute aus 16 Seiten. Jede Seite ist gewöhnlich in drei übereinanderliegende Abschnitte getheilt. Es ist unmöglich, zu sagen, ob das Stück complet ist; möglicherweise fehlt der Anfang, das Ende ist jedenfalls abgeschnitten; zwischen Seite 14 und 15 ist wahrscheinlich eine Unterbrechung vorhanden. Nach den Dimensionen der Holzbüchse zu urtheilen, in welcher dasselbe von dem ursprünglichen Besitzer aufbewahrt wurde, dürfte es kaum grösser gewesen sein; möglicherweise ist aber die Büchse schon für das bereits defecte Document angefertigt worden.

Das Original ist sehr schlecht erhalten, namentlich sind die einzelnen Blätter am oberen Rande recht schadhaft. Die Bemalung zeigt sechs Farben, von welchen jedoch die eine, nämlich Grün, selten vorkommt und vielleicht auf einer irrthümlichen Uebermalung des Gelb durch Blau beruht. Die anderen fünf Farben sind: Schwarz, Cochenilleroth, Indigoblau, Gummiguttigelb und Gelbbraun. Die Malereien sind gewiss schon mehrere Male retouchirt worden. Der Herausgeber meint, dass der Codex eher ein religiöses Document darstellt, als eine historische Begebenheit erzählt.

Von besonderem Interesse sind die miteinander kämpfenden Kriegerfiguren, welche alle die Attribute, Schutz- und Trutzwaffen der altmexikanischen Krieger zeigen. Wieder findet man die kreisrunden Schilde, Stosslanzen, eine Art Dolch, Pfeile, eine Art Wurfbrett, merkwürdige Beile, wie wir solche noch aus jüngstverflossener Zeit von einigen nordamerikanischen Indianerstämmen kennen gelernt haben, letztere freilich schon mit Eisenklingen etc. Eine überaus interessante Scene ist auf p. III, Fig. 7 abgebildet. Dieselbe stellt zwei Personen dar, welche unzweifelhaft im Begriffe sind, Feuer anzumachen. Die linke Person hält, auf dem Boden knieend, ein Stück Holz (gelb gemalt), in dem sich oben drei schwarze Punkte — die früheren Bohrvertiefungen — finden, während die zur Rechten ebenfalls auf dem Boden knieende Figur mit einem Stab, der oben einige färbige Absätze zeigt, an einer vierten Stelle durch Quirlen des Stabes *(a)* mit beiden Händen das Feuer anzumachen versucht. Der dabei sich entwickelnde Rauch ist durch eine stilisirte, ornamental behandelte Figur *(b)* dargestellt. **Heger.**

27.

Holm, G. Ethnologisk Skizze of Angmagsalikerne. Saertryk of „Meddelelser om Gronland". X. Kjøbenhavn.

Capitän Gustav Holm unternahm in den Jahren 1883 bis 1885 eine Expedition an die Ostküste Grönlands und hielt sich hier zehn Monate zu wissenschaftlichen Zwecken auf. Sein Forschungsgebiet lag innerhalb des 65. und 66. Grades nördlicher Breite in der Umgebung des Caps Dan, dort wo die älteren Karten Egede's Land verzeichnen. Er benennt dieses Küstengebiet Ostgrönlands Angmagsalik[1]). Sein Schiffslieutenant V. Garde untersuchte während dieser Zeit die südlichen Theile Ostgrönlands; Herr Pansch dagegen drang noch ziemlich weit nach Norden vor. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Expedition sind in hohem Grade interessant, indem sie uns ein nahezu erschöpfendes Bild der Eskimobevölkerung des ostgrönländischen Küstenstriches geben. Die mitgebrachten Sammlungen gehören relativ zu den vollständigsten, welche jemals von einem Volksstamme gemacht wurden. Die Wichtigkeit des Gegenstandes mag daher die in Nachstehendem gegebene eingehende Besprechung rechtfertigen.

Die von der Expedition im Jahre 1884 gezählte Bevölkerung Ostgrönlands betrug 548 Personen, welche in 17 Ansiedelungen vertheilt waren. Von diesen bewohnten 413 Individuen in 13 Ansiedelungen die Umgebung von Angmagsalik, während der Rest auf die südlichen Gebiete der Ostküste entfiel. Auffallend ist das Verhältniss der Geschlechter, indem auf 245 Personen männlichen Geschlechtes 303 Personen weiblichen Geschlechtes entfielen, was auf 1000 Männer

[1]) Eigentlich die drei Fjorde Sermiligak, Angmagsalik und Sermilik.

1237 Frauen ausmacht [1]). Diese Eskimos waren niemals mit der civilisirten Welt in Verbindung gewesen, stellen daher einen noch physisch reinen Menschenschlag [2]) dar, während bekanntlich die einheimische Bevölkerung des westlichen Grönlands fast durchwegs gemischt ist. Es ist auch unmöglich, eine Spur von alter Vermischung mit den Normannen nachzuweisen. Die Namen aller dieser 548 Personen sind nebst den sonstigen demographischen Daten in einer Liste zusammengestellt, ein kostbares Material für künftige ähnliche Beobachtungen an derselben Stelle.

Das erste Capitel behandelt das Klima, die orographischen Verhältnisse (tief einschneidende Fjorde in das hier circa 2000 m hohe Binnenland), das Pflanzen- und Thierleben. Von letzterem sei nur erwähnt, dass das einzige Hausthier des Ostgrönländers der Hund ist. Phoca barbata und Phoca vitulina sind die Hauptjagdthiere. Die weiteren Capitel handeln ausschliesslich über die ethnischen Verhältnisse.

Die Eingeborenen nennen sich selbst Inik oder Tâk, d. h. Menschen. Von dem am stärksten bewohnten Theile, der etwas südlich vom 66. Grade nördlicher Breite liegt (die drei erwähnten Fjorde), unternehmen sie Reisen zu Jagdzwecken nach Norden (bis zum 68. Grade nördlicher Breite) und Süden, wo sie mitunter sogar mit den Eskimos der östlichen Südspitze Grönlands in Handelsbeziehungen treten. Solche Reisen dauern oft bis zwei Jahre und nehmen meist eine grössere Anzahl von Personen an denselben Theil.

Während des Winters wohnen die Leute in Häusern von 24—50′ Länge und 12—16′ Breite, je nach der Anzahl der beisammenwohnenden Familien; dieselben werden aus Steinen und Rasen meist in unmittelbarer Nähe des Meeres gebaut. Jede Niederlassung hat in der Regel nur ein solches Communalhaus, selten sind deren zwei vorhanden; in einem solchen Hause wohnen bis 10 Familien.

Ueberaus interessant sind ihre socialen Verhältnisse, welche ein getreues Spiegelbild ihrer ganzen Lebensbedingungen sind. Als oberstes Gesetz gilt bei ihnen die gegenseitige Hilfeleistung. Dieses Princip wird so streng gehandhabt, dass die individuelle Freiheit eine ausserordentlich beschränkte ist. Als Chef des Hauses gilt in der Regel der älteste Mann, wenn er ein guter Jäger ist oder gewesen war und wenn er Söhne hat, die geschickte Jäger sind. Als solcher hat er auch gewisse Obliegenheiten und Verpflichtungen. Jeder Hausbewohner hat ein Anrecht auf die Wintervorräthe und sonstigen Einnahmen. Nur die Jäger sind geachtet. Im Sommer, wenn das Zeltleben beginnt, wohnen nur die nächsten Verwandten beisammen; die Wintercommunion hat dann ein Ende. Die Bewohner eines Hauses bilden eine Gemeinschaft; oft besteht zwischen zwei benachbarten Häusern Feindschaft, welche dann auch für gemeinsam gilt.

Die Verwandtschaft wird bis in die dritte und vierte Generation anerkannt. Dagegen sind die ehelichen Bande sehr schwach; die Frau wird mehr als eine Concubine angesehen, von der man sich nach Gutdünken trennen kann. Erst die Geburt eines Kindes gibt der Verbindung einen stärkeren Halt. Nach dem Vater kommen gleich die Söhne, selbst wenn dieselben noch ganz jung sind; man sieht in ihnen eben schon die künftigen Jäger.

Die Ehe findet oft noch vor dem Eintritt der Mannbarkeit statt, wenn nämlich der Knabe im Stande ist, eine Frau zu ernähren. Die nächsten Verwandten, ja selbst die Geschwisterkinder heiraten nicht untereinander. Der geschickte Jäger hat oft zwei Frauen, namentlich wenn die eine nicht im Stande ist, alle die von ihm herbeigeschafften Thierfelle zu verarbeiten. Nur in einem einzigen Falle hatte ein Mann mehr als zwei Weiber.

Sehr interessant sind die Gebräuche bei Todesfällen. Wenn ein Vorfahre des Verstorbenen in einem Kajak, d. h. im Meere umgekommen ist, so senkt man den Leichnam des letzteren auch in's Meer. Mitunter werden Verstorbene auch auf den umliegenden Felsen beigesetzt und dann mit Steinen bedeckt. Oft kommen dann mehrere Leichen in ein Grab. Am interessantesten ist der weitverbreitete Gebrauch, den Namen des Todten nicht mehr auszusprechen; hatte derselbe den Namen irgend eines Thieres oder eines Gegenstandes, so wird derselbe meist gewechselt, eine für Sprachforscher überaus wichtige Bemerkung.

Der Mensch besteht aus drei Theilen: dem Körper, der Seele und dem „atekata“ (d. h. der Name). Der erstere ist vergänglich; die Seele ist klein, nicht grösser als ein Finger oder eine Hand, und wohnt im Menschen. Wenn der Mensch stirbt, stirbt sie auch. Nach seinem Tode wird sie wieder lebendig, entweder im Meere oder im Himmel. Der erstere Ort wird als Aufenthalt vorgezogen; in den Himmel kommen die getödteten und die todtgeborenen Kinder; sie erzeugen dort das Nordlicht. Der „atekata“ ist so gross wie ein Mann und tritt in das Kind nach dessen Geburt ein. Man reibt dann den Mund des Kindes mit Wasser ein, gleichzeitig den Namen jenes Verstorbenen aussprechend, nach dem das Kind benannt werden soll. Dann tritt der „ataketa“ des Verstorbenen, der bis dahin bei dem letzteren geweilt hat, in das Kind ein.

Die Eingebornen glauben an Geister, die sie von allen Seiten umgeben. Nur der „Angekok“ (Zauberer) kann dieselben sehen. Durch seine Vermittlung können dieselben den Menschen Böses oder Gutes thun. Diese Geister haben verschiedene Namen und erscheinen in verschiedener Gestalt. Gegen ihren bösen Einfluss werden Amulette getragen; letztere dienen auch zur Erfüllung gewisser Wünsche. Daneben gebraucht man noch magische Sprüche und Beschwörungen, erstere gegen Krankheit und Abwendung von Gefahren. Der Abschnitt über die Angekok's ist von besonderem Interesse.

[1]) Im westlichen Grönland beträgt letztere Ziffer 1154, in Irland 1121, in Dänemark nur 1035.

[2]) Dies geht auch aus der Zusammenstellung der von der Expedition gesammelten anthropologischen Daten hervor, welche von Dr. Hansen in einer eigenen Arbeit zusammengestellt wurden und die einen auffallend reinen Typus dieser Eskimos hervortreten lassen. Nach demselben unterscheiden sich die Westgrönländer in ihrem Körperbau von den Ostgrönländern wesentlich dadurch, dass bei den ersteren die unteren Extremitäten sehr kräftig entwickelt sind, während diese bei den letzteren auffallend verkümmert erscheinen, dagegen aber wieder die Arme sehr kräftig sind. Hansen erklärt dies aus der sehr verschiedenen Beschäftigungsart der beiden Stämme, denn die Westgrönländer sind hauptsächlich Renthierjäger, während die Ostgrönländer ausschliesslich vom Fischfange leben (da dort das Renthier fehlt), wobei durch das beständige Sitzen in den engen Kojaks die unteren Gliedmassen verkümmern müssen. Unter 136 gemessenen Köpfen erscheint ein durchschnittlicher Längen - Breiten - Index für die Männer von 76·9, für die Weiber von 75·6; die Bevölkerung kann daher als eine mesaticephale bezeichnet werden.

Von hohem Werthe sind die Mittheilungen über die astronomischen und geographischen Kenntnisse der Ostgrönländer. Daran schliesst sich die Erzählung ihrer Schöpfungsgeschichte, die Schilderung ihrer Zahlenbegriffe und Kunstübungen. Letztere spricht sich namentlich in ihren oft reizenden Beinschnitzereien aus. Die grosse Uebereinstimmung der letzteren mit den Eskimostämmen von Alaska ist überaus merkwürdig. Dieselbe ist grösser als zwischen den letzteren und den Westgrönländern. Für einen muthmasslichen Zusammenhang spricht die von Rink ausgesprochene Vermuthung, dass die Ostgrönländer von Norden her nach ihren gegenwärtigen Wohnsitzen gelangt sind.

Dem Werke sind 41 ausgezeichnet ausgeführte Tafeln und eine Karte beigegeben. Die ersten 12 derselben stellen verschiedene Menschentypen, der Rest ethnographische Gegenstände dar. Ausgezeichnete Beschreibungen der letzteren erhöhen den Werth ganz besonders. Das ethnographische Museum in Kopenhagen hat durch diese Sammlung einen Schatz erworben, wie er wissenschaftlich kaum vollkommener gedacht werden kann. Dies sowie die in dem Werke enthaltenen Daten, die mit grossem Verständniss und in seltener Vollständigkeit gesammelt sind und von denen wir im Vorstehenden nur einige Stichproben gegeben haben, stempeln dasselbe zu einer der vorzüglichsten Arbeiten unseres Faches, die ganze Reise zu einer Musterexpedition, der wir nur wenig ähnliche an die Seite stellen können. **Heger.**

28.

Pizzighelli, G. Handbuch der Photographie für Amateure und Touristen. Zweite Auflage. Mit 1022 Holzschnitten. Band I. Die photographischen Apparate. Band II. Die photographischen Processe. Band III. Die Anwendungen der Photographie. Halle a. S. 1892.

Die Photographie ist durch das Trockenplattenverfahren ein so handsamer Behelf für die beschreibenden Wissenschaften geworden, dass wir nicht mehr nöthig haben, ihren weiteren Verbesserungen, deren jede noch ihre Zeit bis zur genügenden Ausbildung brauchen wird, entgegenzuharren, sondern heute schon sagen können, dass kein Ethnograph, Prähistoriker oder Anthropologe mehr eine Forschungstour antreten sollte und dass kein wissenschaftliches Institut mehr bestehen sollte, ohne zur photographischen Aufnahme seiner Studienobjecte gehörig gerüstet zu sein. Nicht nur für fremde Welttheile, auch für jedes europäische Gebiet und für jeden Sammlungsgegenstand gilt der Satz, dass eine gute Abbildung besser ist als die beste Beschreibung und eine gute Photographie besser als die allerbeste Zeichnung. Aber es muss eine gute Photographie sein. Und um die Hervorbringung guter Bilder in seiner Gewalt zu haben, bedarf es immerhin grösserer Vorübungen und Studien, als die meisten Laien annehmen. Vor Allem möge jeder Anfänger davor gewarnt werden, sich mit den kleinen „Anleitungen", wie sie den billigen Apparaten beigegeben zu werden pflegen, zu begnügen. Er wird aus solcher Genügsamkeit nur Enttäuschung ernten. Im Gegentheile sollte Jeder, welcher die Absicht hat, ernstlich zu photographiren, ehe er an die Anschaffung eines Apparates schreitet, aus einem guten Handbuche die Anfangsgründe und die leitenden Gesichtspunkte der heutigen Photographie gründlich studiren und sich auch fürderhin bei allen seinen praktischen Arbeiten des Rathes seines Handbuches bedienen; denn kaum der Fachphotograph kann sich in alle wichtigen Details vollkommen einleben.

Unter den bestehenden photographischen Handbüchern ist das vorliegende ganz besonders zu empfehlen. Es verlangt nicht wie andere, dass der Leser den Entwicklungsgang der Photographie in eigener Person wiederkäue, um endlich auf den heutigen Standpunkt zu gelangen. Der in Fachkreisen als Autorität hoch angesehene Verfasser bringt seinen Schüler so rasch als möglich auf die Höhe der heutigen Wissenschaft und Praxis. Der erste Band könnte als das Handbuch zur Anschaffung und Handhabung der photographischen Apparate, welches man vor jeglichem Ankaufe zur Hand nehmen sollte, bezeichnet werden. Der zweite Band gibt die Lehre des Photographirens im Allgemeinen. Der Anfänger wird ihn studiren, der Praktiker kann nicht oft genug darin nachschlagen. Der dritte Band gibt dem Specialisten die nöthigen Rathschläge und gerade hier in den Capiteln, welche den einzelnen Forschungsgebieten gewidmet sind, liegt der Hauptwerth des Buches. Uns interessiren besonders die Capitel IX, Aufnahmen auf Forschungsreisen, X, gerichtliche Photographie und XIa, anthropologische Aufnahmen; aber auch die Capitel über die Aufnahme von Landschaften, Architekturen, Personen, Kunst- und Industrie-Gegenständen liefern wichtigen Lehrstoff für unsere Fächer. **J. Szombathy.**

Typen der landwirthschaftlichen Bauten im Herzogthume Bukowina.

Aufgenommen und beschrieben von **Carl A. Romstorfer,**

Architekt und Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz.

(Mit 9 Textseiten-Illustrationen und einer Textfigur.)

Das Studium der ländlichen Bauweise erfreut sich erst seit einigen Decennien einer allgemeinen Pflege. In unserem Vaterlande, welches diesbezüglich wohl als bahnbrechend bezeichnet werden darf, hatte Jakob v. Falke als Mitglied der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale den Vorschlag gemacht, die typischen Bauernhäuser Oesterreichs für Zwecke ethnographischer und kunsthistorischer Forschungen aufzunehmen, während der k. k. Ministerialrath Arthur Freiherr v. Hohenbruck aus allen Kronländern Pläne der verschiedenen Bauerngehöfte sammelte, hauptsächlich um auf Grund derselben Vorschläge von mit den neueren Fortschritten der Bodencultur und Bautechnik im Einklange stehenden Verbesserungen im landwirthschaftlichen Bauwesen machen zu können. Zahlreich sind die mittlerweile bei uns und in anderen Ländern, vornehmlich aber in Deutschland über das Bauernhaus erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten, welche ich in einer besonderen Abhandlung: „Zur Entwicklungsgeschichte des Bauernhauses“ [1]) würdigte.

Seitens des k. k. Ackerbauministeriums wurde aus der heute weit über 300 Nummern umfassenden Bauplänesammlung des Baron Hohenbruck eine Reihe von 61 Typen unter dem Titel: „Pläne landwirthschaftlicher Bauten des Kleingrundbesitzes in Oesterreich“ [2]) herausgegeben. Die Bukowina ist in diesem Werke durch einen ruthenischen Bauernhof aus Balkoutz, durch rumänische Gehöfte aus Ober-Wikow und Kimpolung, sowie durch ein deutsches Bauernhaus aus Sanct Onufry vertreten.

Die Landesausstellung in Czernowitz vom Jahre 1886 brachte ein rumänisches Bauernhaus aus dem Bezirke Storożynetz sowie ein Huzulenhaus aus der Wyżnitzer Gegend, über welche Objecte ich in Nr. 89 der „Wiener Landw. Zeitung“ des genannten Jahres berichtete, nachdem bereits in Nr. 39 dieser Zeitung ein kurzer Aufsatz über das Bauernhaus in Galizien und der Bukowina von mir erschienen war.

Gelegentlich der im darauffolgenden Jahre durch weiland den Kronprinzen Erzherzog Rudolf unternommenen Bereisung der Bukowina, hatte der Landesausschuss ein viergliederiges Comité mit der Inscenirung einer ethnographischen Ausstellung in Czernowitz betraut und fiel mir als Mitglied des erwähnten Comités unter Anderem die dankbare Aufgabe zu, die charakteristischen Bautypen in den verschiedenen Gegenden unseres Kronlandes aufzunehmen und zu zeichnen. Es geschah dies durch die nachfolgenden, auf 9 Textseiten in entsprechend verkleinertem Massstabe dargestellten Illustrationen, bei deren Ausführung ich durch Professor Franz Schwertner unterstützt wurde.

Im Jahre 1890 endlich habe ich über Ersuchen der Commission der Allgemeinen land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung in Wien daselbst ein in Berhometh angefertigtes Huzulenhaus aufgestellt und für die Besucher derselben eine Broschüre unter dem Titel veröffentlicht: „Das Bauernhaus in der Bukowina“ [1]). Mit theilweiser Benützung dieser Schrift wurden die nachstehenden Erläuterungen zu den Tafeln verfasst.

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien setzte im Vorjahre behufs Förderung der Ethnographie in unserem Vaterlande ein eigenes Comité ein, welchem es obliegt, das Bauernhaus umfassenden und methodischen Studien zu unterziehen. Mit der Herausgabe des vorliegenden Werkchens setzt die Gesellschaft die Reihe der Publicationen über das Bauernhaus fort. Möge diese meine Arbeit, welche sich über ein abgeschlossenes, selbstständiges Gebiet erstreckt, den Intentionen der Gesellschaft ent-

[1]) Im „Oesterr. Landw. Wochenblatte“ Nr. 40 und 41, 1891.

[2]) Gesammelt und erläutert von A. Freih. v. Hohenbruck; gezeichnet und autographirt von Carl A. Romstorfer. Wien 1878, Faesy & Frick; Paris, A. Morel & Comp. — Das auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1878 exponirt gewesene colorirte Exemplar, welches mit dem „Grand prix“ ausgezeichnet wurde, befindet sich im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie.

[1]) Zweite Auflage, Czernowitz 1890.

sprechen; mögen die daran geknüpften Erwartungen in Erfüllung gehen und sie recht viele Forscher bestimmen, dem Bauernhause in allen übrigen Kronländern ihre Aufmerksamkeit zu schenken!

* * *

Es liegt eine gewisse Berechtigung darin, die Bukowina als Miniaturbild des Kaiserstaates zu bezeichnen. Thatsächlich besitzt das kleine, nur 10.452 km² umfassende Kronland, welches also der Fläche nach kaum mehr als den dreissigsten Theil der diesseitigen Reichshälfte ausmacht und nahezu den siebenunddreissigsten Theil der Bevölkerung der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder beherbergt, in den an ihre Scholle gebundenen Völkerschaften eine Mannigfaltigkeit, wie kaum ein anderes gleich grosses Stück Land. Neben der autochthonen Hauptbevölkerung, den Rumänen und Ruthenen, sind die meisten anderen in Oesterreich sesshaften Nationalitäten einheimisch; theilweise wurden letztere allerdings erst seit der Besitzergreifung des Landes durch die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1775, also seit etwa zwölf Decennien, als Colonisten angesiedelt.

Die Rumänen bewohnen die südöstlichen Theile des Landes und participiren an der Gesammtbevölkerung, die nach der Volkszählung vom 31. December 1890 642.479 Seelen betrug, mit etwa 32½%.

Die ruthenische Bevölkerung, welche in nicht unbedeutender Anzahl als „Russniaken" nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Galizien (Brzeżan, Brody, Sokal, Kolomea, Halicz etc.) einwanderte und 41¾% der Einwohnerschaft bildet, hat zumeist die nordwestlichen Theile der Bukowina inne. Ein eigenartiger Zweig sind die sich hauptsächlich auf einige Gebirgsthäler (des Czeremosz etc.) beschränkenden Huzulen, welche als slavisirte Kumanen gelten.

Die deutschen Colonisten, mit einem Procentantheil von etwa 8 (sammt den Israeliten, Städtebewohnern etc. von 20¾), hatten sich zum geringen Theile schon nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, grösstentheils aber zu Ende desselben und in den Dreissiger-Jahren unseres Jahrhunderts angesiedelt. Sie kamen aus Schwaben, Franken und vom Rhein, ferner aus Böhmen, Siebenbürgen, der Zips, dann aus Sachsen und Baiern, und zwar als Landwirthe nach Terebleschti, Alt-Fratautz, Sanct Onufry, Milleschoutz, Satulmare, Neu-Itzkany, Illischesti, Buchenhain, Schwarzthal, Radautz, Sereth, Czernowitz-Rosch u. s. w. und als Bergwerksarbeiter nach Jakobeny, Eisenau, Pożorita, Kirlibaba, Katschika u. dgl. Allerdings mussten, da die meisten Bergwerke eingestellt wurden, viele Bergleute im Laufe der Zeit sich allein der Landwirthschaft zuwenden.

Die Magyaren mit nahezu 1¼% der Gesammtbevölkerung besiedelten vornehmlich die Orte Andrásfalva, Hadikfalva (bei Radautz) und Jozseffalva (bei Suczawa).

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts kamen die Lippowaner, eine eigene Religionssecte, aus Russland, insbesonders vom Schwarzen Meere, und liessen sich im heutigen Lippoweni (bei Suczawa), dann in Klimoutz und Fontina alba nieder. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Obstbau und Obsthandel, sowie als Erdarbeiter.

Von den Polen, theilweise ehemaligen Armeniern, welche etwa 3½% der Bevölkerung ausmachen, betreibt wohl nur ein kleiner Theil die Landwirthschaft. Nicht entnationalisirte Armenier (orientalischer Confession), Böhmen, Slovaken und Zigeuner sind hingegen nur in verhältnissmässig geringer Zahl ansässig[1]).

So mannigfaltig nun die Bewohner der Bukowina ihrer Umgangssprache nach sind, so verschiedenartig erscheinen sie in der Religion, den Sitten und der Lebensweise. Namentlich in letzterer Beziehung finden sich selbst bei der autochthonen Bevölkerung charakteristische Unterscheidungsmerkmale, welche beispielsweise schon in der Kleidung zu Tage treten. Dieser Umstand erklärt sich ganz leicht, wenn man erwägt, dass jedes Kleidungsstück, und zwar von der Gewinnung der Gespinnstfaser, der Wolle, des Pelzwerkes, der Farbstoffe an bis zum Spinnen, Weben, Bleichen, Färben, Nähen und Sticken, Flechten u. dgl. einschliesslich der Erzeugung der primitiven Handwerkzeuge durch die bäuer-

[1]) Die Bevölkerung der Bukowina, welche am 31. December 1890 2·737% der Bewohner der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ausmachte, participirte zehn Jahre früher mit blos 2·608%. Von 100 Bewohnern der Bukowina waren

	Deutsche	Böhmen, Mährer Slovaken	Polen	Ruthenen
1880	19·14	0·30	3·21	42·17
1890	20·79	0·08	3·67	41·77

	Slovenen, Serben, Croaten, Italiener, Ladiner	Rumänen	Magyaren
1880	0·01	33·43	1·74
1890	0·01	32·41	1·27

Eine absolute Abnahme hat bei den Böhmen, Mährern und Slovaken sowie bei den Magyaren stattgefunden, eine Folge namhafter Aus- oder Rückwanderung.

liche Bevölkerung selbst hergestellt wird [1]); wenn man sich ferner vor Augen hält, dass das Land und mit ihm der landwirthschaftliche Betrieb sehr verschiedenartig und der Verkehr, wenigstens noch bis in die jüngste Zeit, mangels guter Strassen und Schienenverbindungen sehr erschwert, ja noch heute in den Hochthälern mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Derart entwickelte sich naturgemäss jedes Dorf oder Thal eigenartig; bei dem conservativen Sinne der Bevölkerung, welche ihren abgeschlossenen Charakter stets bewahrt, kann übrigens nur ein langsamer Fortschritt nachgewiesen werden.

Schon unter den Ruthenen, Rumänen und Huzulen herrschen also ganz merkbare Unterschiede in den Sitten und der Lebensweise; grösser werden selbstverständlich die Verschiedenheiten, wenn man sämmtliche Völker der Bukowina in Betracht zieht. Die aus den verschiedenartigsten Gegenden zugewanderten Bewohner haben ja alle noch, da sie so ziemlich auf sich allein angewiesen sind und in geschlossenen Colonien leben, ihre Sitten und Gewohnheiten völlig bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Landwirthschafts- und Wohnverhältnisse.

Es wurde bereits hervorgehoben, dass auf die Ausgestaltung des Bauernhauses einer bestimmten Gegend der Wirthschaftsbetrieb einen wesentlichen Einfluss ausübt. Es wird daher nöthig sein, bevor auf die Beschreibung des Bauernhauses übergegangen wird, noch einige Daten über die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Kronlandes vorauszuschicken.

Die Bukowina hat an unproductiven Flächen und Teichen nur ein verschwindend kleines Areale, der Wald hingegen bedeckt nahezu 45% der Fläche des Landes. Ueber 28% nehmen die Aecker, 13% die Wiesen, ebensoviel die Hutweiden und Alpen und nahezu 1% die Gärten ein. Die Vertheilung ist jedoch nicht gleichmässig. Im Bezirke Kimpolung bedeckt der Wald 65% der productiven Fläche und hat der Bezirk nur 1% Aecker, während im Kotzmaner Bezirke kaum 5% Waldungen auf 83% Ackerland kommen [2]).

[1]) Vergleiche meine Abhandlung: „Bukowina“ in der von k. k. Hofrath Prof. Dr. W. F. Exner herausgegebenen Schrift: „Die Hausindustrie Oesterreichs“, Wien 1890.

[2]) Vergleiche: „Vergleichende graphische Statistik in ihrer Anwendung auf das Herzogthum Bukowina etc.“. Von C. A. Romstorfer und Dr. H. Wiglitzky, Handelskammer-Secretär. Czernowitz 1886.

Die im Lande auf einen Steuerträger entfallende Culturfläche von 6·6 Hektar ist nahezu so gross, wie im ganzen Staatsdurchschnitte; die einzelnen bäuerlichen Besitzungen sind jedoch thatsächlich, namentlich im Flachlande, mit wenigen Ausnahmen viel kleiner, da ein sehr bedeutender Theil der Fläche dem ausgedehnten Grossgrundbesitz angehört.

Das hauptsächlichste Product des ertragreichen Ackerbaues, welches neben den Milcherzeugnissen der Masse der bäuerlichen Bevölkerung als Hauptnahrung dient, ist der Mais. Fast 36% der Anbauflächen sind mit dieser Pflanze und als Zwischenfrucht mit Kürbissen bedeckt; geringer sind die Körnerfrüchte vertreten; verhältnissmässig gut erscheint die Gespinnstfaser cultivirt; die Vieh-, namentlich Schafzucht ist stark entwickelt und wird für den eigenen Bedarf viel Wolle und Pelzwaare gewonnen; nicht unbedeutend ist die Bienenzucht, der Obstbau nicht ganz vernachlässigt.

Die Ortschaften in der Bukowina besitzen eine grosse Häuserzahl. Da das Haus in der Regel inmitten eines umfangreichen Hof- und Gartenraumes steht, dem sich häufig noch Ackerflächen anschliessen, erreicht manches Dorf, insbesonders in den Gebirgsthälern, eine Ausdehnung von mehreren Kilometern. Auf ein bewohntes Haus entfallen im Durchschnitte 5—7 Personen; auf 100 bäuerliche Einwohner 18—18½ ländliche Gebäude, welche je 1½ bis 2 Wohnräume mit je 3—3½ Bewohnern enthalten.

Die landwirthschaftlichen Bauten.

Das grössere rumänische und ruthenische Bauernhaus.

Wenn wir nun auf das Bauernhaus der eingeborenen Bevölkerung selbst übergehen, so haben wir zwischen dem des mittleren oder grösseren und dem des kleineren Besitzers zu unterscheiden. Im Allgemeinen zeigt das grössere Bauernhaus, und zwar sowohl das des Rumänen als das ruthenische, eine dem fränkischen Typus ganz ähnliche Anordnung. Das Wohnhaus ist von den einzelnstehenden Wirthschaftshäusern getrennt erbaut; es hat den Eingang von seiner Breitseite, welcher in ein Vorhaus führt, in dessem Hintergrunde die Rauchröhren aus den Stuben münden und wo häufig auch eine Räucher- oder Vorrathskammer angebracht ist. Rechts und links vom Vorhaus liegen Wohnstuben, von denen die erstere (meist auch grössere) ihre Fenster an der Süd- und Ostseite des Hauses besitzt.

Die Abweichungen vom fränkischen Typus zeigen sich vornehmlich in der Lage des Hauses im Hofe. Dasselbe ist in der Regel an der Rückseite des Hofes, dem Haupteingange gegenüberliegend und parallel zur Strasse erbaut. Die Wirthschaftsgebäude befinden sich theils neben, theils vor dem Wohnhause. Derart können sämmtliche Gebäude von der Wohnung aus auf's Beste überwacht werden und bildet diese gegenseitige Gruppirung der Baulichkeiten das Charakteristische der Anlage. Nicht minder charakterisirt die in Rede stehenden Bauernhöfe der Sonnenbau. Die Front des Wohngebäudes wird nämlich überall so ziemlich nach Süden gelegt, auch dann, wenn der vorüberführende Dorfweg an der Nord-, West- oder Ostseite des Hofraumes liegt. Es kommt deshalb oft vor, dass das Wohnhaus der Strasse die Rückwand zeigt. Die Gesammtanlage wird jedoch in diesem Falle nicht wesentlich geändert.

Das Bauernhaus erhält stets eine sehr geringe Tracttiefe (4—5¹/₂ m), so dass man mit einem einfachen leeren Dachtstuhle für dasselbe das Auslangen findet. Der Tiefe nach kann demnach neben der Stube keine oder blos eine sehr schmale Kammer Platz finden, während beim fränkischen Bauernhause die Kammer neben der Stube fast die Regel bildet. Sind ausser den Stuben und dem Vorhause noch weitere Räumlichkeiten, Kammern u. dgl. nothwendig, so werden sie dem Hause an der Rück- oder der Westseite angefügt und mit einem eigenen, niedriger gelegenen, mit dem Hauptdache gewöhnlich in Verbindung gebrachten Pultdache bedeckt. Derartige Anbauten haben noch den Vortheil, dass sie das Haus an der Nord- und Wetterseite schützen und findet man dieselben fast überall. Das Hauptdach erhält für sich in der Regel nach allen Seiten eine Abwalmung.

Die Verschiedenheiten nun, welche zwischen dem ruthenischen und rumänischen Bauernhause zu finden sind, entspringen hauptsächlich nur aus dem in der betreffenden Gegend gebräuchlichen Bau- und Dachdeckungsmateriale. Im Allgemeinen kann aber angenommen werden, dass der Ruthene öfter Flechtwerk und Stroh zum Baue verwendet, der Rumäne hingegen das Holz vorzieht. Letzterer liebt es ferner, vor der Hauptfront seines Wohnhauses der ganzen Länge nach oder wenigstens auf einem Theil der Länge — manchmal auch an zwei oder drei Seiten — einen gedeckten Gang (Şopreţ) anzubringen, dessen zierlich geschnittene Holzsäulen die Mauerbank für den Dachstuhl tragen, derart, dass also das Hauptdach und nicht etwa ein angeschiftetes Pultdach den Gang bedeckt. Das Schindel- oder Dranitzendach verziert der Rumäne gerne mit zierlichen Firststangen, den First hingegen mit ausgeschnittenen Schindeln oder einem Zierbrette; endlich errichtet er besondere, mit schmalem Dache versehene Thorwege, deren Säulen er ebenfalls mit Schnitzwerk versieht.

Mit grosser Fertigkeit deckt hingegen der Ruthene sein Gebäude mit Stroh und stellt auf den sehr steilen Dachflächen, namentlich des Wohngebäudes, zierliche Muster in Form eines Kreuzes u. dgl. her. Der First wird durch zangenförmig gestaltete Holzböcke (pauzenje) gesichert. In der Nähe von Teichen, wie in Stawczan, wählt er als Deckmaterial lieber Schilf, das dauerhafter ist. Nur am Dachsaume unterlegt er diesfalls die Schilfdeckung mit Stroh. Zur Noth und für Nebengebäude müssen mitunter auch Kukuruzstengel als Deckmaterial dienen.

Im Gebirge wird die Dachfläche mit sehr langen Schindeln (Dranitzen, wohl auch mit Brettern) hergestellt, welche mittelst Stangen bei theilweiser Verwendung von Ruthenbändern und darauf ruhenden grossen Steinen in ihrer Lage erhalten werden. Solche Dächer, wie sie bei den Huzulen oft recht malerisch vorkommen, sind ziemlich flach und haben an den Stirnseiten des Hauses anstatt der Abwalmung Blockwand-Giebel.

Immer springt das Dach, mit welchem wir die nähere Beschreibung der Bauconstructionen beginnen wollen, über die Gebäudeflucht, und zwar oft ziemlich bedeutend vor. Der geschützte Raum darunter wird zum Aufbewahren von Kukuruzkolben und Geräthen benützt. Gesimse kennt man nicht. Um grössere Dachvorsprünge möglich zu machen, lässt man die Bundträme vortreten, welche beim Blockbau durch die stufenförmig vorkragenden Balken der Querwände noch unterstützt werden.

Rauchfänge kommen bei den eingeborenen Landesbewohnern der Bukowina noch wenig vor. Der Rauch des in der Stube an der Rückwand, in der Ecke gegen das Vorhaus zu, stehenden grossen Herdes mit Backofen, wie einen solchen gewöhnlich auch die zweite Stube besitzt, dringt — wie schon erwähnt — durch ein Loch in das Vorhaus und steigt da auf den Dachboden, woselbst er durch Dachlucken in's Freie gelangt. An günstiger Stelle des Dachbodens sind häufig geflochtene Matten (Hürden) zum Auflegen des zu dörrenden Obstes, wohl auch Vorrichtungen zum Aufhängen des Rauch-

fleisches angebracht. Der in den Dachboden ziehende Rauch conservirt das Holzwerk und Deckmaterial, macht es nach und nach ziemlich feuersicher und hält das Ungeziefer fern. Rauchfänge kommen dann vor, wenn im Hintergrunde des Vorhauses ein Herd oder eine eigene Räucherkammer angeordnet ist; die Rauchschlote sind fast ausschliesslich aus mit Lehm überzogenem Flechtwerk hergestellt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass im Sommer das Kochen nicht im Wohnhause, sondern in einem seitwärts stehenden kleinen, meist offenen Bauwerke, der sogenannten Coliba (Colibuţa), erfolgt.

Die Hauswände werden verschiedenartig errichtet; im Gebirge und in der Nähe von Wäldern sind sie im Blockwerksbau, und zwar an den älteren Häusern aus runden Balken mit vorstehenden Köpfen, in neueren zumeist aus Halbholz hergestellt; Zwischenwände macht man jetzt immer aus Pfosten. Namentlich die Gebirgsbewohner verwenden eine besondere Sorgfalt im Zusammenbau der Wände. An der Unterseite arbeiten sie beispielsweise die Rundbalken concav aus, damit eine gute Verbindung in der ganzen Länge mit den darunter befindlichen runden Balken erzielt wird und die Fugen möglichst dicht schliessen. Zum Schutze der vorstehenden Balkenköpfe stellt man wohl auch eine Holzsäule knapp vor denselben auf. In den breiteren Thälern werden die Blockwände vielfach aus behauenen Stämmen hergestellt, in welchem Falle die Balkenköpfe gewöhnlich nicht über die Gebäudeflucht vorstehen. Die untersten, auf Steinen oder einem (aus Lehm bestehenden, seltener gemauerten) Sockel ruhenden starken Holzschwellen treten fast immer über die Fronte vor und tragen starke Pfosten, welche eine sich an mehreren Seiten des Hauses herumziehende Bank bilden. Manchmal wird der Sockel selbst nach aussen derart verbreitert, dass er die Form einer Bank erhält (prispa).

Das Dichten der Holzwandfugen erfolgt zumeist mit Moos, an der Aussenseite unter Zuhilfenahme von Lehm. Auch um die Fenster herum wird Lehm zum Dichten der Fugen verwendet, den man mit Weisskalk übertüncht. Gerne streicht man auch die vorstehenden Balkenköpfe mit Kalk an. In besseren und neueren Bauten sind die Holzwände im Innern ganz mit einem Mörtelverputz überzogen, welcher durch aufgenagelte Holzleisten oder mittelst Rohr seinen Halt erlangt.

Eine andere Construction der Wand, welche häufig auch in Vorstadthäuschen angewendet wird, besteht aus Fachwerk, welches mit gespaltenen, in Nuthen geschobenen, wagrecht liegenden Spalthölzern (Staken) ausgefüllt wird. Darnach versieht man letztere mit Holznägel, welche den Halt für den aufzutragenden Lehmverputz und Kalkanstrich bilden. Sehr häufig werden die Wände geflochten, derart, dass der Raum zwischen den (oft runden, rohen) Holzsäulen mit Flechtwerk ausgefüllt wird. In Scheuern und vielfach auch in Stallungen werden diese Flechtwände nicht, beziehungsweise nur einseitig mit Lehm beworfen, in Wohnhäusern dagegen beiderseits und mit möglichster Sorgfalt. Die Flecht-, Lehm-, Verputz- und Weissigungsarbeiten besorgt fast ausschliesslich das Weib. Wo immer es die Verhältnisse gestatten, trachtet übrigens der Bauer, die Wände des Wohnhauses, der Wärme halber, aus Holz herzustellen.

Gemauerte Wände kommen bei der eingeborenen Bevölkerung aus dem angedeuteten Grunde für das Wohnhaus selten vor. Nur wo guter Baustein, wie in der Dniestergegend, kostenlos zu haben, das Holz jedoch theuer ist, findet man Mauerwerk, allerdings nur für Stallungen und sonstige Wirthschaftsgebäude sowie für die Umfriedungen, angewendet. In diesen holzlosen Gegenden erhalten indess die Mauern ein ganz merkwürdiges Aussehen, da sie sonnenseitig zum Trocknen der als Brennmaterial dienenden Abfälle aus der Rinderstallung benützt werden.

Die mit Verputz überzogenen Wände des Wohnhauses hält der Bauer stets sehr rein und versieht sie alljährlich mit einem frischen Kalkanstrich. Der Sockel und die Umrahmung der Thüre, dann die wenigen und stets kleinen Fenster werden dabei grau, oft aber in grellen Farben gestrichen, die Ränder zuweilen auch mit Ornamenten verziert.

Der Fussboden besteht fast immer nur aus gestampftem Lehm; nur der etwaige Gang vor dem Hause, welcher gleich dem Fussboden erhöht hergestellt ist, wird öfter mit Holz belegt.

Wenn wir nun noch im Innern des Hauses, welch' letzteres meist ohne Zuhilfenahme von Eisen, selbst nicht in Form von Nägeln, aufgebaut wurde und das häufig nur ein hölzernes, mit hölzernem, taschenmesserartigem Schlüssel zu öffnendes Schloss besitzt, ein wenig Umschau halten, so finden wir in der ersten Wohnstube (chata weleka, casa cea mare) mit Ausnahme eines Tisches in der südöstlichen Zimmerecke, dann den sich längs den Wänden herumziehenden Bänken, welche an der Hinterwand, wo sie als Lagerstätten dienen, sehr breit gehalten sind

(ławy), einem Geschirrständer, einer Kleiderkiste (skrynja), einem Kleiderrechen (żerdka) und einem Regale, d. i. einem an der Decke befestigten Brette zum Aufbewahren der Kotzen, Decken, Teppiche und dergleichen, endlich dem Webstuhle (rum.: stative) kein Möbelstück. In der dem Tische entgegengesetzten Zimmerecke steht der ebenfalls mit Bänken umgebene grosse Herd mit Backofen, welch' letzterer gleichzeitig eine vielbegehrte Schlafstelle bildet. Ein Crucifix und einige primitiv hergestellte Heiligenbilder (auf Glas gemalt, früher zumeist aus dem Böhmerwalde bezogen) machen nebst aufgehängten Teppichen und Vorhängen den ganzen Schmuck des Zimmers aus, in dessen nicht selten geschnitzten Unterzugs-Deckenbalken ein Kreuz mit der Jahreszahl der Erbauung angebracht ist.

Die zweite Stube, gewöhnlich kleiner (chatczyna, casa cea mică, casuța), ist im Allgemeinen ganz wie die erste Stube eingerichtet. Im Vorhause (chorom, tinda) stehen die Gefässe für Mehl und Wasser, die Handmühle zum Mahlen des Maises, dann die Leiter zum Aufsteigen auf den Dachboden.

Nicht selten besitzen grössere Wirthschaftshöfe ein Ausgedinghäuschen, weniger häufig findet man ein eigenes Gebäude (komora, camarușa) zum Aufbewahren von Kornfrucht, zum Aufstellen einer hölzernen Keilpresse behufs Gewinnung von Oel aus Kürbiskernen, Hanf- oder Sonnenblumensamen, eines grossen Webstuhles u. dgl.

Die Stall- und sonstigen Wirthschaftsgebäude sind, wie bereits erwähnt, wohl immer höchst einfach und in den geringsten Ausmaassen aufgeführt. Grössere Sorgfalt wird zumeist der Herstellung der grossen, im Gesichtskreise der Stube aufgestellten Kukuruzkörbe (coșer) geschenkt, welch' letztere ja das wichtigste landwirthschaftliche Erzeugniss enthalten. Sie werden derart situirt, dass der herrschende Wind die grosse Masse der oben in den Korb eingeworfenen Maiskolben völlig durchstreichen kann. Geflochtene Kukuruzkörbe schätzt man deshalb als die besten. Mächtige Stützen aus Holz sichern sie gegen Winddruck. Auch die Colonisten benützen mit Vorliebe zur Aufbewahrung des Maises derartige Behälter.

Namentlich dort, wo gutes Flechtmaterial vorhanden ist, stellt der eingeborene Landwirth auch den Geflügelstall (kurnyk, gainar) in Form eines Bienenkorbes aus Flechtwerk her, oft mit Lehm verschmiert und rein getüncht, wie nicht minder die selten fehlende Hütte für den Haushund, häufig auch die Schweinebuchten (kosznyca, coteț). Bemittelte Bauern unterpflastern in Gegenden, wo Bausteine zu haben sind, die Getreidefeimen und Tristen für Stroh und Kukuruzstengel. Keller (potajnyk, privniță) sind selten und dann nur klein.

Der im Allgemeinen geräumige Hof (podwirje, ogradă) gewöhnlich auch Garten und Feld, sind im Gebirge mit gespaltenen, langen Hölzern, welche zwischen je zwei mit Holzbändern zusammengehaltenen, dünnen Pfählen zickzackartig wie die amerikanischen Holzzäune oder Fenzen ruhen, wohl auch palissadenartig, seltener in der Form einer Planke eingehegt; im Flachlande ist die Umfriedung aber zumeist mit Weidenruthen geflochten, sonst wohl auch in Stein trocken gemauert, selbst aus den starken Stengeln der Sonnenblumen gebildet. Hie und da besteht dieselbe aus einem Graben mit kleinem Wall, welch' letzterer Gesträuch trägt. Ausser dem Thorwege sind in den Einfriedungen meterbreite Ausschnitte mit vorgelegten Stufen aus Stein oder Holz angebracht (perelaz, prilaz), welche ein leichtes Uebersteigen der Zäune ermöglichen. Sie haben den Zweck, dem frei im Hofe herumlaufenden Vieh das Verlassen des Hofes zu verwehren, was anderenfalls, da Thüren aus Versehen offen bleiben können, geschehen würde. Bei dem mangelhaften Verschluss würde sich übrigens das Vieh die Thüre selbst öffnen. Nur vom Schweinestalle (kucza) aus ordnet man ein Thürchen, direct auf die Strasse mündend, an, da die Schweine gewöhnlich auf die Hutweide gelassen werden, deren jede Gemeinde eine in grosser Ausdehnung (und häufig an die Häuser angrenzend) besitzt. Zuchtschweinställe werden also an der Umfriedung des Hofes oder dort, wo ein Vorhof vorhanden ist, an der Umfriedung des letzteren angelegt.

Bei der Mangelhaftigkeit in der Herstellung der Wirthschaftsgebäude, bei dem gänzlichen Fehlen der Auspflasterung und Begrenzung der Düngerstätte, der Beschotterung des Hofes, bei der unvollkommenen Ableitung des Regenwassers u. s. w. kann im Grossen und Ganzen von einer besonderen Reinlichkeit der Gesammtanlage, wenigstens bei grösseren Wirthschaften, nicht die Rede sein. Dort jedoch, wo der Hof theilweise mit Bäumen umpflanzt ist oder wo sich ein wohlgepflegtes Gemüsegärtchen, ein Obstgarten, der Schöpfbrunnen mit einem netten Brunnenhäuschen u. s. w. anschliesst, macht eine bäuerliche Besitzung mit dem stets blendend weiss getünchten oder dem malerischen hölzernen Wohnhause einen recht angenehmen Eindruck.

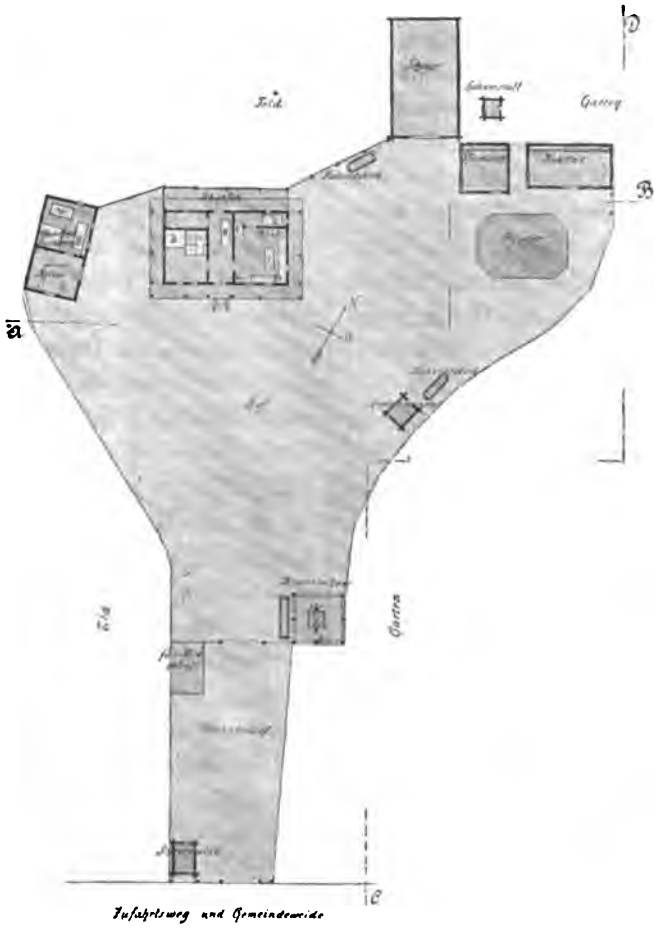
Textseiten-Illustration 1.

Bauernhaus in der rumänischen Ortschaft Skeja, Bezirk Suczawa.

Haus Nr. 72.

Vorderansicht *A B.* 1 : 300.

Seitenansicht *C D.* 1 : 600.



Grundriss. 1 : 600.

Im Bauernhause ist der Hausschwamm in der Regel unbekannt und es übersteigt die Dauer der Gebäude oft ein Jahrhundert.

Nach diesen allgemein gehaltenen Betrachtungen erübrigt es noch, einige besondere Bemerkungen zu den einzelnen, in den Tafeln dargestellten Gehöften anzufügen.

Textseiten-Illustration 1 zeigt eine grössere Wirthschaftshof-Anlage in der im südöstlichen Theile der Bukowina gelegenen Ortschaft Skeja, Bezirk Suczawa. Das Bauareal ist einerseits mit einem Garten, von zwei Seiten mit Feldern umgeben und erhielt die aus den Bedürfnissen hervorgegangene eigenthümliche Form. Die einzelnen Baulichkeiten begrenzen den Hof nach rückwärts und sind im Allgemeinen nach Südost gerichtet. Das Wohnhaus, um das sich, mit Ausnahme der Rückseite, ein auf geschnitzten Säulen ruhender, erhöht angeordneter, bedeckter Gang zieht, besteht aus dem Vorhause mit dem einfachen Webstuhle bei *W*, der die südöstliche Ecke einnehmenden, nur 4·2 m breiten und 4·4 m tiefen Stube mit dem Tische *T*, den festen Bänken *Ba*, drei primitiven Kästen *K* und *Ka* (sonst gewöhnlich nur Truhen) und dem Ofen *O*, durch welchen gleichzeitig das kleine, sich rückwärts anschliessende Kämmerchen mit der Lagerstätte bei *B* beheizt wird. Links vom Vorhause liegt eine kleine, als Winterküche benützte Stube, welche einen Herd, *o*, und eine breite Lagerstätte, *B*, enthält, während neben dieser Stube noch eine Vorrathskammer, vom Vorhause aus zugänglich, angeordnet erscheint. Die Rückseite des Wohnhauses bildet ein unter einem Schleppdache befindlicher, nur 1·8 m breiter Schoppen. Die Sommerküche liegt in einem eigenen, theilweise unterkellerten Gebäude; sie dient gleichzeitig als Fruchtkammer und ist mit einem offenen Herde, zwei Webstühlen und verschiedenen Webereigeräthen eingerichtet. Der Kellerzugang wurde von aussen angebracht. Ausser dem kleinen Pferde-, dem Kuhstalle und der aus späterer Zeit stammenden Längsscheuer sind noch zwei Schweineställe, ein Hühnerstall und zwei aus Flechtwerk hergestellte Kukuruzbehälter vorhanden. Der mit Welle versehene Brunnen ist mit einem auf Säulen ruhenden Dache überdeckt. Von den Schweineställen liegt einer am Zufahrtswege und besitzt gegen letzteren zu ein Thürchen, um den Laufsäuen die ungehinderte Benützung der an den Zufahrtsweg anschliessenden grossen Gemeindeweide zu ermöglichen. Wohnhaus, Sommerküche, Pferde- und Kuhstall sind aus behauenen, auf einzelnen grossen Steinen ruhenden, mit Lehm angeworfenen und mit Kalk getünchten Blockwänden hergestellt; Sockel und Fussböden bestehen aus gestampftem Lehm. Die Scheuer, die Schweineställe und der Hühnerstall haben ebenfalls Blockwände; dieselben besitzen indess vorstehende Köpfe und sind ohne Anwurf belassen. Die Dächer, welche ursprünglich wahrscheinlich aus Stroh bestanden und am First mit hölzernen Böcken versichert waren, sind nun zumeist mit Dranitzen eingedeckt. Der aus den Herdfeuern sich entwickelnde Rauch zieht durch das Vorhaus, beziehungsweise direct auf die von innen mittelst Leitern zugänglichen Dachböden und von da durch Dachluken in's Freie. Eisen kommt wohl nur an den Fensterchen des Wohnhauses vor; Thürriegel und Thürbänder sind aus Holz, beziehungsweise aus Riemen oder Haselruthen hergestellt. Der Unterzugsbalken der grossen Stube trägt neben einem eingeschnitzten Kreuze die Jahreszahl 1824. Diese Wirthschaft, Haus Nr. 72, gehört dem Georgi Kreanga und umfasst ausser dem Bau- und Gartenareale noch nahezu 10 Hektar Ackerland, auf welchem zum grossen Theile Kukuruz angebaut wird; ein Stückchen Feld ist mit Hanf bepflanzt.

Entsprechen die meisten der rumänischen Bauernhäuser im Grossen und Ganzen dem Typus des eben beschriebenen Gehöftes, so kann man beim ruthenischen Wirthschaftshofe, hauptsächlich in Bezug auf das zur Verwendung kommende Baumaterial, drei Varianten unterscheiden. Im Hauptgebiete der Ruthenen, der Czeremosz- und Pruthebene, sowie am Dniester, ist der Getreidebau vorherrschend und es wird die Gegend um Kotzman wohl auch als Kornkammer der Bukowina bezeichnet. Stroh, Kukuruzstengel und Schilf sowie Weidenruthen finden sich hier fast überall, während Holz, in reicher Menge in den gebirgigen Theilen vorkommend, am Czeremosz und Pruth billig zu haben ist, weiter nördlich aber schon sehr kostspielig wird; am Dniester muss deshalb, wie schon bemerkt, der getrocknete Kuhdünger als Brennmaterial dienen. Hier aber finden sich Kalk-, Gyps- und Sandstein in reichlicher Menge vor.

Bei dem auf der Textseiten-Illustration 2 dargestellten, dem Vasile Maximiuk eigenthümlichen Wirthschaftshofe in Russisch-Banilla Nr. 173, Bezirk Wyżnitz, zeigt das Wohngebäude, abgesehen von dem Strohdache, vollständig den Charakter des nahen Gebirgshauses, während die übrigen, höchst simpel hergestellten Baulichkeiten mit Balkengefach

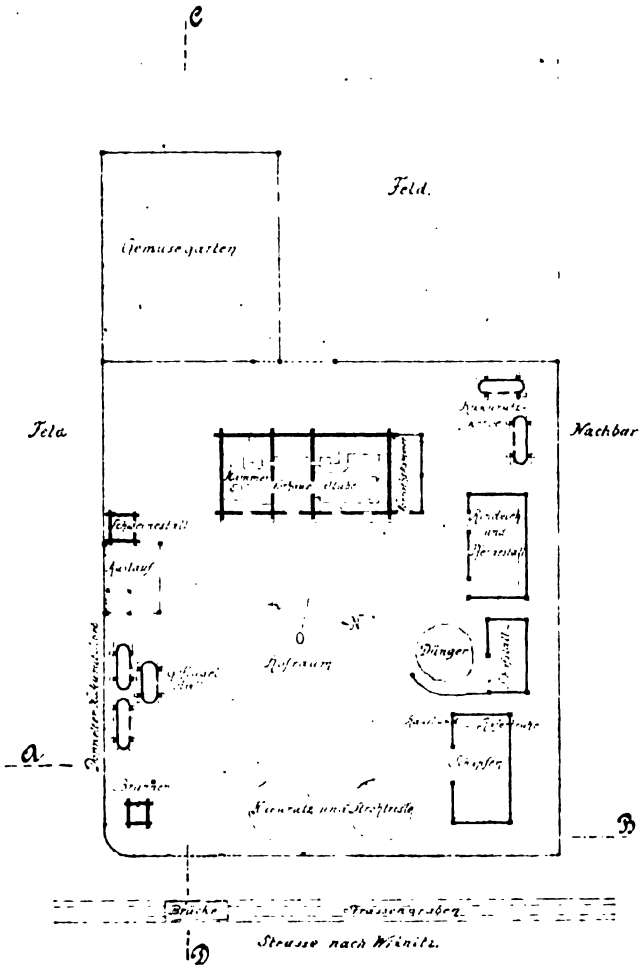
Textseiten-Illustration 2.

Bauernhaus in der ruthenischen Ortschaft Russisch-Banilla, Bezirk Wiżnitz.

Haus Nr. 173.

Vorderansicht *A B.* 1 : 225.

Seitenansicht *C D.* 1 : 225.



Grundriss. 1 : 450.

versehene Wände aus Flechtwerk besitzen; auch die Einfriedung, die man gewöhnlich mit einem schmalen Strohdache versehen antrifft, ja selbst die Futterbarren sowie die Brücke über den Strassengraben sind geflochten; letztere ist hie und da auch aus einem ausgehöhlten Baumstamme hergestellt. Das Wohnhaus liegt mit seiner Vorderfronte gegen Ostsüdost und parallel zur Strasse; nach Norden hin ist die Anlage durch die Stallungen, die grosse, nahezu gleiche Ausmaasse wie in früheren Beispielen aufweisende Wohnstube insbesonders noch durch eine an das Wohnhaus angefügte Vorrathskammer geschützt. Die Fugen der nach innen zu eben behauenen Blockwände sind mit Moos gedichtet, die Flechtwände gewöhnlich, hier nur beim Geflügelstall, mit Lehm beworfen. Die Prispa wurde aus Pfosten hergestellt, die Köpfe der Blockbalken sind, vornehmlich ihrer Conservirung halber, mit Kalk getüncht, sämmtliche Dächer mit Stroh gedeckt. Das Vorhaus des Wohngebäudes ist gegen den Dachraum offen; nur an der Rückwand, und zwar in der Nähe der Rauchabzugsöffnungen der Stubenöfen, befindet sich an Stelle der Decke eine Flechtmatte, welche als Obstdörre dient. Der Rauch zieht durch eine Dachöffnung (hie und da durch einen geflochtenen und mit Lehm ausgekleideten Rauchfang) in's Freie. Zu beiden Seiten des Vorhauses liegt je eine Wohnstube, wovon die kleinere als etwaiges Ausgeding dient. Jede hat einen grossen Herd mit Backofen, welcher ein hölzernes Gerippe besitzt, auf einem hölzernen, an der vorderen Ecke befindlichen Fusse ruht, im Uebrigen aber geflochten und mit Lehm gesichert ist. In einem anderen Bauernhause desselben Ortes erscheint einer der Herde an der Aussenseite mit aus Kossow (1859) stammenden rohen, bunten Kacheln verkleidet. Die auf Füssen ruhenden Kleidertruhen sowie die Tische, verziert mit Kerbschnitzereien, ferner die Ochsenjoche und sonstigen Geräthe aus Holz sind Huzulenarbeit und stammen aus der Gegend von Putilla. Das neben der Eingangsthüre ersichtliche Wandloch, das bei den meisten Bauernhäusern in der Bukowina vorkommt, dient dazu, das hölzerne Thürschloss von aussen öffnen zu können. Die zwei gegen die Strasse zu gelegenen Kukuruzkörbe befinden sich hinter einander angeordnet; manchmal trifft man auch zwei Kukuruzkörbe neben einander stehend an und mit einem gemeinschaftlichen Dache überdeckt. Zwei andere, gewissermassen Reserve-Kukuruzkörbe, sind in der Nähe des Pferde- und Ochsenstalles aufgestellt. Der Brunnen ist ein sogenannter Ziehbrunnen. Zum Hause gehören etwas über 4 Hektar Ackerland, auf welchem Körnerfrucht, Kukuruz, Hanf, ab und zu auch Tabak gepflanzt wird. Das Trocknen der Tabakblätter erfolgt an den Flechtwänden oder auf besonderen, einfachen, mit Dach versehenen Trockengerüsten.

In der Gegend von Stawczan, aus welchem Orte (Bezirk Kotzman) der dem Tonastko Ojstrek gehörige, in Textseiten-Illustration 3 abgebildete Wirthschaftshof Nr. 68 stammt, befinden sich eine Anzahl umfangreicher Teiche mit vorzüglichem Schilf, welches Material hauptsächlich zur Dacheindeckung verwendet wird. Die Dachsäume erhalten indess stets eine Strohunterlage, ferner stellt man die Grate und Dachfirste aus Strohdoggen her. Das Wohnhaus liegt mit der Vorderseite gegen Südsüdost und besitzt mit Lehm angeworfene, getünchte Blockwände; die Wände der Vorrathskammer, sowie der übrigen Baulichkeiten bestehen aus Holzsäulen, zwischen welche Staken eingeschoben sind. Das Vorhaus ist wieder gegen den Bodenraum zu offen. In dasselbe münden die Rauchlöcher des grossen, in der Küche befindlichen Herdes und des an Stelle eines früher bestandenen Herdes gesetzten neuartigen Stubenofens. Ausser Bänken, einem Tische und einigen Truhen besteht die Einrichtung der Küche und Stube weiters aus breiten, pritschenartigen Lagerstätten, sowie die der letzteren noch aus einem Spinnrade und einem Geschirrkasten. Kleinere Holzgeräthe, Löffel, Salzbehälter, Teller, Mulden, Pfefferbüchsen, Siebe u. dgl. sowie Kannen u. s. w. bringen im Sommer hausirende Huzulen, welche dafür Kukuruz eintauschen. Die Körnerfrucht wird in einem etwa 3 Hektoliter fassenden, aus Stroh geflochtenen Korbe aufbewahrt, der in der Fruchtkammer steht. Die Bienenkörbe sind ebenfalls aus Strohflechtwerk hergestellt. Wie in der Czeremoszebene die eigenthümlich geformten, cylinderartigen Strohhüte der Männer auffallen, so trifft man in der Dniestergegend jedes Weib merkwürdigerweise mit einem Fez am Kopfe an. Die in Rede stehende Wirthschaft umfasst gegen 20 Hektar Ackerland und besitzt 4 Pferde, 2 Kühe, 3 Stück Jungvieh, 20 Schafe und 10 Hammel, ferner Schweine und etwa 10 Bienenstöcke.

Das auf Textseiten-Illustration 4 dargestellte Haus Nr. 158 in Toutry am Dniester, Eigenthum des Stephan Bojczuk Vaseliu, ist ein neueres Object, das vor kaum 20 Jahren, übrigens ganz nach Art der anderen Häuser, erbaut wurde. Die Hauptfront des Wohngebäudes ist nicht der Strasse zugekehrt, sondern sie steht senkrecht auf letzterer, um die sonnenseitige Lage zu erzielen. Der Besitz umfasst

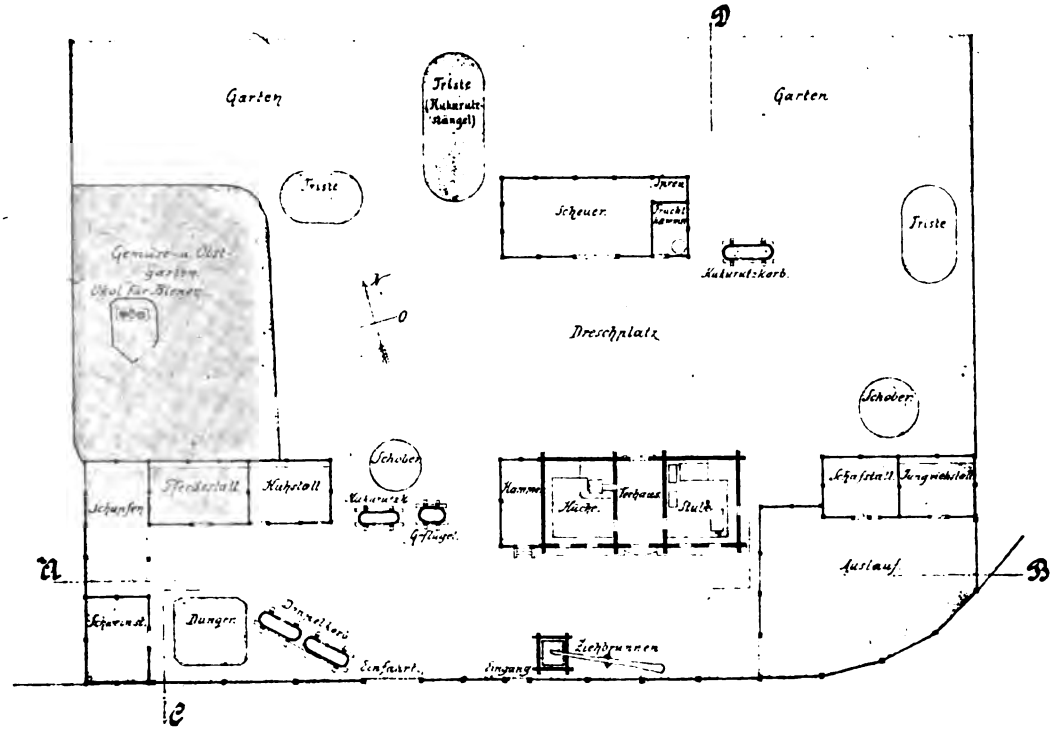
Textseiten-Illustration 3.

Bauernhaus in der ruthenischen Ortschaft Stawczan, Bezirk Kotzman.

Haus Nr. 68.

Vorderansicht *A B.* 1 : 450.

Seitenansicht *C D.* 1 : 450.



Grundriss. 1 : 450.

12 Hektar Feld und werden 2 Pferde, 2 Ochsen, 2 Kühe, 15 Schafe und eine entsprechende Anzahl Schweine gehalten. Die Einfriedung des regelmässig gestalteten Hof- und Gartenareales besteht aus Bruchsteinmauerwerk, das gegen die Strasse zu mit Kalk-, wohl auch Gypsmörtel, sonst trocken hergestellt ist. Die Einfahrt, sowie das neben derselben liegende Gehthürl ist von rein bearbeiteten, mit geometrischen Ornamenten (Sechspass) verzierten Steinmonolithen eingefasst. Die Einfriedung des Gemüsegartens gegen den Hof zu wurde theilweise mit (zwischen steinerne Säulen eingeschobene) Pfosten, theils mit an ihren oberen Enden verflochtenen Sonnenblumenstengeln bewerkstelligt. Sämmtliche Bauobjecte besitzen Stroheindeckungen und mit Ausnahme des Wohnhauses unverputzte Bruchsteinwände. Das letztgenannte Gebäude wurde, der Wärme wegen, aus Holz mit Blockwänden errichtet, bei welchen die Balkenköpfe vorstehen. Aussen wie innen sind die Wände mit Verputz versehen und rein getüncht. An der West- und Nordseite erscheint dem Wohnhause ein aus (zwischen Holzsäulen geschobene) Staken errichteter Gerätheschoppen und eine Vorrathskammer vorgelagert; an den zwei übrigen Seiten zieht sich eine aus Lehm gestampfte und mit Pfosten belegte Prispa herum. Das Wohnhaus besteht wieder nur aus einem Vorhause, in welchem ein geflochtener, sich nach oben verengender Rauchfang angeordnet ist, einer grösseren nach Ost gelegenen und einer kleineren Stube. In ersterer wurde, wie in dem aus Stawczan gewählten Beispiele, der Herd bereits durch einen Zimmerofen ersetzt. Auf der Unterseite des Unterzugsbalkens erscheint ein Kreuz eingebrannt. Ein Theil des Hofes, sowie der Unterbau der Feimen ist gepflastert. Unter der Spreukammer wurde ein von aussen zugänglicher kleiner Keller angelegt. Die Kukuruzkörbe sind auch hier aus Weidenruthen geflochten. Das neben dem Brunnen stehende, hübsch gemeisselte, hausindustriell hergestellte Steinkreuz, wie ähnliche sich an Wegen und in Feldern sehr zahlreich vorfinden, rührt aus der Zeit her, als das Bauareal noch Ackerland war.

Das kleinere rumänische und ruthenische und das Huzulen-Bauernhaus.

Das Haus des kleinen rumänischen und ruthenischen Landwirthes, sowie jenes des Huzulen, welch' letzterer wohl immer nur über ein kleines Besitzthum verfügt, ist theilweise von dem Bauernhause des mittleren oder grösseren Besitzers verschieden angelegt, insoferne es sowohl die Wohn- als die Wirthschaftsräume in einem einzigen Gebäude vereinigt. Die ersteren sind wie bei grösseren Bauern gruppirt und bestehen nebst dem Vorhause und einer Stube nur noch aus einer kleinen Stube oder Kammer; oft besitzt das Haus überhaupt nur das Vorhaus und eine Stube. Auf dieselbe Weise, wie nun an das Wohnhaus der grösseren Anwesen west- und nordseitig häufig Kammern angebaut werden, über welche sich das Dach des Wohngebäudes herabzieht, ebenso fügt der minder bemittelte Landwirth, und zwar an einer oder beiden benannten Seiten, Räume an, welche er theils als Stallungen, theils als Geräthe- oder Vorrathskammern benützt. Abgesondert hievon führt der kleine Besitzer nur den Kukuruzkorb, den Geflügelkobel und wohl auch den kleinen Schweinestall auf. Sehr häufig wird der westliche Zubau zum Wohnhause über die Hauptfronte desselben hinaus vergrössert, um eine weitere Kammer oder den Schweinestall zu gewinnen und entsteht dadurch eine hakenförmige Grundrissform.

Die folgenden, aus dem rumänischen und Huzulengebiete gewählten Beispiele werden das Gesagte näher erläutern.

Auf der Textseiten-Illustration 5 erscheint das aus dem Bezirke Storożynetz stammende rumänische Bauernhaus, welches auf der Landesausstellung in Czernowitz im Jahre 1886 errichtet wurde, abgebildet. Es ist ein Blockbau aus roh gezimmerten, kaum 15 cm starken Balken mit vorstehenden Köpfen; die oberen Hölzer ragen, behufs genügender Unterstützung des Daches, weiter vor. An das Wohnhaus, und zwar an den Seiten gegen Nordwest, sind die Stallungen und Schupfen angebaut; die aus Lehm hergestellte Prispa zieht sich an der Süd- und Ostseite herum. Nächst dem Eingange steht im Vorhause auf einer Bank ein Wasserkübel, im Uebrigen befindet sich daselbst kein weiteres Einrichtungsstück; ein Theil der Decke ist durchbrochen und steht hier die Bodenleiter. Die rückwärts vom Vorhause abgetrennte Kammer dient zur Aufbewahrung von Vorräthen. In der hinteren, an das Vorhaus anstossenden Ecke der links gelegenen einfensterigen Kammer und der rechtsseitig (gegen Osten) situirten grösseren Stube mit drei Fenstern sind die auf einem grossen Balkenrahmen aus Lehm hergestellten, gleich grossen Herde placirt. An drei Seiten der Wohnräume ziehen sich breite, feste Bänke längs den Wänden herum, welche zugleich als Schlaflager dienen und sich an der Hinterwand zu förmlichen Betten erweitern. Bewegliche Bänke stehen vor den Oefen und dem Tische. Selten fehlt der grosse, nächst den Fenstern in der

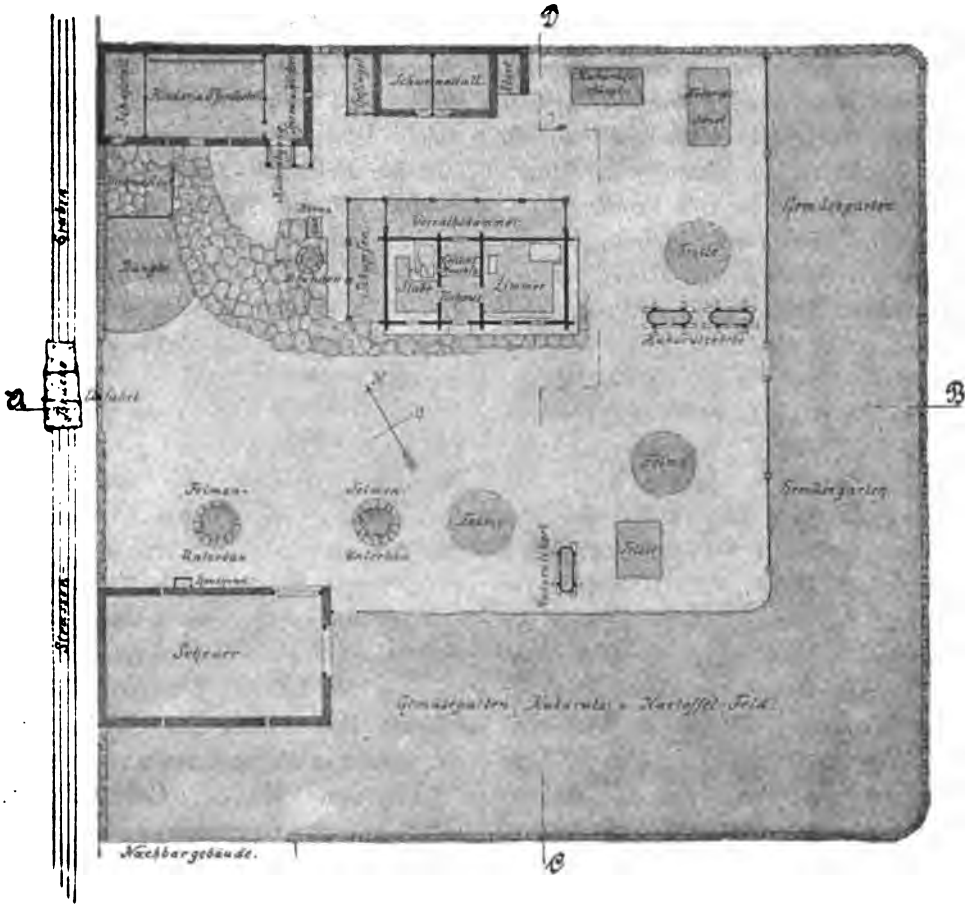
Textseiten-Illustration 4.

Bauernhaus in der ruthenischen Ortschaft Toutry, Bezirk Kotzman.

Haus Nr. 158.

Vorderansicht *A B*. 1 : 450.

Seitenansicht *C D*. 1 : 450.



Grundriss. 1 : 450.

Wohnstube aufgestellte Webstuhl. Kästen gibt es nicht; Kleidungsstücke und sonstige Habseligkeiten werden vielmehr auf Brettern, welche längs den Wänden über Fensterhöhe angebracht sind, sowie in Truhen aufbewahrt. Auf ähnlichen, über den eigentlichen Lagerstätten befindlichen Brettern werden die selbsterzeugten Decken und Teppiche aufgestapelt, welch' letztere häufig auch Wände und Bänke bedecken.

Eine kleine rumänische Wirthschaft aus Pożoritta, Haus Nr. 92, Bezirk Kimpolung, ist auf der Textseiten-Illustration 6 dargestellt. Besitzerin ist Marinka (a Georgi a Jacob) Slevoka. Zu der Wirthschaft gehören fast 12 Hektar, meist Wiese und Weide, zum Theile Wald, 4 Kühe, 1 Paar Zugochsen (für Holzfuhrwerke) und etwa 10 Schafe. Es sei bemerkt, dass die ärmeren Bewohner dieser Gegend sich im Winter gewöhnlich als Holzschläger, im Sommer als Schäfer oder Fuhrleute verdingen. Das erwähnte Haus hat an der Vorderseite einen Gang und besteht aus einem Vorhause, von welchem nach rückwärts eine Kammer abgetrennt ist, einer Stube, endlich aus Anbauten für Vieh und Geräthe an der Nord- und Westseite. Getrennt vom Hause befinden sich die Sommerküche (mit offenem Herde errichtet) sowie ein geflochtener Hühnerstall. Das Haus ist in Blockwandbau hergestellt und wurde ein Theil der Vorderfront mit Lehm beworfen und getüncht. Das steile Dach erscheint mit Dranitzen gedeckt. Die Sommerküche, welche ebenfalls aus Blockwänden besteht, erhielt ein mit Schwartlingen hergestelltes Dach. Der Rauch zieht durch eine Dachluke, beziehungsweise durch die Dachfugen der Sommerküche in's Freie.

Dieselbe Illustration zeigt ferner kleinere Bauten aus Dorna kandreni, Bezirk Kimpolung, wie sie auf den Alpenweiden zu finden sind, und zwar eine Alpenhütte (coliba, colibuța), einen Okol für Vieh (korla) und einen Okol zur Sicherung für das gewonnene Heu (ingraditura la fun), welche zu grösseren Wirthschaften gehören, deren es gerade in jener Gegend eine Anzahl gibt. So besitzt der Bauer Mitrophan in Dorna kandreni über 90 Hektar Feld, zumeist Gebirgsweide und hält 8 Pferde, 90 Stück Grossvieh und 200 Schafe. Die Alpenhütte enthält nur einen einzigen Raum; das Feuer, über welchem der Kessel auf hölzernem Galgen hängt, brennt offen. Zur Nachtzeit ruft der Hirte das allerdings sehr den Unbilden der Witterung ausgesetzte Vieh mit seiner elegisch klingenden, an 3 m langen, aus weichem Holze zusammengefügten und mit Birkenrinde überzogenen Schalmei in den Okol zusammen.

Besonders charakteristisch sind die Baulichkeiten der hauptsächlich gebirgige Gebiete bewohnenden Huzulen. Die älteren Häuser haben durchwegs flache, mit Brettern eingedeckte und mit Steinen beschwerte Dächer, wie die Alpenbauten. Den Typus eines Huzulenhauses zeigt das erste im Grundriss und Ansicht auf Textseiten-Illustration 7 dargestellte, aus dem Wyżnitzer Bezirke stammende Object, welches auf der Czernowitzer Ausstellung vom Jahre 1886 zu sehen war. Es ist aus halbrunden Blockhölzern und, wie alle Huzulenbauten, ungemein sorgfältig gearbeitet. Die Innenseiten der Wände sind eben behauen und gleich den Deckenbalken und ihrer Verschalung häufig sehr sorgfältig gehobelt, die Fugen der Wände aber mit Moos gedichtet. Die Einrichtung der Stube ist ähnlich wie bei den bereits beschriebenen Häusern. Ueber etwa zwei Drittheile der vorderen Längsseite zieht sich ein von zierlichen Säulen getragener offener Gang hin; die rückwärtige Längsseite besitzt unter einem Flugdache zwei kleine Stallungen und eine von denselben durch mannshohe Pfostenwände getrennte, nur vom Vorhause aus zugängliche Kammer, von wo man bequem aus dem Innern des Hauses im Stalle nachsehen kann. Im Hofraume befindet sich ein auf drei Seiten durch volle Wände, auf der vierten durch eine Parapetwand abgeschlossener Bau, die Sommer- oder Käseküche, mit einem grossen, auf dem Dreigestell hängenden Kessel. Sehr kunstfertig sind die Thürbänder und Thürschlösser ganz aus Holz hergestellt, welch' letztere von aussen durch ein handgrosses, mittelst Schieber verschliessbares Loch geöffnet werden können. Nicht selten ist das Oeffnen nur mittelst eines taschenfeitelartigen, hölzernen Schlüssels möglich, der durch ein mit Pfropfen verschliessbares Wandloch geschoben wird. Das flache Dach ist mit Dranitzen eingedeckt und mit auf Stangen lagernden Steinen beschwert.

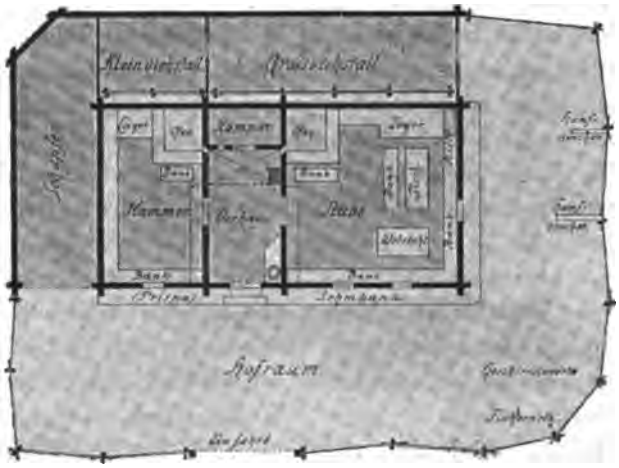
Auf derselben Illustration ist ferner ein dem Vasili Filippiuk in Dichtenitz gehöriger Wirthschaftshof abgebildet, welcher aus einem Vorhaus und Stube enthaltenden Wohnhause mit angefügter Kammer (für das nicht auf der Alpe befindliche und kranke Vieh, sowie für seine als Trag- wie als Zugthiere verwendbaren, überaus widerstandsfähigen kleinen Pferde) und einer Sennküche besteht, dann ein neueres, mit hohem, dranitzenbedecktem Dache versehenes Bauernhaus aus Uscie-Putilla, endlich ein grösseres Bauernhaus aus Sergie.

Interessant sind die Gebräuche, welche in den verschiedenen Gegenden seitens der eingeborenen

Textseiten-Illustration 5.

Rumänisches Bauernhaus aus dem Storożynetzer Bezirk.

(Landesausstellung Czernowitz 1886.)



Grundriss. 1 : 225.

Bevölkerung gelegentlich der Errichtung eines Hauses in Uebung stehen. Bei dem ziemlich abgeschlossenen kleinen Völkchen der Huzulen dürften dieselben am prägnantesten hervortreten und sei es deshalb gestattet, einige Worte über den Hausbau und das Bauopfer bei den Huzulen anzufügen. Hierüber berichtet Dr. R. F. Kaindl, welcher sich das Studium des in Rede stehenden Volksstammes zur besonderen Aufgabe gestellt hat, nach Mittheilungen des bekannten Huzulenkenners Georg Hanicki, griechisch-orientalischen Pfarrers in Sergie-Putilla:

„Nicht jeder Ort ist glückbringend und daher ist auch nicht jeder als Bauort für die Hütte geeignet. Deshalb prüft der Huzule den Platz, auf welchem er sein Blockhaus errichten will, sehr genau, bevor er den Bau beginnt. Mit Vorliebe wird ein Ort gewählt, den das Vieh — der einzige Reichthum des Bergbewohners — als Lagerstätte aufsucht. Ein Platz, auf welchem ein Bau rother Ameisen sich befindet, soll nicht als Baugrund gewählt werden; hingegen ist eine Stelle, auf welcher schwarze Ameisen ihren Hügel aufführten, glückverheissend. Um den Ort noch genauer zu erforschen, schläft der Familienvater, welcher das Gehöft aufführen will, auf demselben. Träumt er angenehm, erscheint ihm vorzüglich im Traume schönes Vieh, so ist der Baugrund wohl gewählt; im entgegengesetzten Falle hütet sich der Huzule, auf demselben zu bauen. Andere erproben die Baustelle auf folgende Art: sie stellen auf dieselbe ein Gläschen, welches nicht ganz voll mit Wasser gefüllt und mit einem Blatte bedeckt ist; wenn der Platz glücklich sein soll, so wird am folgenden Tage das Wasser zugenommen haben; ist dieses nicht geschehen, so ist der Ort zu meiden. Hat man den Ort, auf welchem die Hütte erbaut wird, nicht sorgfältig geprüft, so kann es leicht geschehen, dass die Wahl gerade auf einen Ort fiel, auf welchem der Teufel und böse Geister hausen. In diesem Falle spukt es im Hause und die Bewohner desselben müssen grosses Unheil erfahren. Da bleibt nichts Anderes übrig, als das Blockhaus auf einen günstigeren Ort zu übertragen und das geschieht auch oft. — Will der Huzule ein Gehöft errichten, so ladet er gewöhnlich seine Nachbarn, die freilich oft nur allzu weit wohnen, zur gemeinsamen unentgeltlichen Arbeit ein; man nennt diese freiwillige Hilfeleistung „Kłaka“. Sind die vier untersten Balken gelegt worden, so werden unter dieselben an den vier Ecken gegen die Innenseite hin Weihrauch, Geld, Salz und Brot, gegen die Aussenseite aber Kohlen und Mörtel aus einem Backofen gesteckt. Die ersteren Gegenstände sind als glückverheissend für die Bewohner der Hütte bestimmt; die letzteren dagegen für die Feinde derselben. Wenn hierauf die vier erwähnten Balken schon miteinander verbunden und befestigt sind, so setzen sich die Hausgenossen auf je eine der Ecken und horchen gespannt in die Ferne: hören sie Vieh brüllen, so gilt dieses als glückverheissendes Zeichen; Unglück verkündet hingegen das Bellen eines Hundes, der Schrei eines Vogels, das Quacken der Frösche. In der Mitte des Balkenviereckes wird ein Kreuz aufgestellt und dasselbe mit Schafwolle umhüllt. Sodann werden in ein Gefäss glühende Kohlen gefüllt, Weihrauch darauf gestreut und damit die Grundbalken umräuchert. Nachdem dieses geschehen, wird das Gefäss neben das Kreuz gestellt. Hierauf werden die versammelten Nachbarn bewirthet. Erst nach Vollendung des Baues wird das Kreuz ausgegraben und unter dem Dache der Hütte aufbewahrt. — Muss der Huzule aus irgend einem Grunde seine alte Wohnstätte verlassen, so verrichtet er ein Dankgebet für das ihm in dem Hause zutheil gewordene Glück und betritt sodann mit Brot und Salz in den Händen sein neues Heim, nachdem er dasselbe schon zuvor mit Weihrauch umräuchert hatte.“

Das deutsche Bauernhaus.

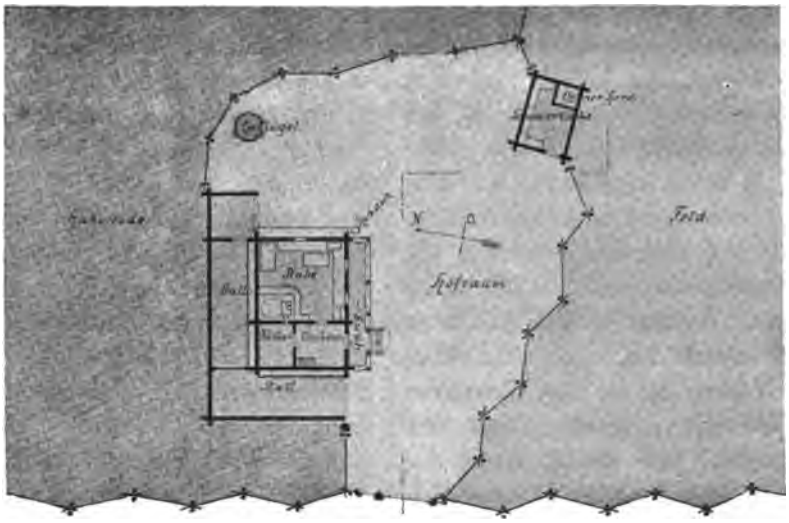
Das deutsche Bauernhaus zeigt fast überall den reinen fränkischen Typus. Unter Bevorzugung des Sonnenbaues ist es mit seiner Giebelseite der Strasse zugekehrt, beziehungsweise einem Gemüsegärtchen, das sich zwischen Strasse und Wohnhaus einschiebt. Am Giebel nun liegt, und zwar hofseitig, die grosse Wohnstube, an welche sich (an der Seite gegen den Nachbar zu) eine schmale Kammer mit einem Fenster gegen die Strasse fügt. Der Eingang in das Wohnhaus erfolgt vom Hofe aus und führt in das Vorhaus, neben welchem sich, je nach der Weltgegend, etwa zur rechten Hand die erwähnte Wohnstube, linksseitig eine zweite Stube oder Kammer und im Hintergrunde die Sommerküche mit dem Backofen und Kellerabgang befindet. Im Winter wird in der neben der zweiten Stube liegenden Küche gekocht, von welcher aus diese Stube geheizt wird. An das Wohngebäude sind höchstens noch eine Vorrathskammer, der Pferdestall u. dgl. angebaut, während das eigentliche Stallgebäude mit Schoppen dem Wohnhause gegenüber liegt. Die Scheuer schliesst quer im Hintergrunde den Hof ab. Wie schon oben bemerkt, fehlt der (hier wohl auch vom Zimmermann

Textseiten-Illustration 6.

Rumänisches Bauernhaus in Pożoritta, Bezirk Kimpolung.

Haus Nr. 92.

Vorderansicht. 1 : 225.



Grundriss. 1 : 450.

Ansicht aus Dorna kandreni.

Okol für Heu. Alpenhütte. Okol für Vieh.

hergestellte, verlattete) Kukuruzkorb auch in deutschen Bauerngehöften nicht. Der gassenseitige Dachgiebel wurde bei vielen deutschen Bauernhäusern der Bukowina bereits durch eine Abwalmung ersetzt.

Der auf Textseiten-Illustration 8 gezeichnete Wirthschaftshof des Jakob Ast in Illischestie (Bezirk Suczawa), Nr. 128, zu welchem 14 Hektar Aecker (mit Korn, Weizen, Hafer, Kukuruz, Kartoffeln, Grünfutter u. dgl. bei guter Düngung und Vermeidung der Brache bebaut) und 1 Hektar Wiese, ferner 6 Pferde eigener Aufzucht, 5 Kühe, 2 Mastochsen, 2 Stück Jungvieh und 10—15 Schweine gehören, war ehedem ganz aus Holz mit verputzten Wänden errichtet worden. Im Jahre 1868 hat man die Wände des Wohngebäudes in Mauerwerk ausgewechselt, sowie nach einem Brande das Dach erneuert und an Stelle des bestandenen Giebels gegen die Strasse zu eine Abwalmung hergestellt. Vom Vorhause aus, in welchem sich der Abgang in den unter dem östlichen Wohnzimmer sich hinziehenden Keller befindet, gelangt man in die rückwärts gelegene Sommerküche (mit Backofen, Waschkessel und Bodenaufgang), rechts in das Wohnzimmer, links in eine Stube und von da aus oder durch die Sommerküche in die eigentliche Küche. Neben dem Wohnzimmer (und von der Sommerküche aus zugänglich) liegt die Vorrathskammer. Wohnzimmer, Vorhaus und Hofkammer besitzen gehobelte Holzfussböden. Der Pferdestall mit einem Trog für Futter ist an das Wohnhaus angebaut. Dem Wohnhause gegenüber liegt der Rinder- und Schweinestall mit Abort, dann der Gerätheschoppen. An die Schweineställe schliesst sich die Düngerstätte an. Rückwärts im Hofe steht die Querscheuer, an welche eine Häckselkammer angebaut ist. Das Stallgebäude — theils blockwandartig, theils mit Staken — ist aus Holz construirt und theilweise mit Lehmmörtel verputzt und getüncht, die Scheuer aber mittelst Holzsäulen erbaut und verschalt. Die Dacheindeckung besteht durchwegs aus Dranitzen. In der Nähe der Scheuer befindet sich der geflochtene Kukuruzkorb, im vorderen Theile des Hofes der überdeckte Haspelbrunnen. Ein Theil des Hofes wird als Gemüsegarten, ein anderer als Viehauslauf benützt.

Die wohl hauptsächlich durch die schmale Parcellirung und die Lage der Hauptverkehrsstrasse bedingte Abart des deutschen Bauernhauses, wie sie so häufig in Niederösterreich vorkommt, und zwar mit an der Strasse parallel zu letzterer liegendem Wohnhause, eventuell mit gemauerter Laube vor der Eingangsthüre und mit Vorgärtchen, findet sich ebenfalls in der Bukowina in deutschen Ansiedlungen vertreten, so namentlich in Glitt. Eine andere geänderte Form kommt bei den Zipser Bauern vor.

Das ungarische Bauernhaus.

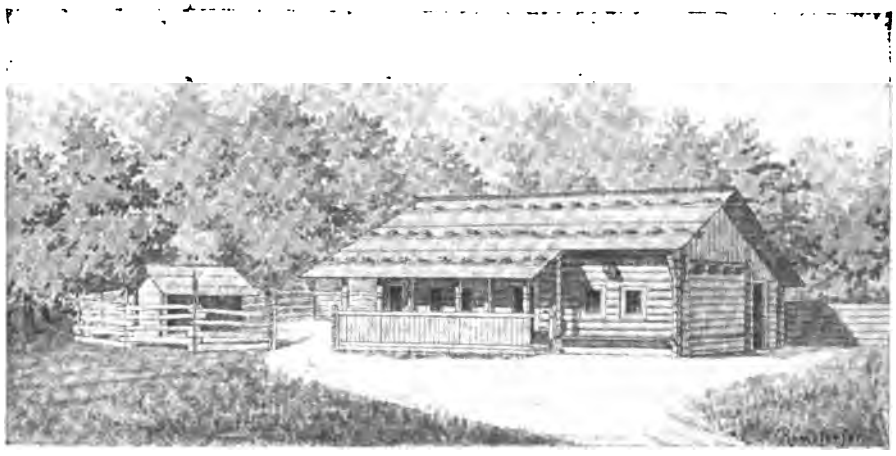
Auch das magyarische Bauernhaus ist nach dem fränkischen Typus angelegt. Am Giebel gegen die Strasse zu fehlt jedoch häufig die Kammer. Eine besondere Eigenthümlichkeit ist noch die, dass an der Traufseite gegen den Nachbar zu eine, die ganze Länge des Gebäudes einnehmende aber oft kaum mehr als 1 m breite Kammer angelegt ist, welche gegen die Strasse ein Fensterchen besitzt, von der Küche aus zugänglich ist und als Vorrathsraum dient. Charakteristisch sind die gewöhnlich aus Schindeln hergestellten Kreuze, welche alle Firstspitzen der allseitig abgewalmten Dächer, sowie die Dachfensterchen des Wohnhauses und der Wirthschaftsgebäude zieren. Der hohe Ziehbrunnen, sonst in der Bukowina nicht gar so häufig, fehlt fast in keinem Hause und erinnert lebhaft an die Puszta.

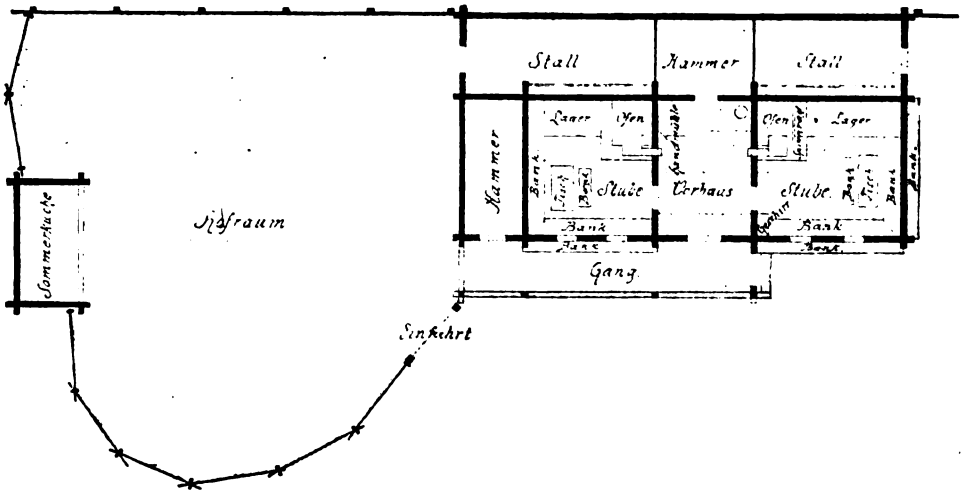
Auf Textseiten-Illustration 9 ist ein ungarisches Bauernhaus aus dem Orte Andrásfalva (Bezirk Radautz) dargestellt, das dem Ömbölyi Ferencz gehört. Der Besitzstand desselben umfasst etwa 5 Hektar Ackerland, das auch gleichzeitig für den Futterbau dient, nebst einem Antheile an der Hutweide, und werden 4 Kühe, 4 Pferde, einiges Jungvieh und Schweine gehalten. Das Wohnhaus kehrt seine Längsfront dem Hofe zu. Es ist aus Holz errichtet und sind die Wände mit Mörtel angeworfen und getüncht; nur der die Breite des Vorhauses einnehmende Rauchfang (übrigens nicht in allen Häusern vorkommend) ist gemauert und dient zugleich als Selchraum. Er erweitert sich nach unten zu einer kleinen Küche mit der Breite des Vorhauses; an Stelle der Stirn- und Rückwand derselben treten gewölbte Durchgänge. In dieser von zwei Seiten also offenen Küche steht der offene Herd. Ein geschlossener Herd sammt Backofen befindet sich an der rückwärtigen Ecke der Hofstube; das Gassenzimmer ist modern eingerichtet und gedielt. Die schmale, langgestreckte Vorrathskammer hat ihren Zugang vom Vorhause aus. Ein Keller ist nicht vorhanden. Die Wände der Scheuer und Stallung bestehen aus zwischen Säulen eingeschobenen Balken; sämmtliche Dächer sind mit Schindeln eingedeckt. An den Firstpunkten und auf den Dachfenstern fehlen die aus Schindeln hergestellten Kreuze nicht, und kommen solche häufig auch über den Thorsäulen vor. Fast jedes Haus besitzt seinen eigenen Ziehbrunnen.

Textseiten-Illustration 7.

Huzulen-Bauernhaus aus dem Wiżnitzer Bezirk.

(Landesausstellung Czernowitz 1886.)





Grundriss. 1 : 225.

Huzulenhäuser.

Bauernhaus in Dichtenitz. Bauernhaus in Uscie-Putilla. Bauernhaus in Sergie.

Das Lippowaner Bauernhaus.

Beim Lippowaner Bauernhause, das oft recht armselig erbaut ist, treffen wir eine bezüglich der Anordnung der Räume dem deutschen und ungarischen Bauernhause ähnliche Wohnhausanlage. Den Hintergrund des Vorhauses nimmt eine kleine Kammer mit den Obstfässern ein, während Stall und Schoppen gewöhnlich an das Wohnhaus angefügt werden; Bänke in Sockelhöhe fehlen an der Hauptfront des Wohnhauses selten.

Das auf Textseiten-Illustration 9 gezeichnete Bauernhaus aus Fontina alba Nr. 8 (Bezirk Sereth), dem Marpha Isakowa gehörig, ist mit der Vorder- und Hoffronte gegen Südost gekehrt. Zu demselben gehören einige Joch Aecker und ein grosser, sich an das Bauareale anschliessender Obstgarten. Der schmalen Parcelle entsprechend sind die Wirthschaftsräume in einer Flucht an das Wohnhaus angebaut. Letzteres ist mit Blockwänden hergestellt, die Stallung besitzt dagegen Stakenwände; häufig trifft man auch Flechtwände an. Die Dacheindeckung besteht aus Dranitzen; ein Rauchfang, aus Brettern zusammengefügt oder geflochten, kommt fast in jedem Hause vor. Das Vorhaus besitzt keine Decke. In der Wohnstube nimmt der grosse Herd mit Backofen fast ein ganzes Viertel der Grundfläche ein. Neben demselben ist eine doppelte Lagerstätte angeordnet, während sich an den zwei anderen Stubenwänden Bänke hinziehen. An Stelle des in rumänischen, ruthenischen und wohl auch deutschen Bauernhäusern vorkommenden Crucifixes finden wir hier in der Stubenecke, gegenüber dem Herde ein ziemlich grosses, mit zwei geraden und einem schrägen Querbalken versehenes, gewöhnlich mit Messingeinlagen verziertes Kreuz, dann zahlreiche, mit beweglichen Deckeln verschliessbare Heiligenbilder, bei welchen blos Gesicht und Hände bemalt sind, während die übrigen Theile aus Metall gepresst erscheinen[1]), ferner hübsche Leuchter, Alles vielfach mit Bändern und Tücheln drapirt, so dass das Ganze einem kleinen Hausaltare gleicht. In beseren Häusern sind die Lagerstätten durch gewöhnlich rothe Vorhänge abgetrennt, welche Farbe übrigens in der Kleidung der Lippowaner, insbesonders beim Hemde sehr beliebt ist. Neben der Thüre ist ein Geschirrfach angebracht; endlich findet man in der Stube noch einen kleinen Webstuhl. Die Nebenstube, nur im Sommer zum Schlafen benützt, dient hauptsächlich als Obstkammer. In den Gemüsegarten gelangt man über eine Holzstufe *x*.

[1]) Die Russland eigenthümlichen Heiligenbilder. Anm. d. Red.

Sonstige Typen.

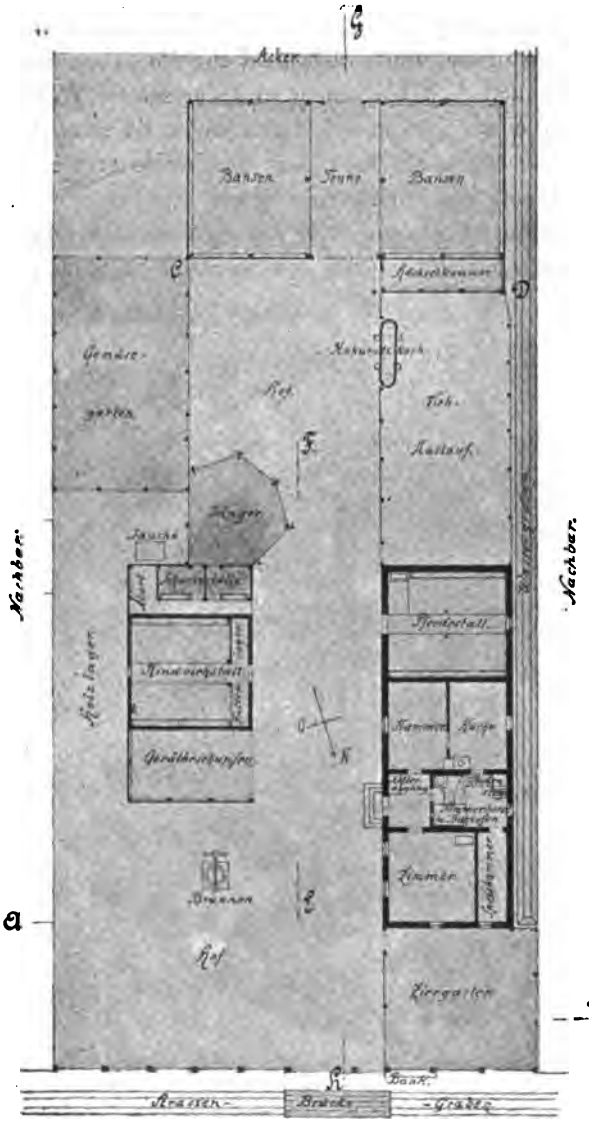
Ausser den beschriebenen Bauernhäusern trifft man in der Bukowina noch einige interessante Hausformen an, welche der Vollständigkeit halber hier nicht übergangen werden sollen. Bemerkenswerth ist vor Allem das Wohnhaus des Armeniers, welcher im Lande hauptsächlich nur Kaufmann und Händler ist. Sein Haus fällt durch den breiten, fast quadratischen Grundriss, das steile Dach mit kurzem Firste und den hohen geschnitzten Firstspitzen, endlich durch die von zierlichen Säulen getragene Vorhalle (namentlich im sogenannten armenischen Viertel der Grenzstadt Suczawa) auf (siehe Abbildung Fig. 159). — Eigenthümlich ist ferner das Haus des israelitischen Geschäftsmannes in den Gebirgsgegenden, welches sich häufig durch eine hinter die Gebäudeflucht zurückspringende Laube auszeichnet. — Auch die an den Reichsstrassen gelegenen umfangreichen Gast- und Einkehrhäuser, welche in früherer Zeit in der Bukowina eine grosse Bedeutung hatten, sind typisch. In der Anlage erinnern sie lebhaft an das niedersächsische Bauernhaus. Eine breite Durchfahrt, an welcher vorne einerseits Gastlocalitäten, Küche etc., andererseits Unterkunftsräume für Reisende, rückwärts aber Pferde- und Rinderstände liegen, führt in der Längsachse durch das ganze Haus. Am vorderen, oft auch am rückwärtigen Giebel besitzt das Gebäude eine von Säulen getragene Vorhalle. — Eine zweite derartige Grundform, welche am vorderen Giebel noch zu beiden Seiten Räumlichkeiten angefügt hat, lehnt sich hiedurch mit den Hauptumrissen ihres Grundrisses an den bekannten Eiderstädter Heuberg an.

Der ganz arme Landwirth lebt hier zuweilen noch in Erdhütten, wie sich solche im angrenzenden Rumänien sehr zahlreich finden, sowie namentlich in der Dobrudscha, daselbst unter dem Namen Bordehs bekannt. Sie sind oft geräumig und zeigen eine gewisse Reinlichkeit in der Ausstattung. Anders ist dies allerdings bei den kleinen Hütten der ehemals völlig leibeigenen Zigeuner, deren wenige aber umfangreiche Colonien, wie z. B. bei Stupka und Illischestie in dem Besucher einen eigenartigen Eindruck hervorrufen. In ersterem Orte bewohnen sie Erdhütten oder korbartige Häuschen aus Flechtwerk, in Illischestie besitzen sie auch sorgfältiger hergestellte Unterkünfte. Zutreffend wird eine Zigeunerwohnung in Rumänien seitens eines Kenners in „Laskar Vioresku“ folgendermassen geschildert: „Der Zigeuner gräbt ein etwa vier Fuss tiefes und

Textseiten-Illustration 8.

Bauernhaus in der deutschen Ortschaft Illischestie, Bezirk Suczawa.

Haus Nr. 128.



Grundriss. 1 : 450.

Scheueransicht *C D.* 1 : 450.

Stallansicht *E F.* 1 : 450.

Vorderansicht *A B.* 1 : 225.

Seitenansicht *G H.* 1 : 450.

zwei Klafter langes Viereck in die Erde, pflanzt zwei Pfosten an beide Enden, verbindet dieselben mittelst eines Querbalkens, lehnt an diesen Holzscheite, die sich an den Rand der Grube stützen und so die Form eines Daches bilden, und deckt das Ganze mit Erde in dickerer oder dünnerer Schicht, je nach der Tragfähigkeit, die er seinem Baumateriale zutraut. Ein kleines, mit Papier oder mit einer Blase überzogenes Loch dient als Fenster, ein grösseres mit einem viereckigen Korbgeflecht als Rauchfang, ein drittes endlich als Thüre. An zwei

Fig. 159. Armenisches Wohnhaus in Suczawa.

Wänden werden Bretter auf niedrige Pflöcke gelegt; auf diesen sitzt, schläft, isst und trinkt die Familie, die, oft sehr zahlreich, sich in einem solchen Maulwurfshaufen zusammendrängt; es bleibt nur ein schmaler Gang zwischen beiden Gestellen frei, von der Thüre bis zum Herd."

* * *

Wie aus dem Vorstehenden zu ersehen ist, entwickelt sich das Bauernhaus örtlich und hängt mit der fast unveränderbaren, zumeist uralten Flureintheilung und der Form der Hofstätte innig zusammen. Wie sich letztere aus den Bedürfnissen und Gewohnheiten gebildet hat, so ist auch das jetzige Bauernhaus aus uralten Ueberlieferungen entstanden, welche sich im Laufe der Zeit zu einem feststehenden Typus ausgestalteten. Der Baugrund und das zur Verfügung stehende Baumateriale hatten ihren Haupttheil an der Entwicklung der Hausform und diese und insbesondere die Gesammtanlage können sich bei einem und demselben Volke selbst dann nur langsam ändern, wenn dasselbe Volk an anderer Stelle und mit theilweise verschiedenem Baumateriale sich sein Haus errichten muss. Wie nun der Volkscharakter unter fremdem Einflusse erst nach vielen Generationen merkbar ein anderer wird, so wandelt sich umsoweniger, selbst bei gezwungener Verwendung des gewohnten Baumateriales und anderen mehr oder weniger auf die Hausform Einfluss nehmenden Factoren, wie Klima, Wirthschaftsbetrieb u. dgl., dieselbe derart um, dass nicht noch der ursprüngliche Typus genau nachgewiesen werden könnte.

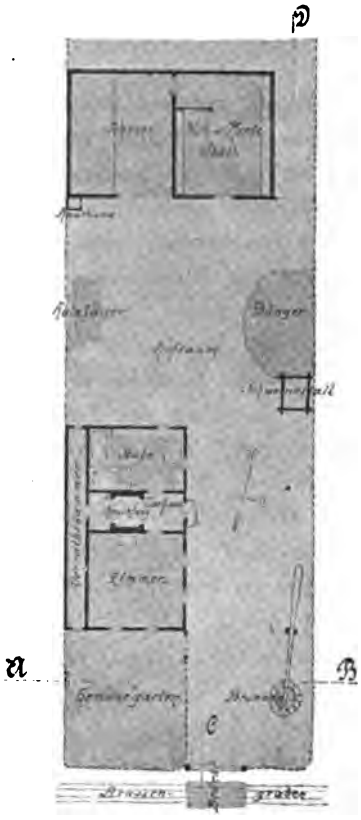
Erst der neuesten Zeit mit ihrer rapiden Entfaltung des Verkehres, den geänderten Handelsverhältnissen, den Fortschritten in den landwirthschaftlichen und technischen Wissenschaften, welche auch auf baugesetzliche Vorschriften ihre Rückwirkung äussern müssen, ist es vorbehalten, die alten Bauernhäuser langsam, wenn auch nicht wesentlich umzuformen und ihnen eine allgemeine Gestalt zu verleihen.

Textseiten-Illustration 9.

Bauernhaus in der ungarischen Ortschaft Andrásfalva, Bezirk Radautz.

Vorderansicht *A B*. 1 : 225.

Seitenansicht *C D*. 1 : 450.



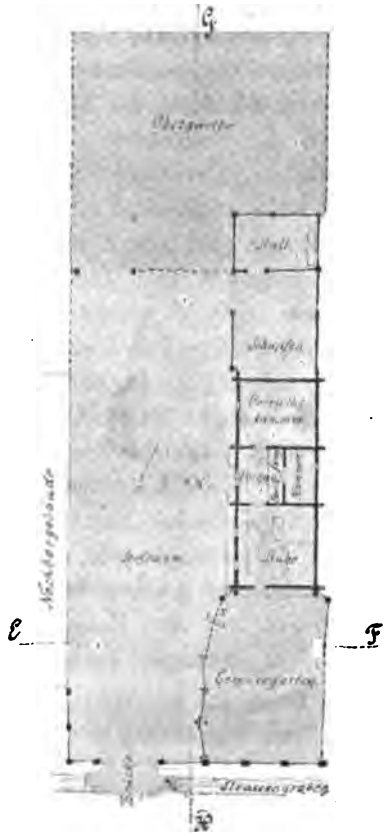
Grundriss. 1 : 450.

Bauernhaus in der Lippowaner Ortschaft Fontina alba, Bezirk Sereth.

Haus Nr. 8.

Vorderansicht *E F*. 1 : 225.

Seitenansicht *G H*. 1 : 450.



Grundriss. 1 : 450.

Goldgeräthe von den Philippinen.

Von **Franz Heger.**

(Mit einer Tafel [IV] in Lichtdruck.)

Unser unterstützendes Mitglied, Herr Dr. Alex. Schadenberg, früher in Vigan (Nordluzon), gegenwärtig in Manila ansässig, hat der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums eine grosse, auf seinen vielfachen Reisen im Nordtheile der Insel Luzon angelegte anthropologische und ethnographische Sammlung gewidmet, in welcher sich einige höchst interessante und seltene Goldobjecte befinden. Derselbe ersuchte mich, dieselben der Anthropologischen Gesellschaft vorzulegen [1]) und die von ihm gegebenen Daten zu publiciren. Dies soll in der folgenden Beschreibung der Gegenstände geschehen, welche mir selbst Gelegenheit zu einigen Bemerkungen geben wird.

Die zu beschreibenden Objecte sind folgende:

1. bis 3. Ein Halsschmuck und zwei dazu gehörige Ohrringe, von den Batanen.

4. Eine Schnur aufgereihter Goldperlen, altilocanische Arbeit.

5. Ein Goldgeräth, wahrscheinlich als Schmuck getragen.

6. Eine Anitofigur aus Gold, von den Ygorroten.

* * *

1. bis 3. Ein Halsschmuck und zwei Ohrringe (siehe Taf. IV, Fig. 1—3). Dieselben stammen von einem kleinen Batanenkönige [2]) und wiegt der Halsschmuck 180, die beiden Ohrringe 53 gr.

Dr. A. Schadenberg sagt über diese Stücke Folgendes: „Derartige Schmucksachen werden jetzt nicht mehr angefertigt und sind überhaupt ungemein selten; sie sind alte Erbstücke, die aber die Leute nicht hergeben und nur einem Gouverneur ist es möglich, sich derselben durch Gewaltmassregeln zu bemächtigen. Das Wort „anfertigen" ist vielleicht falsch gebraucht, da nichts darüber bekannt ist; ich würde sogar im Halsband chinesischen Einfluss sehen und vielleicht die Ohrgehänge als dort gefertigt ansehen. Früher wurden auf den Batanen Nasenringe von gleicher Form getragen; ein spanischer Würdenträger sagte mir, dass er noch Eingeborene mit denselben gesehen habe. Die spanische Regierung hat mit den Batanen im Jahre einmal, in besonders günstigen Fällen höchstens zweimal officielle Verbindung. Durch ungemein starke Strömungen und Winde ist im grössten Theile des Jahres die Fahrt nach den Batanen unmöglich, ebenso wie von Insel zu Insel; vor zwei Jahren schlug ein Boot mit einem Geistlichen und 16 Ruderern um, die von einer Insel zur anderen fahren wollten, ein Weg von einer halben Stunde; Alle ertranken. Semper, der einige Zeit auf den Batanen weilte, hat nichts von diesen Sachen mitgebracht und erwähnt ihrer auch nicht."

Der Halsschmuck ist aus starkem Golddraht gefertigt und bildet ein längliches Oval von 31 cm Länge (Höhe) und 27 cm Breite. Die obere Hälfte, welche beim Tragen an den hinteren Theil des Halses zu liegen kommt, besteht aus einem regelmässigen Geflecht von acht solchen Golddrähten. Die rechte Seite (auf der Tafel) endet oben in eine breite Schlinge, welche zum Befestigen an dem Knopf der linken Seite dient; letzter ist oberhalb der Hälfte angestückelt. Beide geflochtenen Theile gehen nach unten (vorne) in eine breite Partie über, jedoch nehmen an dem Aufbaue derselben nur sechs der Drähte Theil, indem am Beginne zwei der vorigen Drähte enden. Je zwei von diesen sechs Drähten sind nun zu wellenförmigen Schlingen zusammengebogen und am oberen Ende (vorne) sowie am unteren Ende (hinten) je einmal umeinander gewickelt. Das zweite und dritte Drahtpaar folgen darauf hinter dem ersten, und so bildet der ganze untere breite Theil ein zusammenhängendes, loses Geflecht. An verschiedenen Stellen sieht man, dass der fortlaufende Draht durch Anstückeln immer wieder verlängert wurde.

Bemerkenswerth ist bei diesem Stücke, dass sich auf der Innenseite der Golddrähte, dort wo dieselben von der directen Berührung geschützt sind, noch Reste eines braunrothen Farbenanstriches zeigen, welcher nicht unschwer wegzuwischen ist. Es legt dies die Vermuthung nahe, dass ursprünglich das ganze Stück mit einer solchen rothen Farbe bestrichen war. Dieses Bestreben, die Goldfarbe zu verändern, hängt vielleicht mit der Vorliebe der Malaien für die rothe Farbe des Schmuckes zusammen. Um diese zu erzielen, legiren sie das Gold sehr stark mit Kupfer, welche Legirung von ihnen „Suasa" genannt wird [1]).

[1]) Ist in der Monatsversammlung am 9. Februar 1892 geschehen. Siehe Sitzungsberichte, Bd. XXII, S. [7].

[2]) Die Batanen sind eine kleine Inselgruppe im Norden von Luzon, gegen Formosa zu.

[1]) Nach Dr. Bernhard Hagen besteht die Legirung Suasa bei den Batta aus $^1/_3$ Gold und $^2/_3$ Kupfer. Unsere Stücke bestehen jedoch aus ziemlich reinem natürlichen Gold.

An anderen Orten im malaiischen Archipel finden wir wieder Goldschmuck mit einem röthlichen Beschlag versehen, der fest daran haftet und jedenfalls durch Einwirkung irgend eines Stoffes auf das im glühenden Zustande befindliche Object erzeugt wird.

Die beiden Ohrgehänge (Fig. 2 und 3) sind gleich geformt. Jedes Stück besteht aus einem sehr dicken Golddraht, welcher in der Mitte am dünnsten ist und sich gegen beide Enden bedeutend verdickt, an welchen er, noch einen verdickenden Ansatz bildend, stumpf endet. Dieser Draht ist so zu einem länglichen, ovalen Viereck zusammengebogen, dass die verdickten Enden etwas von einander abstehen, wodurch das Viereck unten breiter erscheint, als oben. Um die oberen drei Seiten ist mittelstarker Golddraht dicht herumgewunden.

* * *

Analoga zu diesen Stücken sind mir von den Philippinen nicht bekannt. Jedenfalls stammt das Gold zu diesen Stücken von Luzon, wo dieses Edelmetall in ziemlicher Menge vorkommt und meist als Waschgold gewonnen wird. Jagor erzählt von goldenen Geschmeiden, welche in den alten Begräbnisshöhlen der Bisayer auf der Insel Samal gefunden worden sein sollen (Reisen in den Philippinen, S. 209) Nach Gaspar wurden in alter Zeit die Todten mit Juwelen, goldenen Ringen etc. begraben (Fray Gaspar de San Augustin, Conquista de las Islas Filipinas; Madrid 1698). Semper sagt von den Ygorroten: „Auch das Gold, das sie theils aus Quarzminen gewinnen, theils aus dem Sand der Flüsse auswaschen, wissen sie zu allerlei kleinen Schmucksachen zu verarbeiten und mit dem im Handel erhaltenen Silber zu legiren" (Dr. C. Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner; Würzburg 1869, S. 56). Und weiter unten (S. 59) ebenfalls von den Ygorroten: „Sie wühlen nach Gold."

4. Als folgendes Schmuckstück ist zu erwähnen eine Schnur mit aufgereihten Goldperlen (Taf. IV, Fig. 4). Ueber dieselben sagt Dr. Schadenberg: „Die Goldperlen gehörten zu einem Rosenkranz; sie sind altilocanische Arbeit und nach meiner Schätzung 150 Jahre alt. Aehnliche Stücke, wie die grösseren derselben, tragen auch die Weiber der Tinguianen an ihren Kopf- und Halsbändern. Letztere haben mehr malaiischen als arabischen Typus; ersteren vielleicht auf Basis des letzteren."

Diese Schnur besteht aus 25 Perlen, und zwar 5 grösseren und 20 kleineren. Diese zwei Sorten sind von verschiedener Arbeit; die Perlen von einer Grösse sind jedoch einander gleich. Die grössere Art besteht aus einer etwas in die Länge gezogenen, hohlen Kugel, die wieder aus zwei in der Mitte (am Aequator) zusammengelötheten Halbkugeln zusammengesetzt ist. An den beiden Polen der Kugel ist je eine Oeffnung vorhanden, durch welche ein schmaler, hohler, an beiden Enden offener und an denselben mit je einem verdickten Wulst versehener Cylinder durchgeht und dort eingelöthet erscheint. Derselbe dient zum Durchlassen der Schnur. Dieser Cylinder ist bei jedem dieser fünf Stücke 14 mm lang. Gegen die beiden Enden ist jede der Kugelperlen noch besonders verziert durch aufgelöthete feine Goldstreifen und Goldkörner. Es zeigen sich gegen jedes Ende zwei Reihen von aneinandergereihten Dreiecken, welche der Quere nach herumlaufen und deren jedes aus sechs Goldkörnchen besteht; zwischen diesen beiden Reihen ist ein feiner, gedrehter Golddraht angebracht.

Jede der kleinen Perlen besteht auch aus einem ähnlichen hohlen Cylinder zur Aufnahme der Schnur von 9 mm Länge, um welchen eine kleine, durchbrochen gearbeitete Kugel befestigt ist. Je sieben Goldkörnchen sind durch Zusammenlöthen zu einer Art Stern vereinigt und diese einzelnen Sterne wieder aneinandergelöthet, wodurch ein zartes Gitterwerk entsteht[1]). Das Gewicht der ganzen Schnur beträgt 26·5 gr.

Das fünfte Stück (Taf. IV, Fig. 5) ist ein flaches, durchbrochenes Goldgeräth, wahrscheinlich als Amulet an einer Schnur zum Tragen auf der Brust bestimmt. Das Stück wurde nach der Angabe von Dr. Schadenberg in dem Feldzuge, welchen die Spanier vor drei Jahren gegen den Häuptling Datto Uto unternahmen, einem getödteten Moro (der Name für

Herr Dr. Wilhelm Hein war so freundlich, mir darüber eine Stelle aus: H. von de Wall und H. N. van der Tuuk, Malaisch-nederlandsch woordenboek, Bd. II, S. 296, anzugeben. Es heisst da: „Suwasa (سواس), Gold mit Kupfer in solcher Menge legirt, dass es eine rothe Farbe hat. Die gewöhnlichen Verhältnisse zwischen Gold und Silber sind 2:1 und 1:1."

[1]) Ich sah im Jahre 1890 in Samarkand in derselben Technik (d. i. durch Zusammenlöthen einzelner kleiner Stückchen entstehender, hohler, durchbrochener Kugeln) gearbeitete Silberperlen, welche dort vor meinen Augen gemacht wurden und von denen ich eine Schnur für die ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums erwarb.

Die sogenannte Granulationstechnik, welche die Verzierungen der grösseren Perlen zeigen, war in ihrer höchsten Vollendung schon den alten Griechen und Etruskern bekannt und hat sich bis heute im Oriente erhalten. Ich theile auch die von Herrn Geheimrath Dr. W. Grempler geäusserte Ansicht, dass diese Technik im malaiischen Archipel arabischen Ursprunges sei, d. h. dort durch die Araber eingeführt wurde.

die mohammedanischen Eingeborenen der Philippinen) abgenommen. Durch Ankauf kam dasselbe in die Hände eines Deutschen, welcher später verstarb; bei der Regulirung seines Nachlasses wurde es von Dr. Schadenberg erworben.

Die Bedeutung dieses Stückes ist unbekannt. Nach Dr. Schadenberg's Ansicht stellt es einen Doppeladler vor, was insofern nichts Absonderliches ist, da man bei den Tinguianen häufig Doppeladler findet. Ueber das wahrscheinliche Vorkommen des Doppeladlers, der ja bei uns als Wappenzeichen eine so grosse Rolle spielt, auch in Süd- und Ostasien, fehlt noch eine eingehende Untersuchung.

Unser Stück ist 34 gr schwer und misst 51 mm in der Länge (Höhe). Die Enden der beiden oberen Köpfe stehen 43 mm auseinander. Der rechte (auf der Tafel) dieser Köpfe erscheint heute nur als ein Rudiment, wahrscheinlich in Folge der Abnützung durch langes Tragen, deren Spuren an dem ganzen Stück bemerkbar sind. Der Hals beider Figuren erscheint wie mit Draht umwunden, welcher dann über den Rücken der Thiere (die beiden rechts und links liegenden Begrenzungskanten) als geflochtene Schnur hinläuft und unten sich wieder nach aufwärts biegt, um sowohl auf der vorderen als auch auf der rückwärtigen Fläche als ein zickzackförmiges Reliefband hinzulaufen und am Halsgrunde in einer kleinen Spirale zu enden. Am unteren Ende des ganzen Stückes erscheint ein kurzer, knopfförmiger Ansatz. Oben, zwischen den beiden Köpfen, ist ein geflochtenes, schlingenförmiges Band angebracht, welches zum Durchziehen der Schnur diente. Unterhalb derselben ist auf der Fläche auf jeder Seite in Relief eine kleine, an beiden Enden in eine Spirale auslaufende Verzierung angebracht. Von den fünf Ausschnitten des Körpers sind zwei kleinere zwischen der letzten Zickzackwindung der erwähnten Reliefverzierung dreieckig, zwei andere in der nächst darunterliegenden Ecke winkelig, der mittlere ankerförmig (mit verdickten Enden des Querstückes) geformt. Das Stück ist offenbar gegossen und ist bei dem rechten, dreieckigen Ausschnitte auch anscheinend ein Gussfehler bemerkbar. Eine sechste Oeffnung wird durch das erwähnte Band zum Durchziehen der Schnur gebildet.

* * *

6. Das letzte Stück (Taf. IV, Fig. 6) ist ein Anito von der Figur eines hockenden, nackten Mannes, der nur auf dem Kopfe eine Mütze (von den Eingeborenen werden ähnliche Mützen aus Rinde getragen) oder Binde hat und in der Rechten einen Stock hält. Dieses Stück ist aus Gold gegossen und wiegt 66 gr.

Dasselbe stammt von den Ygorroten von Suyuc im District Lepanto, Nordluzon. Das Gold von Suyuc wird nach Dr. Schadenberg's Angabe nur von den Ygorroten gewonnen; es ist Waschgold, welches diese Leute an Händler eintauschen. In den Wäschen von Suyuc werden auf diese Art im Jahre durchschnittlich für 20—30.000 Dollars Gold gewonnen; im ganzen Districte von Lepanto sowie in jenen von Benguet zusammen etwa um 50.000 Dollars Gold. Diese Figur, welche noch die deutlichen Spuren des sehr rohen Gusses zeigt, ist vielleicht von allen den beschriebenen Stücken das interessanteste. Dasselbe sollte offenbar von selbst stehen können, vermag es jedoch heute in Folge von Fehlern im Gusse nicht, und stellt vielleicht ein noch ganz rohes Stück dar, das nach dem Gusse noch nicht einmal ausgearbeitet wurde. Die Höhe der Figur beträgt 58 mm; das Gesicht ist ausserordentlich roh, schmal, mit stark vortretender langer Nase; der Körper ist flach, die Brustwarzen und der Nabel sind angedeutet, der linke, unnatürlich gebogene Arm ist so gestellt, dass die linke Hand auf dem linken Knie aufruht; der rechte Arm umschlingt einen nach hinten herabgehenden Stock. Die Figur befindet sich in der für die Ygorroten (und die Malaien der Philippinen überhaupt) charakteristischen Ruhestellung, d. h. sitzend, mit heraufgezogenen Knieen. Der relativ grosse Penis befindet sich im Zustande der Erection. Die Beine sind relativ sehr kurz.

* * *

Dieses letztere Stück, welches also einen Anito [1]) darstellt, veranlasst mich, das über die Anitos zusammenzustellen, was sich heute in der Literatur der Philippinen darüber findet. Ausserordentlich erleichert wird mir diese Aufgabe durch eine ausgezeichnete Abhandlung, welche der bekannte Philippinenforscher Prof. Dr. Ferdinand Blumentritt in Leitmeritz im Jahre 1882 unter dem Titel: „Der Ahnencultus und die religiösen Anschauungen der Malaien des Philippinen-Archipels" in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien veröffentlicht hat (Bd. XXV der Mittheilungen, S. 149 und 197).

Dieser zusammenfassende, in Bezug auf die ältere, schwer zugängliche Literatur selten vollständige Auf-

[1]) Nach Gemelli Carreri und Mas fertigten die Tagalen und Bisayer der Conquista zum Andenken an die Anitos gewordenen Ahnen auch kleine Figuren aus Gold an (siehe den weiter unten citirten Aufsatz von Blumentritt, Ahnencultus, S. 162).

satz gibt im Vereine mit der in demselben Jahre erschienenen Arbeit desselben Autors: „Versuch einer Ethnographie der Philippinen“ (Ergänzungsheft Nr. 67 zu Dr. A. Petermann's geographischen Mittheilungen) einen vollständigen Ueberblick über diesen Gegenstand, und ist es nur meine Aufgabe, den darin behandelten Stoff aus der Literatur der letzten zehn Jahre durch die wichtigsten Arbeiten zu ergänzen.

Die beiden wichtigsten Quellen aus dieser letzten Zeit sind die Herren Dr. Hans Meyer und Dr. Alex. Schadenberg.

Dr. Hans Meyer sagt in einem Vortrage über die Ygorroten Folgendes über die Anitos (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bd. XV, 1883, S. 386 ff.):

„Die entwichene Seele des Todten wird nach dem Glauben der Ygorroten ein Anito, d. h. ein in menschlicher oder thierischer Gestalt erscheinendes Wesen, das alle die Fähigkeiten besitzt, die unser Volksaberglaube einem sogenannten umgehenden Geiste zuschreibt. Wenn die grosse Mehrzahl dieser Anitos als ganz harmlose Geister gedacht werden, so ist doch der Anito des verstorbenen Familienältesten um so mehr gefürchtet. Ihn denkt sich der Ygorrot als ein höchst reizbares und rachsüchtiges Wesen, welches jede Vernachlässigung der schuldigen Rücksicht gegen sich und seine Mitanitos an den lebenden Gliedern der Familie heimsucht.“

Weiter wird gesagt:

„Der Anito schickt Krankheiten; er wird durch Opfer zu besänftigen gesucht.“

Dr. Schadenberg sagt über den Anitocult der Bontocbewohner von Nordluzon Folgendes (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1888, Bd. XX, S. [40]):

„Die Religion der Bontocleute besteht im Anitocultus. Der Anito ist eine Art Dämon, den sie durch Opfergaben bei guter Laune zu erhalten suchen; meist sehen sie in den Anitos die Seelen ihrer abgeschiedenen Angehörigen. Ausser diesen bösen Geistern haben sie noch einen guten, dem sie jedoch keinen Cultus widmen, denn sie sagen sich: Der gute Geist ist so wie so gut, mithin ist er nicht fähig, uns zu schaden, daher ist es unnöthig, ihm Opfer zu bringen. Dem Anito weisen sie Bäume als Wohnort an und feiern ihn unter diesen Bäumen mit Canjaos, Aufstellen von Nahrungsmitteln etc. In der Nähe der Rancherien werden an den Bergen die Waldungen geschlagen; vereinzelte Bäume lässt man jedoch stehen, meist herrliche Exemplare; diese Bäume sind ihre Anitobäume. Specielle Priester kennt man nicht.“

Ebenso werden bei den Guinanen (ebenda 1887, Bd. XIX, S. [151]) dem Anito Feste gegeben, damit der Geist kein Unglück in der Familie anrichte. Die Anitos sind für sie gewissermassen böse Heilige.

Mündlichen und schriftlichen Mittheilungen derselben Herren entnehme ich noch Folgendes:

Der Anito ist eine Art unsichtbarer Gott; der Eingeborene benennt damit namentlich die Geister seiner Vorfahren. Die meisten Anitofiguren sind männlich, aber oft genug findet man auch weibliche [1]), namentlich bei den sogenannten Schalenfiguren von Sapao und aus dem Lantan-Thale. Die ähnlich geformten Figuren an den Stielenden der bekannten Ygorrotenlöffel sind keine Anitos; dieselben dienen dort nur zur Zierde und stellen einfache Menschenfiguren dar [2]).

Blumentritt sagt in seinem mehrfach citirten Artikel über den Ahnencultus der Malaien der Philippinen auf S. 150 Folgendes:

„Die Religion der philippinischen Malaien beruht ohne Ausnahme auf dem Ahnencultus; die Seelen

[1]) Dies widerspricht einer Stelle bei Blumentritt (Ahnencultus, S. 158), wo es heisst: „Nicht jede Seele eines Verstorbenen könne zum „Anito“ werden, Seelen von Weibern und Kindern überhaupt nie.“ Demnach müssten eigentlich alle Anitos männlichen Geschlechtes sein.

[2]) Dr. Schadenberg schreibt mir darüber Folgendes: „Die den Bergstämmen Nordluzons eigenthümliche Holzlöffel-Industrie beschränkt sich auf die Districte Benguet, Bontoc, Lepanto und Quiangan. Das Centrum der Löffel mit Figurenstiel sind die Thäler von Banane und Sapao; ersteres gehörte früher zu Bontoc, letzteres zu Lepanto, beide zählen jetzt zu der neuen Commandancia des Quiangan. Die Stiele der Löffel stellen meist Figuren dar, welche an die Anitofiguren lebhaft erinnern; sie haben jedoch keinerlei religiöse Basis, sondern sind lediglich als Verzierung zu betrachten, zumal sie oft obscön gehalten sind, z. B. zwei Individuen in diversen Stellungen im Coïtus begriffen, schwangere Weiber etc. Die Löffel dienen nicht zum Essen, sondern nur zum Anfüllen der kleinen Essschalen, meistens Cocos, aus der dann die Speise, Reis oder Mais, mit den Fingern zum Munde geführt wird; während des Essens wird mit den Löffeln Wasser geschlürft. In einigen Dörfern des Quiangan trifft man ab und zu Löffel aus Kupfer, der Stiel bei diesen ist jedoch nur einfach dillenförmig. Die Löffel aus dem Bananethale sind mehr rund, während die der anderen Gegenden mehr länglich gehalten sind. Erwähnt möge noch sein, dass sich in dem Sapaothale ein vorgeschobener Posten spanischen Militärs befindet; vor drei Jahren war daselbst als Commandant der Truppe ein Alferez (Unterlieutenant) Namens „Sanz“ stationirt, dieser liess in den dem Posten nächstliegenden Niederlassungen Gabeln mit Figurengriff anfertigen, zu denen er eine europäische Gabel als Muster gab; derartige Gabeln entbehren also jeglichen ethnographischen Werthes.“

der Verstorbenen geniessen ein grösseres Ansehen als die Götter selbst" etc. Und weiter unten: „Die Erscheinung, dass den Geistern der älteren Ahnen eine geringere Verehrung erwiesen wird als den jüngeren, d. h. so viel als der den Lebenden noch wenigetens dem Namen nach bekannten, deutet darauf hin, dass der Ahnen- oder Seelencultus die eigentliche und einzige Religion der philippinischen Malaien ausgemacht habe und dass die sogenannten Götter derselben nichts Anderes sind, als die Repräsentanten der Stammväter-Ahnen des betreffenden Tribus oder Stammes."

Später spricht er denselben Gedanken auf S. 198 noch einmal aus:

„Man kann im Allgemeinen die Behauptung aufstellen, dass die Mythologie der philippinischen Malaien ein oberstes Götterpaar oder einen Gott an die Spitze der Götterwelt stellt, dem die Erde und die Menschen ihr Dasein verdanken. Man kann auch vielleicht weiter behaupten, dass dieses oberste Götterpaar eigentlich nichts weiter sei, als die Erhebung des obersten Ahnenpaares eines jeden Stammes zu einem Anitopaare, das mit einer Ueberfülle von Kraft und Macht ausgestattet ist, welche den anderen Anitos bei weitem nicht zukommt. Ich bin zu dieser Anschauung gekommen, als ich in dem von Don Sinibaldo Mas mitgetheilten und veröffentlichten Tagebuche des Eroberers von Benguet, des wackeren und in seiner Nachricht äusserst zuverlässigen Obersten Galvey las, dass die Benguet-Ygorroten auf den Berg Cabunian das Grab ihres gleichnamigen Gottschöpfers verlegen."

Und endlich lesen wir auf S. 201 desselben Aufsatzes:

„Die Ifugos erzählen, dass ihr Gottschöpfer Cabunian zwei Söhne, Sumabit und Cabigat, und zwei Töchter, Buingan und Daunguen, hatte, welche mit einander die Menschen erzeugten (Mas, Informe sobre el estado de las Islas Filipinas en 1842; Madrid 1843, I, pobl. 15). Hier bestätigt die Mythe meine Ansicht zur Genüge, dass die „Götter" der philippinischen Malaien nichts Anderes als die ältesten Anitos des einzelnen Stammes sind."

Blumentritt spricht darin, allerdings mit der entsprechenden Vorsicht, einen sehr bemerkenswerthen Gedanken aus, der meiner Ansicht nach einer sehr bedeutenden Erweiterung fähig ist. Er hält, allerdings nur für die Malaien der Philippinen, den Ahnencultus für den ursprünglichen Glauben derselben und die verschiedenen Göttergestalten als aus demselben herausgewachsen. Ich sehe gar kein Hinderniss, mich auf die Seite Blumentritt's stellend, ein Gleiches für die vielen Völker anzunehmen, bei denen neben einem meist sehr verschwommenen Götterglauben der Ahnencultus als die primitive Schichte[1]) herläuft, aus welcher der erstere als die secundäre Schichte entstanden ist. Der Ahnencultus hat eine so enorme Verbreitung unter den auf einer primitiven Culturstufe stehenden Völkern, dass ein gemeinsamer Entstehungspunkt für denselben und Verbreitung von diesem aus durch Uebertragung oder Entlehnung geradezu ausgeschlossen erscheint. Bei einem näheren Eingehen auf die Motive dieses primitivsten aller Culte ist auch die letztere Annahme einfach ganz überflüssig. Der Ahnencult ist die einfachste und primitivste aller Religionsformen; derselbe kann überall, wo Menschen bis zur Familienbildung vorgeschritten sind, ohne fremdes Zuthun entstanden sein. Für den primitiven Menschen — ja wir können da bis zu den Culturvölkern gehen — ist nichts unverständlicher, unfassbarer, als der Tod. Das Aufhören der Existenz eines Menschen, den Viele gekannt haben, der Manchem unter ihnen im Leben näher stand, ist für ihn etwas ganz Unbegreifliches. Hierin liegt der Keim zum Glauben an eine Fortexistenz des Menschen unter einer anderen Form nach der Beendigung seines irdischen Daseins. Die Form, unter welcher sich die verschiedenen Völker eine Fortexistenz vorstellen, variirt nun in verschiedener Art und Weise; das Wesen dieses Glaubens bleibt aber immer dasselbe. Der Ahnencultus ist der primitive Glaube, der aus den Eigenthümlichkeiten des Menschendaseins wie eine Naturnothwendigkeit von selbst herauswächst; der Götterglaube ist schon eine secundäre Erscheinung, welche freilich bei ihrer weiteren Entwicklung den ersteren oft vollkommen verdeckt und aufgesogen hat. Die Mythologie der alten Römer erzählt uns von den Laren und die Mythologen sind darüber einig, dass wir es da mit einem uralten Cult zu thun haben. Und so kann man in den Mythologien der verschiedensten Völker häufig diese primitive Grundgeschichte erkennen, die sich freilich oft nur in Rudimenten erhalten hat. Eine allgemeine Religionsgeschichte wird wohl hier ihren stärksten Hebel anzusetzen haben, um, von dieser Annahme ausgehend, die späteren Entwicklungserscheinungen besser verstehen und erklären zu können.

[1]) Ich acceptire hier diese Bezeichnung, welche Freiherr v. Andrian-Werburg in seinem tiefangelegten Werke: „Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker", allerdings in einem etwas anderen Zusammenhange, gebraucht hat.

Literaturberichte.

29.

Hagen, Dr. B. Anthropologische Studien aus Insulinde. Veröffentlicht durch die königliche Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam. Mit XVIII Messungstabellen und 4 Tafeln. Amsterdam, Joh. Müller 1890, Quart, 149 pp.

Der auf anthropologischem Gebiete schon rühmlich bekannte Verfasser gibt uns hier seine Errungenschaften nach neunjährigem Aufenthalte in Sumatra und erörtert im I. Capitel die Bevölkerungs- und Mischungsverhältnisse des ostindischen Archipels, zugleich auch Geschichtliches über die Einwanderung und den Einfluss der Hindus und Chinesen. Er nennt die dortigen Völkerverhältnisse die verwickeltsten und hält die Vermischung der Malaien mit Hindus für älter und intensiver als jene mit Chinesen; in neuerer Zeit gesellt sich noch dazu jene mit Europäern, Siamesen, Bugis und Negritos.

Die dort eingewanderten Chinesen verbinden sich mit Javanerinnen, in Borneo mit Dajak-, in Penang mit Battafrauen und heissen alle die aus solchen Mischehen entstandenen Mischlings-Chinesen „Babas", welche sicher drei Fünftel aller im Archipel wohnenden Chinesen ausmachen. Ja, er führt im Weiteren sogar den anthropologischen Unterschied der Südchinesen von jenen des Nordens — diese letzteren hält er für reine Chinesen — auf die Vermischung der ersteren mit Malaien zurück.

Was den Einfluss Vorderindiens anbelangt, sind die Klings (Tamyls) der Koromandelküste vorzüglich in den Ländern an der Malâccastrasse, die Indier der Nord- und Westküste Hindostans an der Ostspitze Javas massgebend gewesen.

Nach Dr. Hagen ist der Ursitz der Malaien Sumatra und Borneo und hält er die Battas und Dajaks für den Urtypus derselben. Diese homogenen Urvölker im Inneren der grossen Inseln unterscheiden sich körperlich und geistig von den Küstenbewohnern, welche letzteren die mehr vorgeschrittene, höher stehende Form darstellen, verursacht durch die an den Meeresküsten am meisten wirkende Rassenmischung.

Die Völker Malâccas, Sumatras und Javas sind nach den heutigen Verhältnissen und geschichtlichen Daten stark gekreuzt, und zwar sehr vorwiegend mit indischen und chinesischen Elementen; in Sumatra erfolgte die Einwanderung fremder Elemente von der flachen, leicht zugänglichen Ostseite und muss dessen Urbevölkerung sich am reinsten auf den westlichen, seewärts unzugänglichen Hochländern von Menangkabau und Tobah erhalten haben.

Das von allen Seiten leicht zugängliche Malâcca ist für die Reinerhaltung des malaiischen Typus viel ungünstiger gelegen und ist auch die dortige bedeutend gemischte Bevölkerung in ihren körperlichen Merkmalen nur wenig von den Malaien der Ostküste Sumatras verschieden, wo nahezu die gleichen fremden Elemente einwirkten.

Am meisten gemischt sind aber die Völker Javas, und zwar muss ihre körperliche Beschaffenheit von jener der Mischvölker um die Malâkastrasse verschieden sein, da auf Java Chinesen und Nordwestindier am stärksten auf die Urbevölkerung eingewirkt haben. Die Javaner im Osten der Insel werden am stärksten gekreuzt sein, die sogenannten Sundanesen aber in den schwer zugänglichen Gebirgen des Westens sich verhältnissmässig viel reiner erhalten haben.

Im II. Capitel gibt Hagen zuerst eine kurze Charakteristik der gemessenen Völker (bei allen sind nur Männer gemessen): Sikhs (7, ausgediente Soldaten aus dem Pendschab), Bengalis (8, aus Bombay und Calcutta), Klings oder Tamyls (50, fast alle aus der Umgebung von Madras und grösstentheils Parias), Penangmalaien (10, von der Insel Penang, Singapore und den Küstenstrichen von Malâcca), Delimalaien (41, Eingeborene der ganzen Ostküste Sumatras vom Cap Tamian bis nach Siok hinunter, die meisten aus dem Sultanate Deli und Serdang), Menangkabaumalaien (13, Mohammedaner aus den Hochländern von Menangkabau und Mandeling an der Westküste Sumatras), Battas (51, meistens aus der Umgebung des Tobahsees), Atjeher (2), Alas (6, ein mohammedanischer Battastamm an der südlichen Grenze von Atjeh), Sundanesen (18, aus Westjava), Javanen (63), Maduresen (5), Bugis (2), Baweanesen (22, von der kleinen Inselgruppe Bawean bei Madura) und endlich Südchinesen (64, aus der Provinz Kwang-Tung vom Stamme der Hakkas, einige wenige auch der Hoklos).

Daran schliesst sich das Messungsschema nach Virchow, jedoch mit mehreren Abänderungen, welche im Originale nachgesehen werden mögen.

Das III. Capitel bringt die Messungsergebnisse in Verhältniss- und Mittelzahlen tabellarisch zusammengestellt, woraus Referent die umstehende auszugsweise Tabelle mittheilt, darauf hinweisend, dass die Gesichtshöhe Virchow's Maass Nr. 4 ist, die Armlänge (sowie jene der Beine) mit dem Bandmaasse genommen wurde vom Acromium bis zur Mittelfingerspitze, die Länge der Hand Nr. 34 Virchow entspricht und die Fusslänge vom hintersten Vorsprunge der Ferse bis zur Spitze der hervorragendsten Zehe (meistentheils die grosse, nur manchmal die zweite Zehe) gemessen wurde.

Aus seinen Messungen zieht nun Dr. Hagen folgende Schlüsse:

1. die vorderindischen Völker (Sikhs, Klings, Bengalis) haben die längsten Extremitäten, kleinsten Köpfe und Gesichter, die längsten, schmälsten und höchsten Nasen;

2. die central- und westsumatranischen Völker (Menangkabau- und Mandelingmalaien, Battas, Alas) sind deren voller Gegensatz, mit kurzen Extremitäten, den grössten Köpfen, breitesten Gesichtern und kürzesten, platten Nasen;

3. die übrigen malaiischen und javanischen Völker bilden die Zwischenformen; im Allgemeinen stehen die Malaien der Malâccastrasse (von der Ostküste Sumatras und Westküste Malâccas) viel näher den Indiern, die javanischen Völker näher den Sumatranern. Diese Völker sind daher Mischvölker und haben die Deli- und Penangmalaien mehr indisches Blut in sich, als die Javanen;

4. die Süd- und Nordchinesen (nach Janka's Messungen in des Referenten „Körpermessungen") sind zwei ganz verschiedene Völker; die Nordchinesen stehen ihrer Kopf- und Gesichtsbildung nach bei den Indiern, von welchen sie sich jedoch durch ungemein kurze Extremitäten unterscheiden, wogegen die Südchinesen mit ebenfalls kurzen Gliedmassen in ihren Kopf- und Gesichtsverhältnissen nahe bei den Sumatranern, speciell bei den Javanen stehen und demnach als malaiisches Mischvolk ihren Körperverhältnissen nach betrachtet werden müssen.

Bezüglich der Haare gibt Dr. Hagen an, dass die Kopfhaare bei allen jenen Völkern sehr dicht, stark und dunkel-

braunschwarz waren; mit zunehmendem Alter fallen dieselben nicht aus. Bei den Chinesen sind sie ausnahmslos schlicht, bei den übrigen Völkern weich, langwellig, oft lockig, sehr selten kraus. Eine beigegebene Tafel von Querschnitten zeigt meist ovale, längliche, aber auch runde, nierenförmige und dreikantige Formen, gibt also kein positives Resultat. Bei den Schamhaaren (meist kraus und dicht geringelt, brünett, durchgängig heller als die Kopfhaare) ist die elliptische

18. bis 19. Jahr . . .	379	Mann,	Körpergrösse	1584 mm
20. „ 24. „ . . .	4375	„	„	1608 „
25 „ 29. „ . . .	4354	„	„	1621 „
30. „ 34. „ . . .	3337	„	„	1622 „
35. „ 39. „ . . .	2046	„	„	1622 „
40. „ 44. „ . . .	884	„	„	1623 „
45. „ 49. „ . . .	129	„	„	1625 „
50. „ 60. „ . . .	56	„	„	1617 „

		Sikhs	Bengalis	Klings (oder Tamyls)	Penangmalaien	Delimalaien	Menangkabaumalaien	Battas	Alas	Sundanesen	Javanen	Bawanesen	Südchinesen
Anzahl der Individuen vom 25. bis 60 Jahre		7	8	50	10	41	13	51	6	18	63	22	64
Ganze Höhe		1680	1601	1629	1622	1625	1591	1605	1580	1600	1613	1580	1622
Kopflänge		185	182	180	176	181	188	186	183	176	179	181	182
Kopfbreite		141	143	139	148	149	150	150	149	153	151	149	149
Index		762	790	772	845	826	800	806	813	869	846	825	817
Kopfumfang . . .	absolut	538	530	522	529	535	550	547	544	538	539	540	544
	relativ[1])	319	331	322	336	330	345	342	344	335	334	334	334
Unterkieferbreite .	absolut	108	104	99	104	108	106	109	111	107	107	105	107
	relativ	61	65	61	66	67	66	68	70	66	66	65	67
Gesichtshöhe . .	absolut	119	112	108	113	117	112	115	112	113	116	113	119
	relativ	·71	70	66	72	72	70	72	70	71	72	70	74
Armlänge	absolut	786	743	749	731	746	726	734	725	725	730	736	724
	relativ	467	462	462	465	460	456	458	459	453	453	455	449
Handrückenlänge .	absolut	175	171	168	174	173	167	170	170	167	167	172	162
	relativ	104	106	103	110	106	104	106	107	104	104	106	100
Beinlänge . . .	absolut	918	865	875	829	843	822	830	819	827	837	838	836
	relativ	545	538	540	527	520	516	518	518	517	520	517	518
Fusslänge . . .	absolut	261	255	248	239	250	248	249	239	251	248	249	245
	relativ	155	161	158	152	154	156	155	151	156	154	154	158

[1]) relativ zur ganzen Höhe = 1000.

Querschnittsform vorherrschend, neben vielen dreikantigen und nierenförmigen, die runde selten.

Die Hautfarbe ist bei den Klings am dunkelsten (dunkelbraun), bei den Bengalis weniger dunkel, noch etwas weniger bei den Menangkabaumalaien (hellbraun), bei den Battas, Javanen noch lichter (bräunlich), bei den Südchinesen am lichtesten (mehr gelblich); beigefügt ist eine Hautfarbenscala vom dunkelsten (I) bis zum lichtesten Tone (VII), davon Nr. VI dem Referenten jedoch lichter erscheint als Nr. VII.

Im IV. Capitel bespricht der Verfasser die Wachsthumsverhältnisse bei einzelnen seiner Völker, dieselben dahin deutend, dass mindestens bis zum 25. Lebensjahre die verschiedenen Körpertheile in ihren gegenseitigen Verhältnissen sich verschieben, und zwar nicht gleichmässig; bald wächst der, bald wieder jener Körpertheil rascher. Deshalb will er zur Bestimmung der Rassenverhältnisse nur ausgewachsene, d. h. über 25 Jahre alte Individuen verwendet wissen.

Diese ausgedehnte, höchst interessante und für die somatische Anthropologie wichtige Arbeit schliesst mit einem Anhange über die Körpergrösse der Südchinesen (15.722 Mann aus den Altersstufen vom 17. bis zum 63. Jahre); ihr allgemeines Mittel beträgt 1622 mm.

In fünfjährige Kategorien zusammengestellt, ergeben sich die nachstehenden Zahlen:

Wir müssen dem rührigen Verfasser gebührenden Dank zollen für das reiche, mühevoll gesammelte Materiale und nur wünschen, er möge in voller Gesundheit noch weiter arbeiten, aber auch ebenso fleissige Nachahmer finden.

Weisbach.

30.

Radloff, Dr. W. Vorläufiger Bericht über die Resultate der mit Allerhöchster Genehmigung von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ausgerüsteten Expedition zur archäologischen Erforschung des Orchon-Beckens. Aus dem Russischen übersetzt von O. Haller. (Mélanges asiatiques. T. X livraison 2.) St. Petersburg 1892.

— **Arbeiten der Orchon-Expedition.** Atlas der Alterthümer der Mongolei. St. Petersburg 1892.

N. Jadrinzew, der bekannte Erforscher der Mongolei, hat auf dem im Januar und Februar 1890 in Moskau stattgefundenen VIII. russischen archäologischen Congresse die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf den Reichthum an Alterthümern aller Art in der Mongolei, namentlich im Gebiete des Flusses Orchon, gelenkt. Dies veranlasste den Petersburger

Akademiker und berühmten Sprachforscher Radloff, der kaiserlichen russischen Akademie der Wissenschaften einen Plan zur Erforschung dieser interessanten Gebiete vorzulegen, welcher von dieser acceptirt wurde und auch die Bewilligung des russischen Kaisers erhielt. Zu Beginn des Jahres 1891 wurde diese Expedition in ziemlich grossem Massstabe organisirt und mit allen wissenschaftlichen Behelfen ausgerüstet. Ausser Radloff, dem Chef der Expedition, nahmen an derselben Theil: dessen Sohn, der schon erwähnte Reisende N. Jadrinzew, ferner der überaus thätige Sibirienforscher D. A. Klemenz aus Irkutsk, der Topographencapitän J. J. Stschegolew, der Naturhistoriker N. P. Lewin aus Kiachta und S. M. Dudin.

Mitte Juni brach die Expedition von Kiachta aus nach der Mongolei auf. Dieselbe zog zuerst südwärts nach Urga, wo die eigentliche Ausrüstung stattfand, und von da westlich zum Theile auf der Ürtönstrasse nach dem oberen Orchon, den sie beim Ügei-Nor erreichte, während Jadrinzew den ziemlich unbekannten Lauf des Flusses Tola, sowie die Quellflüsse der Charucha in archäologischer Beziehung erforschte und Mitte Juli mit der Hauptexpedition in dem grossen mongolischen Kloster Erdeni-Dsu zusammentraf. Auf dieser Route machte Radloff von der Hauptstrasse einen Abstecher nach den am Flusse Tola gelegenen Ruinen von Tsagan-Baischin, welche genau aufgenommen und durchforscht wurden. Dann ging es wieder zurück zur Hauptstrasse, wo sich am Flusse Charucha die Ruinen des gewaltigen Klosters Charuchajin-Chara-Balgassun befinden. Von dort ging es zu dem schon erwähnten Ügei-Nor und dann südlich an den Orchon zu dem Hauptforschungsziele der Expedition, dem eigentlichen Chara-Balgassun, den Resten der einst mächtigen Mongolen-Residenz Karakorum. Die Ruinen sind hier von zweierlei Art, nämlich: 1. die Reste einer alten Stadt der Uiguren und 2. östlich davon die Trümmer eines alten Palastes der Mongolen-Khane. Zwischen beiden wurden die Ueberbleibsel eines gewaltigen Granitdenkmales aufgenommen, welches Inschriften in chinesischer und in uigurischer Schrift, sowie eine dritte in sogenannten runenartigen Schriftzeichen zeigte, wie solche zuerst im Bezirke von Minussinsk in Sibirien und am Oberlaufe des Jenissei aufgefunden worden sind. Aus der Entzifferung der chinesischen Inschrift wurde die zweite Hälfte des VIII. Jahrhundertes als die Zeit der Errichtung dieses später in barbarischer Weise zerstörten Denkmales festgestellt. Radloff meint, dass die Reste des Palastes einer viel späteren Zeit angehören, als jene der Uigurenstadt, und zwar der Mitte des XIII. Jahrhundertes.

Nachdem sich hier alle Mitglieder der Expedition zusammengefunden hatten, wurde beschlossen, den Rückweg in drei Gruppen auf verschiedenen Routen zu nehmen. Radloff, dessen Sohn und die Herren Dudin und Lewin erforschten die Tuküe-Denkmäler von Koscho-Tsaidam, welche dem VIII. Jahrhunderte angehören, und untersuchten dann die Umgebung des Klosters Erdeni-Dsu. Dann ging er auf der Poststrasse von Kalgan nach Peking. Jadrinzew erforschte zuerst das unbekannte Gebiet des Changai und ging dann auf dem Wege zwischen der Charucha und dem Orchon direct nach Kiachta. Klemenz dagegen wandte sich nach Westen und Nordwesten, wo er, fortwährend forschend und sammelnd, den Oberlauf des Jenissei erreichte und Anfangs October in Minussinsk eintraf. Er glaubt, auf diesem Wege die Reste der vielgesuchten „Stadt der Kostbarkeiten" in der Nähe des Flusses Chanui aufgefunden zu haben.

Radloff fasst in dem Berichte die Ergebnisse der Expedition in folgenden Punkten zusammen: 1. Ist nicht nur eine Karte des mittleren Orchonthales mit Angabe aller sich daselbst vorfindenden Ruinenstätten und Denkmälern entworfen, sondern es sind auch folgende Marschrouten neu aufgenommen worden: *a*) von Urga direct nach Erdeni-Dsu; *b*) von Erdeni-Dsu den Gorigin-Gol aufwärts und von hier über den Dshirmantai längs des Chayn und der Sselenga bis Kiachta; *c*) von Erdeni-Dsu nach Süden über den Changai und den Tujin-Gol bis zum Ongin und zurück über Erdeni-Dsu auf das Kloster Ssu-Gyn bis zum Orchon; *d*) von Chara-Balgassun über den Dshirmantai und den Chanui nach Westen durch das Gebiet der Urianchai bis zum Jenissei, und *e*) von Erdeni-Dsu über den Dshirgalangtu nach Ssair-Ussu. 2. Sind genaue topographische Karten und Situationspläne folgender Ruinenstätten aufgenommen werden: *a*) Tsagan-Baischin an der Tola; *b*) des Klosters Charuchajin-Chara-Balgassun an der Charucha; *c*) der Ruinen von Daschin-Dsil südlich vom Ügei-Nor; *d*) des Ortes Chara-Balgassun am Orchon mit genauen Plänen von den Trümmern der Stadt und des Palastes; *e*) der Grabmäler von Koscho-Tsaidam[1]); *f*) des Klosters Erdeni-Dsu und des umliegenden Ruinenfeldes, und *g*) der Ruinen am Chanyn. 3. Sind Materialien zur genauen Beschreibung aller genannten Trümmerstätten gesammelt worden. 4. Sind Abklatsche von allen Inschriften genommen worden, welche die einzelnen Mitglieder der Expedition auf ihren Reisen angetroffen haben. 5. Sind photographische Aufnahmen und Zeichnungen von allen Denkmälern und Ruinen gemacht worden, welche die Expedition besucht hat. Ausserdem wurde werthvolles Material zur Geographie und Ethnographie der auf der Forschungsreise durchzogenen Gebiete gesammelt; ferner wurden Gesteinarten gesammelt und ein Entwurf zu einer geologischen Karte zusammengestellt; dann botanische Sammlungen angelegt und endlich meteorologische Beobachtungen und Höhenbestimmungen ausgeführt.

Die erste Lieferung des grossen Atlas enthält auf 64 grossen, prächtig ausgeführten Tafeln die wichtigsten Objecte, dargestellt durch Ansichten, Gräberpläne sowie Reproductionen der wichtigen Inschriften. Die zweite Lieferung soll auf 6 Tafeln die Pläne der aufgenommenen Ruinen bringen. Die dargestellten Alterthümer sind in vier Gruppen eingetheilt: 1. Vorhistorische Denkmäler, 4 Tafeln; 2. Denkmäler aus der Zeit der Tuküe-Dynastie (bis zur Mitte des VIII. Jahrhundertes, 22 Tafeln; 3. Denkmäler aus der Zeit der Uiguren-Dynastie (von 746—900), 9 Tafeln, und 4. Denkmäler aus der Zeit der Mongolen-Herrschaft, 35 Tafeln. Radloff bemerkt in der Einleitung zu dem Atlas über diese Gruppen Folgendes: „Ich habe alle von uns aufgefundenen Alterthümer der Mongolei in vier grosse Gruppen getheilt, die ungefähr den vier Epochen von Völkerablagerungen entsprechen. Die erste Gruppe bilden diejenigen Denkmäler, die keine Schriftzeichen bieten und deren Alter sich auf keine Weise bestimmen lässt. Ich möchte sie die Denkmäler der vorhistorischen Epoche nennen. Es sind dies: Grabhügel,

[1]) Die Untersuchung derselben ergab folgende interessante Resultate: 1. die äussere Anlage von Tuküe-Gräbern; 2. dass die Sitte, bei den Gräbern Steinfiguren aufzustellen, bei den Tuküe (den alten Türken) verbreitet war, wodurch auch das Vorkommen von solchen bis nach Süd-Russland erklärt wird; 3. dass die runenartigen Schriftzeichen bei den Tuküe vor dem VIII. Jahrhundert üblich waren, woraus auch der Grund für die Ausbreitung dieser Schrift bis in das Gebiet des Jenissei und des Tarbagatai sich begründen liesse.

Steinsetzungen, Zeichnungen auf Felsen und Steinblöcken. Dabei will ich keineswegs behaupten, dass alle diese Denkmäler der vorhistorischen Zeit angehören; es ist wahrscheinlich, dass ein Theil derselben vielleicht aus einer späteren Zeit stammt, ich habe aber alle die Denkmäler zu einer Gruppe zusammengefasst, für die mir keinerlei Beweise auf eine bestimmte historische Periode vorliegen. Die zweite Gruppe bilden die Denkmäler der Periode der Tuküe-Dynastie, die bis zur Mitte des VIII. Jahrhundertes den grössten Theil der nördlichen Mongolei beherrschte. Es sind diejenigen Denkmäler, die sich durch Inschriften mit runenartigen Schriftzügen auszeichnen oder die ihrer Form und Anordnung nach mit den inschriftlich bestimmbaren Tuküe-Denkmälern übereinstimmen. Die dritte Gruppe bilden die Denkmäler der Uiguren-Dynastie, die von der Mitte des VIII. bis zu Ende des IX. Jahrhundertes in der Mongolei herrschte. Nachweislich gehören zu dieser Gruppe nur die Ruinen von Chara-Balgassun am Orchon. Ich füge zu dieser Gruppe auch die Ruinen des Khan-Palastes bei, obgleich dieser wahrscheinlich aus der Zeit der Mongolen-Herrschaft stammt. Es ist nach der Lage des grossen dreisprachlichen Uiguren-Denkmales wahrscheinlich, dass dieses Schloss auf den Ruinen des alten Uiguren-Palastes errichtet worden ist. Die vierte Gruppe endlich bilden die Denkmäler der Mongolen-Dynastie, d. h. alle diejenigen Denkmäler, die seit dem XIII. Jahrhunderte in der Mongolei errichtet worden sind. Zu dieser Gruppe gehören die Ruinen von Karakorum (Erdeni-Dsu), die Ruinen von Dshirmantai und am Tuin-Gol, Boro-Choto, Toiten-Tologoi, Daschin-Dsil am Ügei-Nor, die Ruinen von Tsagan-Baischin an der Tola und von Chara-Balgassun an der Charucha.

Wir sehen der noch ausstehenden wissenschaftlichen Verarbeitung dieser grossen Expedition mit Spannung entgegen, welche ein neues Ruhmesblatt ausfüllt in den Annalen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, die schon manche Grossthat auf wissenschaftlichem Gebiete zu verzeichnen hat. **Heger.**

31.

Inscription de l'Orkhon. Recueillies par l'expédition finnoise 1890 et publiées par la Société Finno-Ougrienne. Helsingfors, 1892.

Viel bescheidener in ihrem Umfange, aber von nicht geringem Erfolge gekrönt war eine Expedition, welche ein finnischer Gelehrter, Dr. A. Heikel, ein Jahr vor der vorhin besprochenen russischen Expedition (1890) nach demselben Gebiete unternommen hat und deren Resultate in dem vorliegenden grossen Werke enthalten sind. Derselbe unternahm die Reise in Begleitung seiner Frau und seines Bruders. Dieselbe ging von Irkutsk nach Kiachta und Urga und von da auf der von hier gegen Westen nach Ulia-Sutaï führenden Strasse an der Orchon, um dort die von Jadrinzew entdeckten Inschriften zu studiren und zu copiren. Das Hauptaugenmerk wurde auf die Inschrift dreier Monumente gerichtet, von welchen die beiden ersten den Tukiu (den alten Türken), das dritte den Uiguren angehört. Ausserdem wurden die Reste der alten Mongolen-Residenz Karakorum aufgenommen, welche durch den Sohn und Nachfolger des mächtigen Tschingiskhan, Ogotai, im Jahre 1235 gegründet wurde und bald das Centrum des mongolischen Kaiserreiches war, bis die Stadt nach dem Ende der Herrschaft der Tschingiskhaniden verfiel und vergessen wurde. Das erste dieser Denkmale ist ein Gedenkstein zu Ehren des Prinzen K'iuet-tek-lek's, im Jahre 732 errichtet. Die auf einer Seite des Denkmales befindliche chinesische Inschrift wurde nach den mitgebrachten Copien von Prof. Georg von der Gabelentz entziffert. Ausserdem tragen die drei anderen Seiten Inschriften in den merkwürdigen Jenissei-Schriftcharakteren. Das zweite derselben, kaum ein Werst südöstlich von dem vorigen gelegen, trägt ebenfalls eine chinesische und eine jenisseiische Inschrift; es ist eine Stele zur Erinnerung an den Me-ki-lien (Mongolen) Pëk-Khakhan der Tukiu (des Bruders des Vorigen), welcher um das Jahr 733 oder 734 verstorben war. Die Entzifferung des chinesischen Textes hat C. Devéria unternommen. Das dritte und vielleicht interessanteste Monument (noch einmal so gross wie die letzteren, d. i. circa 6 m hoch), welches nur in Trümmern vorhanden war und das weiter im Südosten liegt, findet sich in dem Werke reconstruirt und trägt drei Inschriften: eine chinesische, eine uigurische und eine dritte in Jenissei-Charakteren. Dasselbe stammt aus einer späteren Zeit als das vorige, als schon hier nach den Türken Uiguren herrschten.

Die runenartigen Jenissei-Schriftzeichen auf den beiden ersten Monumenten sind in dem Werke von O. Donner in Helsingfors eingehend behandelt. Auch auf dem dritten Monumente liessen sich auf den Trümmern eine Anzahl solcher Schriftzeichen constatiren. Mit ausserordentlichem Fleisse ist ein eingehendes Vocabular derselben zusammengestellt. Sehr gross ist die Aehnlichkeit dieser Charaktere mit jenen, welche man aus Lycien und Karien kennt.

Leider sind alle drei Monumente stark beschädigt, namentlich das letzte, welches nur aus einer Anzahl von Trümmern besteht. Hochinteressant sind die beiden stilisirten Löwenfiguren am oberen Ende dieser Denkmale. Heikel spricht zwar von Drachenfiguren auf den beiden ersten Denkmalen, doch scheinen das auch nur stilisirte Löwenfiguren zu sein.

In der Nähe des ersten, am weitesten gegen Norden liegenden Monumentes fanden sich noch die Reste von sieben aus Stein gehauenen Figuren, auch alle mehr oder weniger beschädigt. Eine dieser Figuren hält einen Gegenstand in der Hand, welcher ein seidenes Taschentuch darstellt (sogenannter Khadak), mit welchem bei den buddhistischen Mongolen Geschenke und Opfer bedeckt zu werden pflegen. In der Nähe dieses Monumentes befinden sich auf einem kleinen künstlichen Hügel Spuren von alten Gebäuden.

In der Nähe des zweiten Monumentes befinden sich auch noch fünf Menschenfiguren und ein gut gearbeiteter Löwe. Die Türken wurden hier im Jahre 745 durch die Mongolen verdrängt, welchen das dritte Monument zuzuschreiben ist.

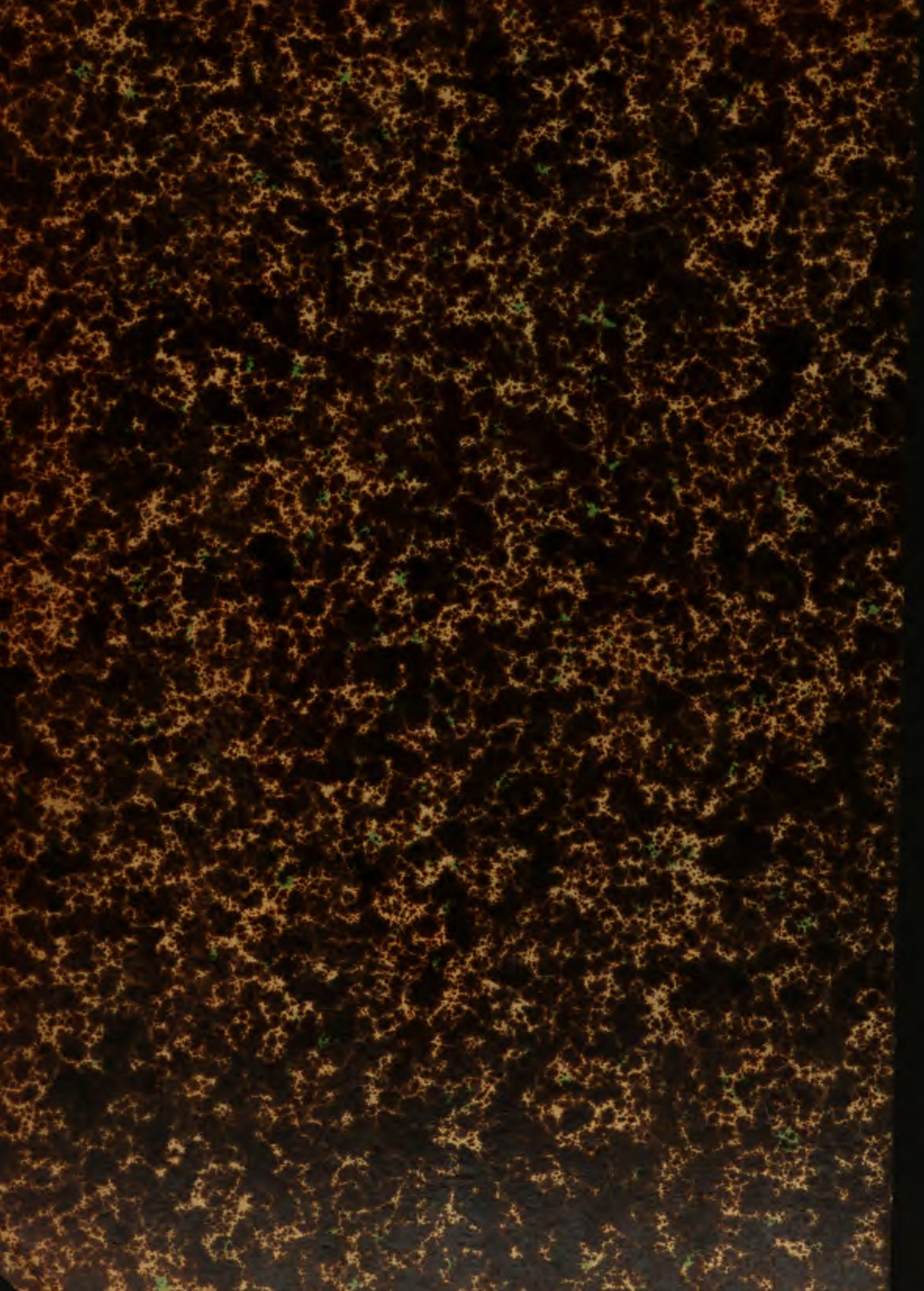
In einem weiteren Capitel gibt Dr. Heikel einen Ueberblick über die Alterthümer Transbaikaliens. Bis heute ist in diesem Gebiete keine der weiter im Westen so charakteristischen Inschriften in Jenissei-Charakteren aufgefunden worden. Dagegen finden sich hier neben anderen Denkmalen die im Gebiete des Jenissei sowie in der Mongolei so überaus häufig vorkommenden Kereksuren (d. i. Kirgis-Ksur = Kirgisengräber).

Das mit 66 Tafeln und einer Karte ausgestattete Werk zeigt von dem grossen und ernsten Streben des finnländischen Gelehrten, dessen Publication demselben, wie der gelehrten finno-ugrischen Gesellschaft in Helsingfors zur hohen Ehre gereicht. **Heger.**

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

10 Cntmtr.

Lichtdruck von J. Löwy, Wien.

Heger: Goldgeräthe von den Philippinen.

Circa $^1/_2$ nat. Gr.